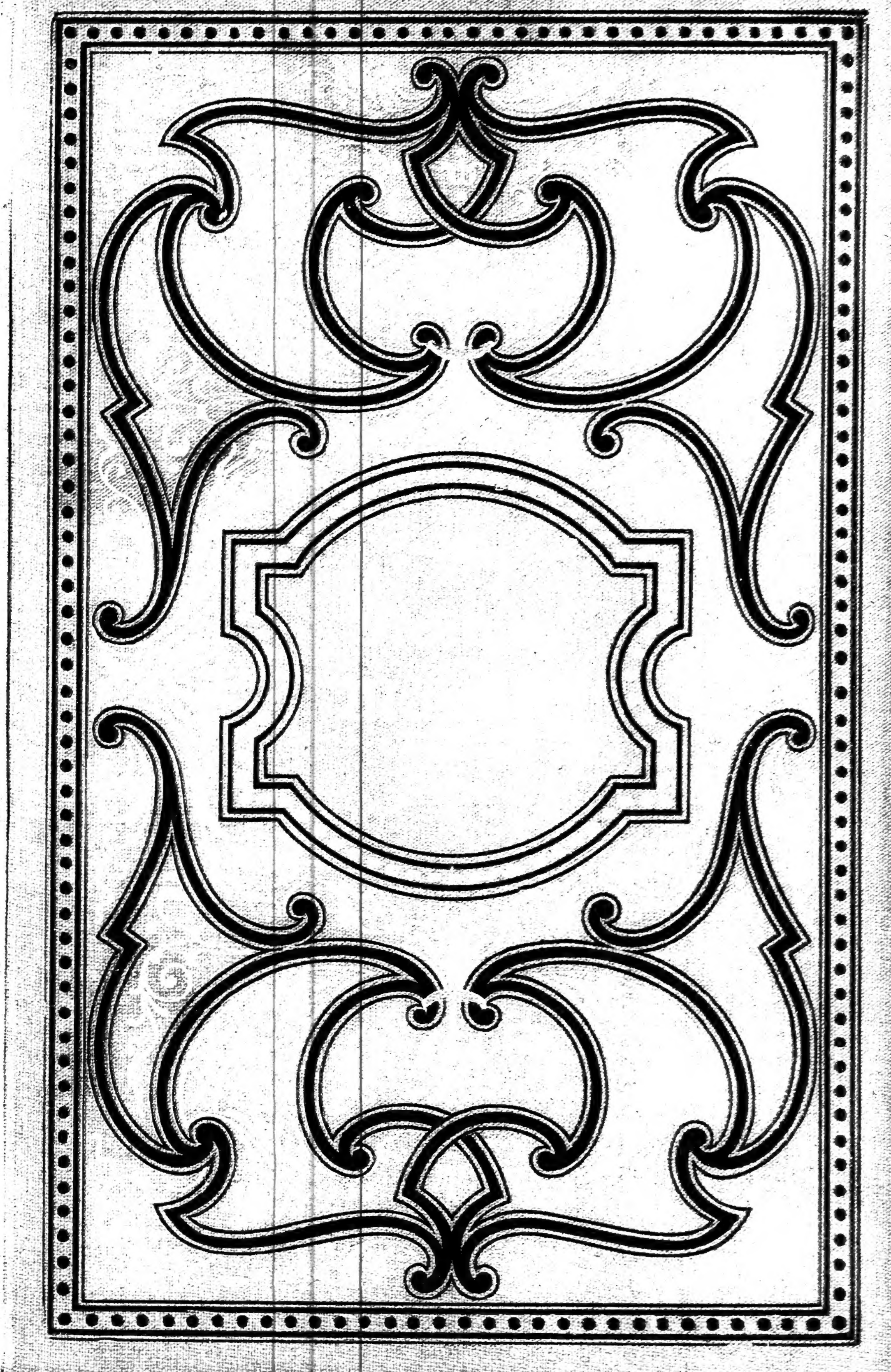


UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class	Book	Volume
834B75	KG68	1

Mr10-20M

Return this book on or before the **Latest Date** stamped below. A charge is made on all overdue books.

University of Illinois Library

L161—H41



Die Märchen

des

Clemens Brentano.

Herausgegeben von

Guido Görres.

Dritte Auflage.

Erster Band.



Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1879.

834 B75
KG68
v.1

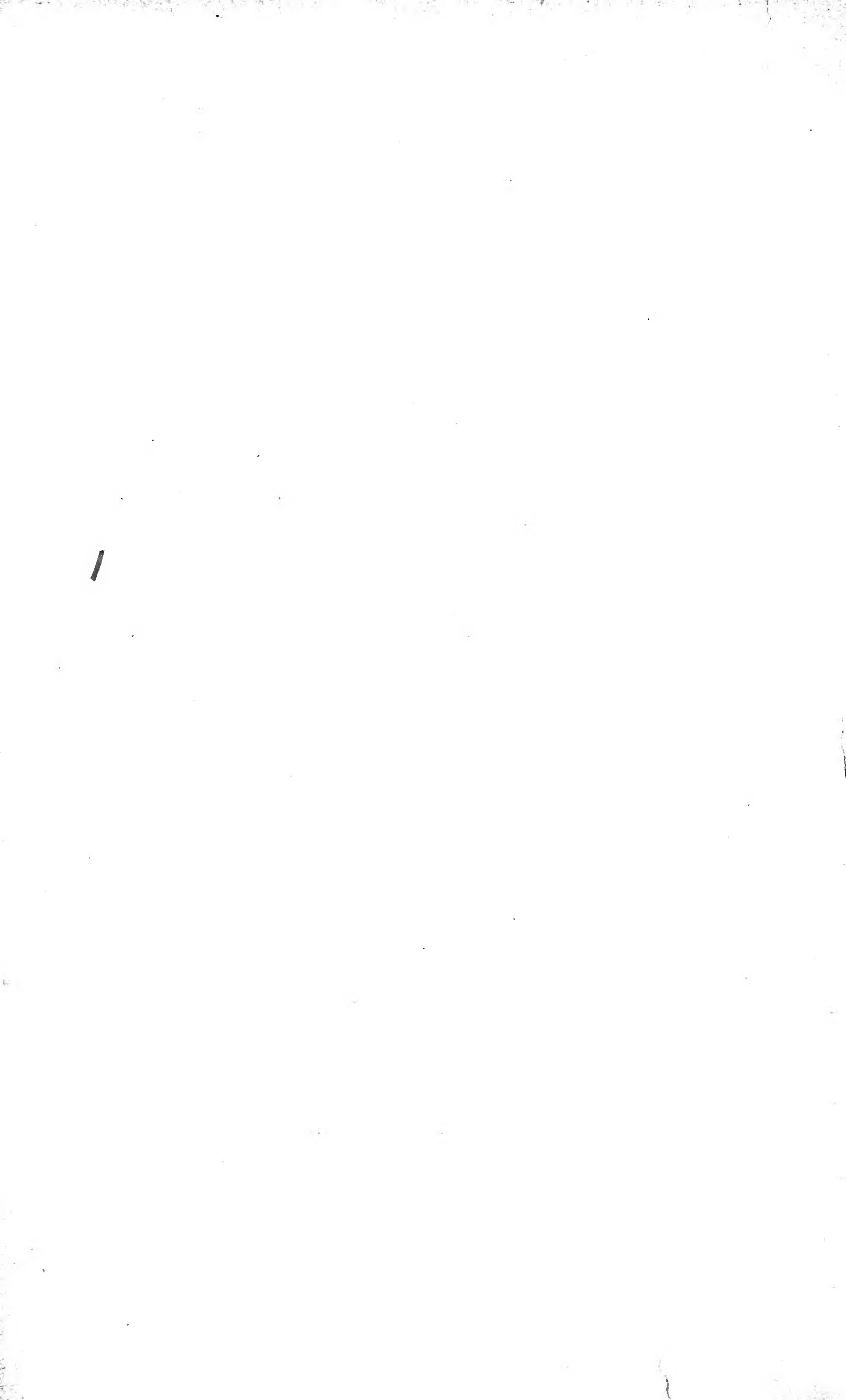
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

176944

Special German 2170 Stoebers 2.40

2V



Vorwort

zur Erinnerung an den Dichter dieser Märchen

von dem Herausgeber.

(Einleitung zur ersten Ausgabe, 1846.)

Geh betteln, armes Lied!
Geh um von Thür zu Thür,
Sprich: diesem Haus sei Fried!
Daß Gott die Herzen rühr.

Mit diesen Worten schickte Clemens Brentano im Jahr 1830 sein Moseleisgangslied in den kalten Winter hinaus, die harten Herzen zu erweichen, daß sie die Hand zu milden Gaben des Mitleids öffneten; zehn Jahre später, als er selbst in der kranken Brust die Nähe des Todes fühlte und seine kalten Schauer des Dichters Geist umwehten und ihn an den Abschied von der Welt mahnten: da kamen ihm auch seine Märchen in den Sinn, die seit so vielen Jahren ihn in seinen Mappen begleitet hatten, und über sie verfügend, setzte er in sein Testament folgende Worte:

„Die Manuscripte meiner Märchen sollen dem Herrn Dr. Guido Görres überantwortet werden, damit dieser die Herausgabe derselben nach seinem Ermessen besorge. Der Ertrag davon, nach Abzug eines durch die Testamentsexecutoren zu bestimmenden Honorars für den Herausgeber, soll verwendet werden nach Maßgabe und Proportion der unter II. B. Nro. 1 bis 6 und Nr. 9 getroffenen Bestimmungen."

Es sind die Armen, welche er hiemit als Erben seiner Märchen einsetzte, ihnen sollten die goldenen Früchte von den duftenden

Blumen des überreichen Frühlings seiner dichterischen Phantasie zur Stillung ihres Hungers, zur Bedeckung ihrer Blöße, zur Heilung ihrer Wunden, zur Unterweisung der Unwissenden, zur Besserung der Verirrten und zum Heile ihrer Seele zu Gute kommen. Das Testament zählt die Erben der Reihe nach auf, denen der scheidende Schwan die Spende seiner Liebe zudachte, es sind: die barmherzigen Schwestern in München, jene gottgeweihten Jungfrauen, die um Gottes Willen den Dienst der Kranken in dem dortigen großen Hospital der Stadt versehen; weiter sind es die Frauen vom guten Hirten in Haidhausen bei München, welche mit aufopfernder Liebe verirrten Seelen eine Zuflucht zur Buße, Sühnung und Besserung im Schatten des Kreuzes anbieten; ferner die armen Schulschwestern in der Vorstadt Au bei München, welche armen Kindern geistliches Brod der Lehre unentgeltlich darreichen; weiter sind es die hülflosen Kranken in Regensburg, welche von der milden Hand des Fräuleins Apollonia Diepenbrock verpflegt werden; dann ein jeweiliger mittelloser Zögling des Priesterstandes nach Wahl seines Diöcesanbischofs von Limburg; endlich das Haus armer Kinder zu Sankt Barbara in Koblenz unter der Obhut seines Pflegvaters, des H. Dietz — diese sind es, welchen der Ertrag der Märchen, dieser reizenden Zauberkinder eines der poesiereichsten Geister, die je gelebt, zufließen soll.

Aber nicht allein der Ertrag der Märchen soll ihnen nach dem Ausspruch des Testamentes zufallen, auch den Ertrag der noch ungedruckten Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich, nebst einem vollen Dritttheile seines ganzen Vermögens hinterläßt er ihnen, seinen Verwandten das Uebrige hingebend.

Sein Wunsch in Betreff der Märchen geht nun in Erfüllung, und zwar in der Weise, daß die Summe des ganzen Honorars ungeschmälert milden Zwecken zugewendet wird, indem der Herausgeber seine Mühewaltung einerseits als eine Ehrenpflicht seiner Dankbarkeit gegen den dahingeschiedenen Freund ansieht, andererseits sich geschämt hätte, hinter seinem Beispiel zurückzubleiben und das Geringste von diesem Almosen der Barmherzigkeit für sich

selbst in Anspruch zu nehmen. Möge Brentano's Poesie, wie er es selbst wollte, als eine barmherzige Schwester, nicht um den Beifall der Welt, oder um irdischen Gewinn, sondern zur Erleichterung der Noth und um Gotteslohn in die Welt eintreten und Denen, welche sie gastlich aufnehmen, zum Danke die Stunden mit ihren reizenden Liedern und Bildern erheitern. Und mögen Alle, denen diese Märchen zu Gesichte kommen, die sich an ihrem kindlichen Spiele erfreuen, die mit ihrer harmlosen Heiterkeit lächeln, die von der Zartheit, der Tiefe, der Innigkeit, dem Ernste und der himmlischen Unschuld und Anmuth dieser sehnsuchtweckenden Kinderwelt ergriffen und gerührt werden, des Dichters mit frommem Ernst gedenken, der also seine Poesie zur Bettlerin für die Armen machte, und das in einer Zeit, die sich nur zu geneigt finden läßt, mit den edelsten Produkten des Geistes den niedrigsten Schacher industriöser Selbstsucht zu treiben und worin der deutsche Buchhandel wetteifert, unser Volk mit dem Abfluß der Pariser Kloaken in zwanzig Uebersetzungen zu überschütten, wenn das Geschäft, wie schmutzig es immer sei, nur einigen Gewinn verspricht.

Wohl gibt es Manche, die erst in der Stunde des Todes, in dem Augenblicke, wo ihr Leben den bleichen Lippen entschwindet, zu ihrem Schrecken inne werden, daß der Mensch nicht auf dieser Welt ist, um in kalter Selbstsucht und unersättlicher Genußgier nur sich selbst zu leben, und die dann, um die langjährige Schuld, welche sie gegen ihre Brüder sich anhäufen lassen, wieder gut zu machen und ihr zagendes Gewissen zu beruhigen, in ihrem letzten Willen den Armen ein großes oder kleines Almosen auf den Rand des Grabes niederlegen. Clemens Brentano gehörte nicht zu diesen.

Es war, wie schon der Spruch seines Moseleisgangsliedes am Eingange dieser Rückerinnerungen bezeugt, nicht die Vorempfindung des Todes, nicht der Ernst der letzten Stunden diesseits des Grabes, welche ihn aufschreckend ermahnten, sich auf diese Weise im letzten Augenblicke des erlöschenden Lebens nach einem Geleite guter Werke aufopfernder Nächstenliebe zum Besten seiner armen Seele, vor den Augen eines strenge Rechenschaft fordernden Richters,

umzusehen; o nein! Wie reizend, wie lachend auch die wundervolle Zauberwelt war, womit sein phantasiereicher Geist ihn umgab: der Schrei der Noth und des Elends aus der wirklichen Welt fand in seinem Herzen, lange vor seinem Tode, bereitwillige Erhörung; war ja der Ertrag alles Dessen, was er in den letzten Jahrzehnten seines Lebens durch literarische Arbeiten sich erwarb, ausschließlich frommen und mildthätigen Zwecken gewidmet. Und dies genügte ihm noch nicht; bei einem überaus mäßigen Leben strenger Entsagung war auch der bei weitem größere Theil der Einkünfte seines nicht unbedeutenden Vermögens der gleichen Wohlthätigkeit gewidmet.

Floß übrigens dieser Drang nach Wohlthätigkeit in den späteren Jahren aus seiner religiösen Ueberzeugung, und übte er sie, mit Ueberwindung seiner Natur, als eine heilige Pflicht, so war sie auch damals schon, als sein Geist sich noch in einer ganz andern Richtung bewegte, seinem Herzen nicht fremd. Ein Faden werkthätiger Barmherzigkeit zieht sich schon von früh an durch sein Leben hindurch; allein wir wüßten vielleicht sehr wenig davon, wenn die Schriften, die er von Zeit zu Zeit verfaßte und diesem Zwecke widmete, nicht Zeugniß dafür ablegten. Hier am Eingange des blüthenreichen Gartens seiner Märchen möge es uns darum gestattet sein, einen Rückblick auf diese Seite seines Lebens zu werfen; es sind Blumen, seiner Liebe entsprossen, die wir der Dankbarkeit der Nachwelt übergeben, damit sie daraus einen Kranz für sein Grab flechte.

„Der Philister“, jene witzsprühende und funkelnde Abhandlung, die, 1811 in Berlin gedruckt, nun eine große literarische Seltenheit geworden ist, eröffnet den Reigen. Einem armen Schreiber und seiner Familie durch ihr Abschreiben ein Almosen zuzuwenden, das war ihm die erste Veranlassung der Vervielfältigung dieser scherzhaften Abhandlung, wie die erste Seite der Schrift selbst in Form eines Vorworts an die Herren Subscribenten ankündigt. Ihrer Seltenheit wegen und weil sie für seine Denkweise charakteristisch ist, lassen wir daraus seine Aufforderung „an die Herrn Subscribenten“ hier folgen:

„Es ist uns allen bekannt, daß nachfolgender Scherz im Vertrauen auf fröhliche und verstehende Gesinnung entstanden und mitgetheilt worden, und daß der Entschluß, diesen Aufsatz zu vervielfältigen, sich an dem Wunsche, einen armen Mann, der schreiben kann, zu unterstützen, unter den Zuhörern zuerst realisirt hat. Der Druck wurde scherzhafter Weise, als an sich etwas philistrisch, verworfen, vorzüglich aber, um dem Schreiber das ganze Verdienst zuzuwenden; da aber die Zahl der Subscribenten ansehnlicher als erwartet ausfiel, war zu befürchten, der Schreiber, der an den Augen leidet, möchte bei aller Anstrengung erst spät vermögen, alle seine Wohlthäter zu befriedigen, und dabei noch ein schweres Opfer mit seinem Gesichte bringen; es wurde daher beschlossen, den philistrischen Druck als vortheilhafter vorzuziehen, und somit erscheint dieses gedruckte Manuscript, oder lederne Hufeisen, wobei zu erwähnen, daß, da durch die Druckkosten der gehoffte Verdienst für den Schreiber allerdings geschmälert wird, diesem philistrischen Fehler nur dadurch abgeholfen werden kann, daß mehrere Exemplare abgezogen werden, und daher jeder der Besitzer eingeladen wird, sein Exemplar nicht zu verleihen, sondern Jeden, der sich über die Philister, oder sich selber, Raths erholen will, gefälligst an die Wittich'sche Kunsthandlung, Jägerstraße, gegen der Bank über, zu weisen, wo eine Anzahl Exemplare werden niedergelegt werden und ums Geld zu haben sein. Es ist dies Verweigern der Mittheilung an Andere eine Wohlthat für den Armen und keine Härte für den Neugierigen, da Jeder, der Dergleichen zu lesen Lust und Zeit haben kann, auch das Geld dazu haben muß. Ja, es ist dies die wahre Freudenerfindung, die ein Westphälinger vor Jahren im Reichsanzeiger auf Subscription von acht Groschen bekannt zu machen versprach, und die endlich darin bestand, ihm diese acht Groschen als einem armen Schelmen verschafft zu haben; hier läuft es am Ende auf dasselbe hinaus, wenn alles Folgende dem Käufer nicht einige Freude und einigen Ernst erwecken sollte, das heißt, wenn er ein Philister wäre, dann aber kauft er es ja gar nicht.

Ein Thaler Courant!
Kauf, milde Hand,
Philister Hohn,
Und Gotteslohn."

Auch mitten in dem Kanonendonner der stürmischen Jahre des Befreiungskrieges, als er 1813 „unter fliegenden Fahnen und bei brennender Lunte" in Wien das klingende Spiel von der „Viktoria und ihren Geschwistern" dichtete, auch damals gedachte er des leisen Gewimmers der Noth; es ist ein Chor von Waisenkindern, die im wilden Getümmel des Lagers ihre zarte flehende Stimme erheben:

Die Kinder sind
Vom Kriegeswind
Hinaus geweht,
Kein Hälmlein steht.

O Rabe, säe,
Spinn, Lilie,
Daß Gott erbarm,
Wie nackt und arm.

O Vaterland,
O milde Hand
Thu dich jetzt auf
Und nimm uns auf.

Ihr Anblick erweckt schmerzliches Mitleid, und die Vertriebenen werden von dem Felde der Zerstörung zu einer stillwaltenden Wohlthäterin gewiesen:

Es ist eine edle Dame,
Trost gibt Armen schon ihr Name,
Wer sie sonst ist, weiß man nicht,
Doch sie übet heil'ge Pflicht,
Sie wird speisen euch und kleiden
Und den Weg des Herrn euch leiten.

Da sind die Verlassenen getröstet, und zu der harrenden Mutter ziehend, singen die Waisen um Aufnahme bittend:

Caritas! Caritas!
O du gute, milde Frau!
Ohne Trost uns nicht entlaß,
Lilie spinnt nicht und hat Thau,
Rabe sät nicht und hat Futter,
O du treue Waisenmutter,
Caritas! Caritas!

Um dieselbe Zeit, in den Jahren der Befreiungskriege, dichtete er auch seinen „Rheinübergang Kriegsrundgesang. Wien 1814,“ worin er den Gruß seines Heldenliedes bald an den einen, bald an den andern der Bundesstreiter wider den großen Unterjocher der Völker richtet; einige Strophen mögen als Probe uns hier den Klang jener Tage wieder erwecken:

Auf, ihr starken Siegesbrüder!
Brecht mit Sang und Klang die Nacht,
Singt den Schicksalssternen Lieder,
Bis der Tag uns jenseits lacht.

Herrlich! herrlich! sich vergessen
Und das Seine um die Welt,
Seine Noth nach unsrer messen,
Konnte Franz, er ist ein Held!

Moskau brennt uns in den Seelen,
Lachet, Brüder, trinkt den Wein,
Denn ein glühend Schwert zu stählen,
Muß es gut gekühlet sein.

Nun wollt voll den Becher gießen,
Daß er sühnend überrinnt,
Bayern, Schwaben, Baden grüßen;
Alle sind nun deutsch gesinnt.

Seid gegrüßt, ihr Rebenhügel!
Sei gegrüßt, du frommer Rhein!
Unter deutschem Adlerflügel
Reife wieder, deutscher Wein.

Unsrer Sprache heil'ge Zungen
Stimmen all in einen Klang,

Und am Rheine voll erklungen
Ist der deutsche Siegsgesang.

Nun sei treu von uns umschlossen,
Deutsche Eidgenossenschaft!
Auch in uns sind Eidgenossen:
Sieg und Eifer, Muth und Kraft.

Wollt denn mit uns niederknieen,
Schweizer! über freien Grund
Mit der Welt zur Freiheit ziehen,
Stimmet ein mit deutschem Mund.

Rinnet ab, ihr zorn'gen Wogen!
Erde! tauche grün empor,
Unter Gottes Regenbogen
Klinget dann der Friedenschor.

Und dann pflanze ein gerechter
Noah uns den Siegeswein,
Deiner Freiheit fromme Fechter
Trag zum Sieg nun, Vater Rhein!

Chor.

Singen, klingen, Fahnen schwingen,
Feinde zwingen, Sieg erringen,
Nach den Friedenskronen springen,
Und wenn sie am Himmel hingen,
Auf, es wird mit Gott gelingen.

Allein auch dieser Bundesgruß sollte den Armen ein Almosen einbringen; denn auf der Stirne dieses Rundgesanges des Jahres 1814 stehen wieder die Worte:

„Zum Besten eines Armen,
Der Dichter hat die Lust davon,
Wer mehr gibt, hat Erbarmen,
Ein Groschen mehr bringt Gottes Lohn!"

Als im Winter 1830 das Eis seine Verheerungen in der Gegend von Koblenz anrichtete, wo der Dichter sich damals aufhielt, war es wieder die milde St. Caritas, die Mutter der Waisen

und Verlassenen, welche ihn zum Moseleisgangslied begeisterte. Das Eis der Mosel war nämlich aufgegangen, während der Rhein noch starr gefroren lag; die Schollen fanden keinen Ausweg, sie wälzten sich krachend über der gefrorenen Rheinfläche stundenweit stromaufwärts. Also Eis auf Eis thürmend, schwoll die Fluth der empörten Mosel immer höher und höher, Alles, was ihr in den Weg kam, niederschmetternd und fortreißend. Da stand in dem Dörfchen Lay die arme Hütte eines Taglöhners dem wüthenden Strome ausgesetzt, der mit seinen gewaltigen Blöcken mächtig drauf losstürmte. Ein Vater, eine Mutter und sieben Kinder waren in der unglücklichen Hütte eingesperrt; die Treppe schlichen sie hinan, zerbrachen das Dach und sahen rings um sich her ein schreckenvolles Wogengrab. Achtzehn Hände erhoben sich in der schrecklichen Noth flehend zu Gott.

Hell schreit die Mutter Weh!
Hell schrei'n die Kinder auf,
Der starre Wogensee
Frißt ihre Stimmen auf.
Nun beten Mann und Weib
Und Kinder Herz an Herz,
Ein angstbeseelter Leib,
Viel Hände himmelwärts:
„Ach, Herr! dein Will gescheh,
Herr, hab mit uns Geduld!
Auf Jesu Wunden seh,
Und nicht auf unsre Schuld."

So rufen sie Hände ringend in der Schreckensnacht zum Vater im Himmel; die Mosel aber wüthet fort; Bäume wie Reisig zerknickend und Kähne und Schiffe zerdrückend, Brücken brechend und Häuser und Hütten wie Felsblöcke dahinrollend; so wälzen sich ihre Eislager, von den Fluthen gehoben, fort und fort donnernd heran; das eisumstürmte Haus verschwindet vor den Blicken der Nachbarn im kalten Mondenschein der Nacht; kaum sieht nur noch das Dach heraus. Es schien, der Morgen sollte ein Eisgrab mit stummen Leichen begrüßen; allein Gottes Hand hatte die Betenden

beschirmt; einen schützenden Wall hatten die Eisblöcke um die arme Hütte gethürmt; die Nachbarn horchen erstaunt; ein Dankgeschrei erhebt sich aus Angst und Noth zum Himmel; sie brechen sich Bahn durch das Eis, sie erklettern das Dach und ziehen weinend in dankbarer Freude die Geretteten heraus, und der Morgen singt ihnen dazu frohlockend sein Tedeum:

Lob Gott, du Wassersnoth!
Lob Gott, du Eisgang wild,
Ein Schwert auf sein Gebot,
Auf sein Gebot ein Schild.
Lob Gott, du armes Haus,
Lob Gott, du Mann und Kind!
Er hört im Fluthgebraus,
Die zu ihm betend sind.
Lob Gott, du armes Lay!
Lobt Gott, ihr Trümmer kraus;
Er bricht das Haus entzwei
Und bauet auch das Haus.

Doch nicht allen Hütten waren die Eisfelsen ein schirmender Wall geworden. Mitleid und Barmherzigkeit fanden auf der öden Stätte der Niedergebeugten viele aufzurichten und des Niedergerissenen und Zertrümmerten Vieles aufzubauen; dies bewegte denn auch den Dichter, sein Töchterlein, die Poesie, wieder mit der Bettelbüchse und dem Pilgerkleide hinaus zu schicken, an den Thüren der Reichen und Barmherzigen an ihren warmen Stuben anzuklopfen und den Obdachlosen ein Almosen für einen Stein zum Wiederaufbau ihrer Hütte heimzubringen. Darum gab er seinem Kinde als Segen und Zehrpfennig den Scheidegruß mit auf den Weg, welchen wir oben angeführt; es sollte ihnen das Wunder der Barmherzigkeit Gottes erzählen, damit auch sie sich barmherzig erzeigten, wenn es ihnen Gottes Güte preisend zurief:

Er war so stark und mild,
Drum sang das Mitleid mich;
Du Mensch, sein Ebenbild,
Du auch erbarme dich!

Kauf mich, so wird ein Stein,
Der an der Hütte baut,
Dem milden Fraunverein
In Koblenz anvertraut.

Allein nicht nur den Obdachlosen im Rheinthal, sondern auch den Kindern der Donau sollte die Stimme seines Liedes unterstützendes Mitleid erwecken. Als nämlich, zehn Jahre nach jenem Unglück von Koblenz, der Eisgang der Donau 1841 in der Diöcese Regensburg großen Schaden anrichtete, da sandte er ein zweites Töchterlein seiner Muse, die heilige Marina, jenes rührende Bild leidender Unschuld und himmlischer Ergebung aus der heißen Wüste Egyptens, um das kalte Eis der Herzen mit dem linden Hauche eines gottgeweihten Mundes zu schmelzen und die starren zu den Werken hilfreicher Nächstenliebe zu erwecken. Eine Zeichnung, die einer seiner liebsten jüngeren Freunde, der Historienmaler Eduard Steinle, entworfen, gab ihm die Veranlassung dazu, was die Zueignung an denselben ausspricht, an ihn richtet er die Worte seines mitleidvollen Herzen:

— — — — — — — — Horch! — Wehklagen!
Die Donau, die das Wiegenlied dir sang,
Droht wild des Eises Fesseln zu zerschlagen;
Ihr Kind, die Noth, wehklagt den Strand entlang.

Wir geben ihr das Lied ums Brod zu singen;
Vergelt's Gott! — Horch, zu beten lehrt die Noth.
Und wird das Mitleid ihr dein Bild auch bringen,
Geht Bild und Lied vereint wie Kunst nach Brod.

O in der Liebe, welch ein heilend Fügen!
Der glühe Orient gibt dir ein Bild,
Das haucht der Noth aus warmen Athemzügen
Ein Schlummerlied ins Donaueisgefild.

Marina! hilf der Donau singen, wiegen,
Sieht sie die Noth, ihr ausgesetztes Kind,
Im Schlummer lächelnd dir am Herzen liegen,
Dann bricht das Eis und thaut dem Armen lind.

Wem ist übrigens nicht sein Märchen: „Gockel, Hinkel und Gackeleia“ bekannt? Ursprünglich dem großen Cyklus der Rheinmärchen angehörend, ließ er sich, wenn auch lange zögernd und mit widerstrebendem Sinne, doch endlich bewegen, dasselbe abgesondert von den übrigen, noch zu seinen Lebzeiten, herauszugeben. Allein auch sein Ertrag sollte, wie der Schreiber dieser Zeilen aus seinem eigenen Munde weiß, einem frommen Zwecke gewidmet sein. Im Jahr 1838 war es, und der Dichter beschäftigte sich gerade mit den letzten Druckbogen, als er durch einen Bittenden in seiner Arbeit unterbrochen ward. Es war, wenn ich nicht irre, ein Priester aus Gelnhausen, das in jenem Märchen des hennegauischen Hahnengeschlechtes der Gockelios und Alektryonen eine so große Rolle spielt, dieser, oder ein Angehöriger der Grafschaft Katzenellenbogen, bat ihn um ein Almosen für eine dort zu errichtende katholische Kirche. Der Dichter, dessen Phantasie damals so ausschließlich mit Hennegau und Gelnhausen, Prinzessin Mandelbiß und Prinz Speckelfleck, Hahnemann und Gackeleia beschäftigt war, sah hierin einen Wink, das scherzende Spiel seines Geistes durch einen ernsteren Zweck zu heiligen, und versprach dem Bittenden, wie er es mit dem armen Kinde von Lay einige Jahre früher gethan, daß die goldenen Eier seiner Gackeleia sich in eben so viele Steine zum Aufbau seiner armen Kirche verwandeln sollten. Und hierauf spielt er an, wenn er in der „herzlichen Zueignung“ dieses Märchens Seite V. seinem lieben Großmütterchen sagt: „Später einmal durch Gelnhausen fahrend, glaubte ich besonders viele Bäcker- und Fleischerladen dort zu sehen; wäre aber dieses nur ein Spiel der Phantasie gewesen, so mahnt mich doch heut eine Fügung, allen Lohn, den mir Gockel je zu Tag scharren wird, nach Gelnhausen zu wenden!“

Das bedeutendste Almosen jedoch von allen, welches seine milde Hand gespendet, war ohne Zweifel das aus dem Ertrage der Betrachtungen der Emmerich über das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi. Der Erlös der sechs bisher erschienenen Auflagen floß, wenn ich nicht irre, ausschließlich, und noch vermehrt

durch zeitweilige Schenkungen aus den Ersparnissen seines überaus mäßigen Lebens, und zwar in einem Betrage von ungefähr fünfzehn tausend Gulden, theilweise den Armenanstalten von Koblenz, zu Handen seines wohlthätigen Jugendfreundes des Herrn Dietz, theilweise den unheilbar Kranken unter der Pflege seiner aufopfernden Freundin Apollonia Diepenbrock in Regensburg zu.

Wie sinnreich er übrigens war, seine Wohlthätigkeit mit seinen Bedürfnissen zu verknüpfen, das zeigen die Märchen auch noch auf eine andere Weise. In den letzten Jahren seines Lebens wurde er nämlich Willens, eine Reinschrift von seinen übrigen Arbeiten und so auch von den Märchen machen zu lassen. Hiezu ersah er sich aber keinen Abschreiber von Profession, der ihm, seiner Uebung wegen, die Sache natürlich am schnellsten, am richtigsten und am wohlfeilsten hätte machen können. Nein, er wollte diesen Verdienst als ein Almosen einer armen Wittwe zuwenden. Daß die gute Frau mit dem besten Willen und Fleiß manche irrige Lesart nicht vermeiden konnte, begreift sich leicht; er sah es aber ohne Zweifel als ein Opfer und eine Uebung der Geduld und Demuth an, die er Gott und seinen Nebenmenschen schuldig sei. Ich selbst sprach die arme Abschreiberin länger als ein Jahr nach seinem Tode, und sie sagte mir, Thränen der Dankbarkeit in den Augen: „Ja, der Herr Brentano, ach! wenn der noch lebte, ich wollte ihn gern mit meinen Händen aus dem Grabe ausgraben!"

Andere mit dem gleichen Geiste zu beseelen, der in ihm lebte, schrieb er sogar ein eigenes Werk über die Ausübung der Barmherzigkeit. Ein Buch, welches auch noch in anderer Hinsicht merkwürdig für seine Charakteristik ist, indem es zeigt, daß der unerschöpfliche Dichter mit großer Selbstbeherrschung seiner überreichen Phantasie auch Meister zu werden wußte, wenn es galt, einen einfachen, klaren, schmucklosen, jedes Wort nach dem Maße strenger Wahrheit abwägenden Bericht über gegebene Verhältnisse, Personen und Zustände abzufassen. Das Buch, welches wir hier meinen und Allen, die es nicht kennen, bestens empfehlen, führt den Titel:

Die barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege. Zum Besten der Armenschule des Frauenvereins zu Koblenz. In Commission bei Hölscher in Koblenz 1831.

Welcher Kritiker würde wohl errathen, daß diese mit so kühler Schärfe und Klarheit, jeden Schmuck verschmähende Schrift von derselben Hand geschrieben sei, welche die Wunderwelt der Märchen hervorzauberte, welche den Ponce de Leon, die Gründung Prags, die Romanzen von den drei Rosenkränzen, den Philister, die Viktoria und ihre Geschwister, die Geschichte vom Caspar und Annerl, die lustigen Musikanten, die mehreren Wehmüller, den fahrenden Schüler und so vieles andere Gedruckte und Ungedruckte in unerschöpflichem Reichthum dichtete, dieselbe endlich, welche die Betrachtungen der westphälischen Klosterfrau vom Agnetenberge niederschrieb.

Sehr treffend spricht er Seite 415 in dieser Schrift über die barmherzigen Schwestern, in Bezug auf das Verhältniß von Wohlthätigkeit und Armuth und die göttliche Oekonomie zwischen Hülfe und Noth, die inhaltreichen Worte:

„Wie aber Gott mit den Bedrängnissen, die er sendet, die brüderliche Liebe der Menschen erwecken will, geht daraus hervor, daß die Noth sogleich gebrochen wird, sobald die Liebe der Menschen zu einander als Glieder Eines Leibes sich thätig zeigt. Wenn Jeder gibt, was er zuviel hat, wird Niemand arm sein in der wohlhabenden Zeit; wenn Jeder gibt, was er entbehren kann, wird Niemand entbehren in harter Zeit; wenn aber der Bemittelte so redlich mit seinem armen Bruder theilt in höchster Noth, daß er auch sein Theil von dessen Armuth selbst auf sich nimmt, dann folgt er den Worten des Heilands, der da sagt: „„Willst du vollkommen werden, so gehe, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben, und dann komme und folge mir nach."" Diese aber, die einen Schatz im Himmel haben und dem Herrn nachfolgen, rufen die Quellen des Segens in

der Wüste hervor, und das Wunder der Brodvermehrung folgt ihrem Glauben."

Er selbst ging mit gutem Beispiel als ein Befolger seiner Worte voraus, indem er den Ertrag der Schrift dem milden Frauenverein in Koblenz schenkte; die Dedikation derselben bildet die Schenkungsurkunde, sie lautet:

„Gott allein die Ehre und dem Säckelmeister den Pfennig.

Dem Einnehmer des Koblenzer Frauenvereines Herrn Hermann Joseph Dietz widmet mit den Worten seines Gastfreundes:

„„Was ist der schönste und zugleich schwerste Beruf des Wohlhabenden auf Erden? Gottes Rechnungsführer zum Besten der Armen zu sein — in Seinem Hause und mit Seiner Münze.""

(Aus Sailers Erinnerungen.)

diese Schrift

der Verfasser."

Gott die Ehre allein und ungetheilt gebend, nannte er seinen Namen weder auf dem Titel dieses Buches, noch auf den Betrachtungen der Emmerich über das bittere Leiden, wie viele Auflagen die letzteren noch im Laufe von wenig Jahren erlebten.

Uebrigens würde Der sich sehr irren, der da glaubte, diese Freigebigkeit, die so viele Tausende den Bittenden in den Schooß schüttete, sei bei ihm Naturgabe gewesen. Es gibt Naturen, denen das Geben ihres Gutes und die Hingabe ihrer selbst angeboren ist; gleich der Sonne müssen sie Alles, was sie haben, Allen mittheilen; sie können nichts für sich selbst behalten; das Geben ist ihnen eine Lust; sie geben, bis sie selbst darben, und wollen lieber darben, als nicht mehr geben. Clemens Brentano, obwohl ein Dichter, hatte nichts weniger als eine solche Anlage zur Freigebigkeit oder gar zur Verschwendung; sei es nun das italienische Blut, sei es seine erste Erziehung, die ihn zum Kaufmann bestimmte, er hatte vielmehr eine Hinneigung zu einer ängstlichen Sparsamkeit, die ihn selbst peinigte und gar oft mit mißlaunigem

Argwohn in den einfachsten Lebens- und Geschäftsbeziehungen erfüllte, zu bekämpfen; allein er sah es als eine Pflicht an, was er sich selbst oft mit Härte versagte, Nothleidenden zuzuwenden; er übte die Mildthätigkeit wie ein Werk der Buße, und während er im Lebensverkehr nicht selten mit einem Pfennig geizte, schenkte er, ohne daß es Jemand anders als die zunächst Betheiligten erfuhr, Tausende hinweg. So konnten gar Manche mit ihm Jahre lang umgehen und ihn für mehr als sparsam halten; denn er verbarg diese Wohlthätigkeit mit einer fast ängstlichen Sorgfalt, um seinem theueren Schatze nichts durch prunkende Ostentation zu entziehen. Er hat in dieser Weise mit den verderbten Anlagen der menschlichen Natur redlich gekämpft, und daß er im Großen und Ganzen den Sieg errungen, das bezeugen die Stimmen seiner Lieder und die Dankgebete der unterstützten Armen; je härter aber der Kampf war, um so größer der Sieg, und um so sanfter, dürfen wir hoffen, wird er nun ruhen.

Mit freudigem und schmerzlichem Gefühle dürfen wir daher mit Recht auf dem Grabe des Dahingeschiedenen fragen, welcher deutsche Dichter hat mit einer Hand, die so kunstreich, so mächtig und so zart die Saiten zu rühren verstand, den Armen zugleich in fürstlicher Weise reichere Almosen gespendet? Die süßduftende Blume trostspendender Barmherzigkeit ist es, die sich dem grünen Lorbeerkranze des Dichters einflicht und auf sein Haupt durch den Mund der Armen den Segen des Himmels herabruft.

Wenn darum der Schmerz Derer, die Gelegenheit hatten, den Verstorbenen und sein verborgenes Dichten und Wirken näher kennen zu lernen, ein großer und gerechter war, so dürfen wir wohl hier die Frage aufwerfen: hatte auch in weiteren Kreisen das Vaterland eine Ahnung von dem Verluste, den es durch den Hingang von Clemens Brentano erlitten? War ihm bewußt, was dieser so überreich von Gott begabte Dichter ihm war, und noch mehr, was er ihm unter günstigeren Gestirnen hätte werden können? Wir müssen diese Frage leider mit einem entschiedenen Nein beantworten.

Wenig beachtet, ging einer der ersten Sterne, deren Wieder-

kehr sich nach Jahrhunderten mißt, am deutschen Dichterhimmel vorüber!

Sie erzählten sich von seinem Leben in mythischer Weise Dinge, worin die Fabel der Wahrheit kaum einen Raum ließ; die hochgelehrten Botaniker, welche unter dem Namen einer Literaturgeschichte die poetische Flora Deutschlands in ihre grauen Löschpapier-Herbarien eintragen, wußten nicht, welcher Klasse des Linneischen Systems sie diese seltsame Wunderblume des glühenden, phantasiereichen, katholischen Südens, mit ihrer tiefen, wechselnden Farbenpracht, ihrem mystischen, sehnsuchtweckenden Duft, ihrer räthselhaften, symbolischen Kreuzform, einregistriren sollten. Bei dem mittelalterlichen Weihrauchgeruch ward ihnen unheimlich zu Muthe; wie der alte Voß, klassischen Andenkens, argwöhnten sie in dem Kelch dieser orientalischen Lotosblüthe die Spitze des römischen Dolches; sie fürchteten von ihrem Zauber mystische Betäubung des Geistes und dolorose Stigmatisirung des Fleisches; an die dürftigen Erdäpfelblüthen ihrer nordischen Sandsteppen gewöhnt, wandten sie darum mit verdrießlicher Scheu ihren Blick davon ab, der Hoffnung lebend, daß sie durch die Kälte ihrer Theilnahmlosigkeit dahinwelken würde. Von Dichtern, deren er ein Dutzend mit dem kleinsten seiner Finger hätte in die Luft heben können, wird, nach herkömmlicher Weise, von diesen distelfressenden Kritikern ausführlich Bericht erstattet, des Clemens Brentano aber kaum mit einigen Worten gedacht. Bald zischelten sie sich ins Ohr, er sei der leibhaftige Mephistopheles, eine dämonische Natur, die auf dem Dreifuß über der Hölle sitze und, von dem erstickenden Qualm des Abgrundes begeistert, Mysterien infernalischer Bosheit ausbrüte; bald wieder erzählten sie einander, als Kapuziner habe er sich in ein polnisches Kloster eingesperrt, wo er unter steten Kasteiungen, Rosenkranz betend vom Morgen bis zum Abend, Anathema's über die denkgläubigen Kinder der Aufklärung unter seiner braunen Kutte in den langen, weißen Kapuzinerbart mit bleichen, zitternden Lippen seit zwanzig Jahren herabmurmele.

So hat sein Vaterland wenig oder nichts für ihn gethan.

Seine Schriften waren keine Modeartikel; die Buchhändler erwiesen sich seiner Muse mit stiefväterlicher Sprödigkeit und Zurückhaltung als karge Gönner. In der Vorrede seiner Victoria klagt er, wie er lange keinen Verleger für sie habe finden können; und hatten seine Dichtungen endlich einen gefunden, wie die Einsiedlerzeitung und die Gründung Prags, so mußte ihm durch die eisige Kälte und die gänzliche Wirkungslosigkeit, womit sie aufgenommen wurden, der freudige Muth, auf der betretenen Bahn voranzuschreiten, nicht wenig verkümmert werden. Auch in der dramatischen Poesie versuchte er sich, aber auch hier war eine Dornenkrone sein einziger Dank. Obschon sein Ponce de Leon gewiß zu dem Geistreichsten und Witzigsten gehört, was das deutsche Lustspiel aufzuweisen hat, und der Bühne unschwer anzupassen wäre, so wurde der Dichter doch bei der ersten Aufführung in Wien von einem Publikum, das gewöhnt ist, den poesie- und geistlosesten Fadaisen des Auslandes zu applaudiren, ausgepfiffen und ausgezischt, so daß ihm alle Lust verging, je wieder die Fortuna des bretternen Parnasses und seiner hölzernen Kunstrichter zu versuchen.

Die Vernachlässigung eines der reichsten Genies, die je gelebt, von Seiten seiner Zeitgenossen und Landsleute, ist leider seinem Vaterlande, wie dem Dichter selbst, zu großem Schaden ausgeschlagen. Deutschland hat sich dadurch, so viel wenigstens an ihm war, um eine der schönsten Perlen seines geistigen Diadems gebracht. Hätte es die seinem Dichter von Gott verliehene Kraft zu würdigen gewußt, hätte es durch eine strenge, ja schonungslose und unerbittliche Kritik die Ueberfülle, den Uebermuth und das Ungezügelte dieser himmlischen Kraft in die Schranken harmonischer Schönheit und sich selbst beherrschender Zucht zurückgewiesen: mit welchen Werken hätte er nicht unsere Literatur verherrlichen können! Sein Name, nun von einem verhältnißmäßig kleinen Kreise geschätzt, würde zur Ehre des Vaterlandes unter den ruhmvollsten Dichtern aller Zeiten und Völker strahlen.

Woher aber diese Kälte, diese Mißachtung, diese Zurückstoßung? War etwa sein vorwaltend italienisches Naturell dem

deutschen zu fremd, zu unverständlich? Oder bewies er sich selbst gegen sein deutsches Vaterland kalt und gefühllos? verschloß er den Bestrebungen, den Kämpfen, den Leiden und Siegen seiner Zeit und seines Volkes allzu sehr sein Herz? Oder blieb seinem südlichen Geist der nördliche Laut der deutschen Sprache immer ein fremder, den er nie so recht zu bemeistern wußte, um die Herzen der Hörer zu ergreifen? — Diese Beschuldigungen wird man dem dahingeschiedenen Dichter nicht mit Recht machen können.

Was zunächst die Sprache betrifft, so zählt unser Volk gewiß nur sehr wenige Dichter, die sie, gleich ihm, so ganz in ihrer Gewalt hatten, daß sie ihm zum Balle diente, der nach Gefallen, bald zum Himmel, bald zur Erde geworfen, jedesmal wieder wie von selbst in die Hand des Werfenden zurückkehrte. Wer hat kunstreichere Reime in endlos wiederkehrendem Echospiele gebildet, als Clemens Brentano? Wem war es gegeben, einen Gedanken gleich einem seidenen Faden auf das Feinste auszuspinnen? Wer konnte so viele Gedanken und jeden Gedanken in die knappeste, beliebigste Form bringen, und wer konnte zugleich mit so wenigen Worten eine ganze Gedankenwelt umschließen, wie er? Fließt der Rhythmus seiner Verse nicht oft in so natürlicher Harmonie dahin, als seien sie von Ewigkeit zu einander geschaffen?

Ja, diese seine Meisterschaft über den Ausdruck war so groß, daß sie ihn nicht selten zu übermüthigem Mißbrauch verlockte. Er muthete dem Gefäß zu Vieles zu; von einem überströmenden Gedanken- und Bilderreichthume bestürmt, sollte der Vers immer noch einen und noch einen Gedanken aufnehmen; ein Scherz, ein Bild, eine Anspielung, die ihm noch einfiel, sollte auch noch hinein; nie sich selbst genügend, feilte und spitzte, verkürzte und verlängerte er unaufhörlich an seinen Werken, immer darauf los hämmernd, den Gedanken erweiternd und die Form zusammendrängend. Daher kam es, daß er, der die schönsten und fließendsten Verse schreiben konnte, nicht selten durch tyrannische Gewaltthätigkeit auch harte und gezwungene schrieb, deren Verständniß, abgesehen von der Tiefe oder Dunkelheit des Gedankens, die angestrengteste Aufmerksamkeit fordert. Solcher Mißbrauch aber ist

nur dem Meister möglich, und auch seine taubsten Gegner werden ihm den Ruhm nicht streitig machen können, daß ihm die verborgensten Schätze unserer Sprache zu Gebote standen und die Töne wie dienstbare Geister der leisesten Bewegung seines Gedankens folgten und von ihm beseelt sogleich ihr wunderbares Glockenspiel begannen.

War ihm die Sprache ganz zu Willen, so hatte er auch wohlbegründete Ansprüche auf ihren Dank. Zu einer Zeit nämlich, als unsere Literatur und Sprache noch an der Dürre, Verknöcherung, Unbehülflichkeit, Geschmacklosigkeit, Weitschweifigkeit, Steife und Geistlosigkeit der jüngsten Jahrhunderte darniederlag, da gehörte er zu jenen Wenigen, die, von Vorurtheilen unbeirrt, durch die Jahre der Verkommenheit in eine glorreichere Vorzeit durchdrangen und auf die im Herzen des Volkes unbeachtet oder verachtet rinnende Quelle zur Verjüngung des siechen Lebens hinwiesen. Seine mit unverdrossenem Fleiße gesammelte Bibliothek war namentlich für das deutsche Mittelalter und die deutsche Volksliteratur einzig in ihrer Art; ihr verdankte die Schrift von Görres über die deutschen Volksbücher ihr vorzüglichstes Material, und ihm ist sie darum auch gewidmet; er selbst gab durch die Herausgabe eines jener Volksbücher, „des Goldfadens“ nämlich, ein Beispiel, was erst die jüngsten Jahre in weiterem Umfange nachgeahmt haben. Er hat aber noch bedeutungsreicher in die Entwickelung unserer Literatur eingegriffen. Als der Knabe auf dem geflügelten Roß in „das Wunderhorn“ stieß, da waren es seine Zaubertöne, die das lauschende Ohr der Zeitgenossen einer in Vergessenheit gerathenen, unbeachteten Welt wieder zukehrten. Das Wunderhorn hat gewiß nicht wenig zur Weckung des deutschen Bewußtseins beigetragen; es hat den Deutschen den wahren Genius ihres Volkes wieder ins Gedächtniß gerufen. Wie viele Dichter haben nicht aus diesem Brunnen geschöpft! In wie viele Schriften hat sich nicht, was Clemens Brentano und Achim von Arnim gesammelt, wieder als Samenkörner zerstreut! Wie viele Componisten haben beim Schalle jenes Wunderhornes nicht zu singen angefangen! Lieder, die seit Jahrhunderten vergessen und verschollen

waren, sind auf diese Weise wieder, was sie ursprünglich waren, Volkslieder geworden und im Munde Aller erklungen. An die Richtung deutscher Romantik, der das Wunderhorn angehört und die es ganz vorzüglich förderte, hat sich bis auf den heutigen Tag eine eigene Dichterschule angeschlossen, so wie andererseits das Studium unserer älteren Sprache und Literatur nicht wenig dadurch geweckt und populär gemacht wurde.

Die Einsiedlerzeitung, welche 1809, drei Jahre später als das Wunderhorn, erschien, sollte dieser Richtung eine nachhaltigere Wirkung sichern und die zerstreuten patriotischen Kräfte unter einer gemeinsamen Fahne zur Bekämpfung des alten Sauerteiges von Philisterei und Bärenhäuterei sammeln. Allein Deutschland, büßend für alte Sünden, lag, vom Fuße des fremden Eroberers in den Staub getreten, noch zu sehr in bewußtloser Ohnmacht; der Hahnenruf der jungen Helden des Heidelberger Bundes, in dunkler Mitternacht erschollen, war ein Ruf in die Oede und Wüste gerufen; die Einsiedler mußten sich wieder in ihre Klause zurückziehen; ihre Zeitung ging alsbald wegen Mangel an Theilnahme ein. Jetzt werden die wenigen von ihr erschienenen Blätter als eine Reliquie unserer Literaturgeschichte gesucht und in hohem Werth gehalten. Manches Gedicht von Brentano findet sich darin und seine Uebersetzungen aus dem Meisterwerk französischer Chronikschreibung, aus Froissart.

An dem Sterne des Vaterlandes jedoch, selbst in dieser trübsten, unheilvollsten Zeit nicht verzweifelnd, erklang die Stimme seines Liedes, Muth und Selbstvertrauen weckend und zu unverzagtem Ringen und geistigem Streben mahnend, wo sich irgend neues Leben, eine bessere Zukunft verkündend, regte. So hatte er schon 1806, bei der Genesung Karl Friedrichs zum Dankfest am 16. Juli, den Heidelberger Studenten sein humoristisches Lied, den Dialog zwischen Frau Pallas und Karl Theodor, gedichtet. Das schöne, reiche Neckarthal mit der alten Musenstadt und das Unglück des alten Vaterlandes schildernd, erklingt es wehmuthvoll in körnigter Sprache:

Und wie ich gen die Brücke schaut,
Hört ich den Neckar rauschen laut,
Der Mond schien hell zum Thor herein,
Die feste Brück' gab klaren Schein,
Und hinten an der grüne Berg,
Ich ging noch nicht in mein' Herberg.
Der Mond, der Berg, das Flußgebraus
Lockt mich noch auf die Brück' hinaus.
Da war so klar und tief die Welt,
So himmelhoch das Sterngezelt,
So ernstlich denkend schaut das Schloß,
Und dunkel, still das Thal sich schloß,
Und ums Gestein erbraust der Fluß,
Ein Spiegel all dem Ueberfluß,
Er nimmt gen Abend seinen Lauf,
Da thut das Land sich herrlich auf,
Da wandelt fest und unverwandt
Der heil'ge Rhein ums Vaterland,
Und wie ans Vaterland ich dacht',
Das Herz mir weint', das Herz mir lacht'.

Eine bedeutsamere Gelegenheit indessen bot sich ihm am 15. Oktober 1810 bei der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes von Berlin dar; zu dieser Feier dichtete er eine Cantate, die die hohe Bedeutung jenes Tages in ernsten Tönen Allen in die Seele rief. Damals, in der Zeit tiefster Schmach und Erniedrigung, erklang begeisternd die Stimme des von Deutschlands alter Ehre und alter Kraft begeisterten Dichters:

Zu dir, zu dir, mein Vaterland!
Mein deutsches Land,
Wend ich jetzt Stimme, Gruß und Lied!

Die Zeit strafte seine Hoffnungen und Prophezeiungen nicht Lüge; die finstern Wolken theilten sich; der Umschwung des Jahres 1813 trat ein; da wehte es erfrischend in die Schwüle, und er sang:

„Ein kühler Wind aus Orient,
Will uns den Tag verkünden,

Wer recht den lieben Tag erkennt,
Dem muß die Nacht verschwinden.

Den Morgenstern, gleich einem Held,
Seh ich hell funkelnd schweben;
Er wacht am blauen Himmelszelt
Und wird den Sieg uns geben."

Von der kriegerischen Stimmung der nach Freiheit ringenden Zeit ergriffen, dichtete damals Clemens Brentano eine Reihe von Kriegsliedern, die Geißel seines Witzes über die mattherzige Misere der meisten vorhandenen schwingend. Seines kriegerischen Rundgesanges, des Rheinüberganges, haben wir schon gedacht.

Die Morgenröthe des Sieges hatte die Herzen angelächelt; Gloria und Victoria! war die Losung des jungen Tages; die Noth hatte in langem Schweigen tiefen Athem geholt; Rache funkelnd hatte der Löwe lautlos in die innerste Höhle sich zurückgezogen; stumm hatte der deutsche Adler in der Luft geschwebt, stumm war der Pfeil von dem scharf gespannten Bogen in das Herz des Bedrängers geflogen. Freudigen Tones aber erklangen alsbald die Trompeten, Sieg riefen weithin schallend die Hörner, und ihren Ruf begleitete er mit seinen kriegerischen Versen. Das echt volksmäßige Lied, das er damals angestimmt, wird noch heute von der deutschen Jugend gesungen:

Es leben die Soldaten
So recht von Gottes Gnaden,
Der Himmel ist ihr Zelt,
Ihr Tisch das grüne Feld.

Die Sterne haben Stunden,
Die Sterne haben Runden
Und werden abgelöst,
Drum, Schildwach, sei getröst.

Zum Hassen oder Lieben
Ist alle Welt getrieben,
Es bleibet keine Wahl,
Der Teufel ist neutral.

Wir richten mit dem Schwerte,
Der Leib gehört der Erde,
Die Seel' dem Himmelszelt,
Der Rock bleibt in der Welt.

Die vaterländischen Herzen mit dieser Siegesbegeisterung zu entflammen, das war der Sinn seines klingenden Spieles von der Victoria und ihren Geschwistern, das ursprünglich zur Aufführung für eine Wiener Schaubühne im Jahr 1813 bestimmt war. Unter Oesterreichs Panier die deutschen Stämme und alle nach Freiheit verlangenden Völker aufrufend, singt er:

Dein Krieg ist Aller Krieg, o Franz!
Dein Sieg ist Aller Sieg;
Dir jauchzt der Mund des festen Lands,
Der lang gefesselt schwieg.

Es braust das Meer, dir, Vater Franz!
Zu deinem Siegeslauf,
Auf blauer Woge Siegestanz
Blüht Oestreichs Segel auf.

Nun Gott mit uns und dir, o Franz!
Und mit der Freunde Heer,
Um jedes Schwert ein Siegeskranz,
Ein Kranz um jeden Speer.

Durch Gott und dich ward wahr, o Franz!
Was Oestreich will, das kann's.
Dies ist das Lied des Landwehrmanns,
Ein deutscher Sinn ersann's.

Dieser deutsche Sinn wandte sich auch an die Städte und Flüsse des Vaterlandes, sie alle zum gemeinsamen Schwerttanz aufbietend:

Chor: Auf! Glück auf! mein Deutschland!
Glück auf! mein Vaterland!

Main, der Kaiser deutscher Zeit
Fromm und treu gekrönt,

Wende dich zu gutem Streit,
Den du so lang ersehnt.
Fulda, Neckar, Saale, Lahn!
Brauset freudig auf,
Schließt euch deutschen Kämpfern an,
Freiheit steigt herauf!

Chor: Auf! Glück auf! mein Deutschland!
Glück auf! mein Vaterland!

Wer dürfte es darum wagen, die Theilnahmlosigkeit, womit das Vaterland seine Dichtungen aufgenommen, damit zu entschuldigen, daß ihm selbst vaterländischer Sinn gemangelt; nein! er war vielmehr einer jener begeisterten Sänger, deren Posaune das Vaterland aus seinem feigen Schlummer erweckt, und durch seinen Mund sang die Muse patriotischer Poesie:

„Was wäre der Dichter wunderbar Spiel,
Zög's nicht wie Sonne durch innere Nacht,
Was wohl der Zauber in Ton und in Lied,
Der wie der Frühling über Gräber hinzieht,
Wenn er die Lebendigtodten nicht weckte,
Auf nicht die feigen Schlummernden schreckte,
Stehet auf! stehet auf! so rufet die Zeit,
Es ist der Richttag, der Herr ist nicht weit."

Wenn die Gleichgültigkeit und Kälte, wodurch manches Werk des Dichters, welches gewiß eine bessere Aufnahme verdient hätte, wirkungslos verhallte, auf den Dichter erkältend und verdüsternd wirken mußte: so können wir leider auch andererseits, dies fordert die Gerechtigkeit von uns, ihn selbst keineswegs aller Schuld an seinem Geschick frei sprechen.

Es ist der Mangel an Selbstbeherrschung, der den Redenden im Leben und Umgange nur zu oft zu Aeußerungen hinriß, die er später bitter bereute, der sich an ihm auch in seinen dichterischen Schöpfungen als Formlosigkeit und Mangel an fester, ihrer selbst bewußter, streng durchgeführter Haltung nur zu häufig rächte.

Er blieb im guten und bösen Sinne des Wortes bis in sein

hohes Alter ein Kind, das sich arglos und bedachtlos von den Eingebungen und Eindrücken des Augenblickes leidenschaftlich hinreißen ließ.

Er selbst nannte sich daher auch, die eigene Natur wohl kennend, den größten Dichter des Augenblicks, d. h. der Gelegenheit; er schämte sich seiner Kindlichkeit nicht, wohl aber ihrer Unarten; er gedachte vielmehr wehmuthvoll jener Kindlichkeit, der allein die Pforten des Himmels geöffnet sind; zu dieser verklärten Kindheit himmlischer, aber durch das Leben geprüfter Unschuld, läßt er sich und alle die Lieben am Schlusse seines Märchens vom Gockel zurückkehren.

Allein ein Kind, wie er war und bleiben wollte, versagte das Schicksal, welches über ihm waltete, ihm die höchste Gnade, die einem Kinde zu Theil werden kann: die strenge, aber heilsame Zuchtruthe eines liebevollen, verstehenden Vaters, die seinen unbändigen, gewaltigen Geist, seine alle Dämme durchbrechende überreiche Phantasie, seinen übermüthig aufsprudelnden Witz dem scharfen Zügel ruhiger Selbstbeherrschung zur Erreichung des höchsten Zieles willfährig gemacht hätte.

Alle guten Feen des Dichterhimmels hatten den Knaben in der Wiege schon mit ihren wunderbaren Gaben in Hülle und Fülle zum Angebinde überschüttet; allein die böse Alte mit der Spindel hatte ihm zur Säugamme eine Zeit der gänzlichen Zerrissenheit und Anarchie bestellt, und die Umstände fügten es also, daß die böse Amme nur allzugroße Gewalt über ihr Pflegkind gewann. So flog der übermächtige, ungezügelte Genius mit dem armen Kinde, auf pfadlosen Bahnen der Wildniß, nur zu oft wilden Sprunges dahin, bis Roß und Reiter ächzend und schmachtend, bluttriefend und athemlos und todmüd in der stummen Einöde auf nacktem, harten, kalten Felsen niederstürzten. Dazu kam noch, daß das väterliche Erbtheil zur Nothdurft seines Lebens gerade hinreichte; ein Glück und ein Unglück für ihn. Ein Glück: weil er seinen Genius nicht zum Commis eines Comtoirs machen oder in lebenslänglicher Aktenschreiberei nach einem kleinen Aemtchen sich abhetzen lassen mußte; ein Unglück: weil er dadurch sich der

Nothwendigkeit enthoben sah, seine Arbeiten zu Ende zu führen, auf das Urtheil der Besseren zu hören, nach ihrem Beifall zu ringen, um sein Brod, nach getragener Last des Tages, im Schweiß seines Angesichts zu essen.

Wirft ihm aber seine Zeit, mit Goethe in seinem Briefwechsel an Zelter, Mangel an Form, Mangel an Schule, an Disciplin, an Harmonie, an gleichmäßiger Durchbildung und in sich gerundeter Vollendung vor: so kann man den Vorwurf umkehren und sagen, daß er hierin ein treuer Spiegel, ein wahres Kind seiner Zeit war. Denn wenn irgend eine, so ist seine Zeit eine formlose, zerrissene und anarchische gewesen; und ist sie es ihrem vorzüglichen Charakter nach geblieben, so war die Schuld bei ihr Mangel an Kraft, während ihn umgekehrt die Ueberfülle nicht zur Harmonie und zum Frieden gelangen ließ.

Allein man kann erwiedern: das sei ja gerade seine Aufgabe gewesen, diesen bösen Dämon seiner Zeit zu besiegen durch die Macht seiner so reich besaiteten, so wundervoll begabten Harfe himmlischer Poesie; — er hat gewiß auch in manchem Kampfe hienach gerungen; ist ihm aber der Sieg hierin nicht so sehr, wie es die Herrlichkeit seines Genies hoffen und erwarten ließ, gelungen: so können für ihn auch Entschuldigungen angeführt werden, die bei Andern nicht statt haben, so wie die Selbstbeherrschung eines Geistes, wie dieses Dichters, eine Aufgabe war, die ein gewöhnlicher Geist kaum ahnet, geschweige denn glücklicher lösen würde.

Clemens mußte sein ganzes Leben hindurch bis in die letzten Tage für die unverschuldeten oder verschuldeten Versäumnisse und Irrthümer seiner Erziehung und seiner Jugend büßen.

Mit einem leidenschaftlichen leichtentzündlichen Geiste und der bilderreichsten Phantasie begabt, sah er sich, ohne tüchtige Vorbildung, ohne Leitstern und ohne Pfad, in eine Welt hinausgestoßen, welche eine der ungeheuersten Revolutionen in ihren tiefsten Grundfesten eben zu erschüttern begonnen. Dieses Mißgeschickes wird der billige Beobachter Rechnung tragen bei der Beurtheilung, was seine Schuld und was fremde Schuld war. Er

wird nicht vergessen, daß der Dichter in Frankfurt aufwuchs, einer Stadt, von der seine Schwester Bettina sagt, daß ihre Straßen nach Schacher riechen, und wo der uneigennützige Dienst der Musen und Grazien von dem gewinnreichen Dienst des goldenen Kalbes zum Aschenbrödel in die dunkele Dachstube verwiesen wird. Fehlte ihr ja auch schon in früheren Zeiten, als sie noch zur Wahlstatt deutscher Kaiser diente, jener großartige Gemeingeist, wie er einst z. B. Nürnberg, Straßburg und Köln und theilweise die Künste und Wissenschaften pflegenden und ehrenden italienischen Städte auszeichnete. In dieser stiefmütterlichen Heimath,[1] der auch Goethe sich weigerte die Taxe für die Erneuerung seines Bürgerrechtes zu zahlen und ihr das Diplom zurückschickte, gingen ihm die unschätzbaren Tage der Lehrzeit unwiederbringlich verloren. Hier, wo das Dichten als eine brodlose Kunst im Disconto sehr niedrig steht und höchstens als Livreebediente bei Festen zum Prunke zugelassen wird, wurde auch er dem Kaufmannsstande bestimmt, und als sein Genius in dem finsteren Gewölbe, von Zuckerhüten und Kaffeesäcken eingeengt, nicht gut thun wollte und Frachtbriefe in Versen schrieb und sie mit ironischen Randverzierungen begleitete, wurde er zur Besserung nach Langensalza, zu einem Oelhändler gesendet. Aus dieser geistigen Wüstenei schrieb er unter dem 21. Juni 1796 unter Anderem an seinen Bruder Franz in Frankfurt, der ihm all sein Leben mit der rührendsten, treusten Bruderliebe zur Seite gestanden: „Lieber Bruder! mit vielem Wohlgefallen reiste ich ab, denn in Frankfurt war nichts für mich zu hoffen. Du bittest mich um eine kleine Beschreibung unserer Tagzeit, die wirst Du in meinem letzten Brief sub Titulo Schwab lesen können. Was hier zu lernen ist, werde ich mir suchen einzuprägen; nur fehlt es hier ganz an Meistern, und überhaupt ist der Ort sehr beschränkt, was schöne Künste und nützliche Wissenschaften betrifft. Darum erwarte ich so sehnlich meine Kiste,

[1] In seinem Prolog zur Gründung Prags redet er die kaufmännische Rechnerin, seine Vaterstadt, also an:

> „Ob du auch Kränze, wonach Dichter ringen,
> Geflochten, steht dahin.“

in der meine Rechenbücher, Vorschriften und eine Menge nöthiger Geräthschaften, meine Stiefeln und andere nützliche Bücher sind, die mir hier großen Nutzen und in den freien Stunden manche belehrende Unterhaltung geben könnten; dann ist noch das Bild mit dem Epheukranze drinnen, mein größtes Heiligthum auf Erden. Ich habe sie den Abend vor meiner Abreise in den Laden transportirt, sie ist mit C. B. bezeichnet; wenn sie, gegen meine Hoffnung, noch nicht fort ist, so lasse sie doch nur bereifen und verlade sie einem Langensalzer Fuhrmann; denn du hast es mir ja schon versprochen. Was ich eben sagte, daß es hier an geschickten Meistern fehle, mußt du nicht auf eine stille, ruhige, denkende Stadt deuten. Es ist entsetzlich, wie wenig Religion hier unter Jung und Alt herrscht, und welch' rasender Jakobinismus das ganze Volk durchfrißt; es ist unbeschreiblich, wenn ich dir sage, daß hier die Demokraten mit den Mainzer Klubbisten gar nicht in Parallele stehen, und daß ich noch nicht einen einzigen Menschen fand — ich kenne doch schon gewiß Alles, was man nur gesitteten Menschen zuzählen kann — der nur vernünftig von der Sache gesprochen hätte, lauter echte Sansculottes ohne Sitten, Schreier und Tober. Was das Frauenzimmer angeht, so kann man fast die Grenze der Sittsamkeit nicht so ausdehnen, daß man ihre Aufführung noch leidlich buhlerisch nennen könnte. Man kann sich nicht vor der Thüre sehen lassen, ohne von allen Mädchen zuerst gegrüßt und bekußhandt zu werden. Wenn man in Gesellschaft mit Einer spricht, schickt sie Einem den andern Tag schon einen Strauß Vergißmeinnicht, und beim Abschied aus der Gesellschaft küssen sie Einen ungefragt und ungerufen; sonst ist aber, was Sittenverderbniß bei beiden Geschlechtern genannt wird, hier fast nicht zu treffen. Wenn ich meine Kiste bekomme, so kann ich mich doch ein wenig im Rechnen nach meinen Büchern fortbringen, sonst aber nicht; denn hier ist nur ein alter Küchenschreiber, vermuthlich vom König Herodes her, der sich mit Rechnen abgibt. Ueberhaupt muß ich mich selbst bilden; denn eigentlich ist nicht viel zu lernen hier. Drum, lieber Franz! bitte ich Dich um meine Kiste. Lebe wohl und sei meiner Erkenntlichkeit versichert — Clemens Brentano.

Nachschrift: Sende mir doch einen p. Ct. (Preiscourant) von deinen neuesten Preisen, um zu sehen, ob dir nicht Manches von hier conveniren könnte, z. B. Lichter werden viel von hier nach Fürth geschickt u. dgl., auch läßt sich vielleicht hier Manches von dir verdienen. Der Doktor ist in Weimar, Jena, Gotha und Erfurt gewesen und wird auch vielleicht nach Leipzig gehen. Er hat mir einen Brief von lauter Schuhschnallen geschrieben. — Die Conto von beiden Schneidern sah ich vor meiner Abreise nach, sie sind recht."

Welch ein Umschwung der Zeiten, welch eine Umwandlung aller Verhältnisse im Leben des Einzelnen, wie in dem der europäischen Völker, liegt nicht zwischen diesem 21. Juni des Jahres 1796 und dem 28. Juli des Jahres 1842, wo Morgens um 8½ Uhr Clemens Brentano in gläubigem Gebete zu Aschaffenburg die müden Augen schloß, die so viel von dem Unbestand menschlicher Dinge gesehen.

Ueberblicken wir sein Leben zwischen diesen beiden Jahren, welch ein Wechsel von Personen, von Orten, von Zuständen, von Beschäftigungen, von Gemüthsstimmungen! Welch eine Reihe von Umwälzungen, die um ihn her vorgingen, und welch eine Reihe innerer Kämpfe und Umwandlungen, die er in der eigenen Brust durchzumachen hatte, bis er den irdischen Sorgen und Nöthen Lebewohl sagte und sein Haupt zur Ruhe niederlegte!

Wie in der Zeit, so folgten sich auch in seinem Leben die Gegensätze: dem unsinnigen Jakobinerrausch folgten die unglücklichen Kriege, die Beraubung, die Erniedrigung, die Knechtung Deutschlands, der ruhmlose Fall des alten Kaiserreichs, der Umsturz seiner vernachlässigten Rechte und Freiheiten. In schwindelnder Höhe thronte der französische Imperator, aber ihm, der von einer tausendjährigen Weltherrschaft seiner Dynastie geträumt hatte, folgte die Restauration und dieser wiederum das Bürgerkönigthum mit seinem Throne auf den Pflastersteinen des Julius 1830 und endlich die Kämpfe der Gegenwart über die großen kirchlichen und socialen Fragen.

All dies Getümmel fand seinen Wiederhall in der Seele des

Dichters, der, vor der ersten französischen Revolution (8. September 1778) geboren, so recht zwischen zwei Jahrhunderte mitten inne fiel. Gingen ja auch die Umwandlungen der Literatur, mit welchen sein Leben zunächst verknüpft war, mit den politischen Umwälzungen Hand in Hand. Und in wie viele Akte zerfällt nicht das Drama dieses Lebens! Die Kindeszeit und die früheste Jugendzeit verlebte er am Rhein unter dem Krummstab der Wahlfürsten des alten Reiches, deren einer sein Taufpathe gewesen; die Lehrjahre verbrachte er in der Kaufhalle der freien Reichsstadt und hinter dem Krämertisch in Langensalza; dann ein freies Troubadourleben, das den fahrenden Schüler, der sich selbst überlassen und treiben konnte, was ihn nicht langweilte, bald hierhin, bald dorthin trieb und die Neigung seines Geistes zur Ungebundenheit und Unstätigkeit nur zu sehr nährte; Zusammenleben mit seinem künftigen Schwager Savigny in Marburg; Sängerfahrten auf dem Rhein, Spaziergänge in seinen duftenden Rebgeländen, Besuch seiner alten Städte und Kunstwerke. Aufenthalt in Weimar und Jena, Verkehr mit den Halbgöttern des deutschen Parnasses, Theilnahme an den Bestrebungen und Verirrungen der romantischen Schule; Uebersiedelung nach Heidelberg, Verbindung mit Achim von Arnim und Görres; Reise nach Holland; Umzug mit Savigny nach Landshut in den Kreis von Sailer. Der schmachvollen Erniedrigung Deutschlands und der dumpfen Schwüle folgt nun das Waffengeklirr der Freiheitskriege, und Clemens Brentano, bald in Prag oder auf dem böhmischen Landsitze der Familie, bald in Wien, bald in Berlin weilend, tritt mit dem großen Kreis ausgezeichneter Männer in Verkehr, die das Joch des Eroberers brachen. Dem Getümmel des Krieges folgt wieder die Stille des Friedens, die Sammlung des Gemüthes, der Umschwung seiner religiösen Ueberzeugung; was ihm, von dem Unglauben der Zeit wenigstens theilweise ergriffen, früher als poetisches Spiel gegolten, erhält die Bedeutung der Wahrheit wieder, er sagt sich durch eine Generalbeichte in Berlin von seinen früheren Verirrungen los, und seine geistige Thätigkeit wendet sich ganz dem Religiösen zu, und so folgen die Jahre einsamer Betrachtung an dem Kranken- und Sterbebett der Kloster-

frau von Agnetenberg in Westphalen und sein Verkehr mit dem religiösen Kreise, zu dem Stolberg, Windischmann, Overberg und die Münster'schen Freunde gehörten; von dem Grab der Emmerich scheidend, weilt er bald in seiner Vaterstadt am Main, bald in Koblenz bei seinem Freunde Dietz am Rhein, bald in dem Hause Sailers und Diepenbrocks zu Regensburg an der Donau; macht Ausflüge nach Paris, um in Frankreich das neu erwachte religiöse Leben und die Anstalten frommer Barmherzigkeit kennen zu lernen, oder nach der Schweiz, um die Heimath der geistreichen und frommen Schüler und Freunde Sailers, Widmer, Gügler, Geiger zu besuchen, oder zu den ekstatischen Jungfrauen in Tyrol; und so geht er endlich, die letzten Jahre in München in einem engern Freundekreis verlebend und vorzüglich mit den Papieren der Emmerich beschäftigt, seiner letzten Stunde in Aschaffenburg entgegen.

Welch ein lehrreiches Buch wäre es geworden, hätte es ihm gefallen die Erinnerungen dieses vielbewegten inhaltreichen Lebens aufzuzeichnen, wie vor ihm der h. Augustinus, wie Hamann, wie der Florentiner Benvenuto und theilweise Goethe gethan. Würde das ungewöhnliche Leben mit seinen wechselnden Gestalten, bald eine Idylle, bald ein Epos, bald eine Komödie und dann wieder eine Tragödie, und manchmal etwas von alle Dem in dem gleichen Augenblick, nicht selbst dem seltsamsten Märchen voll der wunderbarsten Zaubereien gleichen! Welchen Rang hätte ein solches Buch in unserer Literatur eingenommen bei dem unvergleichlichen Talente der Erzählung und dem außerordentlichen Gedächtniß, welches er besaß. Spann sich ihm ja, wenn er der verlebten Jahre und der Personen, mit denen er verkehrt, und der Ereignisse, die ihm hier und dort zugestoßen, gedachte, der Faden der Rede ununterbrochen fort von dem frühen Abend bis spät nach Mitternacht, und der Hörer, von der Lebendigkeit der Darstellung hingerissen, sah die Personen vor sich, sprechen und handeln, wenn ihm auch dabei nicht entging, daß die schöpferische Einbildungskraft des Dichters bei der Ausmalung seiner Bilder nicht müßig gewesen. Blickte der Dichter selbst aber auf all den Wandel und Wechsel seines

Lebens und die wirren Pfade, die er durchwandelt, zurück, dann mußte ihm wohl selbst manchmal zu Muthe werden wie Einem, der von schwindelnder Höhe herniederblickt und von Dankbarkeit zu Gott erfüllt mit bewegtem Herzen nun aller der Gefahren inne wird, die ihn auf der steilen Bahn am Rande der Klippen und Abgründe bedrohten und noch bedrohen. Diese Empfindung hat er in einigen Zeilen, die er zu freundschaftlicher Warnung niederschrieb, ausgesprochen; seine Worte, zwei Jahre vor seinem Tode geschrieben, mögen hier jenem Brief seiner frühesten Jugend aus Langensalza gegenüberstehen. Sie lauten: „Freitag 7. August, Morgens 7 Uhr. Guten Morgen! Gelobt sei Jesus Christus, gegrüßt sei seine heilige Mutter, welche der heilige Geist gegrüßt, die Gnadenvolle, Gebenedeite unter den Weibern und die gebenedeite Frucht ihres Leibes. Ach, möge sie für mich armen Sünder bitten, jetzt und in der Stunde meines Todes. Als ich niederknieend so betete, hörte ich nahe Stimmen außerhalb des Fensters, und sah mir gegenüber über dem Dache des Glockengießers einen gefährlich stehenden Dachdecker, der seine Leiter befestigte und mit dem Gesellen sprach, der ihm das Nöthige aus der Dachlucke zureichte. Ich sah mit Beben dem äußerst gefährlichen Thun einige Minuten zu, mir kam eine innere Mahnung: Gott schickt mir eine Parabel meiner Stellung im Leben und der eines Jeden ....; ich gedachte an Möhler, an Klee, welche Gott an unsere Wege geführt, die uns lieb waren und die Hände freundlich boten; ach! ich zitterte und betete um so herzlicher für dich und mich, den Unwerthen! — Gott helfe mir! Ich stehe in seiner Hand, ich bin nicht stolz, aber sehr arm und voller Schmerzen! Wie barmherzig und treu war mir Gott, wie viele Gnade hat er mir geboten, und wie oft ließ ich sie fallen, und auch jetzt stellt er mir den Dachdecker mitten in mein Frühgebet; ach! er kann fallen! ach, Gott sei mit ihm! daß er nicht falle. Da wendete mich mein Gebet für den Dachdecker von ihm ab, und als ich geendet, war er wieder glücklich herein!"

Leider aber hat er seine Lebensgeschichte nicht aufgeschrieben, nur seine Briefe, die einen guten Theil seiner Zeit wegnahmen,

enthalten Bruchstücke davon. Allein es ist hier nicht der Ort, in die Einzelnheiten seiner Biographie einzugehen;[1] wir haben es zunächst mit seinen Märchen zu thun, und diesen sollen die folgenden Zeilen bestimmt sein.

War je Einer, so war Clemens Brentano ein geborner Märchendichter, und schon von der frühesten Jugend an fühlte er sich zu dieser heimlichen und geheimnißvollen Welt fern von dem Markte in stiller Waldeinsamkeit hingezogen. Seine Vorliebe für alles Volksmäßige, wie sie sich in der Sammlung der Volkslieder zum Wunderhorne kund gab, erfreute sich auch an den Gebilden dieser dem Gemüthe des Volkes entsprossenen Naturpoesie, die er, wie er es in seinen Märchen von dem Murmelthier gethan, als das arme verstoßene Stiefkind, das seinen Schmerz den Nachtigallen klagte und von Frau Lureley getröstet wird, der hoffärtigen, neidischen, klassischen Kunstpoesie, der zänkischen Murxa, gegenüberstellte. In dem Schnürlieschen hat er uns ein ähnliches Bild vor Augen gestellt: hier ist es die verzwickte vertrackte Mademoiselle Zephise la Marquise de Pimpernelle, die das arme Schnürlieschen mit ihrer Schnürbrust in den Sarg bringt, dem die milde versöhnende Gestalt Liebseelchens nachfolgt. Mit den Volksliedern sammelte er daher auch aus dem Munde des Volkes, und wo er sie sonst fand, seine Märchen.

Allein ein schöpferischer Dichter bekleidete er sie, wie die wunderbare Frau Lureley auch an dem armen Murmelthier gethan, mit dem leuchtenden Sternenkleide seiner Poesie, nachdem er sie in dem Jungbrunnen seiner Phantasie gebadet. Und auch hierin sagte seinem die Ungebundenheit liebenden Geiste die Märchenwelt mit ihren überraschenden Entwicklungen und ihren Wundern,

[1] Diejenigen, welche ein Mehreres über den Dichter zu erfahren wünschen, verweisen wir auf den Aufsatz im Rheinischen Antiquarius, dann auf Clemens Brentano's Frühlingskranz, und endlich auf die Reihe von Artikeln, welche von mir über seine Jugend in den „Histor.-polit. Blättern“ Band XIV ff. erschienen. [Seitdem ist 1855 eine biographische Einleitung zu seinen Briefen, Bd. VIII der gesammelten Schriften; dann 1877—1878 eine ausführliche Lebensbeschreibung in 2 Bänden von Diel und Kreiten bei Herder in Freiburg erschienen.]

die sich an keine Gesetze binden, ganz besonders zu. Hier in diesem Reiche fühlte er, dem die Wirklichkeit schon oft in Märchengestalt erschienen, sich König und Meister; denn die wunderbare Zauberin, die Phantasie, hatte ihm als Pathengeschenk den Ring Salomonis in die Wiege eingebunden, und er durfte ihn, wie Gockels kleine Gackeleia, nur an dem Finger herum drehen und sprechen:

„Salomon, du weiser König!
Dem die Geister unterthänig,
Füll mir eilig den Pokal
Mit der reinsten Quelle Strahl,
In der Felsen Herz entsprungen,
Durch der Erde Brust gedrungen,
Durch der Blüthen Duft geschwungen,
Von der Nachtigall besungen,
Von der Sterne Licht gegrüßt,
Von des Mondes Strahl geküßt;
Gib zum Labsal durst'gen Zungen
Ein Glas Wasser, bitt dich drum!
Ringlein! Ringlein! dreh dich um.“

Da stand der hochgefüllte Pokal mit dem wundervoll duftenden Lichtwasser vor ihm, und die welken Blumen, die er damit besprengte, lebten und blühten neu auf und erfüllten Alles mit dem lieblichsten Dufte. Ja, der Ring war manchmal, ohne daß er es selbst wußte und wollte, im Leben thätig und zauberte ihm allerlei vor, wovon die wirkliche nüchterne Welt nichts inne ward; überall begegneten dem jugendlichen Dichter die verzauberten Prinzessinnen, die er sich mit den Farben seiner Dichtung ausmalte, und die ihn um Erlösung anflehten, und dazu baute er sich hohe Schlösser mit Zinnen und Thürmen, mit Brunnen und Gärten und Lauben, die aber in Duft zerrannen, wenn er sie eben beziehen wollte.

Sagte ihm so die Märchendichtung ganz vorzüglich zu, so bot ihm ihre Freiheit zugleich aber auch eine gefährliche Klippe dar, die er nicht immer glücklich umschiffte. Hier, wo der Springwurzel die Felsen sich öffnen, wo das Tischlein Deckdich den

Hungrigen speist, der Knüppel Ausdemsack den Bösewicht züchtigt, und man nur die Siebenmeilenstiefel anzieht, um an jeden Ort hinzueilen, lag die Versuchung zu nahe, sich eben gänzlich gehen zu lassen. Und so sehen wir ihn denn auch nicht selten, wie er gleich einem Kinde jeder Blume, jedem Schmetterlinge nachspringt, jeden Seitenpfad einschlägt durch Disteln und Dornen, bis die Hände den wilden Strauß nicht mehr fassen können, und er sich in der grauen Oede wieder findet. Haben seine Märchen uns mitten in einen blühenden Zaubergarten geführt, so tritt uns da plötzlich irgend ein knöcherner Cisio Janus entgegen, der nicht wanken und weichen will; der Dichter, sein Talent mißbrauchend und den Faden immer feiner ins Endlose ausspinnend, verliert sich in überkünstlichen Witz- und Wortspielen und Allegorien und symmetrischen Wiederholungen. Eine andere Gefahr entsprang für ihn aus seiner erregbaren Natur, die Dichtung und Leben immer verknüpfte. So enthalten die Märchen manchen Beitrag zu seiner eigenen Lebensgeschichte, wir erinnern nur an Kommanditchen und den armen Ladenpeter. Vor Allem aber hat er darin seine Liebe zu dem Rheine, mit dessen Kiesel der Knabe gespielt, in dessen Rebenlauben der Jüngling gesungen, mit der Glorie der Dichtung umgeben, und die ihm gewidmeten Schilderungen und Lieder gehören gewiß zum Schönsten der Sammlung. Allein dies Verweben von Leben und Dichtung hatte auch seine Nachtheile. Was ihn gerade in dem Augenblick bewegt, was um ihn her vorging, das übte nur zu häufig solche Gewalt über ihn aus, daß er es bewußt oder unbewußt sogleich in den Faden seiner Dichtung einflocht. Da nun sein Geist, immer schaffend, immer thätig, Das, was er eben hervorgebracht, nicht ruhig ansehen konnte, sondern getrieben ward, es immer von Neuem wieder anders und anders umzugestalten, so mußte nicht selten die Harmonie des Ganzen, je nach den sehr verschiedenen Gemüthsstimmungen, die ihn bei den verschiedenen Ueberarbeitungen beherrschten, durch fremdartige Töne gestört werden, und zuletzt etwas ganz Anderes und sehr Zusammengesetztes hervorgehen, als er ursprünglich beabsichtigt hatte. Wollen die Leser hievon ein Beispiel haben, so bitten wir sie, das

in dieser Weise ausgesponnene Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia, wie es bereits erschien, mit seiner ursprünglichen einfachen Gestalt in dieser Sammlung zu vergleichen. Ein ähnliches Schicksal hat das herrliche Märchen von Fanferlieschen Schönefüßchen der größeren Hälfte nach erfahren, die übrigen Märchen sind dagegen mehr oder minder noch in ihrer ursprünglichen Gestalt, ja zum Theil nicht einmal zu Ende geführt.

Wie wir übrigens oben angedeutet, so ruhte der Grund seiner Dichtung auf älteren Märchen, dessen machte er selbst auch kein Hehl, indem er auf den Titel seines gedruckten Gockels ausdrücklich setzte: „Nacherzählt von Clemens Brentano."

Die Zeit der ersten Dichtung dieser Märchen aber fällt in seine männlichen Jugendjahre; zugleich mit dem „Rosenkranz" gedichtet, waren sie ursprünglich bestimmt, die Kinder seines Schwagers Savigny und seines Freundes Schinkel zu unterhalten; sie gefielen schon damals so sehr, daß er um das Buch von allen Seiten geplagt wurde. Es mochte dies im Jahre 1811 sein. Im Juni 1810 schon schrieb er von Berlin aus an den geistreichen Maler Runge in Hamburg: „Ich gehe jetzt damit um, Kindermärchen zu sammeln. Z. wird sie, wenn ich fertig bin, drucken. Ihr trefflich erzählter Machandelboom und Buttje werden auch dabei sein, wenn Sie es erlauben, und Sie theilen mir wohl auch noch mit, was Sie sonst haben, in gesunder Zeit. Wenn ich fertig bin, sende ich Ihnen das Manuscript; ich denke es in klein Folio oder groß Quart drucken zu lassen mit deutlichen, großen, bunten Bildern in Holzschnitten. Vielleicht macht Ihnen einmal die Sache Freude, und Sie zeichnen einige Bilder dazu." 1816 ging er noch immer mit dem Drucke des noch nicht vollendeten Buches um; Schinkel sollte es verzieren und hatte bereits damit begonnen, er trat mit Buchhändlern in Unterhandlung, einige Holzschnitte wurden gemacht. In einem Brief, den er damals (26. Februar 1816) schrieb, spricht er sich darüber also aus:

„Der Plan des Buches ist folgender: Durch ein märchenhaftes Geschick gerathen alle Kinder der Stadt Mainz und auch die Kronprinzessin Amelena in die Gewalt und Gewahrsam des

alten Flußgotts Rhein und wohnen bei ihm in einem gläsernen Haus. Ein Müller von feenhafter Abkunft wird der Bräutigam der Prinzessin und König von Mainz; nun sitzt er auf seinem Thron, von den Bürgern umgeben, immer Morgens am Fluß, und da werden Märchen erzählt; denn der alte Flußgott hat sich erboten, jedes einzelne Kind gegen ein an seinem Ufer erzähltes Märchen herauszugeben; dieses ist der Eingang, eine romantische Fabel von etwa acht Druckbogen. Die erste Erzählung, womit der König seine Braut selbst von dem Rheine auslöst, eröffnet die Märchenreihe und enthält seinen Zug nach der Gegend seines Ursprungs und die Geschichte seines Namens, die er dort entdeckt, etwa zwölf Bogen; nun erzählt ein armer Fischer ein Märchen, Murmelthierchen, um sein geliebtes Kind Ameleychen, der Prinzessin kleine Pathe, auszulösen, etwa vier Bogen; dann erzählt ein Schneider ein Märchen, den Schneider Siebentodt, um seinen Sohn auszulösen, etwa zwei Bogen. Soweit ist das Manuscript fertig, welches ich immer, so lange es das Interesse des Verlegers erlaubt, fortsetzen kann und will; es folgen dann abwechselnd christliche, jüdische und aller Stände Märchen, kürzer und größer, wie es die Muse gibt. Viele Kinder können durch kleine Lieder und Sprüche oder auch kleine rührende historische Ereignisse ausgelöst werden; kurz, der Plan bietet einen Faden für alle Gattung kindlicher Dichtung an und kann eine ganze poetische Kinderwelt umfassen. Zugleich nimmt er alle Leser der Tieckischen Märchen und die Verehrer der Undine in Anspruch, ohne doch je die Geschlechtsliebe auf eine Art zu seinem Gegenstande zu machen, welche ganz aus der kindlichen Sphäre träte."

Es erging jedoch dem Dichter mit seinem großen Cyklus, wie unsern alten deutschen Baumeistern mit ihren Domen, die sie auch nicht bis zur Krone hinanführten; Jahre vergingen, die Welt wechselte ihre Gestalt, seine Jugendfreunde alterten, und das Buch war immer noch unvollendet.

Im Jahr 1827 sollte die Sammlung abermals erscheinen. Schon waren ihm diese Jugenddichtungen ganz fremd geworden, da wurden sie in seiner Abwesenheit in den sehr gemischten Abend-

gesellschaften seines seligen Freundes, des Bürgermeisters Thomas, in Frankfurt vorgelesen. Wieder fanden sie vielen Beifall; der Dichter wurde mit Lob überhäuft und von allen Seiten bestürmt, sie herauszugeben; auch das Morgenblatt sprach sich darüber in preisender Weise aus. Allein er blieb gegen alle Bitten unbeweglich, denn sie hatten vielleicht an Niemand einen strengeren Richter, als an ihm, dem Dichter selbst. In einem Brief, den er um jene Zeit an seinen Freund Dietz in Koblenz schrieb, äußerte er sich: er habe sich dagegen erklärt, wieder Unnöthiges und Unnützliches zu thun, und er möge nicht wieder auf eine so störende Weise in den Mund des müßigen Publikums kommen. „Einst fand ich,“ fährt er fort, „ein Stück dieser Märchen (das Myrtenfräulein) in der Frankfurter Iris abgedruckt, und Sie wissen, wie sehr mich dieses verletzte; ich schrieb sogleich an den Bewahrer des Manuscriptes (Dr. Böhmer) und bat dringend, mich mit aller Oeffentlichkeit zu verschonen; da hörte ich, daß man in guter Absicht diese unreifen und unnützen Tändeleien in Frankfurt bei Hrn. Brönner habe drucken lassen wollen, und verhinderte es sogleich. Das Dringen meiner Freunde um die Erlaubniß des Druckes hörte nicht auf, von flüchtigem Anhören bestochen, hatten sie kein Urtheil über die Unvollendetheit und gänzliche Unwürde dieser Compositionen, die auf keine Art ein Ganzes waren; sie liefen keine Gefahr dabei, als den Preis der paar Exemplare, die sie etwa gekauft hätten; ich selbst aber würde mich wider Willen aller Kritik preisgegeben haben, und sie hätten am Ende selbst mit in den Tadel einstimmen müssen.“ — Möchten sich unsere jungen Dichter an diesem Urtheil über ein Werk spiegeln, das bereits die größten Lobeserhebungen sich gewonnen.

Nur eine Rücksicht, nämlich den Armen eine Wohlthat zu erweisen, war vermögend, trotz diesem strengen Urtheil seinen Widerwillen zu besiegen. Schon damals sollten sie zum Besten einer Armenschule in Koblenz erscheinen. Mit schwerem Herzen, wie er ausdrücklich sagt, gestand er dies dem Freunde zu, indem er fortfährt: „Ihre Absicht erlaubte mir nicht, meine persönliche Verletzung gegen den Vortheil Ihrer Armen in die Wagschale zu legen.“

Allein neue Hindernisse stellten sich in den Weg; nur der einzige Gockel erschien 1838, Frankfurt bei Schmerber, und zwar in seiner sehr erweiterten Gestalt und mit einem Anhang vermehrt aus den Papieren, die ursprünglich zu seinem Fragmente von dem „fahrenden Schüler“ in der Sängerfahrt gehörten.

Zu einer weiteren Herausgabe konnte er sich, trotz der günstigen Aufnahme dieses Märchens, nicht entschließen, und so nahten endlich die Tage seiner letzten tödtlichen Krankheit, wo er sich von seinem barmherzigen Wohlthätigkeitssinne bestimmen ließ, durch die angeführte Verfügung seines Testamentes die Einwilligung zu einer künftigen Herausgabe zum Besten der Armen zu geben.

Daß der Herausgeber sich treu an die Urschrift von der Hand des Dichters, welche in seinem Gewahrsam bleibt, gehalten, versteht sich von selbst, und er gibt der Buchhandlung bereitwillig das Zeugniß, daß sie den wohlthätigen Absichten des Dichters, wie man es von einem so großartigen, dem deutschen Buchhandel zur Ehre gereichenden Institute erwarten durfte, entgegen kam; ein gleiches Zeugniß gibt ihr die würdige äußere Ausstattung des Werkes selbst.

Was die Leser hier erhalten, ist, mit Ausnahme des Gockels und des Myrtenfräuleins, welches in einer längst vergessenen Zeitschrift erschien, sämmtlich ungedruckt. Daß sie aber hier den Gockel in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten, gewiß eine der schönsten Zierden dieses Buches, haben sie der Güte des Herrn Dr. J. Fr. Böhmer in Frankfurt zu verdanken, in dessen Händen der alte Urgockel bis jetzt in treuem Gewahrsam geruht hatte, wie der selige Freund ihm denselben übergeben. „Sie wissen,“ schreibt in dieser Beziehung Brentano 1827, „daß ich die Ueberreste meines literärischen Treibens meinem Freund, dem Dr. Böhmer in Frankfurt übergeben hatte, weil er eine Freude des Ordnens und Bewahrens in seiner antiquarischen Natur hat und ein sehr sinnvoller, gütiger, dienstfreundlicher Mann ist.“ Böhmer ließ damals auch von den Märchen eine Abschrift machen; durch diesen Umstand wurde der alte Gockel gerettet; denn die eigene Urschrift gebrauchte

der Dichter, wie es scheint, bei seiner Umarbeitung für den Druck. Ebenso findet sich auch das Myrtenfräulein nicht mehr vor; alle übrigen Märchen jedoch erscheinen hier nach der eigenhändigen Urschrift des Dichters. So mögen sie denn in die weite Welt hinausziehen diese Märchen, die so lange in der Mappe ihres Dichters ruhten. Mögen sie überall eine gastliche und liebevolle Aufnahme finden. Mögen ihre Leser sich dabei erinnern, daß keine Bewunderung und kein noch so reichlich gespendetes Lob ihrem Verfasser die Erlaubniß entlocken konnte, ihr Gefängniß zu öffnen, und daß sie nicht strenger und rücksichtsloser beurtheilt werden können, als er sie selbst beurtheilt hat. Allein neben allem Unvollendeten enthalten sie des Schönsten sehr Vieles, was sich in seiner Anspruchlosigkeit wahrlich dem Besten in unserer Poesie vertrauensvoll an die Seite stellen kann; gewiß gehören auch manche der Lieder, welche er seinem bunten Märchenteppich eingewebt, zu den lieblichsten und sinnvollsten, die in unserer Sprache gedichtet wurden; und welch ein unübertrefflicher Humor des harmlosesten Muthwillens lacht uns nicht aus manchen dieser Märchen an! Begegnet den Lesern aber hier und da ein Cisio Janus, oder hat der Dichter dann und wann sich allzusehr in scherzender Tändelei gehen lassen, so mögen sie nicht der edlen Waisenmutter, der gütigen Caritas vergessen, die ihn einzig zur Veröffentlichung bewog, und dankbar hinnehmen, was er ihnen liebevoll darbietet. Geht ja dies liebevolle Gemüth auch als die Seele durch diese Märchen, die den Kindern lehren, keinen Hungrigen ungespeist, keinen Traurigen ungetröstet vorüberziehen zu lassen, und die ihnen zugleich zeigen, wie jede Wohlthat, auch dem geringsten und ärmsten Thierlein erwiesen, von der göttlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit ihren Lohn empfängt. Zu Reu und Leid die Seelen erweckend, singen ihnen diese Märchen Bd. I. S. 233:

„Wer vor der Sünden Strafe bebt
Und nicht vor ihrem innern Tod erschrecket,
Noch fremde Schuld in seine webt,
In dem ist noch die Buße nicht erwecket.

Wer seine Zeit und die Gebrechlichkeit
In seiner eignen Schuld wagt anzuklagen,
Dem hat die Reue und das bittre Leid
Noch nicht so recht ans kranke Herz geschlagen."

In diesen tiefen Ernst wahrer Zerknirschung klingt dann wieder sanft die Stimme der Mildigkeit:

„Wer nie der Vöglein Brut gestört,
Wer auf der Schwalbe frühen Morgensegen
Mit süß erquickter Seele hört,
Der geht der Armuth mildreich auch entgegen.

Wer die zerknickte Aehre gerne hebt
Und gern die Mücke aus dem Netz befreit,
Der Spinne lohnend, die es sinnreich webt,
Deß Herz ist voll von göttlichem Mitleid."

Ist der Dichter uns mit dem Beispiel seiner Wohlthätigkeit vorausgegangen, so ist er auch in der Dankbarkeit für die Wohlthaten, die ihm selbst auf seiner Pilgerbahn erwiesen wurden, nicht zurückgeblieben. Auch hievon geben seine Dichtungen und seine anderen Schriften Zeugniß, worin er dies Gefühl mit lauter Stimme vor der Welt ausgesprochen; so sagt er in der Zueignung seines vaterländischen Spieles der Viktoria an Görres und Schinkel:

Ein leichtres Kriegsspiel habe ich zu geben;
Doch Liebe wiegt ja mit bei den Geschenken,
Die Gabe will des Trostes nur gedenken,
Den du mir überschwenglich gabst im Leben,
Als unter mir die Erde schien zu beben,
Half mir dein Arm, was stürzte, leis zu senken,
Lernt ich an deiner Brust die Schmerzen lenken
Und auf den finstern Wolken lichtwärts schweben.

Die dankbare Erinnerung an seine Kinder- und Jugendjahre war es gleichfalls, welche ihm die herzliche Zueignung seines Märchens an das Großmütterchen eingab. Als der müde Pilger im Schatten des Kreuzes in spätern Jahren eine Ruhestätte für

die kranke Seele gefunden, bot ihm das Buch von dem bittern Leiden seines Heilandes, der ihn mit offenen Armen zur Gottesrast eingeladen, willkommene Gelegenheit, seinen gastlichen Dank und Segen zweien andern Freunden in der Zueignung auszusprechen, die dem müden Waller in ihrem Hause und ihrem Herzen eine Herberge gegönnt; ihnen widmete er seine Schrift als Gastgeschenk mit den Worten:

„Den beiden deutschen Erneuerern der Schriften der Heiligen Henricus Suso, Johannes a Cruce und Theresia a Jesu weihet diese Blätter dankbar für Herberge, Muße und Trost ein Pilger,

Der in Sankt Erhardi Haus zwischen zweier Hirten Grab ruhte aus,
Und vor Sankt Wolfgangi Haus neu ergriff den Pilgerstab, rufend aus:

Segen über diesen Ort!
Wo so treu der Weinberg wird gebauet,
Gott vergelt's! sein letztes Wort,
Wenn er nach dem Dom zurück noch schauet,
Der, im Morgenlicht entbrannt,
Ein Altar voll früher Opferkerzen,
Mahnend oft genüber stand
Seinem müden Auge, lauen Herzen,
Und, von Blumen fromm umkniet,
Wo des Herren Bild am Oelberg ringet,
Mit ihm sang das Morgenlied,
Wenn der Blüthengarten Weihrauch schwinget.

In der Hand den Wanderstab,
Legt er scheidend nieder euch die Gabe
Zwischen zweier Hirten Grab,
Daß man seiner ein Gedenken habe.
Herr! bei dir allein ist Ruh,
Wie die Jünger einst zu dir auf Erden
Sagten, sprichst zum Pilger du:
Bleib bei mir, denn es will Abend werden!

Zarter, inniger, liebevoller jedoch hat er seine Dankbarkeit wohl kaum ausgesprochen, als in dem herrlichen Grabgesang,

welchen er vom 29. November bis 1. December 1838 zu München, bei dem Hingang der lieben Freundin und Mutter (Johanna Dietz) an die Hinterlassenen zu ihrem Troste, als rührende Todtenspende, in frommer Begeisterung dichtete. Des Lohnes gedenkend, welcher ihrer Barmherzigkeit für Alles, was sie den Armen auf Erden erwiesen, im Himmel zu Theil werden würde, erblickt sein geflügelter Geist auf der ewigen Frühlingsau des Paradieses auch ein Weihnachtsgeschenk, das der seligen Freundin zu Theil geworden für die Werke barmherziger Liebe, die sie während einer Reihe von Jahren an ihrem Gaste in Koblenz geübt:

Auch steht ihr ein Zelt erbauet,
Weil sie Obdach mir gegeben,
Daraus sie jetzt überschauet,
Was sie that an meinem Leben.

Heimathlos an jedem Orte
Fand ich, wo die Kinder spielten,
Ruhe nur an ihrer Pforte,
Wo die Pilger Rasttag hielten.

Sie hat mich ins Haus geladen,
Hat um mich sich eingeschränket,
Hat am Quell der eignen Gnaden
Fromm den müden Gast getränket.

Und ich bin ihr tief verschuldet,
Ihre Hand hat mir vertrauet,
Ihre Demuth mich geduldet,
Ihr Erbarmen mich erbauet.

Jetzt in ihres Lohns Palaste
Spricht sie bei dem Gnadenbronnen:
Ach! dies Zelt hab' an dem Gaste,
An Herrn Clemens, ich gewonnen.

Dieses himmlische Zelt der Heimgekehrten hat seine Dankbarkeit ihr mit anmuthigen Bildern umgeben, in denen das mütterliche Wirken ihrer Barmherzigkeit auf Erden verklärten Lichtes sich

spiegelt; da aber sein Almosen ähnliche Wohlthaten erzeigt, und da es nicht selten gerade die Hand dieser seiner lieben Freundin war, welche seine Almosen gespendet und auf die segensreichste Weise, ihre Liebe, ihren Fleiß und ihre sinnreiche Sorgfalt hinzufügend, verwendet: so dürfen wir das schöne Requiem, was er der dahingeschiedenen Freundin nachsang, auch seiner zu einem seligeren Leben entschwebten Seele nachrufen:

Sie ging dort ein Haus bewohnen,
Das der Meister ihr errichtet,
Auf des Giebelstraußes Kronen
Spricht den Spruch, der Alle richtet.

Der, dem Alles wir bereiten,
Was den Armen wir erweisen,
Hat in den acht Seligkeiten
Ihr Barmherzigkeit verheißen.

Als die Blumen hier vergangen,
Ist der Frühling dort erschienen,
Und sie zum Verein gegangen,
Zu des Himmels Arbeitsbienen.

Dort auf Betten, reinen, weichen,
Die der Noth sie hier gedecket,
Glänzt das Namen Jesu Zeichen,
Wenn der Engel sie erwecket.

Dort, wo sie in keinem Winter
Hat für Armenholz zu sorgen,
Weckt das Danklied selg'er Kinder
Sie zum ew'gen Frühlingsmorgen.

Wenn sie dann zum Garten gehet,
Wehn die Hemden aller Wegen,
Die den Armen sie genähet,
Ihr vom Blumenzaun entgegen.

O! wie wird sie freundlich lächeln,
Wenn um sie als Siegesfahnen

All die Armenkleider fächeln,
Deren Zahl sie kaum kann ahnen.

Wie hat sich dein Wort bewähret,
Treuer Gott! wird sie dann denken,
Wie hat Alles sich gemehret,
Jetzt erst kann ich freudig schenken.

Keine Lust wird dort ihr fehlen,
Alles, was sie hat errungen
In sich selbst und andern Seelen,
Sieht in Bildern sie gelungen.

Das Märchen

von dem

Rhein und dem Müller Radlauf.



Wie der Müller Radlauf dem Rhein ein Lied sang und einen Traum hatte.

Im Rheingau, wo jetzt Rüdesheim liegt, stand vor undenklichen Zeiten eine einsame Mühle am Rhein, umgeben von einer grünen und blumenreichen Wiese. Auf dieser Mühle wohnte Radlauf, ein junger frommer Müllerbursche.

Er lebte mit der ganzen Welt in Frieden, gab den Armen gern ein Mäßchen Mehl umsonst und streute seine Brosamen den Fischen und Vögeln aus. Jeden Abend setzte er sich auf den Mühldamm hinaus und hatte da seine Freude an den schönen grünen Wellen des Rheins, an den Ufern, die sich spiegelten, und den Fischen, die vor Lust aus der Fluth emporsprangen. Ehe er aber schlafen ging, flocht er immer noch einen schönen Blumenkranz und sang dem alten Rhein ein Lied vor, ihm seine Ehrfurcht zu beweisen. Am Schlusse des Liedes warf er dann den Kranz in die Wellen, die ihn freudig hinunter trugen, und wenn Radlauf den Kranz nicht mehr schwimmen sah, ging er ruhig nach seiner Mühle, um zu schlafen.

Das Lied aber, welches er gewöhnlich sang, lautete also:

Nun gute Nacht! mein Leben,
Du alter, treuer Rhein!
Deine Wellen schweben
Klar im Sternenschein;
Die Welt ist rings entschlafen,
Es singt den Wolkenschafen
Der Mond ein Lied.

Der Schiffer schläft im Nachen
Und träumet von dem Meer;
Du aber, du mußt wachen
Und trägst das Schiff einher;
Du führst ein freies Leben,
Durchtanzest bei den Reben
Die ernste Nacht.

Wer dich geseh'n, lernt Lachen;
Du bist so freudenreich,
Du labst das Herz der Schwachen
Und machst den Armen reich;
Du spiegelst hohe Schlösser
Und füllest große Fässer
Mit edlem Wein.

Auch Manchen lehrst du weinen,
Dem du sein Lieb entführt;
Gott wolle Die vereinen,
Die solche Sehnsucht rührt;
Sie irren in den Hainen,
Und von den Echosteinen
Erschallt ihr Weh.

Und Manchen lehret beten
Dein tiefer Felsengrund;
Wer dich im Zorn betreten,
Den ziehst du in den Schlund:
Wo deine Strudel brausen,
Wo deine Wirbel sausen,
Da beten sie.

Mich aber lehrst du singen,
Wenn dich mein Aug ersieht,
Ein freudeselig Klingen
Mir durch den Busen zieht;
Treib fromm mir meine Mühle,
Jetzt scheid' ich in der Kühle
Und schlummre ein.

Ihr lieben Sterne, decket
Mir meinen Vater zu,
Bis mich die Sonne wecket,
Bis dahin mahle du;
Wird's gut, will ich dich preisen,
Dann sing' in höhern Weisen
Ich dir ein Lied.

Nun werf' ich dir zum Spiele
Den Kranz in deine Fluth;
Trag ihn zu seinem Ziele,
Wo dieser Tag auch ruht;
Gut Nacht, ich muß mich wenden,
Muß nun mein Singen enden,
Gut Nacht, mein Rhein!

Dieses Lied und der Kranz freuten den alten Rhein immer gar sehr; er gewann den Müller Radlauf darum gar lieb und trieb ihm sein Rad gar ordentlich, nicht zu langsam und nicht zu geschwind.

Einstens träumte dem Müller: er gehe auf seine Wiese und wolle dem alten Rhein den gewöhnlichen Blumenkranz winden, er finde aber auf der Wiese gar keine anderen Blumen, als nur Rittersporn und Kaiserkronen und Königskerzen und Schwertlilien und Ehrenpreis und dergleichen vornehme ritterliche Gewächse, er aber scheue sich mit seinen bürgerlichen Händen nicht, breche die edlen Blumen nach Herzenslust und freue sich, seinem alten Freund, dem adlichsten der Flüsse, einen recht prächtigen Kranz daraus zu winden.

Als er nun diesen im Traume in die Wellen warf, tauchte unter demselben ein alter, sehr ernsthafter und doch liebreicher Mann aus der Fluth; sein grünes Schilfhaar war mit einer goldenen Rebenkrone umgeben, in deren Zweigen der Blumenkranz Radlaufs ruhte. In den Armen hielt er ein wunderschönes Jungfräulein und setzte sie vor Radlauf, der am Ufer niedergekniet war, auf den Strand. Die Jungfrau, träumte er weiter, habe sich ihm freundlich genaht, ihm eine köstliche alte Krone aufgesetzt und

ihn dann an der Hand aufgehoben, um ihn nach seiner Mühle zu begleiten. Aber da er mit ihr über die Wiese gegangen, sei auch gar kein anderes Kraut mehr darauf zu sehen gewesen, als nur Mausohr, worüber sie beide sehr erschrocken seien; denn das Mausohr sei dermaßen gewachsen, daß es sie ganz umklammert habe; dann aber sei ein Kraut, Katzenschwanz, emporgeschossen, und rings an allen Hecken und Bäumen so viele Weiden und Palmkätzchen, wie sie am Palmsonntag in der Kirche eingesegnet werden, und habe das Mausohr ganz wieder verschlungen. Während alle dem sah er im Traume den alten Wassermann in dem Rheine zornig herum springen und ganze Berge von Wellen in die Höhe werfen, und seine Mühle schimmerte ihm wie ein Schloß am Bergfuß entgegen. Darüber erwachte der Müller in großen Aengsten.

Wie des Müllers Traum wahr geworden.

Der Traum war so lebhaft gewesen, daß Radlauf sich die Augen nicht lange rieb. Er sprang von seinem Lager und eilte hinaus auf die Wiese, um nach den vornehmen Blumen zu sehen, von denen er geträumt hatte. Da war aber Alles wie sonst: Gänseblümchen die Menge und hier und da ein frisches Maiglöckchen und viele Butterblumen, auch im Schatten noch einige Veilchen. Die Sonne guckte eben mit den äußersten Spitzen ihrer goldenen Augenwimpern über den Rochusberg, welcher der Mühle gegenüber jenseits des Rheins lag, hervor.

Radlauf trat auf den Mühldamm hinaus, den Rhein zu beobachten; denn sein Traum stand ihm so klar vor Augen, daß er glaubte, es müsse alle Augenblicke der alte Wassermann hervortauchen und ihm die schöne Prinzessin entgegen reichen.

Wie er so auf die Wellen niedersah, hörte er auf einmal eine herrliche Musik; da zitterte ihm das Herz vor Freude, und er dachte schon, das könne etwas bedeuten.

Als aber plötzlich Pauken und Trompeten durch die Luft tönten und aus dem Echo wiederschmetterten: hob er seine Blicke den Rhein aufwärts und sah von Mainz herab ein goldenes Schiff fahren, worauf der König und die Königin von Mainz nebst ihrer Tochter, der Prinzessin Ameleya, saßen, umgeben von vielen Hofdamen, Kammerherren, Rittern und Musikanten.

Merkwürdig war in dieser Gesellschaft, daß der größte Theil der Dienerschaft keinen Antheil an der Musik zu nehmen schien; denn der ganze Hofstaat hatte nur Ohren für das Schnurren und Spinnen einer großen Katze mit funkelnden Augen, die auf dem Schooße der Königin ruhte und mit dem Schweife wedelte. Alle schienen hierin eine Vorbedeutung großer Ereignisse zu sehen.

Die mächtigen Leute hatten damals den Brauch, gewisse bedeutungsvolle Thiere als Hof- und Leibthiere mit sich herum zu führen, welche lebendige Würdeträger innerlicher Eigenschaften und Geistesrichtungen ihres Stammes oder ihrer Person waren. Manche führten Löwen, Adler, Bären, Leoparden, Falken, Schwäne, Kraniche u. dergl. Thiere bei sich, diese alte Königin aber eine Katze.

Diese Thiere waren zu einer großen Ruhe und Gleichmüthigkeit erzogen und durften nur im äußersten Fall durch ein bescheidenes, vieldeutiges Zeichen ihre innere Gemüthsstimmung bemerklich machen. Denn von ihrem Betragen hing Glück und Leben von Land und Leuten ab; weil sie als Barometer für den Erfolg einer jeden Staatsangelegenheit betrachtet wurden, nach deren Aeußerungen man Krieg und Frieden, Bündnisse und Heirathen schloß.

Ging aber ein solcher Handel schief: so setzte man das Thier ab, jagte es in den Wald oder brachte es sonst bei Seite und nahm ein anderes an dessen Stelle. Manchmal bei großen Veränderungen nahm man größere, mächtigere Thiere an die Stelle; so kamen Tiger, Leoparden und Löwen an die Stelle der Katzen.

Es waren diese Gebräuche mit der alten Zeichendeuterei verwandt, nach welcher berühmte Helden vor jedem wichtigen Ge-

schäft erst aus dem Fluge der Vögel, dem Lauf der Thiere, dem Fressen der Hühner Glück und Unglück vorhersehen wollten.

In späteren Zeiten wuchsen die Leidenschaften der Menschen so, daß kein Thier mehr groß genug war, sie vorzustellen. Auch waren die Löwen, Adler und Elephanten wegen ihrer Unbändigkeit und Größe unbequem und unanständig; denn die Menschen wurden äußerlich zahmer und weichlicher.

Da machten gelehrte Leute die Erfindung, nur die Abbildung der ehemaligen Hof- und Leibthiere mit herum zu führen und statt derselben geschickte, wohlerzogene Menschen anzustellen, welche sich nicht gleich Alles merken ließen, damit man sich erst auf jeden Fall gehörig vorbereiten konnte. Es war dieses gewiß eine vortreffliche Erfindung, der wir Ruh und Frieden zu verdanken haben.

Aus diesen Abbildungen der Hof- und Leibthiere entstanden die Wappen, und man kann aus den seltsamen Figuren der auf denselben abgebildeten Thiere sich eine Vorstellung machen, wie wunderbar Erziehung und Hofbrauch die ehemaligen Hofthiere zugestutzt hatten.

Zu dieser wohlthätigen Veränderung sollen die traurigen Begebenheiten mit beigetragen haben, welche durch die wenige Zurückhaltung der großen Katze auf dem Schooße der Königin von Mainz in dieser Geschichte veranlaßt wurden. Wenn gleich alle diese abergläubischen alten Händel längst vergessen sind, so ist doch hie und da noch eine Spur übrig geblieben, wie man an den Wollflocken, welche die Vögel zu ihren Nestern von den Dornhecken sammeln, sehen kann, daß vorübergezogene Schafheerden sie daran hängen ließen, und so soll das Sprüchwort: Es kommt Besuch, denn unsere Katze putzt sich, noch von der prophetischen Gewohnheit jener Katze herkommen, sich vor jeder Ankunft hoher Gäste fein sauber zu belecken und zu putzen.

Heute aber war die Aufmerksamkeit nicht ohne Ursache auf das Betragen der Katze gerichtet; denn die königliche Familie fuhr dem versprochenen Bräutigam ihrer einzigen Tochter, der Prinzessin Ameleya, entgegen, dem Prinzen Rattenkahl von Trier,

der mit der alten Königin von Trier den Rhein herauf fahren sollte.

Es war nicht ganz unbekannt geblieben, daß diese Familie ein Hof- und Leibthier von sehr verschiedener Gemüthsart mit sich führte; aber ein altes Staatslied enthielt die Prophezeiung, daß am Bingerloch durch Zusammenkunft von Katz und Ratz eine hohe, glückliche Verbindung und eine neue glückliche Zeit eintreten sollte. Das Liedlein sagte Folgendes:

Gute Zeit! wenn Ratz und Katz
Einig auf des Rheines Fluth
Hingeleiten Schatz zu Schatz,
Alles wird dann werden gut.
Glück, dann hält des Rades Lauf
Hochzeitskranz und Krone auf.

Weil nun die Familie des Prinzen Rattenkahl eine ausgezeichnete Ratze mit sich zu führen pflegte: so hielt man das heutige Begegnen der beiden Schiffe, welche Ratz und Katz und auch den herzallerliebsten Schatz, die Prinzessin Ameleya, mit sich führten, für die Erfüllung jenes alten Reimes, und die Hofmusikanten spielten gar keine andere Melodie, was schier langweilig war.

Die schöne Ameleya war sehr begierig, ihren Bräutigam zu sehen, mit welchem ihr ein so großes Glück kommen sollte, und sie hatte sich ganz vornhin auf den Schnabel des Schiffes gesetzt, so daß ihre blonden Locken wie ein goldenes Wimpel wehten. Sie trug ein grünsammtenes Kleid, mit goldenen Träublein gestickt, und spielte mit einem goldenen Ruder nachlässig in den Wellen, während sie dann und wann durch die hohle Hand in das dunkle Felsenthal hineinsah, in welches sich der Rhein aus dem heiteren und lichten Rheingau ergießt, als wolle er mit seinem feurigen Wein einen kühlen Keller suchen.

Radlauf wendete kein Auge von der schönen Prinzessin; denn ihm schien nicht anders, als daß sie die nämliche sei, welche ihn im Traum so sehr erfreut hatte. Dazu kam noch, daß er in dem Gesange von dem Schiffe her, in den Worten „Schatz, Glück,

Lauf" immer von einem besonderen Glück zu hören glaubte, das dem Radlauf begegnen sollte.

Da erhob sich aber auf einmal ein starker Wind, und das Schiff der Königin von Trier strich mit vollen Segeln bei dem Bingerloche heraus und war in wenigen Minuten dem Mainzer Schiff sehr nahe.

Der Bräutigam, Prinz Rattenkahl, saß auf dem Schiffsschnabel, seine Braut desto eher zu erblicken. Aber er sah nicht zum Besten aus. Wenn er gleich ein guter Herr von großen persönlichen Eigenschaften sein mochte: so stand ihm doch sein kahler spitzer Kopf, sein sehr dünner, aber langer Schnurrbart und der enge Pelz von schwarzen und weißen Mäusefellen mit einem langen Rattenschwanz daran sehr unvortheilhaft. Hinter ihm saß auf einem ledernen Stuhl seine Mutter, die Königin von Trier, eine sehr alte Dame, die so beschäftigt war, die große Staatsratze, die ihr auf einem großen Sammtkissen im Schooße lag, mit Zuckerbretzeln zu füttern, daß sie von Allem um sie her nichts hörte und nichts sah; denn die Ratze schien besonders unruhig und wollte sich immer verstecken.

Nun kamen sich die Schiffe sehr nah, und die Mainzer Musikanten machten einen gewaltigen Lärm mit ihrem alten Staatsgesang, den sie mit Pauken und Trompeten begleiteten.

Nun war der wichtige Augenblick der Erfüllung des alten Staatsreims heran gekommen; keine Miene verzog sich auf den beiden Schiffen; hier schaute Alles nach der Katze, dort nach der Ratze, welche sich beide auch in äußerster Stille verhielten; man erwartete das große Glück.

Die schöne Ameleya, etwas über das Aussehen ihres Bräutigams verlegen, wendete ihr Köpfchen gegen Radlaufs Mühle hin, und Radlauf rückte auf den äußersten Rand seines Mühldamms; nun ertönte der alte Staatsreim noch einmal, und die Erfüllung stand nicht länger auf dem Sprung.

Die Katze fuhr wie ein Blitz über die schöne Ameleya weg nach der Ratze in das andere Hochzeitschiff hinüber, die eben so geschwind vor ihr in einen Winkel schoß; die alte Königin war

mit ihrem Stuhle umgefallen; aber, o Unglück! der schönen Ameleya entfiel das goldene Ruder, sie bückte sich darnach und stürzte in die Fluth, und plumps sprang Radlauf mit gleichen Beinen in den Rhein, sie zu retten.

Auf den beiden Schiffen war Alles in der größten Verwirrung. Die alte Königin schrie wie rasend: „Staatsratz! o Staatsratz!" — Die alte Königin von Mainz aber schrie: „Staatskatz! o Staatskatz!" denn der Prinz Rattenkahl trieb diese dermaßen mit dem Ruder im Schiff herum, daß sie sich endlich auf den Mastbaum rettete.

Diese Verwirrung mehrten die Musikanten noch, die wie toll und rasend drauf los paukten und trompeteten, worüber der König von Mainz endlich so unwillig ward, daß er den Pauker und zwei Trompeter ins Wasser stieß.

Da ward es etwas geräumiger und stiller, und er konnte das Jammern der Hofdamen über das Unglück der Prinzessin Ameleya erst verstehen, und nun erhob er ein großes Wehgeschrei. Er trat auf die Spitze des Schiffs, wo sie hinabgestürzt war, und rief dem Trierischen Prinzen Rattenkahl zu: „O, theuerster Herr Schwiegersohn! retten Sie Ihre Braut!" Rattenkahl aber hörte und sah nichts vor Zorn über die Katze, die er noch immer herumhetzte, um sie aus dem Schiffe zu bringen, und schrie immer mit seiner Mutter zugleich: „Ins Wasser mit der Katze, sie soll ertrinken!"

Da warf der König von Mainz ihm aus Zorn die Krone an den Kopf, aber sie traf ihn nicht und flog in den Rhein.

Nun wendete sich der König zu seinem Gefolge und rief aus: „Wer mir meine Tochter rettet, der soll sie zur Frau haben und meine Krone dazu!"

Die Musikanten wollten platterdings nicht retten und schützten vor: das Wasser verderbe das Gehör, verstimme die Geigen, stehe gar zu tief unter dem Kammerton, habe keine Resonanz und könne man leicht in den tiefen Noten aus dem Takt kommen.

Einige Ritter sprangen in den Fluß, aber ihre Waffen zogen sie alle in den Grund.

Mehrere Hofdamen jagte der verzweifelte König nun selbst hinein; aber ihre breiten, steifen Röcke hielten sie oben wie Fischkasten, dabei jammerten sie, es komme ihnen kalt an die Beine und sie würden von Fischen gebissen. Hierzu raste der König um seine Tochter, die Königin jammerte um die Katze, die Musikanten spielten und schrieen den Staatsreim in einem betrübten Ton; denn die Damen und Pauker und Trompeter, die um das Schiff herumschwammen, faßten sie an den Haarzöpfen, um sich herauszuhelfen. Da that die gehetzte Staatskatze plötzlich einen Satz nach dem Mainzer Schiff, sie hatte aber nicht gut gemessen und fiel ins Wasser, worüber Rattenkahl lachte, daß ihm der Mäusepelz auf den Schultern tanzte, seine Mutter aber, die alte, böse Königin von Trier, vor Freuden in die Hände patschte. Sie hatte sich die ganze Zeit mit ausgebreiteter Schürze in den Winkel des Schiffs vor die Staatsratze gesetzt und, um die Katze von sich zu scheuchen, wie ein Hund gebellt.

Die Katze aber wurde von einem schwimmenden Edelknaben mit dem Ellenbogen wieder in das Schiff geschleudert und ist später aus dieser That ein ganzer Landesname, Katzenellenbogen, entstanden.

Da Rattenkahl noch mit dem Ruder so nach ihr schlug, daß das Wasser dem König von Mainz die ganze Frisur verdarb, kam dieser in einen solchen Grimm, daß er ausrief:

„So wollt' ich dann, daß dich das Bingerloch mit Mann und Maus verschlänge und die Felsensteine rings dazu lachten!"

Darauf aber erwiederte die Königin von Trier nichts, als mit einer recht spitzigen feinen Stimme: „Ei, daß dich das Mäuschen beiß!"

Die Königin von Mainz herzte und trocknete indeß ihre Lieblingskatze, und der König wendete seinen ganzen Zorn nun auf sie, weil er behauptete: diese verwünschte Katze habe all das Unglück herbeigeführt; und sie begannen beinahe schon zu raufen, als der alte Rhein das unartige Betragen all dieser häßlichen Herrschaften nicht mehr länger mit ansehen konnte und plötzlich

einen heftigen Sturm in seinen Wellen zu erheben begann. Da flogen die beiden Schiffe wie Spreu aus einander. Das Mainzer Schiff flog gegen Mainz, das Trierische gegen Koblenz zurück. Da das letzte aber bei Bingen um die Ecke herumfuhr, ward die Verwünschung des Königs von Mainz schon an ihm wahr: der Strudel faßte das Schifflein und drehte es herum wie einen Kreisel, immer geschwinder und geschwinder; da lautete es, als wenn sich ein Riese gurgelte, und auf einmal war das Schiff voll Wasser, und Rattenkahl, seine Mutter und die Ratze verschwanden mit ihm. Die Felsen aber lachten rings dazu: „klick, klack, klack!" als wenn man mit tausend Peitschen knallte.

So ward der Fluch des Mainzer Königs wahr und der Traum des frommen Müllers Radlauf auch und der alte Staatsreim auch; denn sein Freund, der alte Rhein, trieb dem schwimmenden Radlauf den Schatz, die schöne Ameleya, richtig in die Arme.

Mit ungemeiner Anstrengung arbeitete er, die schon halbtodte Prinzessin nach seinem Mühldamm hinzubringen, und da er merkte, daß er selbst auch die Besinnung zu verlieren begann, umfaßte er die Prinzessin fest mit beiden Armen und rief in Gedanken den Vater Rhein um Hülfe an, der ihn nicht verließ und mit Ameleya gleich neben seiner Mühle, auf der schönen Wiese, ans Land warf, wo sie beide ohnmächtig wie todt neben einander lagen.

Wie Radlauf die schöne Ameleya in seine Mühle führt.

Der Rhein war schon wieder ganz ruhig und spiegelglatt, und die Sonne schien warm hernieder: da erwachte Radlauf aus seiner Betäubung.

Ach! wie war er verwundert, als er die schöne Prinzessin in ihrem grünen goldgestickten Sammtrock neben sich im Grase liegen sah.

Schnell sprang er auf und kniete wieder vor ihr nieder und flüsterte: „Ach, allerholdseligste Prinzessin! wollen Sie nicht aufstehen und sich in meine Mühle bemühen?“ Da sie aber kein Zeichen von sich gab, kam er in die größte Angst und dachte erst, daß sie wohl gar könne ertrunken sein.

Nun besann er sich hin und her, was er für Mittel gehört hatte, Ertrunkene wieder zu sich selbst zu bringen. Aber es wollte ihm keines recht gefallen; er wagte keines aus Schüchternheit anzuwenden; so sehr unwürdig fühlte er sich, die Prinzessin zu berühren.

Das gewöhnliche Mittel, sie auf den Kopf zu stellen, fiel ihm zuerst ein; aber wie konnte er, dem es schon durch Mark und Bein ging, wenn er einen Laib Brod auf der oberen Seite liegen sah, auch nur den Gedanken ertragen, eine Prinzessin auf den Kopf zu stellen; dann fiel ihm ein, daß man solchen Betäubten Federn unter der Nase verbrenne, um sie durch den scharfen Geruch zu sich zu bringen; aber auch dies Mittel schien ihm erschrecklich; er hätte sich nie verzeihen können, einer so schönen Nase etwas Häßliches in die Nähe zu bringen. Da er also gar nichts wußte, fing er, neben ihr kniend, von ganzem Herzen zu beten an: der liebe Gott möge die schöne Ameleya doch wieder zum Leben zurückrufen.

Wie er so betend ihr in das liebliche Angesicht schaute, summte eine kleine goldene Biene um sie her und wollte sich eben auf ihren rothen Mund, den sie für eine duftende rothe Nelke hielt, niederlassen. Da vergaß Radlauf in der Angst, die Biene möge die Prinzessin stechen, alle seine vorige Schüchternheit und gab der schönen Ameleya, als er die Biene verjagen wollte, eine ziemliche Ohrfeige, nach welcher sie mit einem tiefen Seufzer die Augen aufschlug und erwachte.

Radlauf kniete noch zitternd neben ihr und sprach in der tiefsten Ehrerbietung: „O allerholdseligste Prinzessin! verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen eine Ohrfeige gegeben, aber ich versichere Dieselben, der Schlag war allein auf eine unverschämte Biene gemünzt, welche Dero lieblichen Mund für etwas anderes, z. B.

eine rothe Blume ansah und Honig darauf sammeln wollte. Als ich diese nun erschlagen wollte, entwischte sie unter meiner Hand, und diese hatte das Unglück, der allerholdseligsten Prinzessin Wange nur allzuderb zu berühren. Ich flehe nun um Verzeihung; ist aber mein Verbrechen wirklich so groß, als ich es fühle, so bitte ich Dieselbe, mir alsogleich den Tod zu geben."

Die schöne Ameleya hörte diese Worte des Müllers kaum, so betäubt war sie noch, und da sie sich endlich aufrichtete und auf ihren Füßen fest wie eine schöne Bildsäule am Rhein dastand und gar nichts von der Ohrfeige zu wissen schien, that er auch weiter keine Erwähnung davon.

Die Prinzessin sah bange den Rhein hinauf, da hörte sie noch in weitester Entfernung eine Trauermusik erschallen, mit welcher das Schiff ihrer Eltern nach Mainz zurück ruderte. Das beruhigte einigermaßen ihr Herz; denn wo ihr Bräutigam, der Prinz Rattenkahl, hingekommen sein möge, das kümmerte sie gar nicht, weil sie eigentlich aus Schrecken über dessen unangenehmes Aussehen in das Wasser gefallen war.

Nun kniete sie nieder und dankte Gott von Herzen, daß er sie so wunderbarlich errettet habe, und wandte sich dann zu Radlauf, dem sie nun auch von Herzen dankte und ihn bat, sie in seine Mühle zu führen, damit sie ein wenig schlafen könne.

Radlauf konnte vor Freuden und Entzücken, als die schöne Prinzessin mit ihm sprach, gar kein Wort vorbringen. Er machte bloß eine unterthänige Verbeugung, und als sie nach der Mühle zu wandelte, ging er hinter ihr her, theils aus Ehrerbietung, theils damit ihr die vom Rheinwasser noch sehr nasse Schleppe nicht so kalt an die Beine schlagen sollte. Der Prinzessin gefiel diese Artigkeit des Müllers gar sehr, und sie sah dann und wann um und nickte ihm freundlich mit dem Kopf. Er aber sah ganz beschämt an den Boden, und wie erstaunte er nicht, als er überall, wo die schöne Ameleya ihren Fuß auf der Wiese hinsetzte, lauter Ehrenpreis und Königskerzen und Rittersporn und andere adelige Blumen aufblühen sah, worauf er wieder sehr an seinen Traum gedachte.

So traten sie in die klappernde und stäubende Mühle, und als er sie in seine Stube gebracht, redete sie mit großer Freundlichkeit einige Worte zu ihm; doch konnte er ihre Stimme nicht verstehen vor dem Mühlgeräusch, und er wollte sich schon wegbegeben, die Mühle fest zu stellen, aber sie blieb in demselben Augenblick von selbst stehen, was ihn zu einer andern Zeit gewiß sehr verwundert hätte, ihm jetzt aber gar nicht auffiel, so beschäftigt war er mit seinem vornehmen Besuch und besonders mit dem Gedanken, was in aller Welt er ihr wohl für eine Mahlzeit auftischen sollte.

Radlauf verbeugte sich vor Ameleya und bat sie, sich es bequem zu machen; er legte ihr weiße Tücher über sein Bett, setzte ihr frisches Wasser hin und feine Kleie zum Waschen, auch sein bestes Handtuch und einen ganz neuen buchsbaumenen Kamm, den er selbst geschnitten hatte, wie auch das Brauthemd seiner verstorbenen Mutter und die Hochzeitkleider derselben, damit sich die Prinzessin umkleiden könne; dann machte er ein Feuer auf den Herd, theils ihr etwas zu kochen, theils auch die durchnäßten Kleider zu trocknen.

Alles das that er still, ohne ein Wörtchen zu sagen. Die Prinzessin war auch ganz still und sah ihm zu, wie er Alles so fleißig und bedachtsam und bescheiden besorgte, was ihr etwa angenehm sein könnte. Nun nahm er noch seine eigenen Sonntagskleider aus dem Kasten, hängte sie über den Arm, legte ein Stückchen Kreide auf den Tisch, ließ sich dann auf ein Knie nieder und sprach: „Allerholdseligste Prinzessin! wenn Sie sich der wenigen Bequemlichkeit in der Stube eines armen Müllers bedient haben: geruhen Sie mit dieser Kreide hier an die schwarze Küchenthüre Ihre sämmtlichen Leibspeisen aufzuzeichnen, damit ich hernach wieder hereinkomme und sehe, womit ich Sie in der Eile zu erquicken vermag."

Die Prinzessin war durch die Artigkeit des Müllers sehr gerührt, brach die Kreide entzwei und gab dem Müller ein Stück mit den Worten: „Nimm hin, mein guter Radlauf! begib dich in die Küche und schreib auf die andere Seite der Thüre deine

Leibspeisen, und diejenigen, welche wir beide zugleich werden aufgeschrieben haben, sollst du mir dann bereiten." Radlauf nahm die Kreide und sprach: „Nicht allein dieses, sondern auch alles andere, was Sie wünschen könnten, schwöre ich Ihnen zuzubereiten, wenn es in meinem Vermögen steht."

Nun machte er eine Verbeugung und begab sich nach der Küche.

Wie Radlauf den Küchenzettel macht und der schwarze Hans auch dabei sein will.

Kaum war Radlauf in der Küche, als er ein hübsches Feuer auf dem Herd machte und alles Geschirr recht reinlich ausscheuerte, wobei er sich immer besann, was er für Lieblingsgerichte aufschreiben sollte; aber es wollte ihm auch gar nichts anders einfallen, als gebrannte Mehlsuppe und Rühreier, denn er hatte sein Lebtag nichts anders gegessen und kannte auch kein anderes Gericht.

Unter diesen Geschäften und Sorgen horchte er dann und wann nach der Thüre hin, ob die Prinzessin etwa schon auf der andern Seite ihre Lieblingsspeisen daran schreibe; aber er vernahm noch nichts, sie schien beschäftigt, sich umzukleiden.

Mit allem war er nun bereit, nur besann er sich noch immer auf irgend eine andere Speise und rieb sich die Stirne, indem er auf und ab ging. Er hatte aber am Fenster einen zahmen Staar im Vogelbauer hängen, den er trotz langer Bemühung noch nicht hatte sprechen lehren können, wenn gleich der Vogel eine besondere, ja beinah menschliche Klugheit verrieth; als er nun den guten Vogel ganz tiefsinnig auf seiner Stange sitzen sah, als ob er sich auch auf einen Küchenzettel besänne, fragte er ihn, wie er gewöhnlich pflegte, wenn er seine Mahlzeit zubereitete:

„Schwarzer Hans, du meine Freude!
Was kocht der weiße Müller heute?"

Da antwortete der Staar zum erstenmal, aber mit sehr trauriger Stimme:

„Gebranntes Mehl und Rührei,
Der schwarze Hans ist auch dabei!“

„Wohlan, so soll es auch dabei bleiben“, rief Radlauf aus, voll Freude, daß sein Vogel zum erstenmale gesprochen. Fröhlich ging er zum Vogelbauer, streute schönen Weizen hinein und füllte das Tröglein mit frischem Wasser; aber Hans blieb immer traurig, er wollte nicht fressen und nicht saufen; das Herz schlug ihm, als wenn er einer Katze gegenüber säße, und die Flügel ließ er hängen wie ein Leichenbitter. Radlauf konnte gar nicht begreifen, was den Vogel nur so betrüben möge. Endlich dachte er, er ist vielleicht erschrocken, als ihm auf einmal der Verstand aufgegangen und die Sprache gekommen, nun weiß er jetzt seines Studirens kein Ende, weil er vor lauter Gedanken gar nicht weiß, was er zuerst sagen soll. Um ihn ein wenig aufzumuntern, sprach er zu ihm:

„Friß und sauf und bade dich
Und pfeif eins, Hans ohne Sorgen,
Weil ich zum Schmause lade ich,
Hast du kein Geld, ich will dir's borgen.“

Worauf ihm aber der Staar noch viel betrübter antwortete:

„Was hilft's, wenn ich viel fresse,
Es ist mein Leichenschmaus;
Mich speist doch die Prinzesse,
Denn meine Zeit ist aus.

Was hilft's, wenn ich viel bade
Mein Trauermäntelein;
Ich sterb' heut ohne Gnade,
Ich muß gefressen sein.

Was hilft's, wenn ich viel saufe,
Es ist mein Sterbetrunk;
Dem Tod ich nicht entlaufe,
Mich ißt ihr rother Mund."

Dabei legte er den Kopf ganz betrübt auf sein Freßtröglein, als wollte er ihn abgehackt haben. Radlauf bemitleidete ihn herzlich und machte ihm den Bauer auf und das Fenster, damit er sich eine Bewegung machen möge; denn er glaubte, er sei von vielem Studiren und Einsitzen so tiefsinnig geworden. Indem hörte er die Prinzessin mit der Kreide an der Thüre schreiben, und schnell sprang er mit seiner Kreide auch an die Thüre; sie schrieb von außen und er von innen, und sie schrieb noch lange, als er längst fertig war. Endlich machte sie die Thüre auf und sprach: „Jetzt will ich lesen, was ich alles aufgeschrieben, wenn du es nicht hast, so gib mir ein Zeichen." Da las sie:

„Gebackene Pflaumen von Wolfenbüttel?"
Der Müller mit dem Kopf schüttelt.
„Ein verzuckerter Schweinskopf?"
Der Müller schüttelt mit dem Kopf.
„Eine Schneckenleber-Pastete?"
Der Müller mit dem Kopf drehte.
„Ein vergoldetes Kalbshirn?"
Der Müller schüttelt mit der Stirn.
„Lämmerschwänzchen in Honig gebacken?"
Der Müller schüttelt mit den Backen.
„Ein kandirter Wasserhase?"
Der Müller schüttelt mit der Nase.

Endlich sagte sie:

„Gebrannte Mehlsuppe und Rührei?"
Der Müller sprach: „Es bleibt dabei."

Dann las die Prinzessin noch:

„Einen frischen Staarenbraten?"
Der Müller sprach: „Ach ja, Ihr Gnaden!"

und die Thränen liefen ihm in die Augen, denn der Hans sprach einmal übers anderemal laut und vernehmlich, aber mit sehr betrübter Stimme dazu: „Der schwarze Hans ist auch dabei;“ und Radlauf merkte wohl, daß der gute Vogel vorausgefühlt haben müsse, daß ihn die Prinzessin aufessen werde; warum er das wußte und wie er es wußte und wozu es gut war, daß es geschah, das wußte damals kein Mensch und kein Staar; vielleicht wird es im Fortgang dieser Märchen noch einmal bekannt.

So viel ist gewiß, daß Radlauf wohl fühlte, er könne der Prinzessin keine Einwendung machen, so leid es ihm auch that, den schwarzen Hans zu schlachten; denn er hatte ihr geschworen, Alles, was in seinem Vermögen sei, für sie als Speise zuzurichten, so sie es begehrte. Er verbeugte sich demüthig vor der schönen Ameleya und sagte: „Sogleich werde ich die Ehre haben, Euer Holdseligkeit zu bedienen,“ und somit zog er die Küchenthüre wieder zu.

Wie sich der schwarze Hans selbst umbringt, Radlauf und Ameleya ihn essen und nach Mainz ziehen.

Nun band sich Radlauf einen ganz neuen Mehlsack als Küchenschürze vor und nahm seinen Schleifstein und sein Messer zur Hand; denn er wollte dem Hans den Kopf mit einem recht scharfen Messer abschneiden, damit er nicht viel Schmerzen haben möge. Da er nun mit seinem Messer auf dem Wetzstein hin und her fuhr, fing der Staar an dazu zu sprechen:

„Messer, Messer, wetz, wetz, wetz,
Ist der Lohn für mein Geschwätz,
Hätt ich nicht so sehr geschwätzt,
Wäre ich ein Fürst bis jetzt.“

Als Radlauf diese bedeutungsvollen Worte des schwarzen Hansen hörte, hielt er mit Wetzen ein und redete sogleich, denn

er hatte eine besondere Hochachtung vor Standespersonen in andern Umständen, den Vogel mit folgenden Worten an:

„Ihro Durchlaucht waren also ein Fürst, ach vielleicht gar von Geblüt; o dann getraue ich mich nicht, meine Hand an Ihr gesalbtes Haupt zu legen, und so Euer Durchlaucht geruhen, werde ich dieselben der Prinzessin Ameleya vorstellen.“ Der Vogel antwortete:

„Einst war ich Fürst von Staarenberg,
Mein Maul stand damals überzwerg;
Doch habe ich so viel geschwätzt,
Daß es ein Schnabel ward zuletzt.“

Dann bat er den Müller noch, ihn zu der Prinzessin zu lassen; er wolle nur die Ehre haben, sie vor seinem Tode noch einmal zu sehen, worauf er sich wieder einstellen wolle, um geschlachtet zu werden. Sein Testament sei bereits gemacht, er habe es mit Kienruß vermittelst seines Schnabels auf einen Mehlsack vor einigen Tagen geschrieben, und werde es Radlauf zu seiner Zeit finden. Hierauf machte der gerührte Müller Thür und Fenster auf und sprach: „Ihro Durchlaucht können sich begeben, wohin Sie wollen.“

Der Staar aber flog nicht etwa zu dem Fenster hinaus; das fühlte er tief unter seiner Würde; er begab sich vielmehr zu Fuß mit langsamen anständigen Schritten in die Stube zu der Prinzessin, und Radlauf schloß die Thüre bescheiden hinter ihm zu, horchte auch nicht am Schlüsselloch, weil ihn Staatssachen damals gar nicht interessirten.

Als Ameleya den Vogel herein trippeln hörte, wendete sie sich zu ihm, und er flog vor ihr auf den Tisch, an welchem sie mit aufgestützten Armen nachdenkend saß. Er machte da mehrere Complimente und rührende Stellungen vor ihr; die Prinzessin sah ihm verwundert zu und wollte eben über seine wunderlichen Manieren lachen, als der Vogel mit beweglicher Stimme zu ihr sprach:

„Gott grüß dich, schöne Ameley!
Der schwarze Hans ist auch dabei"

und mit seinem Schnabel eine goldne Nadel unter seinem Flügel hervor zog, die er sich so heftig in das Herz stieß, daß das Blut der Prinzessin auf den Arm spritzte. Als er niedersank, sagte sie mit Thränen: „Ach, armer Hans! was hast du gethan?" Da sprach der Vogel mit sterbender Stimme:

„Ach du schöne Ameley!
Verzeih mir meine Schwätzerei;
Das schönste Grab wird mich beehren,
So du mich willst sogleich verzehren;
Der Müller soll auch essen mit,
Ich wünsch' euch guten Appetit."

Nach diesen Worten streckte er die Beine aus, schloß die Augen, sperrte den Schnabel auf und war mausetodt.

Die schöne Ameleya zog ihm die Nadel aus der Brust und erkannte dieselbe als eine ihrer Haarnadeln, die sie vor mehreren Jahren einem Edelknaben zu Mainz geschenkt hatte, der bald darauf verschwunden war. Ueber sein Verschwinden ging das Gerücht unter den übrigen Edelknaben, er habe ihnen erzählt, daß die Prinzessin Ameleya ihm eine ihrer Haarnadeln geschenkt, und da sei er plötzlich in einen Staar verwandelt worden und davon geflogen. Jetzt erkannte Ameleya nur zu gut die Wahrheit jenes Gerüchtes und vergoß bittere Thränen des Mitleids um den armen Hans und weinte und schluchzte so laut, daß Radlauf nach seinem Mühlrad ging, welches vorhin stehen geblieben war, um zu sehen, was es am Gange hindere; denn das Jammern der Prinzessin ging ihm so zu Herzen, daß er wünschte, er möge es vor dem Mühlgeklapper nicht mehr hören.

Da fand er nun zu seiner großen Verwunderung die Krone des Königs von Mainz, die, als der alte Herr sie in seinem Zorn dem Prinzen Rattenkahl an den Kopf hatte werfen wollen, in den Rhein gefallen war, in dem Getriebe seiner Räder hängen,

wodurch sie still gestanden waren. Kaum hatte er sie herausgenommen, so ging die Mühle wieder munter darauf los.

Als er nun wieder in die Mühle gehen wollte, sah er jenseits des Rheins einen Trompeter auf dem Rochusberg stehen; der blies, daß es in die Felsen hinein schmetterte, und rief dann etwas mit lauter Stimme aus. Auch sah er viele Fischer und Taucher auf dem Rheine herumfischen und schwimmen und tauchen und suchen. Einer von diesen sagte ihm nun: Der König von Mainz habe Dem seine Tochter, die Prinzessin Ameleya, zur Gemahlin versprochen, der sie lebendig wieder brächte, und wer sie todt bringe, der solle ein Schloß am Rhein haben, und wer sie sammt der verlornen Krone zurück liefere, der solle sein Nachfolger sein.

Radlauf konnte ihn vor Freude gar nicht zu Ende hören; er versteckte die Krone in seinen Busen und hüpfte freudig nach der Mühle über die Wiese hin. Da er in die Küche kam, hätte er beinahe vor Freuden der Prinzessin: juchheh! mein herzallerliebster Schatz! zugerufen; aber das Wort im Munde erstarrte ihm, denn er sah die Prinzessin beschäftigt den verstorbenen Herrn von Staarenberg zu rupfen. Sie pflückte so zärtlich an seinen Federn, die sie alle in ihr seidenes Schnupftuch that, als fürchte sie, ihm wehe zu thun, und unterdessen erzählte sie dem Müller den ganzen Selbstmord des schwarzen Hansen, salzte ihn mit ihren Thränen und steckte ihn an ihren großen silbernen Schnürnestel, um ihn zu braten; seine Eingeweide aber that sie in eine Büchse, um sie in seinem Familienbegräbniß beisetzen zu lassen. Aus den Federn machte sie ein seidenes Kissen, welches sie immer auf ihrem Herzen trug.

Die gebrannte Mehlsuppe und die Rühreier waren auch fertig geworden, und der Herr von Staarenberg, der gutes Futter bei dem Müller genossen hatte, gab einen delikaten Bratengeruch von sich. Die schöne Ameleya nöthigte den Müller zu Tisch und aß vor Allem unter bittern Thränen ihr Theil von dem schwarzen Hans. Das Herz schnitt sie entzwei und gab die Hälfte dem Müller; aber kaum hatten Beide davon gegessen, als es ihnen

sehr wunderbar zu Muth wurde und sie eine große Liebe zu einander empfanden. Sie sahen sich immer einander an, und die schöne Ameleya sagte:

„Mein lieber Müller, es ist mir niemals so wohl gewesen als bei dir, und wenn du von Adel wärest, wollte ich mit Niemand mein Leben zubringen als mit dir.“ Radlauf aber sagte zu ihr:

„Allerschönste Ameley, ich habe einen reichen vornehmen Freund, den alten Rhein, er soll uns wohl helfen, er hat Euch mir in die Arme gegeben und wird wohl weiter Rath schaffen. Jetzt aber rüstet Euch, daß ich Euch zu Eurem Vater zurück führe.“

„Ach!“ sagte die schöne Ameleya, „mein Vater ist sehr stolz und geizig, er wird uns gewiß nicht helfen, und wenn er unsere Liebe merkt, sind wir verloren.“

„Seid nur ruhig,“ sagte Radlauf, „ich habe ein ganz anderes Glöcklein läuten hören,“ und somit ging er mit Ameley, die ihn nicht mehr verlassen wollte, hinaus auf die Wiese und bat sie, ihm zu helfen, allerlei Kränze zu machen.

Während sie das that, holte er seinen schönsten Esel und zäumte ihn mit bunten Bändern und schmückte ihn mit den Kränzen. Auch die schöne Ameleya wurde mit Blumen geziert und setzte sich dann auf den Esel. Er selbst setzte die Krone des Königs auf, that seine Feierkleider an und führte, in der einen Hand eine blühende Königskerze tragend, den Esel mit der schönen Ameley nach Mainz.

Ihre Gespräche unterwegs waren von lauter Liebe und Freundlichkeit, und sie übereilten sich gar nicht; der Esel machte einen Schritt nach dem andern. In den Dörfern entstand die größte Freude; Jedermann, der ihnen begegnete, pries den guten Müller Radlauf selig und schloß sich dem Zug an; Viele aber eilten mit der frohen Nachricht voraus.

Kaum hatte nun der König gehört, ein Müller habe die schöne Ameleya gerettet und bringe sie, als er bekannt machen ließ: kein Mensch solle bei Todesstrafe ein Wort davon sprechen, daß er die Tochter dem Finder zur Braut versprochen.

Wie Radlauf betrogen ward, dem König von Mainz den Krieg erklärte, was er nachher in seiner Mühle träumte und wie er die Königin und Rattenkahl von Trier begräbt.

Der Zug kam Mainz immer näher, und als die schöne Ameleya die Fenster des Schlosses in der Abendsonne spiegeln sah, weinte sie vor Traurigkeit, und als sie über die lange Rheinbrücke zogen, weinte sie noch viel mehr und sagte zu dem Müller: „Lieber Radlauf, nimm diesen Ring zum Angedenken," und gab ihm einen Ring, „und diesen Kranz, wirf ihn in den Rhein, daß er uns helfe." Das that der Müller, und sie zogen in die Stadt ein, vom Volke begrüßt, und vor das Schloß.

Der König lag mit der Königin am Fenster, und als Radlauf sie sah, machte er mit dem Esel Halt, schwenkte die Krone und rief hinauf: „Ich wünsche Euch einen guten Abend, Herr Schwiegervater und Frau Schwiegermutter! Hier bringe ich Euch meine Braut, Eure Tochter, die schöne Ameleya lebendig: nun sagt mir öffentlich vor dem Volke zu, was Eure Trompeter ausgeblasen haben, so sollt Ihr Euer Kind wieder in Eure Arme schließen." Die schöne Ameley ward roth bis über die Ohren, als Radlauf so muthig hinauf schrie; der König und die Königin wurden aber vor Bosheit todtenbleich, und plötzlich drangen mehrere Trabanten aus dem Schlosse, rissen die schöne Ameley vom Esel und brachten sie ins Schloß, dessen Thore sie dem nacheilenden Radlauf vor der Nase zuschlugen; zugleich wurden auch alle Fenster des Schlosses zugemacht, und der betrogene Radlauf mochte pochen und jammern, wie er wollte, er bekam keine Antwort.

Er hatte aber den schwarzen Hans halb im Leibe und war voll Muth und erklärte, auf seinen Esel steigend, dem König von Mainz laut den Krieg, worüber die Mainzer Bürger ihn höhnisch auslachten, und die Kinder ihn den Eselsritter nannten. Da aber einige brave Leute ihm beistanden und laut den König

wortbrüchig nannten, ließ der König sogleich ausrufen: Jedermann solle sich nach Hause begeben, und man solle den wahnwitzigen Müller ruhig heim ziehen lassen.

Weil sich nun das Volk noch nicht verlor, ließ er einen hohen Galgen vor dem Schlosse aufrichten, vor welchem die Mainzer mit großem Respekt nach Hause gingen. Als sie Alle fort waren, stand der arme Radlauf mit seinem Esel allein da. Er sah die Sonne untergehen ganz roth in den Rhein und blickte an die Fenster, ob er seine schöne Ameleya nicht sehen könnte: da warf man plötzlich alle die Kränze oben herab, mit denen er die schöne Ameley geziert hatte.

Er las sie sorgsam auf und hängte sie an seinen Esel, und da es bereits dämmerte, ging er an den Galgen und hängte des Königs Krone daran und schrieb dazu;

„Zum ewigen Angedenken
Häng' ich hier deine Krone,
Wo du, meineidiger König!
Zu deines Undanks Lohne
Heut selber müßtest hängen."

Dann drehte er seinen Esel herum und ritt ruhig wieder nach Haus:

Unterwegs dachte er, wie er es anfangen sollte, den König zu bestrafen; aber immer kamen seine Gedanken auf die schöne Ameley, und er vergaß allen Zorn und fiel in eine tiefe Schwermuth. Als ihm seine Mühle entgegen klapperte, fiel ihm seine Armuth und seine heutige Hoffnung recht aufs Herz, und als er seinen Esel eingestellt und seine Stube betreten hatte, wurde er sehr betrübt. Alles lag, wie die schöne Ameleya es verlassen, und sein Bett war noch eingedrückt von ihr. Alles ließ er, nichts getraute er sich zu verrücken, es war ihm Alles heilig.

Als er in die Kammer trat, wo ihm sonst sein Staar entgegen geschrieen, und er nun den leeren Käfig ansah, rief er aus: „Ach armer, schwarzer Hans! kaum war dir der Adel über den

Schnabel gekommen, so konntest du nicht anders, du mußtest aus Höflichkeit sterben und gefressen werden; ach ich armer Müller! Kaum nenne ich den König Schwiegervater, so läßt man mir den Galgen vor die Nase bauen; aber ich lasse nicht ab, bis mir mein Recht gehalten wird, und sollt' ich beim Kaiser selbst appelliren.“ Nun ging er auf seinen Mühldamm; es war zwölf Uhr in der Nacht; aber er wollte doch noch seinem alten Freund, dem Rhein, gute Nacht sagen und sang ihm folgendes Lied, indem er ihm die Kränze der schönen Ameley zuwarf:

Wie oft ich dir gesungen,
Weißt besser du als ich;
Wie manchen Kranz geschlungen,
Weißt besser du als ich.

Die hohen Sterne schwanden
So düster heut in dir,
Es schwanden die Gedanken
So düster heut in mir.

Dir schickt die Blumenkette
Die schöne Ameley,
O helfe mir erretten
Die schöne Ameley.

Wie froh mein Herz geschlagen,
Weißt besser du als ich;
Wie ich mein Leid soll klagen,
Weißt besser du als ich.

Du gabst mir in den Wellen
Die schöne Ameley,
O wolle mir gesellen
Die schöne Ameley.

Gute Nacht, thu dich bedenken,
Was mir das Beste sei;
Thu in dem Traum mir schenken
Die schöne Ameley.

Da er dies gesungen, ging er nach Hause und legte sich auf die bloße Erde neben das Bett, wo heute die schöne Ameley geruht; denn er wollte dies nicht verändern, und so schlief er ein und hatte folgenden Traum. Er sah den alten Rhein wieder, der saß im Rohr und schnitt eine Pfeife, und als er ihn fragte: „Für wen ist die Pfeife?" sprach der Rhein: „Für dich und deine Armee, du sollst sie in dem Kriege blasen, den du dem König von Mainz angekündigt." Als er ihn aber fragte, woher er die Soldaten erhalten sollte, sagte der Rhein, vom Prinzen Rattenkahl im Bingerloch.

Da erwachte der Müller und dachte seinem Traum lange nach und konnte nicht klug daraus werden; doch hatte er einen großen Glauben an den Traum und ging am Rhein hinab an das Bingerloch spazieren, und da er dort ein schönes Rohr fand, schnitt er sich eine Rohrpfeife und setzte sich auf eine Felsenspitze und pfiff ein lustiges Lied. Kaum hatte er ein Stückchen gepfiffen, als er wieder ein großes Gepfeife hörte und eine Menge schwarzer Mäuse um den Felsen herauf kriechen sah; an ihrer Spitze stand eine große Ratze, welche sich auf die Hinterbeine setzte und also zu ihm sprach; „Mein lieber Müller Radlauf, was steht zu deinen Diensten?" Da sagte Radlauf: „Ein paarmal hundert tausend Mann gegen den König von Mainz, der mir die schöne Ameley nicht geben will." Von Herzen gern," sagte die Ratze, „aber du mußt mir auch einen Gefallen thun und den Prinzen Rattenkahl und seine Frau Mutter, bei der ich bis jetzt in Diensten gestanden, und die im Bingerloch verunglückt sind, begraben." — „Das ist nicht mehr als Schuldigkeit," sagte Radlauf. „Ihre Körper," erwiederte die Ratze, „liegen bei dem Bingerloch auf der Insel, wo du sie begraben kannst, bis die Leute von Trier es erfahren und sie abholen; wenn du das verrichtet hast, so gehe nach Mainz mit deiner Pfeife, und so bald du pfeifst, komme ich mit allen Mäusen der ganzen Welt, denn ich bin der Rattenkönig und helfe dir." — „Aber der schönen Ameleya dürft ihr nichts thun," sagte Radlauf. „Behüte Gott," sagte die Ratze, und so war der Bund geschlossen.

Nun setzte sich der Müller auf seinen Kahn und fuhr hinüber auf die Insel mit Hacke und Spaten. Da fand er den Prinzen Rattenkahl und seine alte Mutter, die Königin von Trier, auf dem Sand liegen und eine Menge Ratten um sie herum, welche sie bewachten. Er machte in die Mitte der Insel zwei schöne Gruben neben einander, die er mit Kräutern und Blumen ausstreute, wobei ihm die Ratten sehr fleißig halfen. Dann legte er die Beiden hinein und faltete ihnen die Hände. Bei dem Prinzen gelang es ihm, aber bei der Königin ging es nicht; denn sie hatte zwei Fäuste gemacht, und die konnte er nicht auftriegen. Er ließ ihnen allen Schmuck; ja er putzte ihnen noch ihre Kronen mit Rheinsand wieder blank, da sie von dem Schlamm trüb geworden waren.

Auf das Grab aber legte er einen Stein, auf welchen er folgende Inschrift machte:

Hier ruht

Die Königin von Trier,
Prinz Rattenkahl auch neben ihr,
Sie zogen auf die Freierei
Nach der schönen Ameley;
Im Bingerloch ertranken sie;
Der Müller Radlauf begräbt sie hie;
Er hat sich eine Pfeif' geschnitten
Und ist nach Mainz in Krieg geritten,
Der Rattenkönig steht ihm bei,
Das Gott gepfiffen und getrommelt sei.

Wie Radlauf die Mäuse zu Mainz zusammenpfeift, das Testament des schwarzen Hans auf seiner Mühle findet und in den Schwarzwald abreiset.

Als Radlauf das Begräbniß vollendet hatte, war es schon Abend geworden; aber er ritt dennoch nach Mainz, und es schlug

zwölf Uhr in der Nacht, als er allein vor dem Schlosse stand. Ach Gott! dachte er, wenn ich nur die schöne Ameley noch einmal sehen könnte, ehe ich meinen Krieg anfange, vielleicht könnte noch Alles gut gehen. Mehreremal wollte er seine Pfeife an den Mund setzen, aber immer unterbrach ihn irgend ein Geräusch, und er glaubte immer, das könnte Ameley sein, und er blies nicht. Aber endlich hörte er ein Fenster aufgehen und folgendes Lied singen:

Da drunten am treulieben Rheine
Treibt Treue und Liebe ein Rad,
Da weinet sein Herz um das meine,
Betrübet durch bittern Verrath;
Das Wort ward dem Müller gebrochen,
Doch stehet die Mühle nicht still,
So lange zwei Herzen noch pochen,
Und eines zum anderen will.

Bring Schwalbe rheinabwärts geflogen
Dem Herzen vom Herzen den Gruß,
Und Welle, der er mich entzogen,
Kühl dankend dem Retter den Fuß;
Sag Sonne ihm, jetzt an dem Bogen
Des Himmels verblutend so roth:
Das Herz, das du trugst aus den Wogen,
Bleibt dankbar und treu bis zum Tod.

Der Müller erkannte bald die Stimme der schönen Ameley und war sehr gerührt, denn er merkte wohl, daß sie mit der Mühle, von der sie sang, seine Mühle meinte; und er sang ihr wieder:

Da droben auf jenem Schlosse,
Da singet ein Jungfräulein,
Das hab ich wohl gestern gezogen
Aus dem tiefen blauen Rhein;
Sie ist's, um die ich freie,
Der Vater versaget sie mir:
Gott grüß dich, schön Ameleye!
Der Müller steht vor der Thür.

Man kann sich wohl denken, wie die schöne Ameley erfreut wurde, als sie Radlaufs Antwort hörte, ach leider hatte sie ihm nichts Gutes zu sagen und sang ihm wieder:

Ach Radlauf! lieber Radlauf!
Ich bitt dich, zieh nach Haus;
Mein Väterlein will dich henken
An den hohen Galgen hinaus;
Mein Mütterlein will dir schenken
An den Hals einen Mühlenstein
Und dich, mein Lieb! versenken
Wohl in den tiefen Rhein.

Dieser Vers gefiel dem Müller gar nicht, und er sang wieder hinauf:

Ich hab einen Traum geträumet
Von blauen Rittersporn,
Von goldnen Kaiserkronen,
Der wird mir zu Disteln und Dorn.
Mausöhrlein trägt nun mein Garten.
Gut Nacht, schön Ameley;
Nun steig ich auf die Warte
Und mach ein Feldgeschrei.

Mein Völklein soll nun ziehen
In des Königs Land einher;
Er wird ihm nicht entfliehen,
Sie sind wie der Sand am Meer;
Sie tragen graue Pelze
Und führen scharfe Zähn';
Kein Hälmlein auf dem Felde
Soll ihnen sicher stehn.

In deiner Mutter Speiskammer
Soll'n sie zur Tafel gehn;
In deines Vaters Krautgarten
Soll'n sie spazieren gehn;

Den Thron ihm ganz verderben
Und seines Hauses Schwell,
Und wenn auch Hundert sterben,
Stehn Tausend auf der Stell.

So lang, bis er wird halten
Sein hohes Königswort,
Soll'n meine Landsknecht schalten
Mit Rauben und mit Mord;
Dich werden sie verehren,
O schöne Ameley!
Das thu den König belehren,
Leb wohl und bleibe treu!

Als er dies gesungen hatte, sagte ihm Ameley weinend gute Nacht und machte das Fenster zu; denn sie wurde von ihrer Mutter gerufen.

Radlauf ging hinauf auf einen Felsen, der Eichelstein genannt, und pfiff einen lustigen Marsch, und kaum hatte er einige Minuten gepfiffen, als er in der Ferne ein großes Gezwitscher hörte. Der Nachtwächter ging vorbei und sagte: „Ei! was pfeift der Wispelwind heut närrisch im Rheingau!" Die Schildwache aber sagte: „Nein! ich glaube, es sind die Grillen." Da machte ein Bäcker seinen Laden auf und sagte: „Ei! was zwitschern die Schwalben heute wunderlich!" Dann guckte ein Schneider zum Fenster heraus und sagte: „Wie heut dem Scheerenschleifer sein Rad seltsam zischt!" Der Nachtwächter sagte dann wieder: „Es pfeift wie hundertausend neue Schnupftabaksdosen!" Die Schildwache sagte: „Ich glaube, das wilde Heer wetzt die Jagdmesser," und so kamen sie in einen lauten Streit, was es sei.

Aber das Pfeifen ward immer stärker, und die Leute wachten alle auf und in allen Fenstern ward Licht; Radlauf aber zog ruhig zur Stadt hinaus und sagte hie und da, wo ihn die Leute fragten, was wohl das entsetzliche Gepfeif sei? Das werde wohl des Müllers Radlaufs Kriegsvolk sein, dem der König nicht Wort gehalten.

Als das Pfeifen immer stärker wurde, glaubte der König im Schlaf, es sei die Königin, die so mit der Nase pfeife, und er gab ihr einen Schlag, daß sie aufwachte und bös ward und ihn wieder schlug.

Er sagte, sie solle nicht so pfeifen; aber bald bemerkte sie es wohl, denn die ganze Stadt war in Allarm, und Alles schrie: Mäuse! Mäuse!

Nun konnte weder der König noch die Königin eine Maus sehen, ohne in Ohnmacht zu fallen, solchen Widerwillen hatten sie gegen diese Thierchen; aber das half hier nichts, denn in wenigen Minuten liefen sie schon außen an den Schloßfenstern in die Höhe, und es war ein solch Geknister und Gepfeife in allen Wänden, daß man in steter Todesangst war.

Nun waren zwar viele Katzen in Mainz; aber der König ließ sie alle wegfangen und um seine Stube herum setzen, und das Volk war ganz hilflos. Es war ein Geschrei, daß man sein eigen Wort nicht mehr hörte; denn nun kamen noch die Bauern aus den ringsum liegenden Dörfern und schrien, daß die Mäuse ihnen alles Getreide abfressen und das Korn auf den Speichern.

In solcher Angst war die Sonne aufgegangen, und es ward von den Mäusen etwas stiller; denn sie lieben das Licht nicht. Der geängstigte König und die Königin steckten den Kopf unter der Bettdecke hervor, und die schöne Ameleya trat herein und sagte: wie sie gar nichts von den Mäusen gelitten habe, und wie ihr der Müller Radlauf heute Nacht im Traume erschienen sei und ihr gesagt habe, ehe der König sein Wort nicht halte, werde er seine Kriegsvölker nicht zurückziehen.

Als der König dies hörte, erinnerte er sich auch an die Worte der Königin von Trier, die ihm auf dem Rhein zugerufen hatte: „ei! daß dich das Mäuschen beiß!" und er befahl nun, es sollten gleich zwei Trompeter zu Radlauf reiten und ihn höflich einladen, zu einer Unterredung nach Mainz zu kommen.

Als die Trompeter nach Radlaufs Mühle kamen, stand dieser vor der Thüre und schrie ihnen entgegen: „Schon gut, ihr Herren! ich komme schon; ich kann mir schon denken, was ihr

wollt," und ohne sie nur anzuhören, sattelte er seinen Esel und ritt mit ihnen nach Mainz.

Seine Pfeife hatte er umhängen, und als er zum Thor einritt, pfiff er einige Töne, worüber alle Mäuse sich verkrochen und still wurden.

Als er vor dem Schloß stand, sah der König zum Fenster heraus und konnte vor Zorn kaum reden; aber endlich sammelte er sich und sprach: „Müller Radlauf! wie hast du mir die Mäuse ins Land gebracht?" — „Mein gnädiger Herr Schwiegervater!" sagte Radlauf, „mit dieser Pfeife." — „Und wo hast du die Pfeife her?" — „Die hat mir mein Freund, der alte Rhein, im Rohr geschnitten." — „Müller Radlauf! du willst mich zwingen, dir die schöne Ameleya zu geben, und ich will es auch thun; schicke mir zu einem Zeichen deines Vertrauens deine Pfeife herauf." — Sogleich nahm nun der Müller seine Pfeife und gab sie den königlichen Bedienten, die sie in das Schloß trugen; sodann kamen einige Trabanten und führten den Müller auch in das Schloß und machten die Thore zu.

Aber der arme Radlauf, welcher froh die Treppen hinauf, zur schönen Ameley springen wollte, wurde auf Befehl des falschen Königs in einen finstern Kerker geworfen. Die schweren eisernen Riegel rasselten hinter ihm zu, und er war in seinem Elende allein.

Kaum daß er eine halbe Stunde unter bittern Klagen auf dem Stroh gesessen, raschelte etwas zu seinen Füßen, und er sah den großen Rattenkönig, mit dem er zuerst den Bund geschlossen, vor ihm sitzen und also sprechen: „Mein guter Freund und Bundesgenosse! du hast deine Sache schlecht gemacht; durch deine Treuherzigkeit hast du dich und mein ganzes Volk in des falschen Königs Hände gebracht; mich allein, bitte ich dich, wenigstens zu retten; halte mir die Ohren zu, daß ich es nicht höre, wenn man mein Volk fortpfeift. So bleibe ich bei dir, und dann wollen wir sehen, was weiter zu thun ist." Unter bittern Thränen hielt nun Radlauf dem Rattenkönig die Ohren zu; denn er hörte schon die Pfeife klingen und das entsetzliche Geschwirre der Mäuse.

Der König ließ nämlich von einem Bettelvogt, der auf einem kleinen Nachen im Rhein stand, alle Mäuse und Ratten in den Fluß pfeifen, und es dauerte wohl mehrere Tage, bis sie alle fort waren; dann warf der Bettelvogt die Pfeife auch ins Wasser und fuhr wieder zurück.

Der arme Radlauf konnte in diesen Tagen gar nicht schlafen; denn er mußte dem Rattenkönig immer die Ohren zuhalten, und sie lebten indessen von Wasser und Brod. Auch hörten sie beständig durch das Kerkerfenster von den Straßenjungen Spottlieder auf Radlauf absingen, was der König allen Einwohnern befohlen hatte.

Als aber die Pfeife endlich schwieg, sank Radlauf in einen tiefen Schlummer, den er doch nicht lange genoß; denn der Rattenkönig kitzelte ihn an der Nase, und da er erwachte, sagte er „Nun strenge alle deine Kräfte an, uns zu retten; sieh, ich habe unter diesem Stein einen unterirdischen Gang entdeckt, durch den wir entfliehen können.“ Radlauf machte sich schnell an die Arbeit, und bald hatten sie den Stein so in der Höhe, daß sie hinunter konnten und daß er wieder hinter ihnen zufiel. Der Müller ließ sein Wamms zurück, und so zogen sie bei zwei Stunden weit im Dunkeln fort. Bald hörten sie ein großes Rauschen über sich, und als der Müller sagte: „Vater Rhein, es ist mir, als hört' ich deine Stimme,“ antwortete es ihm: „Ja, mein Freund, ich rausche über deinem Haupt,“ und nun zogen sie noch eine Viertelstunde, da schrie der Rattenkönig: „Licht! Licht!“ und sie kamen im Gebirge bei einer kleinen Kapelle unter vielen wilden Hecken wieder aus der Erde.

Der Mond schien, und der Himmel war voll Sterne; sie sahen, daß sie unter dem Rhein durchgegangen waren. Hier sagte ihm der Rattenkönig Lebewohl und zog seinen Weg, und Radlauf kniete bei der Kapelle nieder und sagte Gott von Herzen Dank für seine wunderbare Errettung.

Hernach begab er sich wieder nach seiner Mühle und klagte Abends dem Rhein seine Noth, und da er zu Bette gehen wollte, suchte er unter seinen Mühlsäcken herum, sich ein Lager daraus zu machen, und legte sie sich zurecht und schlief ruhig ein.

In der Nacht aber träumte ihm: er sei in einem großen Schloß und habe viele Diener um sich und werde hochgeehrt; nichts aber fehlte zu seinem Glück, als die schöne Ameleya, und er reite nach Mainz, um sie zu suchen; aber das ganze Mainzer Schloß sei leer und Alles voll Traurigkeit; dann reite er wieder nach seiner Mühle, die könne er aber gar nicht finden und höre sie doch immer klappern, und so reite er bis in den Rhein. Als er aber das Wasser fühlte, erschrack er, und da wachte er auf. Siehe da! er hatte auf dem Sack geschlafen, auf welchen der Herr von Staarenberg sein Testament geschrieben; der Tag graute schon, und er trat mit dem Sack ans Fenster und las wie folgt:

„Mein lieber Müller Radlauf! wenn du dieses liest, bin ich vielleicht schon todt. Herzlich danke ich dir für die viele Geduld, die du gehabt, mich schwätzen zu lehren; ach! wenn du gewußt hättest, daß ich nur zu viel geschwätzt, und daß ich meinen jetzigen geringen Stand nur durch das Plaudern habe: du hättest dir keine Mühe weiter mit mir gegeben. Nun aber begebe dich in den Schwarzwald und suche den Grubenhansel und zeige ihm meinen Siegelring, den du im Käficht finden wirst, und deinen Mühlknappenbrief; er wird dir mehr erzählen; und wenn du auf meinem Grund und Boden bist, so gedenke meiner und gönne den Ueberresten meines Leibes ein ehrliches Grab bei meinen Vorfahren.

Der schwarze Hans von Staarenberg."

Mit Thränen benetzte Radlauf diesen letzten Willen des schwarzen Hans und eilte nach dem Käficht und fand da hinter dem Freßtröglein einen goldenen Siegelring, auf dem ein Berg, ein Staar und ein Mühlrad gestochen war; den nahm er zu sich und beschloß nun, seine Reise nach dem Grubenhansel zu richten und seine Mainzer Händel einstweilen beruhen zu lassen.

Zuerst nahm er Abschied von seiner Mühle und schloß sie zu. Nichts nahm er mit, als den Käficht, den Siegelring und den Mehlsack. Dann fuhr er nochmals auf die Insel im Bingerloch, wo er wußte, daß sich der Rattenkönig aufhielt, und dem er noch ein Säckchen feines Weizenmehl schenken wollte.

Kaum hatte er sich dem Grabsteine der Königin von Trier genaht: als auch der Rattenkönig erschien, der einen langen Trauerflor an hatte, und da Radlauf ihn gefragt, was der lange Flor bedeute, sagte er ihm: „Ich trauere um die Meinigen, die durch deine Treuherzigkeit in ihren Tod gegangen sind." — „Hier hast du ein Säckchen Mehl," sprach Radlauf. — „Ich danke dir," sprach der Rattenkönig, „es thut noth, denn es werden theure Zeiten kommen." Dann erzählte ihm Radlauf, daß er eine Reise vorhabe und daß er komme, von ihm und den zwei hier begrabenen Ehrenleuten Abschied zu nehmen. Hierauf pflanzte er noch Thymian und Rosmarin aufs Grab und sagte dem Rattenkönig: was er für die schöne Ameleya in seiner Abwesenheit thun könne, solle er ihm aus alter Freundschaft thun; das versprach ihm dieser, und sie trennten sich.

Nun stieg Radlauf auf seinen Mühldamm und sah noch einmal in den Rhein und gegen Mainz hin; aber er war so betrübt, er konnte nicht singen und sagte nur immer: „Leb wohl, Vater Rhein! dir empfehle ich meine Mühle, dir empfehle ich die schöne Ameley!" und unter solchen Worten schied er von dannen ins Gebirg.

Schwarzes Gewölk bedeckte den Himmel; Alles war still und traurig ringsum, und der Rhein schlug mit den Wellen gegen das Ufer, als wolle er ihm Lebewohl sagen, da verbarg ihn der Wald.

Wie der König Hatto von Mainz die alte Königin von Mainz und den Prinzen Rattenkahl am Galgen beschimpfte, und wie der Prinz Mausohr von Trier die Kinder zu Mainz aus Rache in den Rhein pfiff und sich dann am Grabe seiner Mutter mit dem Rattenkönig unterredete.

Als der König von Mainz die Mäuse los geworden war, bestellte er ein großes Fest in Mainz, bei welchem er den hohen dreibeinigen Galgen ganz mit Ratzen benageln ließ; dann ließ er

von Stroh einen Mann machen und ihm einen Mäusepelz anziehen und eine Frau von Lumpen ebenso gekleidet, die ließ er auf einen Wagen setzen, dem alle Kinder mit kleinen Pfeifen folgen mußten, und mit diesem Wagen fuhr man an das Gefängniß Radlaufs, den man auch dazu setzen wollte.

Aber wie erschraken sie, da sie Niemand in dem Kerker fanden als das Wamms des Müllers und einige Todtenbeine, die wohl schon lange da gelegen waren. Nun glaubte man allgemein, die Ratzen und Mäuse hätten den Müller gefressen, und machte es bekannt. Der König bedauerte sehr, daß er ihm keinen Schimpf mehr anthun konnte; ließ aber doch sein Wamms neben dem ausgestopften Rattenkahl und der lumpenen Königin aufhängen und dabei die Kinder mit ihren Pfeifen ein abscheuliches Gequicke machen.

Als die schöne Ameley den Tod des Müllers vernahm, ward sie sehr traurig und ließ von ihrer alten treuen Magd im Kerker nachsuchen, ob man nicht unter den Gebeinen ihr Ringlein finde.

Da die Alte darin herum suchte, kam aber auf einmal der Rattenkönig und sagte: „Mütterchen! was sucht Ihr?“ — Die Alte erschrack Anfangs sehr und fürchtete, die Ratze möchte sie auch fressen; aber als diese ihr sagte: „Grüße die schöne Ameley von dem Müller Radlauf und sage ihr, daß er noch frisch und gesund und daß er nur verreist sei, sie soll ihm treu bleiben und sich nur immer stellen, als wenn sie ihn todt glaubte“ — da ward die Alte sehr froh und begab sich zurück und brachte der schönen Ameley die fröhliche Nachricht.

Nachdem der böse König sein Fest begangen hatte, kam die Nachricht nach Trier, der Prinz Rattenkahl und seine Mutter hätten eine gar traurige Hochzeit in Mainz gehalten; denn der König habe sie an den hellen, lichten Galgen gehängt, und die Kinder hätten sie noch ausgepfiffen.

Nun hatte Rattenkahl noch einen kleinen Bruder, der Mausohr hieß, dem wurde das auch erzählt, und der kam darüber in einen solchen Zorn, daß er gar nicht wußte, was er anfangen sollte, und man mochte ihm sagen, was man wollte, so schrie

er immer: „Die bösen Kinder, die meine Mutter und meinen Bruder ausgepfiffen, will ich strafen.“ Das trieb er so lange, bis er endlich einmal einen vornehmen General zu sehen kriegte, der ihm eine tiefe Verbeugung machte, da schrie ihm Mausohr zu: „Mit Verbeugungen ist mir nicht gedient, so lange meine Mutter und mein Bruder zu Mainz ausgepfiffen werden von den Straßenjungen.“ Als die Soldaten, die hinter dem General so schön gerade wie die Wachspuppen herzogen, dies hörten, fingen sie an mit dem General zu zanken und fragten ihn, warum er sie immer und ewig herum spazieren führe, er solle sie nach Mainz bringen, daß sie ihren Fürsten abholen könnten. Der General aber sagte ihnen: „Ihr seid alle meine Kinder; wenn unser nur mehr sind, so soll es schon besser werden; laßt uns nur abwarten, wie die Courage dieses Jahr geräth.“ — Aber die Soldaten waren so wild und tapfer, daß sie mannshoch in die Höhe sprangen, und einige stellten sich auf den Kopf und präsentirten mit den Füßen das Gewehr.

Als die Vornehmsten des Landes dieses sahen, beschloßen sie, die Soldaten einstweilen an Ketten zu legen, daß sie noch immer wüthiger würden, um sie dann zur rechten Zeit nach Mainz zu führen; dies ließen sie dem kleinen Prinz Mausohr durch seinen Hofmeister sagen und zugleich, daß er, wenn er sich gut aufführe, mitziehen sollte, und hernach gar König werden.

Mausohr schwieg still dazu und dachte sein Theil für sich. Er wartete, bis es Nacht war, und schnarchte von ganzem Herzen, daß der Hofmeister glaubte, er schlafe ganz fest, und auch einschlief.

Da stand aber Mausohr leise auf und nahm sich einige Stücke Brod und sein ABC-Buch mit und schlich sich eilends der Stadt hinaus gegen Mainz zu.

Er lief die ganze Nacht durch einen dicken Wald, und da er gegen Morgen auf eine Wiese kam, wodurch ein Bach floß, legte er sich ins hohe Gras ein wenig zu schlafen. Kaum aber hatte er ein wenig geschlafen, als er durch ein großes Geschnatter erweckt wurde; er guckte sich um und sah einen Storch mit großen langen Beinen auf der Wiese anmarschirt kommen, und hinter

ihm drein liefen viele viele Kinder, die sich um den Storch herumstellten, und ihre Lektion hersagten.

Der Storch schrie: A — B: ab, B — A: ba — Abba, und so fort schrien es ihm die Kinder immer nach, und wenn eins nicht ordentlich antwortete, schlug er tüchtig mit seinem Schnabel drauf los, daß sie gewaltig schrien.

Dem Prinzen Mausohr machte dies viel Vergnügen, und er fing auf einmal an laut zu lachen, worauf die Kinder auch lachten: so daß der Storch ganz böse ward und tüchtig auf sie schlug; da fingen die Kinder alle an zu schreien: „Dort sitzt Einer, der macht uns lachen.“ — Da lief der Storch so schnell gegen den Prinzen, daß er über ihn stolperte und hinfiel, worüber die Kinder wieder sehr lachten; darüber ward der Storch nun dermaßen unwillig, daß er gewaltig zu klappern anfing und eben dem Prinzen Mausohr einen rechten Schlag mit dem Schnabel geben wollte; dieser hielt ihm aber sein ABC-Buch vor, worauf ein großer Storch abgebildet war, und da der Meister Langbein dies sah, gerieth er in die größte Verwunderung und machte die lustigsten Sprünge um den Prinzen Mausohr. „Herr Storch!“ sagte nun Mausohr, „sind Sie nicht böse auf mich, daß ich gelacht habe, aber es hat mich ein Gräschen in der Nase gekitzelt, und ich will Ihnen auch mein ABC-Buch schenken, auf welchem Sie so schön abgebildet sind.“ Der Storch war hierüber sehr vergnügt und gab den Kindern Spieltag, die das kaum gehört hatten, als sie schnell und lustig in den Wald fort liefen.

Nun unterredete sich der Storch recht artig mit Mausohr; dieser fragte ihn, wer ihn dann zum Schulmeister gemacht habe, und der Storch erzählte ihm: sein Vater sei hier im Lande auch Schulmeister gewesen, und sein Groß- und Urgroßvater auch; denn da er den Leuten die Kinder bringe, so müsse er sie ihnen auch unterrichten; denn die Bauern hierherum seien nie zu Haus und immer in der Fremde Korn zu schneiden, so hüte er einstweilen das Dorf, das hinter dem Walde liege, und führe die Wirthschaft, Sonntags predige er auch. Dann ließ er sich von Mausohr das ABC-Buch expliciren und hatte eine große Freude daran. Nun

fragte Mausohr ihn noch: „Bester Herr Schulmeister! wie machen Sie es denn, daß die Kinder Ihnen gehorchen?“ — „Ei,“ — sagte der Storch, — „dahinten am Bache, da steht ein Rohrgarten, welcher mir gehört, den hat mein Urgroßvater noch gepflanzt, und wenn ich mir von dem Rohr eine Pfeife schneide und darauf pfeife, müssen mir alle Kinder nachlaufen, wohin ich will.“ — „Könnten Sie mir wohl für mein ABC-Buch so eine Pfeife schenken?“ — sagte Mausohr. — „Mit Vergnügen“ — sagte der Storch und lief fort und brachte ihm bald eine sehr schöne Pfeife, worauf Mausohr sich ihm empfahl und ihm versprach, wenn er glücklich von seiner Reise zurückkehre und sehe, daß er die Kinder aus dem ABC-Buch gut unterrichtet habe, wolle er ihm einen warmen Weck mitbringen; worüber der Storch vor Freuden wieder hoch in die Höhe hüpfte und ihn mit großem Geklapper verließ.

Mausohr steckte seine Pfeife sehr vergnügt in seine Mütze; denn er trug eine hohe Mütze von weißen Mausepelzen und ging munter auf Mainz los.

Unterwegs wünschte er seine Pfeife zu probiren, als er auf eine Wiese kam, wo ein Gänsejunge und ein Gänsemädchen Hirsenbrei mit einander aßen. Er that aus der Ferne nur einen Pfiff auf seiner Pfeife, als sie ihren Brei verließen und auf ihn zu rannten.

Nun, dachte er, will ich die bösen Mainzer Kinder, die meinen Vater und meine Mutter ausgepfiffen haben, so auspfeifen, daß sie mir nimmermehr hineinkommen sollen, und indem er so dachte, setzte er ein Bein so schnell vor das andere, daß er die Thürme der Stadt bald vor Augen sah. Nun konnte er sich vor Unwille auch gar nicht mehr halten und marschirte munter in die Stadt hinein.

Wie wunderte er sich aber, daß er keinen Menschen auf der Straße fand. Alles war wie ausgestorben; da kam er an eine Kirche und hörte gewaltig drin singen und Orgelspielen; er horchte am Schlüsselloch und sah alle Weiber drin und hörte sie singen:

„Dank und Preis!
Fort sind die Mäus!“

Da schob er ganz leise den Riegel vor die Kirchenthüre und ging an eine andere Kirchenthüre und horchte wieder, da sangen alle Männer drin:

„Dank und Preis!
Fort sind die Mäus!
Der Müller hat im Thurm gesessen,
Da haben ihn die Mäus gefressen.“

Da schob Mausohr wieder den Riegel vor die Thüre und kam endlich an eine noch weit schönere Kirche, da klangen Pauken und Trompeten drin, und als er durchs Schlüsselloch sah, erblickte er den König und alle Hofherrn darinnen, und es war da ein gewaltiger Spektakel mit Singen und Klingen, und er hörte die Worte singen:

„Dank und Preis!
Fort sind die Mäus!
Der Müller hat im Thurm gesessen,
Da haben ihn die Mäus gefressen!
Der Rattenkahl
Nebst Frau Mama,
Juheisasa!
Die hängen an dem Galgenpfahl!
Ein sauber Paar!
Der Herr bewahr
Uns vor solchen Bräutigamen!
Amen! Amen!“

Als Mausohr nun dieses vernommen, war sein Zorn und Unwille aus der Maßen groß; aber er machte doch keinen Lärm und schob den Riegel, wie überall, auch hier vor die Kirchenthüre; schrieb aber noch mit einem Stückchen Kohle an die Mauer:

„Wer vor dem Wirth
Die Rechnung macht,
Der hat geirrt,
Wird ausgelacht;
Singt nur im Chor!
Den Riegel vor
Das Kirchenthor
Schiebt Mauseohr."

Nun ging er nach dem Schloßplatz hin, und je näher er kam, je stärker hörte er ein Geschrei und Gepfeife.

Nun trat er um die Ecke herum: da sah er den ganzen Platz voll Kinder mit Pfeifen und Schreien den hohen Galgen umgeben, an dem, wie er glaubte, seine Mutter und sein Bruder hingen, und da fing er heftig an zu weinen.

Als er mit seiner hohen Husarenmütze unter die Kinder trat, welche auch allerlei bunte Sonntagsmützen, aber doch keine solche auf hatten, versammelten sich viele um ihn und fragten ihn: wo er her käme und wer sein Vater sei, und wo er die schöne Mütze her habe und warum er weine. Da nahm sich Mausohr zusammen und sprach: „Kennt ihr denn nicht die Petersklause?" — „O ja!" — schrien alle Kinder, — „die liegt gleich da unten im Rhein." — „Nun, da bin ich her; ich bin des Peters von der Petersau sein Sohn und heiße Peterchen, und mein Vater ist König von der Petersau; er macht dieselben Petermännchen, um die man sich Aepfel, Nüsse und Birnen kaufen kann."

„Ach!" — sagten die Kinder, — „da möchten wir auch sein und uns die Taschen mit Petermännchen füllen; aber wo hast du denn die schöne hohe Pelzmütze her, macht die dein Vater auch?" — „Ja wohl!" — sagte Mausohr — „da ist kein Kind bei uns, das nicht eine solche Mütze hat und auch viel schönere, mit goldnen Quasten und einem Federbusch drauf; dies ist nur meine ordinäre Reisemütze." — „Ei! da bist du ja sehr glücklich!" sagten die Kinder, — „warum hast du denn geweint?" — „Geweint" — sagte Mausohr — „hab ich vor Zorn über die Leute, die da am Galgen hängen, die euch so vielen Schaden gethan; ei potz tausend!

die haben schöne Mäusepelze an, da könnte mein Vater euch allen Mützen davon machen, wenn er sie auf der Petersau hätte."

„Hört einmal, ihr Knaben!" sagte da ein Schornsteinfegerjunge, — „wenn uns nur die Mädchen nicht verrathen, die Kerls mit den Pelzen wollte ich bald herunter haben, und dann nimmt sie Peterchen mit zu seinem Vater und läßt uns Mützen daraus machen." — „Ei! ihr wollt uns immer als Verräther ausschreien," — sagte da ein Schulmeisters Töchterchen, — „und ihr seid es doch, die ihr uns neulich verrathen habt, da wir dem Küster die Birnen von dem Baume geworfen haben; wir tragen auch gerne Pelzmützen, und wenn ihr uns auch welche machen lassen wollt, so soll keine Seele was davon wissen." — „Ja ja, gewiß nicht!" — schrien alle die andern Mädchen. — „Was sollen wir aber sagen," versetzte der Schornsteinfegerjunge, — „wenn uns die Eltern fragen, woher die Mützen, wohin da die Pelznickel gekommen sind?" — „Ei!" — sagte das schlaue Mägdlein, — „wir sagen, die Pelznickel seien fort geflogen, und die Mützen wären vom Himmel herab geregnet; wissen die Eltern doch auch nicht, wo die Mäuse hergekommen." — „Ja ja!" — schrien da alle, — „so geht es an, herunter! herunter mit den Pelznickeln!" und mit einem Sprung kletterte der Schornsteinfegerjunge den Galgen hinan und wollte sie schon abschneiden und herunter plumpsen lassen; aber Mausohr schrie ihm zu: „Lieber! laß sie nicht so hart fallen, daß der Pelz nicht zerreißt; habt ihr keinen Wagen, auf dem wir sie nach dem Rhein fahren können, wo ein Kahn steht?" — „Da neben unterm Schloßthor steht dem König sein kleiner goldener Gartenwagen, auf dem er sich täglich von zwei großen Hunden im Garten herum fahren läßt," — schrie das Söhnlein des Leibkutschers, — „den wollen wir holen, er ist sehr leicht," und somit liefen gleich Einige nach dem Wagen.

In wenigen Augenblicken stand er unter dem Galgen; der Schornsteinfegerjunge schnitt zu, und alle beide Figuren fielen so schön gerade hinein, daß sie wie lebendige Menschen zu sitzen kamen; so oft aber eine herunterfiel, schrien alle Kinder Viktoria! und Mausohr drückte die Augen zu; denn er glaubte noch immer,

es sei seine Mutter und sein Bruder, und das Fallen könne ihnen weh thun. „Nun fort an den Rhein!" — schrie Mausohr; die Knaben zogen, die Mägdlein drückten, Mausohr ging voran.

Als sie ans Wasser kamen, stand hinter einem Busch der hochzeitliche Kahn mit schwarzen Wimpeln; er ließ die Strohmänner drauf legen, spannte die Segel auf; die Kinder standen in einem langen Kreis am Wasser hin; da Alles zur Abfahrt fertig war, ergriff Mausohr mit einer Hand das Steuer, mit der andern nahm er seine Pfeife aus der Mütze und sagte: „Nun, ihr Mainzer Knaben und ihr Mainzer Mägdlein! weil ihr denn diesen Ehrenleuten, die hier im Kahne ruhen, so manch Liedchen gepfiffen, will ich euch wieder eins pfeifen; kommt mit! kommt mit! damit mein Vater euch das Maaß zu den Pelzmützen nehmen kann;" und somit begann er ein Liedchen auf seiner Pfeife, indem er vom Land abfuhr, zu blasen, so wunderbar lustig und traurig, daß die Kinder erst alle an zu lachen und zu weinen und endlich zu tanzen begannen, und sich immer mehr und mehr an das Wasser drängten und endlich gar hinein sprangen und drin herum walzten; und immer ferner fuhr Mausohr mit dem Kahn, und die Kinder sprangen immer lustiger ins Wasser; anfangs hielten sie noch die Kleiderchen in die Höhe, um sie nicht naß zu machen, bald stand ihnen das Wasser bis an den Hals, und dabei sangen sie beständig mit dem beweglichsten Ton:

„Ach Gott und Herr im Himmelreich!
Ach liebster Vater und Mutter mein!
Wir armen Kinder allzugleich,
Wir müssen sterben in dem Rhein!
Ach Hilfe, Hilfe! Hilfe!

Ach Peterchen, Herrn Peters Sohn,
Des Königs von der Petersau,
Du nimmst gar theuren Mützenlohn,
Du nimmst das Maaß gar zu genau,
Ach Peter! Peter! Peter!

Ach hätten nun und nimmermehr
Die Mützen wir gesehen an;
Du rächest dich auch gar zu schwer,
Du falscher, böser Petermann!
Ach Mütze! Mütze! Mütze!

Die Pfeife bläst du gar zu mild,
Die Pfeife bläst du gar zu wild;
Die Erde weicht, das Wasser schwillt
Und uns mit Nacht die Augen füllt,
Ach Pfeife! Pfeife! Pfeife!

Mausohr blies aber immer heftiger zu, und schon sah man von den meisten Kindern nichts mehr, als ihre Hüte und Hauben, und der Gesang ward stets schwächer, denn es ertranken immer mehrere.

Das große Geschrei lockte die schöne Ameley herbei, welche sich krank gestellt hatte, um, während der König und alle andern Leute in der Kirche waren, am Ufer spazieren zu gehen und, indem sie den Rhein hinunter sah, ihren traurigen Gedanken an den geliebten Müller Radlauf nachzuhängen. O wie erschrak sie da, als sie die vielen Kinder sah, die wie unsinnig in den Rhein hinein tanzten, und alle waren schon drin, außer ein kleines hübsches Mägdlein, Ameleychen genannt, das sie aus der Taufe gehoben hatte; dies hüpfte noch allein am Ufer herum und schürzte schon sein Röckchen und streckte sein Füßchen gegen das Wasser, um hinein zu patschen; da wollte die Prinzessin es noch geschwind an dem Röckchen zurückziehen, aber in demselben Augenblick stimmte Mausohr ein neues Lied auf der Pfeife an, das so durchdringend lautete, daß auch die schöne Ameley zu tanzen anfing und mit sammt dem kleinen Mägdlein in dem Rhein versank. — Lebt wohl, ihr armen Kinder! Gott erbarme sich eurer! ihr habt schwer für die Treulosigkeit des bösen Königs und euren Muthwillen gebüßt.

Mausohr steckte nun seine Pfeife wieder in seine Mütze und ließ seinen Kahn ruhig den Rhein hinabtreiben; rings um ihn

her war der Fluß mit allerlei bunten Hüten und Mützen bedeckt, und mitten drunter schwamm die Haube der schönen Ameley, die man wohl an dem goldenen Krönchen und dem Perlstrauß, der drauf war, erkennen konnte. Da aber Mausohrs Schiff durch die Segel schneller getrieben wurde, verlor er bald die Stadt und die langsamer schwimmenden Hüte und Hauben aus den Augen.

Als Mausohr sich nun auf seinem Kahne, wie er glaubte, mit seiner Mutter und seinem Bruder Rattenkahl allein sah, vergaß er alle andern Gedanken und nahte sich den geliebten Leibern seiner Anverwandten, um sie einmal wieder recht herzlich anzusehen.

Er trat zu seiner Mutter hin und sprach: „Ach liebste Frau Mutter! wie ist Euer schönes Angesicht so weiß wie Papier geworden, und Ihr habt ja einen Schnurrbart von Kienruß!“ — Nun nahm er eine Hand voll Wasser, um ihr die Augen zu waschen; aber wie erschrak er nicht, als ihr von dem Waschen die Augen ganz ausgingen, und als er endlich entdeckte, daß beide Figuren gar keine Menschen, sondern nur Strohpuppen waren, die man mit papierenen Gesichtern in die Sterbtittel eingesteckt hatte. „Ach! so bin ich doch betrogen!“ — schrie Mausohr, „und ist all meine Mühe und Arbeit umsonst gewesen!“ und so kam er unter mancherlei Klagen an jene Insel bei dem Bingerloch an, wo seine rechten Eltern, ohne daß er es wußte, begraben waren.

Da er nun lange nichts gegessen und getrunken hatte, wollte er sich bei den vielen Brombeeren, Himbeeren und Haselnüssen erquicken, die da in großer Menge auf der kleinen Insel wuchsen. Kaum aber hatte er ein paar Schritte durch das Gebüsch gethan, als er ein wunderliches Klappern hörte, und zugleich sah er einen hohen Kürbiß wie eine Glocke an einem Haselnußstrauch hin und her schwanken. Da er nun nieder sah, erblickte er zu seiner großen Verwunderung den alten Rattenkönig, der das Glöckchen mit den Vorderpfoten gar emsig zog. Sie sahen sich beide zugleich, und mit einem Sprunge schwang sich der Rattenkönig voller Freude an dem geliebten Prinzen Mausohr hinauf, den er seit seiner

Geburtsstunde gar genau kannte, und der ihn immer zu Trier, als er noch bei der verstorbenen Königin als Staatsthier lebte, mit Zuckerbrod gefüttert hatte.

„Ei! wie kommst du hieher?“ — fragten sie sich beinahe beide zugleich. Unter vielen verwirrten Freudenbezeugungen erzählte Mausohr: wie er, um Mutter und Bruder zu rächen, alle Mainzer Kinder ins Wasser gepfiffen hätte, und wie er jetzt sich doch mit den Strohpuppen betrogen sähe. „Mein theurer Prinz!“ — sagte der Rattenkönig — „sieh! ich bin hier ein Eremit geworden, dort neben steht meine kleine Einsiedelei von Baumrinden gemacht, und eben da du kommst, läutete ich ein paar Mäusen und Ratzen, die ich von meinem Volke errettet habe, zusammen; wir wollten eben am Grabe deiner Mutter und deines Bruders singen, da kömmst du recht zu gelegener Zeit“ — und somit führte er den verwunderten Mausohr an den Ort, wo Radlauf jene Beiden begraben hatte.

Unter bittern Thränen hob Mauseohr den Stein in die Höhe und sah seine Mutter und seinen Bruder fein ordentlich mit ihren Kronen daliegen; er pries den frommen Müller tausendmal selig, daß er so ehrlich an seinen Verwandten gehandelt habe, und dann schimpfte er wieder auf den Mainzer König, der an allem dem Elend schuld sei. — „Ja wohl,“ sagte die Ratze, „ihm ist alles Böse zu gönnen, und wenn nur seine Tochter, die schöne Ameley, vor ihm gerettet wäre, wollte ich gar nicht mehr an ihn gedenken.“ —

„Die schöne Ameley hat gute Ruh,“ — sagte Mausohr — „die war Schuld an Allem, und sie liegt nun im Rhein mit all den übrigen Kindern, ich habe sie noch zuletzt hineingepfiffen.“ — Da die Ratze dies hörte, gerieth sie in große Traurigkeit und Wehklagen wegen dem frommen Müller Radlauf und stellte dem Mausohr die Sache so beweglich vor, daß er auch zu weinen begann; da die Sache aber nicht mehr zu ändern stand, so beschlossen sie endlich, den Leichnam der Königin und Rattenkahls auf dem Schifflein nach Trier zu bringen, an ihrer Statt aber die Strohpuppen in die Grube zu legen und die Grabschrift zu

verändern, damit der Müller, wenn er zurück käme, wisse, was vorgefallen sei.

Nun brachte Mausohr erst seine Mutter und dann seinen Bruder auf das Schiff; dann legten sie an ihrer Statt die Strohpuppen hinein, den Grabstein aber drehte er um und schrieb darauf:

Prinz Mauseohr von Trier
Fand Mutter und Bruder hier
Und fuhr sie auf dem Kahn
Den Rhein hinab, die Mosel an,
Nach Trier, wo sie jetzt ruhen.
Nun liegen in der Truhen
Zwei Strohpuppen in Mäusebalgen,
Er holte sie vom Mainzer Galgen
Und pfiff die Mainzer Kinderlein
Zur Strafe alle in den Rhein.
Beschlossen ward im Himmelsrath,
Was er aus Kindesliebe that;
Ach frommer Radlauf! ihm verzeih,
Weiß Gott, die schöne Ameley
War auch dabei,
Der Gott genad'!
Kömmt Zeit, kömmt Rath!

Nachdem er diese Grabschrift verfaßt hatte, ging er das Schifflein mit allerlei grünen Gesträuchen zu schmücken; der Rattenkönig aber läutete nochmals mit seiner Kürbisglocke, und da ohngefähr ein zwanzig Ratten und Mäuse zusammen gekommen waren, theilte er das Säckchen Mehl, das ihm Radlauf zurückgelassen hatte, redlich unter sie aus und rief die ältesten unter ihnen hervor, zu denen sagte er: „Ich übergebe euch nun auf längere Zeit die Regierung meines Reichs, da ich schon alt bin und nicht weiß, ob ich von meiner Reise wieder zurück komme." Sodann rief er alle die Paare hervor, die mit einander haushalten wollten, legte ihnen ihre Pfötchen in einander und sprach: „Haltet fein Haus zusammen, und alle eure Kinder haltet dazu an, die schreckliche Niederlage, die der König von Mainz unter

eurem Geschlecht angerichtet hat, zu rächen; lebt wohl und haltet euch wie ehrliche Ratten und Mäuse."

Nun begab sich der Rattenkönig mit Mausohr auf den Kahn, und sie fuhren mit gutem Wind nach Trier.

Man war wegen der plötzlichen Flucht des kleinen Prinzen dort noch in der größten Bestürzung, als er plötzlich an der Stadt landete.

Mit ungemeiner Freude und Trauer empfing man ihn und die Leichen der verstorbenen Herrschaften, denen man ein schönes Grab baute und oben drauf ein kleines goldnes Haus für den Rattenkönig, wo er immer von Mausohr mit Zuckerbrod gefüttert wurde; denn er wollte sich gar nicht von der alten Königin trennen, so sehr liebte er sie.

Mausohr ward nun, weil er so viel Klugheit und Tapferkeit gezeigt hatte einstimmig zum König ausgerufen, und das Erste, was er that, war, daß er alle Zurüstungen zum Kriege machte, um den König von Mainz noch härter zu strafen.

Wie die Mainzer Bürger ein großes Wehklagen erhoben und vor des Königs Schloß zogen, und wie dieser eine neue Treulosigkeit beging.

Nun wollen wir aber einmal wieder nach Mainz sehen, was alle die Leute und der König und die Königin anfangen, die Mausohr in die Kirchen eingeriegelt hatte. Als der Gottesdienst aus war, wollten die Leute nach Haus zum Mittagessen gehen; aber da war die Thüre fest zu. Man pochte, man probirte alle Schlüssel; nichts half; schon zankten die Leute auf die Kinder und nahmen sich vor, wenn sie erst heraus wären, die Kinder recht zu strafen, denn Niemand anders konnte den Riegel vorgeschoben haben, als die Kinder, weil alle übrigen Leute mit eingeschlossen waren.

Es war ein entsetzliches Lamentiren, die Köchinnen schrien

alle: „Ach Gott! der Braten wird uns verbrennen!“ — Die Mütter schrien: „Unsere Kinder werden verhungern!“ — Die Königin klagte: „Wer wird meine Katze füttern und meinen Papagai?“ Der Prediger aber, der von der Kanzel gerade durchs Fenster in seine Küche sehen konnte, und dessen Köchin Helene auch in der Kirche war, sah, daß der Entenbraten, der am Spieß steckte, schon vom Feuer ergriffen wurde, und schrie in voller Herzensangst: „Potz Element! d'Ent' brennt, Helen' wend d'Ent' um! Da meinten die Leute, er hätte Latein geredet, und sagten, er solle jetzt nur deutsch reden, wie sie hinaus kommen könnten. „Ach je,“ schrie die Köchin Helene, „Herr Pfarrer! wenn ich nicht hinaus kann, so kann ich die Ente nicht umwenden, und die Ente muß verbrennen.“

Endlich hängte sich Einer an das Glockenseil, kletterte bis ans Kirchenfenster hinauf, ließ sich mit dem Seil hinaus und machte den Riegel draus auf. Nun drängte sich Alles aus der Kirche hinaus, und mit großer Verwunderung las man:

„Den Riegel vor
Das Kirchenthor
Schiebt Mauseohr.“

Nun wußte kein Mensch, wer Mausohr sei. Die Leute aus den andern Kirchen kamen auch heraus, und wie verwunderten sich alle, als jeder dem andern erzählte: Ei, wir waren auch eingesperrt, wir auch; dann liefen die Leute nach ihren Kindern auf den Schloßplatz; aber der war leer, und die Puppen am Galgen waren verschwunden; der König suchte die Prinzessin, die war auch nicht da; die Leute liefen nach Haus und suchten nach den Kindern, die waren nirgends zu finden, und immer ward die Angst der Menschen größer, wo die Kinder möchten hingekommen sein. Da fanden sie endlich die Pfeifen der Kinder in der Rheingasse alle an die Erde geworfen, und nun zogen sie dieser Spur mit der größten Furcht nach, und als sie an den Rhein kamen und des Königs Gartenwagen allein am Ufer fanden,

und die vielen Hüte und Hauben hin und wieder im Wasser herum schwammen, und in dem Sande die Fußstapfen der Kinder ganz deutlich ins Wasser führten: da brach ein allgemeines Wehklagen und Jammern unter den Müttern und Vätern aus, und man hörte nichts anders, als: „Ach mein blondes Trautchen! mein süßes Annemariechen! mein schwarzes Gretchen! mein braunes Stinchen! ach meine goldne Bärbel! mein Zuckerjüppchen! ach sie ist ertrunken! ach mein fromm Charteschen! meine schöne Borgel! ach mein flinker Hans! mein runder Tonerl! mein Goldfritzel! mein kluger Franzel! ach mein lustiger Martin! mein Severin! ach mein Marfritzl! mein weißer Wenzel! mein gutes Karlemännchen! mein dickes Dominikuschen! meine Herzgundel! meine Bettine! mein Atschekinkel! mein Madlenchen! ach ertrunken! ertrunken! ach das Kind war so fromm! ja es konnte schon so schön beten und stricken! ach! der Junge konnte schon buchstabiren, er konnte schon Messe dienen!" und so jammerten sie und rangen die Hände und weinten und fischten die herumschwimmenden Mützen ihrer Kinder zusammen und küßten sie und erzählten sich abwechselnd die Tugenden ihrer verlornen Kinder.

Nachdem sie mehrere Stunden so am Ufer in unsäglichen Leiden vergeblich ihre Schmerzen ausgesprochen hatten, kehrte sich ihr Unwille desto gewaltiger gegen den König, den sie durch seine Treulosigkeit an Radlauf als den Urheber aller ihrer bisherigen Leiden ansahen, und die einbrechende Nacht konnte sie nicht bewegen, nach Hause zu gehen; denn die guten Leute glaubten, sie könnten nie wieder von der Stelle, wo ihre Kinder zu Grunde gegangen waren.

Der König hatte indessen auch alle Winkel nach der schönen Ameley aussuchen lassen, und als er endlich durch seine Boten das Unglück der ganzen Stadt vernommen hatte, schwieg er gleich ganz still; denn er fürchtete den Unwillen der Bürger, und er hatte auch Recht. Endlich schickte er einen alten Geistlichen, die Leute zu trösten und zu ermahnen, daß sie nach Hause gingen; aber er wurde nicht sehr freundlich empfangen, denn alle schrien ihn an, wenn er nicht so lange gepredigt hätte, würden sie eher

aus der Kirche gekommen sein und hätten ihre Kinder noch erretten können.

Endlich zwang der Hunger die armen Leute doch nach Hause zu gehen, denn sie hatten den ganzen Tag noch nichts gegessen; aber wie wurden sie von neuem betrübt, als sie nun in ihre Häuser traten, wo ihnen sonst die Kinder entgegen gesprungen waren; als sie in die Stuben traten und die kleinen Stühle und Spielsachen einsam herum lagen; als sie endlich in die Kammer traten, um zu Bette zu gehen, und die lieben Kinder ihnen die Hände nicht boten, nicht ihr Abendgebet mitbeteten, als die kleinen Betten und Wiegen leer neben ihnen standen; ach! da ward kein Bissen ohne Thränen von ihnen genossen, kein Schlaf kam über ihre Augen. Bange griffen zu allen Stunden der Nacht die armen Mütter in die leeren Wiegen, um sich von neuem von ihrem Verluste zu überzeugen, und als sie gegen Morgen ermüdet einschliefen, träumten sie von ihren Kindern, wie sie in den Wellen herum geschleudert würden über Felsen und Steine hin und in die Mühlräder hinein, andere träumten, sie wären noch da, und wenn sie plötzlich erwachten, sahen sie, es war nur ein Traum, und erweckten die Nachbarn von neuem mit ihrem Jammergeschrei.

So begann ein neuer Unglückstag, und viele andere würden eben so traurig gewesen sein, wenn nicht eine neue Qual die armen Mainzer überfallen hätte. Alle Donnerstag war gewöhnlich Kornmarkt in der Stadt, wo Bäcker und Hauswirthe sich ihr Brodkorn kauften, das die Bauern aus der Gegend zu Markte brachten.

Der Tag war wieder heran gekommen, und alle Bäcker und Bürger gingen mit ihren Säcken auf den Platz, um zu kaufen; aber da war kein einziger Bauer mit Korn gekommen.

Sie wußten nicht, was das zu bedeuten habe, bis auf einmal eine Menge Bauern von allen Orten kamen, aber auch mit leeren Säcken, sie wollten auch Korn kaufen; „denn", sagten sie, „die Mäuse haben bei uns alle Felder verwüstet; wir haben keine Ernte gemacht, und wenn wir kein Korn kriegen, können wir

nicht wieder säen.“ Da sie aber sahen, daß hier auch nichts zu kaufen war, ward die Sorge bald heftiger, und alles Volk schrie bald laut: „Hungersnoth! Hungersnoth! zum König! zum König! der hat noch alle Speicher voll“ — und so zogen nun eine Menge Leute vor's Schloß und riefen: der König solle heraus auf die Gallerie kommen.

Als er nun nach langem Rufen heraus kam, rief er ganz unwillig herunter: „Was will das Gesindel? kann ich niemals Ruhe haben? ich glaubte, da ich nun meine unvernünftige Tochter verloren habe, ich könnte endlich einmal ein Glas Wein in Frieden trinken; aber da macht die Bagage schon wieder Spektakel.“ — Nun schrien ihm die Leute hinauf: sie wollten Korn haben; durch ihn seien die Mäuse in das Land gekommen, die auch kein Hälmchen auf dem Felde verschont hätten, und nun solle er ihnen auch Korn zur Aussaat und zum Brod geben. Der König antwortete: „Warum habt ihr nicht besser gewirthschaftet; das Korn, das ich aufgespeichert habe, das ist für mich und meine Soldaten.“ — Da schrien die Leute: „Deine Soldaten sind unsere Söhne, wegen ihnen werden nicht ihre Eltern verhungern sollen.“ — Da schrie der König wieder herab: „Wenn ihr den sechsfachen Preis bezahlen wollt, sollt ihr jeder einen Sack voll haben“ — und damit schlug er das Fenster zu.

Die Leute aber wurden ganz wild und unsinnig und warfen ihm Steine ins Fenster und schrien: „Mache uns Brod draus!“ Da ließ der König ihnen sagen: sie sollten so viele Bürger in das leere Stadtkornhaus senden, als hineingingen, und allen denen wolle er Korn geben; da drängten sich die Leute fast zu todt in das Haus und standen so dicht bei und übereinander, daß kein Apfel darin auf den Boden fallen konnte; als sie nun alle drin waren, ließ der König die Thore des Kornhauses schließen und die Brücken drum herum aufziehen; denn das Haus war gebaut wie ein festes Schloß und rings mit Wassergräben umgeben, um es gegen Feuergefahr und Diebstahl zu sichern. Nun ließ er rings herum noch Soldaten stellen, und die halbe Stadt hatte er so unbarmherzig zum Hungertode eingesperrt.

Tag und Nacht jammerten und wimmerten die armen Leute drin, daß es zum Erbarmen war, vor Hunger und Elend, und am zweiten Tag ließ ihnen der König einige Brode hineinwerfen, um die sie sich aus Hunger einander zu Tode schlugen. Und als die übrigen Leute vor dem Schlosse auf den Knien lagen und um Erbarmen für die armen Gefangenen baten, rief der König ihnen vom Fenster herab: „Hört ihr denn nicht, wie meine Kornmäuse im Kornhause pfeifen! soll ich euch auch zu den andern sperren, weil ihr mir die Ohren so voll schreit!" — und so gingen die Leute voll Angst und Verzweiflung wieder nach Haus.

Von der guten Frau Marzibille und ihrem lieben Ameleychen, von dem Weißmäuschen und dem Goldfischchen.

Unter den Armen war auch eine gute Frau, die Marzibille hieß; ihr Mann war ein armer Fischer, der auch mit im Kornhaus eingesperrt war, und hatte sie ein sehr schönes Töchterchen gehabt, das Ameleychen hieß und mit den andern Kindern ertrunken war, gerade dasselbe Kind, welches Prinzessin Ameley ihr aus der Taufe gehoben hatte, und welches dieselbe am Rhein zurückhalten wollte, als sie auch versank.

Die arme Marzibille kam traurig nach Haus, steckte ihre Lampe an, kniete an ihren kleinen Hausaltar und flehte unter heftigen Thränen zu Gott um Barmherzigkeit für das Elend der ganzen Stadt und für das ihrige.

Als sie so eine Zeitlang geweint und gebetet hatte, hörte sie etwas neben sich pfeifen, und da sie sich umsah, saß ein kleines weißes Mäuschen neben ihr, das sie gar wohl kannte; es war zahm, und ihr kleines Ameleychen, als es noch lebte, hatte immer mit ihm gespielt; seit dem Tod des Kindes aber hatte sie in ihrem Schmerz nicht mehr auf das Thierchen geachtet. — Kaum hatte sie das Mäuschen angesehen, als auch ein kleines Goldfischchen lebhaft in dem Wasserglase schnalzte, in welches Ameleychen es

gesetzt hatte, dem es von selbst, als es einst am Rhein spielte, in den Schoß gesprungen war. —

„Ach Gott! ach Gott!“ — sagte Marzibille — „ihr lieben kleinen Spielkameraden meines armen Ameleychens, ihr habt wohl rechten Hunger; ach! mein Kindchen ist nicht mehr da, das euch immer fütterte, mein Mann sitzt im Kornhause und ist vielleicht auch schon verhungert, und ich selbst habe nichts mehr als diese harte Brodrinde; denn das Fischen hilft nichts mehr, die Leute wollen keine Fische mehr essen, seit die Kinder alle ertrunken sind; ich kann es ihnen auch nicht verdenken, denn ich könnte keinen Fisch mehr essen, wenn ich auch verhungern müßte, aus Angst, ich möchte ein Fingerchen in dem Fische finden, das er vielleicht meinem armen Kinde abgebissen hätte; aber wartet, ich will mein Brodkruste mit euch theilen; so lange ich nicht Hungers sterbe, sollt ihr es auch nicht, weil ihr so schön mit meinem seligen Ameleychen gespielt habt.“ Da sie aber die harte Brodrinde eben zerbrechen wollte, richtete sich die kleine Maus sachte in die Höhe und sagte: „Frau Marzibille! hör sie mich an“ — und das Fischlein steckte den Kopf aus dem Wasser und sagte auch: „Frau Marzibille! hör sie mich an“ — da war die gute Frau sehr erschrocken, erholte sich aber endlich und sprach:

„Weißmäuschen! sprich du zuerst, weil du mich zuerst angepfiffen“ — und das Weißmäuschen sagte:

„Gute Werke, guter Lohn;
Gott im hohen Himmelsthron,
Der den Menschen schuf aus Erden,
Ließ die kleine Maus auch werden.

Wer in allgemeiner Noth
Mit den Thieren theilt sein Brod,
Wer mitleidig und geduldig,
Dem sind Dank die Thiere schuldig.

Suche nach in meinem Loch,
Vielen Weizen hab ich noch;

Weil ich mir für harte Jahre
Immer reinlich etwas spare.

Ameleychen gab mir Brod,
Ameleychen ist nun todt,
Und du theilst die harte Rinde,
Weinst mit mir ob deinem Kinde.

Lasse Mutter nun mich frei,
Führ ich Glück der Stadt herbei;
Gib mich frei, Frau Marzibille,
Dir zu lohnen ist mein Wille."

Also sprach die kleine Maus recht schön deutlich und stammelte nicht einmal, und Frau Marzibille konnte sich der Thränen nicht enthalten, als das Mäuschen so artig von ihrem lieben ertrunkenen Töchterchen sprach: „Mein liebes Weißmäuschen!" — sprach sie, „herzlichen Dank für deine Dankbarkeit; ich will deinen Weizen annehmen und kleine Kuchen daraus backen und, wo die Noth am größten ist, auch Andern davon geben; deine Freiheit kannst du nehmen, wenn du willst; du bist bei mir ein liebwerther Gast gewesen, und wenn du mich wieder besuchen willst, und ich lebe noch, so will ich dir alles Liebe anthun, was ich kann; aber ich möchte dir noch etwas auf die Reise mitgeben, wenn ich nur was hätte!" Da suchte die gute Marzibille überall herum, endlich fand sie an dem Weihnachtsbaume Ameleychens eine kleine Zuckerbretzel hängen, die gab sie dem weißen Mäuschen, und aus vier Haselnußschalen machte sie ihm vier kleine Schuhe unter seine Pfötchen, und so lief die Maus klipper klapper ab.

Nun wendete sich Frau Marzibille zu dem Goldfischchen in dem Glase und sprach: „Was hast du, kleines Fischchen! der armen Marzibille denn zu sagen? ach! ich weiß es wohl, Ameleychen hat dich ganz besonders lieb gehabt, weil du ihm einstens am Rhein freiwillig in den Schooß gesprungen bist." — Da sprach das Goldfischchen also:

„Ich bin aus dem Rhein gesprungen
Deinem Kinde in den Schooß,
Als es süß ein Lied gesungen,
Ward zu ihm mein Wunsch so groß:

Daß ich aus den blauen Wellen
Zu dem blonden Engel sprang,
Und wir wurden Spielgesellen,
Zeit und Weil ward mir nicht lang.

Aber jetzt die Stunden schleichen,
Und ich sehne mich zur Fluth,
Wo dein liebes Ameleychen
Mit den andern Kindern ruht.

Sieh, ihm fehlen dort Bekannte,
Und es wird gar blöde sein;
Aber ich hab viel Verwandte
In dem alten grünen Rhein.

Ameleychen will ich lehren,
Wie es sich verhalten muß;
Lasse drum mich wiederkehren
Zu dem Kinde in dem Fluß.

Wenn ich Ameleychen finde
Und es ist gesund und roth,
Komm ich wieder her geschwinde,
Bringe Trost dir in der Noth.

Wenn ich es gestorben finde,
Leg ich's in ein Marmorgrab;
Halt von deinem blonden Kinde
Alle bösen Hechte ab.

Sonntag früh komm du gegangen
Auf die Stelle an dem Rhein,
Wo das Kind mich hat gefangen,
Rufe nur dem Goldfischlein.

Und sogleich ich zu dir schwimme
Durch die grüne Fluth geschwind,
Und dir saget meine Stimme
Von dem blonden lieben Kind."

„Ach Goldfischchen! Goldfischchen!" sagte Marzibille, — „du bist doch gar zu treu und gut; gleich will ich dich in den Rhein tragen; ach! wenn es möglich wäre, daß Ameleychen noch lebte, daß ich es jemals wiedersähe, — aber ich möchte ihm doch etwas mitschicken: ein weiß Hemdchen, Halstuch und Strümpfe und sein Sonntagsröckchen, kannst du ihm das wohl bringen?" — „O ja," — sagte der Goldfisch, — „leg nur einen Stein hinein, wirf es nach mir in den Rhein."

Und nun packte die gute Marzibille ein schön Hemd, Strümpfe und das Sonntagsröckchen und ein Paar schöne neue rothe Schuhe zusammen und legte ein Zettelchen dazu, darauf stand:

„Lebst du noch,
So bete fromm;
Bist du todt,
In Himmel komm;
Bitt die lieben Engelein,
Daß auch ich bald komm hinein;
Dieses ist der einz'ge Wille
Deiner treuen Marzibille."

Und nun trug sie schnell das Fischlein mit dem Glas an den Rhein, warf es mit einem Lebewohl hinein und dann das Bündelchen, und rief ihm noch tausend Grüße hintennach an das blonde Ameleychen und ging hoffnungsvoll nach Haus.

Von der Gesandtschaft Weißmäuschens zum Rattenkönig und Prinz Mausohr nach Trier und deren Kriegszug.

Nun aber müssen wir uns auf den Weg machen und dem Weißmäuschen nachlaufen, damit wir erfahren, ob es Wort hält

und was für Mittel es ergreift, die armen verhungerten Leute in der Stadt zu erretten. Zuerst lief es bis nach Biengen, wo die Insel im Rhein liegt, und ließ sich von einer Wasserratze über den Fluß nach der Insel bringen. Da war nun eine große Freude unter den vielen Freunden und Anverwandten, die es da hatte, und jeder wollte ihm eine Ehre anthun; denn Weißmäuschen war von hohem Adel, wie die weißen Mäuse alle sind.

Da Weißmäuschen hörte, daß der Rattenkönig sich nicht mehr auf der Insel aufhalte, sondern in Trier sei, nahm es bald von seinen Freunden Abschied und begab sich schleunigst nach Trier, mit dem Rattenkönig zu sprechen.

Es war mitten in der Nacht, als es in dieser wundervollen alten Stadt ankam. Es hatte auf der Insel erfahren, daß die Königin in einem prächtigen Tempel begraben liege, der drei Kirchen über einander enthielt, und in der untersten sei das Grab, und darauf das Haus des Rattenkönigs. Es lief also so lange in der Stadt herum, bis es die hohe schöne Kirche erblickte. Bald hatte es ein Loch gefunden, wodurch es in die Kirche konnte, und sogleich lief es die schönen marmornen Treppen hinab, die so weiß waren, wie es selbst, und befand sich in einer schönen Kapelle, in deren Mitte das silberne Grabmal des Prinzen Rattenkahl und seiner Mutter bei dem Schein von vier großen alabasternen Lampen herrlich glänzte.

Als Weißmäuschen rings um das Grabmal herumlief, fand es eine silberne Wendeltreppe, durch welche es auf die Höhe des Grabmals kam; hier lag der Prinz Rattenkahl und seine Frau Mutter der Länge nach aus Gold gegossen, ganz natürlich, als wenn sie schliefen; über ihnen war eine silberne Laube mit goldnen Blättern, voller Blumen und Früchte von allerlei bunten Edelsteinen, daß es heller flimmerte, als der volle Sternhimmel; und dieses war die Wohnung des Rattenkönigs, der auf einem schwarzen Sammtkissen, das in dem Schooße der goldnen Königin lag, eben sanft schlummerte. Aus der einen Hand der Königin pflegte er zu fressen, und in ihrer andern Hand hatte sie einen Becher, aus dem er trank.

Als Weißmäuschen mitten in dieser Herrlichkeit stand, dergleichen es niemals gesehen, ward es von dem Glanze ganz berauscht und wußte nicht, auf welche Art es den schlafenden Rattenkönig wecken sollte. Aber eine goldene Harfe lag zu Füßen der Königin, weil sie sehr dies Saitenspiel zu ihrer Lebzeit geliebt, und da Weißmäuschen diese Harfe näher besehen wollte und behutsam mit seinen Schuhen von Haßelnußschalen über die Saiten lief, klimperte die Harfe; sogleich entschloß es sich nun, ein hübsches Lied zu singen und dazu die Harfe spielen zu lassen, damit es den alten Rattenkönig auf eine bescheidene Weise erwecke. Es sang also, indem es hin und her tanzte und die Saiten erklingen machte, wie folgt:

„Wach auf! wach auf, mein Herr und König!
Aus deinem Schlaf, aus deinem Traum;
Erheb dein Ehrenhaupt ein wenig
Und gebe meinen Bitten Raum;
Hörst du, wie die Saiten tönen
Durch der Laube goldnes Schimmern,
Also wimmern,
Also stöhnen
Viele Männer, viele Frauen,
Die zum Sternenhimmel schauen
Ohn Vertrauen
Und auf deine Hülfe bauen."

Als Weißmäuschen dies gesungen hatte, erwachte der Rattenkönig ein bischen und sagte halb im Traum: „Ei Frau Königin, Ihro Majestät singen wie ein Violenengel; o darf ich bitten, noch ein Stückchen" — und somit drehte er sich auf die andere Seite und entschlief wieder fest. Da sang Weißmäuschen weiter:

„Du träumst von Ihro Majestäten,
Ich singe von der Hungersnoth;
Erwache! sei recht schön gebeten,
Verschaff den armen Leuten Brod:

Aus der Königin goldnen Händen
Ißt und trinkst du nach Verlangen;
Die Elenden
Schwer gefangen
Müssen all vor Hunger sterben,
Hungernd müssen ihre Erben
Auch verderben,
Lasse Gnade sie erwerben!"

Hier erwachte der Rattenkönig wieder ein bischen und sagte schlaftrunken: „Ich danke recht schön; ich nehm's für empfangen an; ich habe erst einige Zuckerbretzeln zu mir genommen; ich habe keinen Appetit mehr" und drehte sich wieder herum und legte sich aufs Ohr und entschlief von Neuem.

Weißmäuschen wollte schier verzweifeln, den verschlafenen Rattenkönig zu erwecken; als es plötzlich ein Geräusch in der Kirche hörte und Fackelschein aus der obern Kirche herunter fallen sah. Es irrte sich auch nicht und versteckte sich geschwind hinter die Krone der Königin, als der junge König Mausohr im Schlafrock von weißem Mausepelz die Treppe herab kam; er hatte eine Schlafmütze von grauem Mausepelz auf und die Krone oben drauf, was recht gut ging; denn sie war ihm bei seiner Jugend noch zu weit und hing ihm sonst gewöhnlich um den Hals auf die Schultern. Den Scepter hatte er der Quer im Maul; denn er hatte in der einen Hand die Fackel, in der andern die Kirchenschlüssel; und da er an das Grabmal kam, zupfte er den Rattenkönig am Schwanze, daß er erwachte und sich die Augen rieb. — „Mein liebster Freund!" — sagte König Mausohr, nachdem er den Scepter in den Gürtel gesteckt — „wer singt denn hier so beweglich und spielt die Harfe dazu? mir hat es die Schildwache gemeldet, die oben vor der Kirche steht, und da ich geschwind herzugelaufen, habe ich auch noch ein Stückchen vom Lied gehört, das gar betrübt von lauter Hunger und Kummer lautete."

Nun machte der Rattenkönig, der sich endlich von seinem Schlaf erholt hatte, dem Mausohr tausend Entschuldigungen, daß er ihn so im Bett fände, daß er ihn vor Schlaf nicht gleich er-

kannt, und sagte ihm hierauf: es sei ihm auch, als habe er im Schlafe singen und Harfe spielen gehört; er habe aber geträumt, die hochselige Mutter spiele ihm ein Lied zur Harfe und wolle ihn hierauf zum Essen nöthigen, da er doch gar keinen Appetit habe; da aber die Schildwache und Mausohr das Singen auch gehört hätten, müsse es wohl etwas anderes als ein Traum sein, und könne er gar nicht begreifen, was es nur in aller Welt sein möge. Mausohr sagte hierauf laut, daß das Gewölb wiederhallte: „Wer du auch seist, der, mit seinem Gesang über das Elend unglücklicher Menschen klagend, die Ruhe der Todten nächtlich gefeiert, laß den König Mausohr von Trier deine Klagelieder von Neuem hören, oder zeige dich ihm, er wird dir helfen; denn er hat ein menschliches Herz, und hier bei der Ruhestätte seiner verehrten Mutter und seines geliebten Bruders kann er keinen Unglücklichen ungetröstet von sich lassen."

Als Weißmäuschen hörte, daß Mausohr so gnädig war, schlüpfte es aus der Krone heraus und sang, indem es auf der Harfe herum tanzte, folgendermaßen:

„Schön Dank! schön Dank, Herr Mauseohr!
Weil ihr mir also gnädig seid,
Komm ich aus meinem Loch hervor
Und sing zur Harfe euch mein Leid.
König Hatto legt die armen
Mainzer, wenn sie Brod verlangen,
Ohn Erbarmen
Fest gefangen,
Spricht dann, wenn sie hungernd schreien:
Ei! wie mich die Mäuse freuen.
Herr! ich floh, will sie befreien,
Gott wird dir auch Trost verleihen."

Als Mausohr und der Rattenkönig sich erst genug über das kleine artige Weißmäuschen verwundert hatten, ließen sie sich Alles von ihm erzählen, und es ließ sich das nicht zweimal sagen und sagte ihnen, was es nur wußte von Ameleychen und der

frommen Fischerin und von der Noth der armen Mainzer; auch schenkte es dem Rattenkönig das Zuckerbretzelchen, das ihm die Fischerin mitgegeben; es hatte es zu diesem Zwecke aufgehoben. Der Rattenkönig dankte ihm und hängte es zum ewigen Angedenken an die gute Frau in die goldne Laube, über dem Grabmal, mitten unter die schönsten Edelsteine, wo es noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

Nun überlegten Mausohr und der Rattenkönig, wie den Mainzern am schnellsten zu helfen sei, und Mausohr sprach: „Wenn gleich die Mainzer geholfen haben, meine selige Frau Mutter und meinen Bruder zu verspotten: so sind sie durch den Verlust ihrer Kinder, die ich im ersten Zorn in den Rhein gepfiffen habe, doch wohl schon zu hart bestraft; ich will mit meinen Soldaten hinmarschiren und den bösen König absetzen und die Gefangenen befreien." — Hierauf sprach der Rattenkönig: „Ich will eine neue Armee von Ratten und Mäusen hinschicken, die sollen den König und die Königin allein anfallen; die Pfeife hat er damals in den Rhein werfen lassen, und er soll sie deßwegen diesmal nicht von sich vertreiben können; nun mache dich sogleich auf und zeige den noch übrigen Mäusen und Ratten auf der Insel bei Bingen an, sie sollen morgen Abend alle bei Rhense auf dem Königsstuhl sich versammeln, ich werde auch dort eintreffen; wir wollen einen Kriegszug thun, der glücklicher ausfallen soll, als unser letzter."

Nachdem das Weißmäuschen diesen Auftrag erhalten, küßte es dem Rattenkönig die Pfote und bat sich die Erlaubniß aus, auch dem König Mausohr die Hand zu küssen. Dieser erlaubte es und schenkte ihm eine goldene Schnupftabaksdose mit seinem Portrait mit Brillanten besetzt. „Ach!" sagte Weißmäuschen — „sie ist ja gar zu groß; wenn ich einmal Hochzeit halte, will ich drinn schlafen, hebt mir sie auf!" — „Nun das will ich," — sagte Prinz Mausohr — „aber hier hast du was, das du gleich mitnehmen kannst," und nun nahm er einen brillantenen Hemdknopf aus seinem Hemdärmel und band ihn dem Weißmäuschen um den Hals, worüber es eine große Freude hatte, und unter

tausend Danksagungen, nachdem der Rattenkönig es aus den goldenen Händen der Königin hatte essen und trinken lassen, seinen Abschied nahm, um die Befehle auf die Insel bei Bingen zu bringen.

Der Rattenkönig begab sich gleich in die Stadt und pfiff alle Mäuse und Ratten zusammen und schickte welche aufs Land, die auch pfeifen mußten, und mit Anbruch des Tages hatte er schon über eine halbe Million Mäuse beisammen. Damit sie nun, wo sie durchmarschirten, dem Lande nichts schaden sollten, wurden als Proviant eine ungeheure Menge von Kürbissen ausgehöhlt und mit Weizen angefüllt, und vor jeden 12 Mäuse oder 4 Ratten gespannt. Und so ging der Kriegszug in schönster Ordnung fünfzig Mann hoch, immer 2500 in einem Regiment, mit einer Spitzmaus an der Spitze als General. Diesen Spitzmäusen war befohlen, dann und wann zu pfeifen, damit man sich in der Nacht nicht verirren möchte.

Der Rattenkönig selbst ritt auf einem Iltis und hatte vier Irrwische vor sich hergehen, die ihm leuchteten.

So ging der Zug nach Rhense bei Koblenz auf den Königsstuhl, wo die Versammlung sein sollte.

Dieser Königsstuhl ist eine steinerne runde Gallerie mit Bänken rings herum auf acht Säulen ruhend, wohinauf eine Treppe führt. Es kamen vor alten guten Zeiten die Leute da zusammen, die gerne einen König gehabt hätten, und wählten, wie die Kinder im Spiel, mit lustigen Reimen nach den Sylben unter einander ab, wer König im Reich sein solle, und Alles ging dabei unter offenem Himmel ganz deutsch weg. Nachher aber hat man dem Reich den Stuhl vor die Thüre gesetzt und, da man den Wirth nicht zahlen können, ihm den Stuhl auf Abbruch in die Zeche gegeben; der hat ihn dann in sein Wirthsschild gemalt. — Gerade wie die ehemals lebendigen Staatsthiere später in die Wappen gemalt worden sind.

Um diesen Königsstuhl nun versammelte sich das Kriegsheer des Rattenkönigs, und er ritt auf seinem Iltis mit den vier Irrwischen hinauf; er fand das Weißmäuschen und seine Leute von

der Binger Insel schon oben auf der Bank herum sitzen, und nachdem sie sich bewillkommt hatten, begannen sie zu berathschlagen, wie man dem König von Mainz am schnellsten beikommen könnte. Nach langem Hin- und Herüberlegen gab Weißmäuschen folgenden Rath, der auch einstimmig angenommen wurde. Es sprach also: „So viel ich auf meiner Reise gehört habe, sollen morgen die Bauern um Mainz herum dem König 6 Dutzend Melonen für seinen Hofstaat und 24 Dutzend Kürbisse für seine Soldaten nach Mainz in sein Magazin liefern, und für jede Melone, für jeden Kürbiß, der fehlt, hat er geschworen einem Bauern den Kopf abschneiden zu lassen; denn die Hungersnoth ist bereits so groß, daß er nichts mehr zu essen hat, als Melonen und Kürbisse, welche hier herum häufig wachsen. Die Pferde, die Hunde und die Katzen, was sehr gut für uns ist, sind bereits alle gegessen, und der König ist uneinig mit der Königin, weil sie eher als die Staatskatze, die uns allein gefährlich ist, ein Stück von sich selbst zum Braten hergeben will. Diese Melonen und Kürbisse nun liegen hier in der Gegend aufgehäuft, und ich meine, es sollten sich, noch in dieser Nacht, in jede Melone ein Dutzend Braver von unsern Leuten hinein beißen und in jeden Kürbiß drei oder vier Dutzend von unsern freiwilligen Tapfern, so würde dadurch morgen um zwölf Uhr schon eine große Armee von uns nach Mainz auf Wagen ankommen; denn diese Früchte werden mit Vorspann von Menschen, weil alle Pferde verzehrt sind, im Trab nach Mainz gefahren. Da der König aber Niemand in sein Magazin läßt, aus Mißtrauen, es möchte ihm etwas gestohlen werden, so werden wir nach der Ablieferung ganz allein mit ihm sein und ihn anfallen können."

Dieser scharfsinnige Rath des Weißmäuschens wurde sogleich mit vielem Beifall angenommen, und man rief die Freiwilligen auf, hervorzutreten, die auch in solchem Ueberfluß hervortraten, daß man die Hälfte abweisen mußte; ja die große Armee hatte nicht einen einzigen Feigen, der sich weigerte für das Wohl der Menschheit in Melone, Kürbiß oder Gurke zu kriechen.

Nachdem sich nun immer die besten Kameraden dutzendweise

zusammen gerottet hatten, wurden sie nach den rings gelegenen Dörfern kommandirt und beordert, sich vor Tage noch in die aufgehäuften Früchte einzubeißen; welches auch in der besten Ordnung geschah, so daß die Bauern sie vor Tag, ohne eine andere Verwunderung, als daß ihnen die Früchte etwas schwerer schienen als gewöhnlich, auf ihre Karren luden und gegen Mainz fuhren.

Weißmäuschen bat sich nun Urlaub vom Rattenkönig aus, nach Mainz zur frommen Fischerin zu laufen und durch sie die armen Bürger unterrichten zu lassen, daß ihnen bald würde geholfen werden; der Rattenkönig entließ es mit tausend Segenswünschen und zog selbst mit seinem übrigen Heere ruhig gegen Mainz hin. Um den Jakobsberg zogen sie aber mit einem großen Umweg herum, weil es dort nicht sicher sein sollte, denn die Kundschafter hatten gemeldet, daß von jeher ein Postillon dort ermordet worden sei.

Wie es dem bösen König Hatto und seinen Soldaten in dem Mainzer Kornhause so übel erging und wie er sich auf die Rheininsel bei Bingen flüchtete und dort mit seinen Mainzer Freimaurern den Mäusethurm erbaute.

Weißmäuschen lief nun so geschwind, daß es um 6 Uhr Morgens schon wieder unter der leeren Wiege Ameleychens saß. Die Fischerin war eben aufgestanden und verrichtete unter Thränen und Seufzern ihr Morgengebet auf ihrem Betstuhl und sagte unter andern: „Ach gütiger Himmel! nun ist Weißmäuschen schon vier Tage fort, ach Gott! erhalte es und bewahre es vor Unglück und sende es mir bald mit Trost und Hülfe zurück."

Als sie diese Worte ausgesprochen hatte, sah sie, daß sich die Wiege Ameleychens hin und her bewegte, und erschrak nicht wenig darüber; sie sprang hin und glaubte, ihr liebes Kind läge

vielleicht wieder drin. Aber die Wiege war noch leer wie zuvor, und sie sprach traurig zu der Wiege:

„Schaukle nicht, du leere Wiege!
Als ob schlummernd das geliebte
Ameleychen in dir liege,
Das mich niemal nicht betrübte,
Das ich niemals wieder kriege,
Das ich also zärtlich liebte,
Schaukle nicht, du leere Wiege!

Wenn du schaukelst, leere Wiege!
Denk ich, daß nun in dem Rheine
Ameleychen schaukelnd liege,
Daß die Fluth an harte Steine
Ihm sein blondes Haupt anschlüge,
Und ich weine, weine, weine:
Schaukle nicht, du leere Wiege!"

Aber es war Weißmäuschen, das hatte an der Wiegenschnur gezupft, um die Fischerin aufmerksam zu machen, und es sprach zu der guten Frau:

„Fischerin! Fischerin! ruhig nur,
Weine nicht, weine nicht, Hülfe naht,
Weißmäuschen zog an der Wiegenschnur,
Hülfe bringt es und Trost und Rath."

Nun hüpfte Weißmäuschen unter der Wiege hervor, der frommen Fischerin in den Schooß, die sich vor Freude gar nicht zu fassen wußte; und nachdem es der guten Frau tausend Fragen der Freude und des Wiedersehens beantwortet hatte, erzählte es ihr: daß heute einige tausend Mäuse gegen den bösen König in seinem eigenen Magazin erscheinen würden, daß auch morgen früh gewiß der König Mausohr von Trier mit seinem Freicorps in der Stadt sein würde, daß er Brod und Fleisch und Wein der Menge mitbringe. Es komme nun Alles darauf an, daß man

die ganze Stadt heimlich davon unterrichte, damit sie dem bösen König auf keine Weise Hülfe brächte; um zwölf Uhr würden die Bauern mit den Früchten da sein, und nach Tisch würde der Anfall auf den König losgehen; „und nun“ — sprach es — „kömmt es auf dich an, als auf eine kluge fromme Frau, diese Nachricht schnell und so zu verbreiten, daß sie hinreichend bekannt und doch den Soldaten und dem König verborgen bleibt.“ — „Gleich will ich mich aufmachen,“ — sprach die Fischerin — „und es in der Frühkirche den Leuten verkünden; es soll Alles gut gehen; in einer halben Stunde bin ich wieder hier.“

Die Fischerin ging nun nach der Kirche, da machte so eben ihr Nachbar, der Barbier, Meister Schrabberling, seinen Laden auf und rief der guten Fischerin: „Einen guten Morgen, Frau Nachbarin! hat Sie wohl ein Stückchen Seife? ich armer Mann habe gestern Abend aus Hunger mein letztes Stückchen Seife gegessen, und nun kann ich heute Niemand rasiren!“ — „Ich will Euch etwas vertrauen,“ — sagte die Fischerin — „das wird den Leuten sanfter thun als Seife, und wenn Ihr es ihnen unter dem Rasiren erzählt, werden sie vor Freude lachen und weinen, wenn Ihr sie gleich mit stumpfen Messern trocken rasirt“ — und nun erzählte sie dem Barbierer, was ihr Weißmäuschen befohlen, und der Barbierer hüpfte vor Freude, sagte es allen seinen Gesellen und machte sich sogleich mit ihnen auf, es allen Leuten beim Rasiren zu erzählen. Als nun die Fischerin ein paar Häuser weiter ging, machte gerade der Perückenmacher, Meister Rupferling, seinen Laden auf und grüßte sie: „Guten Morgen, Frau Fischerin! ach! kann Sie mir nicht eine Hand voll Mehl und einen Löffel Butter schenken? ich habe gestern Abend aus Hunger all mein Puder und Pomade aufgegessen und weiß nicht, wie ich heute die Leute frisiren soll.“ — Da sprach die Frau: „Meister Rupferling! ich will Euch was erzählen, und sie werden vor Freude lachen und weinen, wenn Ihr ihnen auch die Haare ausrauft und ihnen die Haarnadeln in das Fleisch steckt“ — und nun erzählte sie dem Perückenmacher Alles, was Weißmäuschen befohlen, und Meister Rupferling hüpfte vor Freude den Laden

hinaus durchs Fenster und rief seinen Gesellen und sagte es ihnen wieder; und nun liefen sie mit ihren leeren Puderbeuteln, die Nachricht zu verbreiten. Noch erzählte sie es dem Meister Kneterling, dem Bäcker, der eben kleine Brode, so groß wie Pfeffernüsse, aus Kleien gebacken ans Fenster legte, und dann dem Meister Hackerling, dem Fleischer, welcher einige Würste heraus hängte, die er aus alten ledernen Hosen und Schuhen zusammen gehackt hatte; hierauf kam sie an den Laden des Schusters, Meister Kneiperling; er kaute an einem Stück Leder von einem alten Schmierstiefel, so hungrig war er; dann kam sie zu Meister Meckerling, dem Schneider, er hatte gerade das letzte Horn seines alten Ziegenbocks, den er aus Hunger bereits aufgegessen, mit Wasser zum Feuer gesetzt, um eine Fleischbrühsuppe zu kochen, dem erzählte sie es auch, und so einem nach dem andern.

Da sie nun in die Kirche kam, worin es ganz dunkel war; denn das Oel in der Lampe und alle Wachslichter waren bereits aus Hunger von dem Pfarrer verzehrt, erzählte sie es einer Frau neben ihr und diese einer andern und immer so fort, bis es die ganze Kirche wußte.

Als sie nun wieder nach Haus ging, war die Geschichte schon so in der Stadt verbreitet, daß man es ihr wieder an allen Ecken erzählte; doch that Alles sehr heimlich, und merkte man es nur an den fröhlichen Gesichtern, mit denen sich die Leute grüßten, daß Gott den armen Leuten Hülfe bringe.

Endlich kam die Zeit, daß die Bauern mit den Früchten zum Schlosse einfuhren. Der König zankte und schimpfte, daß sie so spät gekommen; aber sie entschuldigten sich mit der Schwere ihrer Früchte. Der König freute sich darüber; denn er glaubte, sie seien schwer, weil sie besonders gut und reif wären. Ja wohl waren sie reif und voll lebendiger Kerne! — Nachdem sie alle richtig abgezählt und in das Magazin aufgehäuft waren, zogen die Bauern wieder nach Haus, und der König verschloß sich allein in sein Magazin, um Alles nachzuzählen. Da er aber eine Melone essen wollte, wunderte er sich über ihren schwarzen Stiel; denn es hing hinten ein Mäuseschwanz heraus. Er wollte ihn abreißen,

aber sieh! da zog er die ganze Maus heraus, und die elf übrigen stürzten unter lautem Pfeifen nach. Als die andern dies Pfeifen hörten, stürzten sie haufenweise aus allen Melonen und Kürbissen, und es war recht entsetzlich, wie sie alle über den König herfielen und ihn zerbissen; zu dem kugelten die bewegten Melonen und Kürbisse über ihn her, und er konnte sich gar nicht mehr helfen; er schrie und schlug und rief Hülfe; aber es regte sich kein Mensch. Endlich konnte er die Thüre erreichen; aber die Mäuse stürzten ihm alle nach, und als er durch den Schloßhof lief, wo sich die Bürger versammelt hatten, erschraken sie fast vor ihm, so schwarz war er mit Mäusen bedeckt; aber kein Mensch wollte ihm helfen. Er eilte vor das Zimmer der Königin und schrie: sie solle ihm um Gotteswillen die Staatskatze ein wenig leihen; diese aber hatte sich eingeschlossen und rief zum Schlüsselloch heraus: „Nein, ich leihe dir sie nicht, du willst sie wie den Staatsvogel auffressen.“ — Da kroch er aus Verzweiflung in einen großen leeren Adlerkäfig.

Der Adler, welcher der Staatsvogel eines Landes gewesen, das er dem seinigen einverleibt hatte, und der hier das Gnadenbrod aß — denn hier hatte er einige Ruhe — den hatte er gestern bereits zum großen Unwillen der Königin aufgezehrt, welche mehr auf Herkommen hielt. Das Gitter war sehr eng, und mußten sich erst die kleinsten Mäuse aussuchen, welche durch die Oeffnung des Drahtes konnten. Da dieser Kasten an einem offenen Fenster des Schlosses stand, konnten ihn alle Leute sehen; aber sie lachten ihn aus und gönnten ihm die Strafe seiner Grausamkeit. Er schrie laut nach seinen Soldaten, die um das Kornhaus herumstanden, wo die armen Bürger drin waren; sie kamen anmarschirt, aber hinter ihnen drein kamen auch schon die Gefangenen, die aus dem Kornhaus gebrochen waren, als es die Soldaten verließen. Die ganze Stadt war in Bewegung; ein Hagel von Steinen bedeckte die Soldaten von allen Seiten, und man ließ ihnen keinen andern Weg offen, als in das Kornhaus zurück, wo sie nun anstatt der armen Leute eingesperrt wurden, die jetzt von den übrigen umarmt und mit den Lebensmitteln erquickt wurden, die man in Menge aus dem offenen Kornhaus holte.

Der König aber kam von Neuem in Noth; denn nun waren die kleinsten Mäuse zusammengetreten und drangen in den Käfig ein, und als er seine Unterthanen um Hülfe anflehte, riefen sie ihm zu: „Gedenke, wenn wir hungernd im Kornhause wimmerten, da sagtest du, ei wie meine Kornmäuse pfeifen; jetzt versuche auch, wie die hungrigen Kornmäuse beißen.“ — Als aber der König so im Käfig sich gegen die kleinen Mäuse wehrte und um sich schlug, fiel der Käfig vom Fenster in die Stube zurück, und er fing an sich in dem Käfig herumzurollen, wodurch er ziemlich frei von seinen Feinden wurde, weil sie Gefahr liefen erdrückt zu werden; er rollte sich bis vor den Saal der Königin und flehte von Neuem so wehmüthig um die Staatskatze, daß sie sich endlich erbarmte und zur Thüre heraus trat. Als sie ihren Gemahl von Mäusen umringt in dem Käfig liegen sah, sprach sie: „Ihro Majestät haben sich dies Elend durch dero Treulosigkeit, Geiz und Grausamkeit selbst zugezogen; ich kann Ihnen aber mit der Staatskatze nicht dienen; es ist gegen alle Schicklichkeit, dieses Familienthier nach seinem Naturstande zu gebrauchen.“ — Der König bat sie um Gotteswillen, ihre Weisheit auf ein andermal zu sparen und ihm nur jetzt zu helfen; er begehrte von ihr, sie möchte ihn aufs Wasser bringen und mit ihm auf die Insel nach Bingen fahren, wo er, vom Rhein umgeben, gewiß von seinen Verfolgern frei sein würde. Sie rollte nun den Käfig in ihre Stube, in welche die Mäuse wegen der Staatskatze sich nicht hinein getrauten, und fragte aus dem Fenster das Volk, ob sie ihr und ihrem Gemahl freien Abzug nach der Binger Rheininsel gestatten wollten, so wollte er ihnen Freiheit und Ruhe und so viele Constitutionen zugestehen, als sie Lust hätten zu verbrauchen. Aber es müßten einige Maurer mitfahren und ihm dort einen Thurm bauen.

Das Volk, welches froh war, ihn los zu werden, gestand ihm Alles zu und ließ ihn hundert von den eingesperrten Freischützen als Maurer mitnehmen. Und daraus sind die Freimaurer geworden.

Sie rüsteten sogleich ein Schiff aus, füllten es mit Lebens-

mitteln, und die Königin wälzte ihren Gemahl, während sie die Staatskatze trug, in dem Käfig die breiten steinernen Schloßtreppen herunter, daß der böse Schelm Ach! und Weh! schrie; und so wälzte sie ihn mit dem Fuße stoßend durch die ganze Stadt, mitten durch das Volk, welches ihm zurief: „Diese Bewegung ist dir gut zur Verdauung, denn du hast Alles selbst gegessen und uns hungern lassen.“ — Endlich kollerte er auf dem Landungsbrette zum Schiffe hinauf und von da plumps noch einen bösen Fall ins Schiff hinunter, welches unter den Verwünschungen der ganzen Stadt mit ihm und seinen Freimaurern den Rhein hinunter segelte.

Nun vertheilten die Mainzer die gefundenen Vorräthe unter einander, und jedes führte seinen armen gefangen gewesenen Gatten, Vater oder Bruder nach Haus, um ihn zu bewirthen und zu pflegen; und da es Abend und dunkel wurde, zogen sich die Mäuse wieder zur Stadt hinaus, dem Rattenkönig entgegen, um ihm zu berichten, wie übel zugerichtet der böse König Hatto nach der Binger Rheininsel geschifft sei.

Der Rattenkönig erhob nun die Mäuse, die sich bei dieser Gelegenheit mit Ruhm bedeckt hatten, eine nach der andern, in Adelstand und gab der einen freie Erlaubniß, sich die Parmesanmaus zu nennen und künftig die Parmesankäse eines gewissen Krämers zu benagen; einer andern gab er den Namen Edamermaus, einer andern Limburger-, einer dritten Schweizermaus, Bisquitmaus, Marzipanmaus u. s. w.; jeder auch die Anweisung auf irgend einen Ort, wo sie sich an den Speisen ihres Namens satt fressen könnte; und nun entließ er sie für diesmal, weil sie ihren Theil gethan hatten.

Mit der übrigen Armee zog er nach Bingen auf den Rochusberg, um zu überlegen, wie man dem König auf der Insel beikommen sollte, weil man gegen die Staatskatze gewisse völker- und naturrechtliche Rücksichten zu schonen hatte. Er sah die Freischützen des Königs die ganze Nacht schon beschäftigt, bei dem Schein der Fackeln Steine an dem Rüdesheimer Felsen zu brechen und zu sammeln, um den Thurm für den König zu bauen, und

dies ergrimmte ihn um so mehr, weil dort ehedem seine Wohnung gewesen; aber er wollte doch gegen die Staatskatze die Schicklichkeit nicht verletzen, damit sie allein den Vorwurf trage, einen falschen Schritt oder vielmehr Sprung in das Hochzeitschiff gegen ihn gethan zu haben, was gegen alle herkömmliche Unverletzbarkeit gewesen, und so sah er denn ruhig zu, wie man den Thurm gründete und baute.

Wie es dem Prinzen Mausohr in dem Feldzug mit seinen tapfern Soldaten erging.

Als die Mainzer die erste Nacht geruht hatten, zogen sie den frühen Morgen dem Prinz Mausohr entgegen, und Weißmäuschen eilte ihnen voraus.

Der gute General, welchem Prinz Mausohr vor seiner ersten Reise nach Mainz einen Wink vom Krieg fallen lassen, hatte diesen nicht hinter den Spiegel gesteckt, sondern diesen Wink vielmehr an die große Sturmglocke und an die Kriegsfahne gehängt. Rattenkahl und seine Mutter! war Parole und Zapfenstreich geworden. Da die Vaterlandsliebe damals in ihren besten Jahren war, ließ sich kein Landeskind, ohne an Heimweh zu sterben, außer Landes gebrauchen, und man hatte deßwegen ein großes Freicorps von Ueberläufern angeworben, erstens weil sie von selbst kämen, und zweitens weil man durch ihr Ueberlaufen gewiß war, daß sie von der Stelle zu bringen seien. Diese Helden bestanden meistens aus Lalenburger und Schildaer Freiwilligen und einem Rest Kochemer Landsturm; auch aus Gaskonien waren viele Messerträger dabei, berühmt und gefährlich wegen ihrem Aufschneiden. Man hatte diese alle in Ketten gelegt, um sie wilder zu machen. Wenn nun die Wildesten aus den Ketten heraus brachen, legte man diese in stärkere Bande, und da brachen die Stärksten wieder heraus, die man wieder anschmiedete, und die, welche dann zum drittenmal heraus brachen, das waren die rechten Leute und wurden mit Ehren überhäuft.

So hatte man einen Extrakt des Heldenmuths in wenigen Leuten, und sie brauchten so keine breiten Wege und machten nicht so vielen Staub als die vielen Leute; es war dieses eine schöne Erfindung, ist aber, wie vieles Alte, wieder abgekommen.

Diese Kerntruppe wurde auch erstaunlich gelehrt, Tag und Nacht stand der Oberprofoß, wovon nachher das Wort Professor gekommen, bei ihnen im Kerker; lehrte sie die verschiedenen Sprachen von Trier bis Mainz sprechen und die verschiedenen Weine durch Beschreibung, der Nüchternheit halber, kennen; der Tambourmajor lehrte sie heldenmäßige fürchterliche Stellungen, nach alten Heidenfiguren, die noch an allen Ecken standen; auch die Kunst, selbst im Schlaf mit gestreckten Beinen und martialischem Schnarchen einen gewaltigen Eindruck zu machen, erlernten sie, was gegen nächtliche Ueberfälle eine unfehlbare Waffe ist; dann lehrte sie, abwechselnd mit der Kunst resolut zu sterben, der Feldprediger den Umgang mit Menschen und Vieh, und der Staatstrompeter gab Unterricht, sich mit Aufblasen ein Ansehen zu geben, in der Eile die schönsten Proklamationen selbst zu machen und in Chören abzusingen. Der General selbst gab Unterricht in der Weltgeschichte aus dem gehörnten Siegfried, der schönen Magelona, der Genovefa, den vier Haimonskindern u. s. w., und da sie nun ausmarschirten, las man ihnen auf dem Marsche die Schwabenstreiche, das Lalenbuch und die Schildbürger vor, und Komma und Punktum wurde mit Trommel und Pfeife dazwischen bemerkt.

In solcher tiefsinnigen Gelehrsamkeit marschirten sie, einer hinter dem andern, um kein Aufsehen zu machen, auf den kleinen Fußpfaden, ohne weiteren Unfall, als daß der Trommelschläger einigemal semicolon statt duo puncta und einmal Fragezeichen statt Ausrufungszeichen trommelte, wodurch große Unordnung in den Marsch kam, weil sie das linke Bein mit dem rechten verwechselten.

In einem solchen zerstreuten Augenblick kamen sie in die Gegend, wo eben der Storch Langebein seine Schuljungen zusammen klapperte; da glaubten sie, der Tambour schlage et cetera,

was das Zeichen zum allgemeinen Davonlaufen war. Mit ungemeiner Genauigkeit wurde dieses Manöver ausgeführt.

Meister Langebein mußte, um nicht über den Haufen gerannt zu werden, in die Lüfte fliegen, und da sie seinen rothen Schnabel für einen feurigen Kriegskometen hielten, so liefen sie in forcirten Märschen. Nun schlug zwar der Prinz Mausohr selbst Parenthesis und Claudatur; aber vergebens; er stand allein auf der Wiese, und Meister Langebein kam vor ihm nieder geflogen.

Obschon nun der Storch Langebein sich aus den Lüften herabließ, so gab ihm doch Prinz Mausohr an Herablassung nichts nach; denn er drückte ihn Allerhöchst zärtlich an sein Herz, wobei der Storch den Schnabel auf den Rücken legte und mit zugedrückten Augen einen respektvollsten Klapperlispel ergehen ließ. Es war dieses eine Gruppe von der größten Anmuth und Wirkung und ist nachher von den Bildhauern, Tänzern, Kunstbäckern und Hundepantomimen oft mit Beifall wiederholt worden. Langebein legte aber früh genug seinen Schnabel wieder in die erste Position, um nicht ein Opfer dieses schönen Augenblicks zu werden; denn Mausohr drückte stark, und die vielen blanken Knöpfe, Schnallen und Zierrathen auf seiner Brust machten einen etwas starken Eindruck auf Langebeins hagere Brust, so daß ihm das Uebermaß seiner Empfindung nächst gefährlich ward. Es wäre zwar ein beneidenswerther Tod gewesen, aber der Titel als Commerzienrath war auch nicht zu verachten; denn diesen gab ihm Mausohr sogleich, da er ihn aus seinen Armen entließ; jedoch unter der Bedingung, ihm wieder eine solche Versammlungspfeife, wie das erstemal, zu bringen. Der Herr Commerzienrath war gleich auf den Beinen, und Mausohr setzte sich an die Trommel, welche der Tambourmajor bei dem allgemeinen Fluchtmanöver weggeworfen hatte. Diese Situation im Feldzug Mausohrs beschreibt eine schöne Stelle in dem Heldenbuch mit folgenden Worten:

Der Held auf seiner Trommel sitzt,
Im schicksalvollen Wiesengrund,

Die Mütze sinnt, das Knopfloch blitzt,
Zum Pfeifen spitzet sich der Mund.

Durch wenig Interpunktion,
Durch plötzliches et cetera
Und große Subordination
Kam seinem Heer die Flucht zu nah.

Commerzienrath! Commerzienrath!
Die Sammelpfeife bring heran,
Und zeige dich mit schneller That
Als Favorit und Unterthan.

Es spricht der Held, es läuft der Storch,
Die Pfeife lockt vom Heldenmund,
So süß, so milden Klang, horch! horch!
O schicksalsvoller Wiesengrund.

Rings um den Moor, rings um den Sumpf
Zieht kühn heran die Heldenschaar
Und stellet sich mit schwarzem Strumpf
Schön uniform von unten dar.

Die Pfeife lockt sie in den Bach,
Und gleich stehn alle unbewegt,
Weil schnell des Storches Trommelschlag
Parenthesis Claudatur schlägt.

Dieses Lied sagt Alles. Die Kriegskunst Mausohrs übertraf sich selbst, er pfiff einen Generalpardon und eine Proklamation und eine Höchste Zufriedenheit in schöner Abwechslung durcheinander und schloß mit einem Triller von Gehaltzulage, als sie in dem Bache standen, mit allgemeinem Beifall. Dieses Finale war um so kühner, weil sogleich die ganze Heldenschaar mit vorgehaltenen Mützen aus dem Bache heraus wollte, um die erhöhte Gage zu fassen.

Aber hier zeigte sich das Talent des Commerzienraths Langebein, den Augenblick zu benützen, im höchsten Glanz. Er hatte

sich während dem Pfeifen Mausohrs die Trommel auf den Rücken gehängt, beugte seinen Schnabel darauf hin und trommelte mit solcher Kraft Parenthesis und Claudatur, daß das Heer, wie in Klammern festgebannt, im Bache stehen blieb; so machte er sein früheres unglückliches et cetera wieder gut. — Mausohr degradirte nun den Tambourmajor wegen falscher Interpunktion und stellte dem Corps den Commerzienrath als Reichstambour vor. Langebein hatte während dieser neuen Standeserhöhung so seine eigenen Gedanken und Nahrungssorgen und schaute etwas links ins Gras, fuhr auch mit dem Schnabel nach einem kleinen Thierchen, das er in die Luft schleuderte, um es bequemer im Niederfallen aufzuschnappen; aber Mausohr, für Mäusestimmen ungemein reizbar, hörte früh genug den Schrei des Weißmäuschens: Hilf! Hilf! Mausohr! — Er warf sogleich seine Pelzmütze in die Luft, welche dem Meister Langebein sich durch den Schnabel spießend über den Kopf fiel und ihn ungefährlich machte. Während nun Weißmäuschen, das zu den Füßen Mausohrs gefallen war, sich ein wenig von seinem Schrecken erholte und dann dem Prinzen auf die rührendste Weise für seine Rettung dankte, bemühte sich der Storch umsonst, die Pudelmütze vom Kopf zu kriegen, denn der Schnabel war ihm durchgespießt, und konnte er weder klappern, noch sehen, und lief wie toll auf der Wiese herum und stolperte und schüttelte mit dem Kopf. Endlich kamen die Kinder und machten ihrem Herrn Schulmeister, nachdem sie sich lange über seine schöne Perücke erfreut hatten, die Pudelmütze wieder los.

Weißmäuschen erzählte dem Prinzen den ganzen Sieg der Mäuse in Mainz, und daß ihm nichts mehr zu thun übrig sei, als in die Stadt zu ziehen, deren Bürger ihm schon mit den Schlüsseln entgegen kämen, um sie als König in Besitz zu nehmen. Auch sagte Weißmäuschen, er würde gut thun, seine Soldaten hier im Lande zurück zu lassen, da wenig zu essen in Mainz sei und an keinen Widerstand zu denken; doch möge er sogleich mit ihm gehen, denn die Mainzer Abgesandten seien kaum eine halbe Stunde weit mehr von hier, und sei zu fürchten, die Freude

würde getrübt werden, wenn die armen Leute hier die Kinder sähen; denn da sie durch ihn ihre Kinder verloren, würde der Anblick dieser Kleinen eine traurige Erinnerung in ihnen erwecken.

Mausohr wollte eben den Vorschlägen Weißmäuschens seinen Beifall geben, als der Salvo Titulo Storch, der eine Zeitlang verdrießlich im Hintergrunde gestanden, vor ihn trat und bitter klagte, daß er durch den Wurf mit der königlichen Pelzkappe um alle Reputation und Respekt vor seiner Schuljugend gekommen. Mausohr aber sagte:

„Ritterthum gibt Königshand,
Königskappe gibt Verstand;
Setz die Kappe auf das Ohr,
Kommandir mein Heldenchor"

und setzte ihm die Mütze feierlich vor der Armee auf mit dem Befehl, in ihrer Position ruhig bis auf weitere Ordre zu verweilen und in stiller Haltung durch die darin befindlichen Blutigel ihr Blut für das Vaterland fließen zu lassen, was ihnen versprochen sei; zugleich aber dadurch ihren allzugroßen Muth für den Frieden abzukühlen, und als brauchbare Staatsdiener zurück zu kehren. Dem neuen Commandant sollten als Proviant für den Mann täglich ein Frosch und eine Handvoll Brunnenkresse vergütet werden. Leider war später die falsche Beschuldigung im Umlaufe, sie hätten über den andern Tag mit einer Heuschrecke vorlieb nehmen müssen. Aber der Herr Commerzienrath fanden es unter ihrer Würde, auf solche niedrige Verleumdungen zu antworten. Als Studium ward der Festungsdienst in Wasserpositionen angeordnet, und auch die Preisfrage aufgeworfen, mit einem halben Sold als Belohnung, den eigentlichen Ort auszumitteln, wo jeder Schwabenstreich zuerst geschehen ist. Als Mausohrs Willen mit großem Beifall angehört worden, schlich er sich, unter bitterlichen Abschiedsseufzern seiner Helden, mit Weißmäuschen wie eine Katze vom Taubenschlag davon, herzlich froh, seine tapfern Soldaten, die ihm auf dem kurzen Marsch so viele Arbeit gemacht, nicht nöthig zu haben.

Die Wagen mit Lebensmitteln waren der Armee schon vorausgegangen, und er fand sie zwei Stunden vor Mainz, wo er gerade noch so viel Zeit hatte, sich auf einen Wagen voll Sauerkraut zu setzen, als schon die Mainzer Abgesandten ihm entgegen kamen. Um sich aber doch, da er so ganz allein und ohne Armee kam, einiges Ansehen zu geben, ließ er den ganzen Zug der Viktualien sich folgendermaßen ordnen: er selbst saß auf einem ungemein großen Schinken, der auf einem Wagen voll Sauerkraut lag, und dieser Wagen war mit Guirlanden von allerlei Würsten und Schinken umgeben und von acht der schönsten Mastochsen gezogen. Auf beiden Seiten standen zwei Wagen voll Erbsenmuß, und weiter zwanzig Karren voll Brod, und dann noch unzählig viele Kälber, Kühe, Schweine u. s. w.

Dem angenehmen Geruch dieser Delikatessen zogen die armen hungernden Abgesandten entgegen. Sie bestanden aber: zuerst aus dem Fischer und seiner frommen Marzibille, aus dem Barbier Schrabberling, dem Friseur Rupferling, dem Schuster Kneiperling, dem Fleischer Hackerling und dem Schneider Meckerling. Ach! welche Gefühle von Ehrfurcht und Liebe hatten sie bei dem Anblick des Sauerkrauts und der Würste und des Prinzen. Sie übergaben ihm die Schlüssel der Stadt, und nachdem sie sich etwas an seiner Pracht sattgegessen, folgten sie seinem Zug nach Mainz, dort spannten ihm sogleich die Einwohner seine Ochsen aus, die sie schlachten ließen, und zogen ihn selbst in die Stadt.

Alle Lebensmittel wurden vertheilt, die Soldaten auf ihr Ehrenwort aus dem Gefängnisse entlassen und, da sie es selbst begehrten, alle in Ruhe gesetzt, worauf allgemeines Schmausen und Gesundheittrinken begann. Nachdem diese Feierlichkeiten vorüber, machte Mausohr den Bürgern bekannt: da all ihr Unglück aus der Treulosigkeit des Königs gegen seine nun entschlafenen Anverwandten und gegen den Müller Radlauf herrühre, so wolle er damit anfangen, dieses gut zu machen. Er begehre also, daß vor dem Schloß, wo der Galgen gestanden, eine Pyramide aufgerichtet werde; auf der einen Seite sollte seiner Eltern, auf der andern des Müllers, auf der dritten der Ameley und der Kinder

Untergang, auf der vierten der Errettung der Stadt durch die Mäuse gedacht werden. Er selbst nahm die Stadt nur in Besitz, bis der Müller Radlauf, der verschwunden sei, wieder erscheine, der solle sodann ihr König sein.

Die Bürger waren sehr erfreut darüber und schrien: Vivat! Den folgenden Tag legte Mausohr den Grundstein zur Pyramide, theilte den Bauern Saatkorn aus und zog sodann wieder von den Bürgern begleitet zum Storch und zu seiner Armee, wo ihn die Bürger unter tausend Segenswünschen verließen.

Vierzehn Tage war er weggewesen, und wie war er von der Kriegszucht seiner Armee gerührt, da er sie alle miteinander noch auf derselben Stelle im Fußbad begriffen fand, wo er sie gelassen. Das Blutbad hatte ungemein gewirkt, und war ihre Tapferkeit so gemäßigt, daß sie ordentlich miteinander sprachen und gegeneinander über die schwere feuchte Position fluchten, daß es eine Art hatte. Der Prinz kommandirte sie nun selbst aus dem Wasser heraus; aber sie antworteten durch einen Trompeter, daß sie sich nicht eher ergeben würden, bis ihnen das Schnupftuch in der Tasche brennte, sie hätten während der vierzehn Tage solche Fortschritte in der Subordination gemacht, daß diese Festung, die ganz unter Wasser sei, und wo ihre Füße bis an die Waden eingegraben seien, nicht eher übergeben werden könne, bis alle Laufgräben zum Laufen eröffnet und ein Loch geschossen sei, durch das man entwischen könne.

Der Prinz hatte nun nebst dem P. T. Storch von Neuem seine Noth; er konnte sie auf keine Art aus ihrer eingebildeten Festung herausbringen; endlich ließ der ehemalige Schulmeister durch die Kinder das Bächlein oben abdämmen, und sie standen bald im Trocknen; dann ging der Prinz und steckte mit seiner Tabakspfeife einem nach dem andern das Schnupftuch in der Tasche an, und sodann zogen sie auf eine ehrenvolle Capitulation hin, wo sie Lust hatten, um die aufgegebene Preisfrage ruhig auszuarbeiten. Der Prinz dankte Gott, daß er seine braven und großen Helden los ward, und zog auch nach Trier zurück. Von diesen ausgezeichneten Helden sind nachher alle die vielen Burgen

und Thürme am Rhein und an der Mosel erbaut worden, denn sie hatten Abscheu gegen das Wasser erhalten.

Nun wollen wir aber sehen, wie weit der König Hatto mit seinem Thurme gekommen. Aber der ist bereits fertig und steht mitten auf der Insel; der König und die Königin sitzen in ihrer Kammer und lachen den Rattenkönig aus, der sie auf dem Rochusberg ruhig beobachtet. Dann und wann zeigt die Königin dem Rattenkönig die Staatskatze zum Fenster hinaus und ladet ihn höhnisch zum Besuch. Aber der Rattenkönig rümpft die Nase und bleibt in seiner Haltung.

So stehen die Sachen, als Hatto sagt: „Nun muß unser Thurm einen Namen haben; ich will, er soll Mäusethurm heißen, weil er mich von den Mäusen gerettet.“ — „Nein,“ sagte die Königin, „der Name würde der Staatskatze, welche die Mäuse haßt, verdrießlich sein, laß das „s“ weg und nenne ihn Mauthurm, weil die Katze durch ihr Mauen die Mäuse abhält.“ — Das wollte der König nicht, sie zankten sich, und als er sagte, die Katze sei solcher Ehren gar nicht werth, seit sie durch ihren Sprung ins Hochzeitschiff ein großes Unglück veranlaßt habe, schwieg die Königin und begab sich, da es Nacht war, hinab, setzte sich auf das Schiff und fuhr den Rhein weiter hinab und baute sich ein Schloß bei St. Goar, das sie die Katze nannte und worauf sie ruhig fortlebte.

Als der Rattenkönig durch seine Schildwachen erfuhr, daß die Königin mit der Staatskatze fort sei, ließ er sogleich seine ganze Armee in der Nacht von den Wasserratten nach der Insel übersetzen, und nun rächte er den Spott des Königs Hatto, der umsonst nach seiner Gemahlin und der Staatskatze rief, bitter. Er stürmte von allen Seiten den Thurm, und ehe es noch Abend geworden war, hatte er den König sammt allen seinen Leuten aufgefressen. Nun ließ er die Mäuse, die von der Insel waren, drauf zurück und begab sich mit den übrigen wieder nach Trier, wo er sie entließ und seine Wohnung auf dem Grab der alten Königin wieder einnahm. Um der Königin von Mainz aber auf ihrem Schlosse die Spitze zu bieten, ließ er auf der andern Seite,

dem Schlosse Katz gegenüber, ein Schloß bauen, dem er den Namen Maus gab, und das er mit Mäusen und einigen von des Königs Mausohr da herumstreifenden Kriegsstudenten besetzte. Beide Schlösser sind noch bis auf den heutigen Tag zu sehen.

Wie das Goldfischlein wieder zum Vorschein kam und was es von dem alten Vater Rhein und den Kindern erzählte.

Als die Mainzer Bürger sich durch Essen und Trinken ein wenig herausgefüttert hatten und mit der Pyramide fertig waren, wurden sie durch die Inschrift derselben wieder gar sehr an den traurigen Verlust ihrer Kinder erinnert und waren wieder gar sehr betrübt. In solchen traurigen Gedanken lag auch an einem Sonntagmorgen Marzibille und der Fischer im Bett und sprachen von ihrem Amelenchen. „Ach!“ sagte der Fischer, „was die Sonne so schön über dem Rhein aufgeht, gehen wir hinaus und rufen dem Goldfischchen, vielleicht bringt es heute Nachricht.“ Sogleich machten sich beide auf, füllten das Glas des Fischchens mit frischem Wasser und streuten Brosamen hinein, und nun gingen sie, da die ganze Stadt noch schlief, an den Fluß und setzten sich an die Stelle, wo das Fischchen vor einem Jahr dem Amelenchen in den Schooß gesprungen war, und nun rief Marzibille:

„Sonnenschein
Ueberm Rhein,
Goldfischlein
Im Wellenschein,
Sag geschwind
Wie der Wind,
Ob mein Kind
Wolle oder Seide spinnt?“

Siehe, da machte das Wasser einige Ringe, und hopp! sprang das Goldfischlein der Fischerin in das Glas, das sie auf dem Schooß hatte, und sprach:

„Seide, Seide, Seide
Spinnt dein Kind voll Freude;
In dem Sonntagskleide
Sitzt es auf dem Wasserschloß
In des alten Rheines Schooß;
Spielt ihm in dem grünen Bart
Mit den kleinen Händen zart;
All die andern Kinder sitzen
Rings und thun die Ohren spitzen,
Weil der alte Wassermann
Märchen schön erzählen kann;
Und die fromme Prinzessin
Sitzt im Kreise mitten drin;
Ameleychen läßt euch grüßen
Recht von Kopf bis zu den Füßen,
Danket euch für Rock und Schuh,
Für das Hemdlein auch dazu!“

Als der Fischer und die Fischerin diese Worte des Goldfischchens gehört hatten, waren sie ganz außer sich vor Freude; sie liefen geschwind mit dem Goldfischlein nach Hause, deckten ihr Tischchen mit einem weißen Tuch, stellten das Fischlein drauf und setzten sich beide dazu, und nun sprach Marzibille: „Erzähle Fischchen, erzähle;“ aber da kam Weißmäuschen auch unter der Wiege hervor und sprang voller Freuden herum, daß das Goldfischchen wieder da war, und sie ließen das Weißmäuschen auf den Tisch springen, und da saß es ganz aufmerksam, und sie hörten alle drei zu, was das Goldfischchen erzählte.

„Als Ihr mich in den Rhein warft, Frau Marzibille, und das Bündelchen Kleider hinter mir drein, kamen gleich ein paar große Hechte heran geschwommen und glaubten, die rothen Schuhe wären was zu fressen: ich schlüpfte aber in den einen Schuh und hörte, wie sie sagten:

„„Das ist wieder nur ein Klumpen
Bunter Lumpen,
Mag den Kindern wohl gehören,
Die wir täglich lachen hören,

Die wir gar zu gerne fräßen,
Wenn sie nicht im Schlosse säßen.““

Und nun schwammen sie fort; ich war voller Freude, daß ich gehört hatte, die Kinder säßen in einem Schlosse und lachten; doch blieb ich in meinem Schuhe sitzen und lauerte weiter. Sieh, da kamen ein paar dicke Rheinkarpfen anspaziert, ein paar alte Leutchen, sie hatten graues Moos vor Alter auf dem Kopfe wachsen, da sagte die Karpfin zum Karpfen:

„„Alterchen! das wär so was,
Zieh das Röckchen an zum Spaß,
Ich will in das Hemdchen schleichen,
Daß wir so den Menschen gleichen,
Und dann schwimmen wir zum Schloß,
Machen tolle Sprünge groß,
Und die Kinder werden meinen,
Daß wir seien, was wir scheinen:
Ich ein Mädchen, du ein Bübchen;
Und sie werden dann, mein Liebchen!
Zu uns vor die Thüre kommen,
Daß wir werden aufgenommen;
Dann paß auf, wie ich dann schnappe,
Einen Jungen mir ertappe,
Du ein Mägdlein magst erwischen,
Jeder soll sich eines fischen.““

Der alte Karpfen war ganz bereit zu der Maskerade, die ihm sein närrisches junges Weib vorschlug, sie half ihm in das Jäckchen und schlüpfte selbst in das Hemd und schwammen sie lachend, von vielen andern Fischen verfolgt, den Rhein hinunter. Nun wäre mir das eine schöne Gelegenheit gewesen, mit ihnen nach dem Wasserschloß zu kommen; aber ich wollte die schönen rothen Schuhe nicht zurücklassen, und auch ängstlich war es mir, daß sie mit Ameleychens Kleidern auf und davon gingen.

Als ich kaum einige Minuten nachgedacht hatte, was ich anfangen sollte, siehe, da ging der Mond auf und ergoß sein er-

quickendes Licht von den Rebenhügeln hinab bis auf den Grund des Rheines, und die Fluth schimmerte unter und ober mir wie ein fließender Smaragd, meine goldenen Floßfedern schimmerten, und die rothen Schuhe, in denen ich steckte, glänzten wie eine Koralle; es war mir durch und durch wohl und selig; da rauschte etwas mit den gelben Wellen des Mainstromes an mich heran, und bald erkannte ich eine heitere Schaar von Nymphen. Es zogen voraus zwei schöne muthige Jünglinge, der weiße Main und der rothe Main, die kräftigen Söhne des Fichtelberges; sie schwammen mit verschlungenen Armen und sangen ein Doppellied, um sie her gaukelten viele schöne Nymphen, ihre Gespielinnen, Geliebte und Bräute; die freudige Urdach, die freundliche Itsch, die lustige Baunach, Lautenbach und Ellern, dann die edle Nordgauerin, die Redniz, mit ihren Gespielen, der kunstreichen Pegniz, der Wiesent und Aisch, weiter die kluge Saale und die sinnreiche Sinna, dann die spielende Lohr und die berauschte Tauber, und zuletzt die liebliche Nidda; alle diese rauschten mit Weinlaub, Früchten, bunten Wimpeln, Harfen und Hörnern geschmückt, um die beiden Jünglinge singend und klingend, mit lautem Jubel in den mondglänzenden Rhein. Als sie über mir waren, sangen sie alle miteinander:

„„Himmel oben, Himmel unten,
Stern und Mond in Wellen lacht,
Und in Traum und Lust gewunden
Spiegelt sich die fromme Nacht.

Welch entzückend laues Wehen!
Blumenathem! Traubenduft!
Wie die Felsen ernsthaft sehen
In des Wiederhalles Kluft!

Rhein, du breites Hochzeitbette!
Himmelhohes Luftgerüst!
Wo sich spielend um die Wette
Stern und Mond und Welle küßt.““

Und nun sangen die Brüder, der weiße und rothe Main:

„„Aus dem alten Fichtelberge
Rauscht zu dir das Brüderpaar,
Im Gestein die klugen Zwerge
Machten uns manch Märlein klar.

Mit uns ziehen zu dir nieder
Viele Nymphen schön und klug,
Und wir bringen alte Lieder,
Alte Märchen dir genug.

Rhein, du hast uns eingeladen
In dein grünes Wasserschloß
Zwischen jauchzenden Gestaden,
In den kühlen Felsenschooß.

Und wir wollen jenen Kindern,
Die du drin gefangen hast,
Märchen singend, bald vermindern
Ihres Heimwehs bittre Last.““

Und nun sangen die Nymphen eine nach der andern:

„„Freundlich bin ich, Rodach heiß ich,
Rother Röslein manchen Strauß
Von gebückten Büschen reiß ich,
Theil' sie frommen Kindern aus.

Ich bin heimlich, heiße Itsche,
Wenn, wo Dorn und Schlehe blüht,
Still ich durch die Felsen witsche,
Lausche ich der Hirtin Lied.

Baunach, Leutenbach und Ellern
Sind wir, bringen Kiesel rund,
Die wir in den Felsenkellern
Ausgesucht hübsch glatt und bunt.

Ich bin edel, heiße Regnitz,
Stamme aus dem Nordgau her,
Aisch und Wiesent und die Pegnitz
Tragen meine Gaben schwer.

Aisch bringt rothe Pfaffenhütlein,
Wiesenblümlein Wiesent bringt,
Und manch Märlein und manch Liedlein
Wissen wir, das lieblich klingt.

Ich die Pegnitz sinnreich heiter,
Bring den Kindern Spielerei:
Trommeln, Pfeifen, Puppen, Reiter
Führ aus Nürnberg ich herbei.

Arche Noäh, Gänsespiele,
Pfefferkuchen, buntes Wachs,
Bilderbücher, ei wie viele!
Und manch Liedlein von Hans Sachs.

Ei! die Kindlein werden lachen
Ueber all den lieben Tand,
Breit' ich erst die schönen Sachen
Ihnen aus im klaren Sand.

Heisa! lustig! Rockenstube,
Jahrmarkt, Niklas, heil'ger Christ,
Freu dich, Mägdlein, freu dich, Bube,
Alles hier beisammen ist.

Ich die kluge Saale heiße,
Bin ein Nixchen wunderbar,
Stell verwandelt mancherweise
Bald als Kind, als Greis mich dar.

Sinnreich bin ich, Sinna heiß' ich,
Wandle durch den Erlenwald,
Und vom Erlenkönig weiß ich
Auch manch Lied, das rührend schallt.

Rauschend durch die Mühlen spring ich,
Spiele gern und heiße Lohr,
Von dem Müllerburschen sing ich,
Der sein treues Lieb verlor.

Tauber heiß' ich, Reben schwing ich
Trunken in dem Taubergrund,
Und den Kindern Tauben bring ich
Um die Hälse golden bunt.

Und ich heiße Nidda, Nidda,
Im Gebüsch versteck ich mich,
Rufe immer: Nit da, nit da,
Mit den Kindern neck ich mich.""

Und nun sangen sie wieder alle zusammen:

„„Seid gegrüßt, ihr Rebenhügel!
Seid gegrüßt, ihr Felsenstein'!
Die ihr unter Gottes Flügel
Also süß geschlummert ein.

Felder, Korn und Blumen tragend,
Hirtenflöten, einsam klagend;
Hohe Thürme, Glocken schlagend,
Kirchlein, Schloß am Felsen ragend.

All ihr hochgeherzten Helden,
Die zu Bacchus Hochaltar
Sich zum blauen Spiegel stellten,
Seid gegrüßt von unsrer Schaar!""

Und nun wollten sie eben selig den Rhein, der unter dem blauen Sternhimmel wie eine herrliche Gruft voll Edelsteinen hinaus schimmerte, hinabziehen, als die beiden Brüder weiß Main und roth Main die rothen Schuhe, in denen ich lauschte, bemerkten und niedertauchend also sangen:

„„Aber sieh da! auf dem Grunde,
Wie das schimmert, sieh doch zu!
Ei potz tausend! ein paar bunte,
Neue, rothe Kinderschuh!

Ei! die nehm ich mit geschwinde,
Ehre leg ich damit ein,
Schenke sie dem frömmsten Kinde,
Das ich finde bei dem Rhein.““

Da nahmen sie die rothen Schuhe mit, und ich versteckte mich ganz vorn in der Spitze des Schuhes, damit sie mich nicht etwa herausjagen sollten, und so rauschte ich mit ihnen den Strom hinab, noch immer besorgt, wo der alte Karpfen und seine Frau mit dem Jäckchen und dem Hemde möchte hingekommen sein. Als wir an dem Bingerloch ankamen, wo der Rhein einen tiefen Strudel macht, tauchten die Nymphen unter, und wir sahen einen hellen grünlichen Schein, und je tiefer wir kamen, je heller ward es, und endlich erkannten wir schon einige Lichter, und nun standen wir vor einem durchsichtigen gläsernen Haus; rings war es von unzähligen Fischen umgeben, die dem Lichte nachgezogen und mit den Nasen an den glatten gläsernen Wänden herumschnupperten und nicht hinein konnten; da pochten nun die Jünglinge weiß Main und roth Main leise an, und es fragte ein alter Wassermann drin:

„„Ei wer klopfet? wer ist draus?
Wer klopft an dies stille Haus?
Wo die Kindlein alle schlafen,
Träumen von den Wolkenschafen,
Seid ihr es, ihr tollen Fische?
Wart! wenn einen ich erwische!““

Aber nun antwortete der Main:

„„Thu' auf! thu' auf die grüne Thür!
Der roth' und weiße Main ist hier

Mit vielen holden Wasserfrauen,
Sie wollen nach dem Rheine schauen,
Sie bringen seinen Kinderlein
Manch Lied und schöne Spielerei'n.""

Nun kam der alte graue Wassermann heraus, der da Thorwächter war, und sprach:

„„Wie viel seid ihr, daß ich zähle,
Daß kein Fisch herein sich stehle.""

Nun sprachen die zwei Brüder:

„„Wir zwei Brüder, vierzehn Frauen,
Sechzehn sind wir, du darfst trauen.""

Nun sprach der Wassermann, indem er einen nach dem andern herein ließ und mit einem Ruder die Fische, die sich herzudrängten, zurückstieß:

„„Leise! leise! plätschert nicht,
Wecket mir die Kinder nicht,
Die da rings in gläsern' Wiegen
In dem süßen Schlummer liegen.
Wenn ihr alle seid herein,
Räume ich euch Betten ein.
Ihr kommt wohl zur rechten Zeit,
Von hier sind gereiset heut
Erst der Neckar und die Lahn,
Ich weis' euch die Betten an,
Wo sie lagen ausgestrecket,
Sie sind alle frisch gedecket.
Leise! leise! plätschert nicht,
Weckt den Vater Rhein mir nicht;
Er in der Mitte lieget,
Und nachdem er eingewieget
Ameleychen hold ein Kind,
Selbst jetzt stille Träume spinnt;
Folget mir in einer Kette,
Stoßet nicht an jenes Bette

Auf korallenrothen Füßen,
Goldsand füllt die blauen Kissen,
Ameley die Prinzessin
Schlummert drin.““

Und nun schlüpften die Jünglinge und Nymphen, eines nach dem andern, bei dem Wassermann zur Thüre hinein, und er zählte sie alle. Sieh! da kam auch ein Siebzehnter und ein Achtzehnter; aber der wachsame Wassermann erwischte die Beiden bei den Aermeln, und da blieb ihm das Jäckchen und Hemdchen in den Händen, und der alte Karpfe mit seiner listigen Frau kriegten eine solche Ohrfeige mit dem Ruder, daß sie sich auf den Rücken legten, was bei uns Fischen ein Zeichen des Todes ist.

Nun könnt ihr euch gar nicht denken, welche Herrlichkeiten da zu sehen waren, die Nymphen machten einen halben Kreis und gaben uns mit Winken ihr Entzücken zu verstehen. Wir waren unter einem gläsernen Gewölbe, und über uns sahen wir das Gewässer mit Millionen bunter Fische, die sich mit ihren glänzenden Schuppen an das Glas anlegten und mit ihren Goldaugen hereinsahen, so daß die ganze Decke wie tausend Regenbogen durch einander schimmerte; wo sich die Fische wegbewegten, sah man wieder zwischen wunderbaren Felsen die Sterne und den Mond durch die dunkle Fluth leuchten, es war nicht zu beschreiben wie schön. Ja, wenn aller blaue Himmel eine Wiese wäre, und alle Sterne bunte Blumen, und alle Wölkchen Lämmer, und der Mond ein Schäfer, und die Sonne ein goldener Brunnen, und die Morgenröthe eine erwachende Hirtin, und die Abendröthe ein ermüdeter Jäger, und die Liebe zöge wie ein Lüftchen durch die Blumen und bewegte sie, und die bunten Bänder der Hirtin spielten in ihr, und die Locken des Jägers wehten in ihr, und der goldene Brunnen spränge und ergöße sich durch die Wiesen, und die Lämmer tränken aus ihm und der Schäfer stellte einen bunten Stab in den Brunnen vor die Augen der Lämmer, und Alles wäre selig, und ihr läget unschuldig wie euer Ameleychen in der Wiege, so wäre es doch noch nicht halb so schön, als was ich da sah.“

„Nun, nun" — sagte der Fischer — „du machst es auch gar zu schön, Fische bleiben doch Fische, und Wasser Wasser." — „Ach!" sagte Marzibille, „es ist mir nur lieb, daß es schön ist; ich wollte, es wäre noch tausendmal schöner, wegen Ameleychen, das nun einmal dort ist; aber erzähle fort, Goldfischchen! ich vergehe vor Ungeduld, von meinem lieben Kinde zu hören."

„So sah es aus, wenn man über sich sah" — fuhr Goldfischchen fort — „ein solcher Himmel lag über Ameleychen und den übrigen Kindern. Aber als ich hinab sah, da ging mir das Herz erst auf, und wäre ich schier vor Freuden aus dem rothen Schuh gesprungen! Rund herum ging eine breite Stufe nach der andern hinab, und auf allen standen im Kreis herum eine Wiege, ein Bettchen am andern, und wir sahen in einen Himmel von tausend schlummernden Kindergesichtern; auf der einen Seite des Kreises schlummerten alle Mägdlein, auf der andern alle Knaben. Tief unten aber stand auf der einen Seite ein schönes Bett von lauter Korallen, darauf schlummerte die Prinzessin Ameley; auf der andern Seite stand ein Bett von Felsenstein mit Goldsand gefüllt, darauf schlief der alte Vater Rhein, ein gar ehrwürdiger, großer und starker Greis, sein langer grüner Schilfbart hing von seinem Lager herab über eine artige gläserne Wiege, und, ach Frau Marzibille! wer schlummerte in dieser Wiege?" — „Ach mein blondes Ameleychen," schrie die Fischerin und weinte vor Freude.

„Ja, Ameleychen schlummerte da," sagte Goldfischchen, — „und lächelte im Traume und hatte rothe Bäckchen, wie hier, und hatte seine Händchen gefalten, wie hier, und seine Kleiderchen lagen ordentlich und reinlich zusammengelegt auf dem kleinen Schemel, der bei seinem Bette stand, wie hier."

„Ja es war immer ein gutes und frommes Kind," sagte jetzt der Fischer und weinte auch.

Was das Goldfischchen weiter von den Wundern erzählt, die es bei dem alten Vater Rhein gesehen.

„Nun aber," — fuhr Goldfischchen fort, — „muß ich euch auch noch sagen, woher das Licht kam, welches das ganze Gewölbe angenehm erleuchtete: rechts von dem Bette des Vaters Rhein und gerade in der Mitte des Bodens war eine große und runde Oeffnung mit einem goldenen Gitter umgeben; es führten Stufen hinab, und unten sah man rings eine Menge Bogengänge nach allen Seiten hinlaufen, aus deren jedem ein anderer Glanz heraus schimmerte: grün, roth, blau, gelb, violett, kurz alle möglichen Farben, und als die Nymphen den alten Wassermann fragten, woher dieser wunderbare Schimmer komme, sagte er:

„„An diesem wunderbaren Ort,
Da ruht der Nibelungen Hort;
Um ihn geschah wohl mancher Mord;
Hier liegen Schilde, Helm und Ringe,
Manch goldnes Heft, manch gute Klinge,
Kleinode und viel andre Dinge,
Der Frauen Zier, der Helden Wehr
Ruht da, viel tausend Centner schwer,
Und streut das bunte Licht umher.""

Da fragte der weiße Main:

„„Was heißt das: Nibelungen Hort,
Um den geschah so mancher Mord?
Erklär' mir, Wassermann, dies Wort.""

Da sagte der Wassermann:

„„Es ist ein Schatz, der hier versenket,
Der Rhein des selbst nicht mehr gedenket,
Wer ihm denselben Schatz geschenket;

Doch leben noch vier alte Greise,
Macht ihr zu ihnen eine Reise,
So werdet ihr hierin gar weise.

Der Erst', edirect an der Spree,
Er sagt, der Schatz kam über See,
Er heißt der Doktor Hagene.

Der Zweit' notiret an der Iser,
Wer ist weitläufiger als dieser?
Und Docen vom Dociren hieß er.

Der Dritt' und Viert' sitzt an der Fuld,
Grimm heißen sie, doch voll Geduld
Studiren sie an einem Pult.

Willst einen um den Schatz du fragen,
So werden alle Vier dir sagen,
Daß sie ihn nicht in Rhein getragen.

Und werden Drei von ihnen sterben,
So wird der Viert' die Weisheit erben,
Den ganzen Schatz und alle Scherben.""

Da fragte der rothe Main:

„„Sag besser uns, wohin die Gänge
Gewölbet auf der Säulenmenge
Zuletzt noch führen in der Länge?""

Da sagte der Wassermann:

„„Die sieben Bogengänge führen
Zu sieben reinen goldnen Thüren,
Die sieben Treppen dann berühren.

Und diese Treppen auf sich winden,
Bis sie in einem Saal verschwinden,
Dem sieben Kammern sich verbinden.

Im Saal auf siebenfachen Thronen
Sitzt Lureley mit sieben Kronen,
Rings ihre sieben Töchter wohnen.

Frau Lureley, die Zauberinne,
Ist schönes Leibs und kluger Sinne,
Hoch hebt sich ihres Schlosses Zinne.

Von innen aus der Maßen fein,
Von außen schroff ein Felsenstein,
Umbrauset von dem wilden Rhein.

Sie ist die Hüterin vom Hort,
Sie lauscht und horchet immerfort,
Und höret sie ein lautes Wort,
Singt, thut ein Schiffer einen Schrei,
So ruft die Töchter sie herbei,
Und siebenfach schallt das Geschrei
Zum Zeichen, daß sie wachsam sei.""

""Das ist recht wunderbar,"" — sagte der weiße Main, — ""ich will dich aber nicht fragen, wer die Frau Lureley eigentlich ist, und warum sie Alles siebenfach hat, und wie sie zu dem Wächteramt gekommen, du möchtest mich wieder zu deinen vier weisen Meistern schicken."" — ""Ach!"" sagte der Wassermann, — ""die wissen auch gar nichts von ihr; Frau Lureley ist viel älter als diese Herren, obschon jeder von ihnen ein paar hundert Jahre älter ist als der andere. Frau Lureley ist eine Tochter der Phantasie, welches eine berühmte Eigenschaft ist, die bei Erschaffung der Welt mitarbeitete und das Allerbeste dabei that; als sie unter der Arbeit ein schönes Lied sang, hörte sie es immer wiederholen und fand endlich den Wiederhall, einen schönen Jüngling, in einem Felsen sitzen, mit dem sie sich verheirathete und mit ihm die Frau Lureley zeugte; sie hatten auch noch viele andere Kinder, zum Beispiel: die Echo, den Akkord, den Reim, deren Nachkommen sich noch auf der Welt herumtreiben. Doch das wird euch Frau Lureley selbst erzählen, und zwar siebenmal,

wenn ihr sie darum fragt. Jetzt aber ist Schlafenszeit, hier oben seht eure Kammer, morgen früh um fünf Uhr müßt ihr aufstehen, und dem alten Rhein ein Morgenlied singen.''''

,,,,Ja'''' — sagte der rothe Main — ,,,,aber lasse uns zuerst unsere Geschenke zu den Füßen des alten Rheins und auf die Betten der Kinder herum legen, damit sie morgen beim Erwachen sich recht freuen.''''

Nun spazierten die Nymphen in einer Linie rings an den Kreisen der schlummernden Kinder herum und legten ihnen allerlei Blumen, bunte Steine, Muscheln, Kränze, Sträußer, und die Pegnitz ihnen tausenderlei schöne Spielereien auf die Betten. Je tiefer wir kamen, je näher kamen wir zu Ameleychen, je heftiger pochte mir das Herz, und endlich waren wir an der Wiege; der Wasserman sagte leise: dies ist das frömmste liebste Kind hier, und legte die den Karpfen abgenommenen Kleider auf den Schemel, der an der Wiege stand; der Main legte die rothen Schuhe, worin ich saß, auch dazu, die Pegnitz legte ihm die schönste Puppe in die Arme, und jede Nymphe gab ihm das Beste, was sie hatte; und dann zogen sie alle miteinander in die Höhe und schwammen in die Grotten, die ihnen angewiesen waren. Der alte Wassermann sagte jeder gute Nacht und machte die Thüre zu; dann riegelte er auch nochmals die obere Thüre des ganzen Schlosses zu, drehte sich um und segnete das ganze Haus und schlüpfte auch in ein Felsengewölb, wo er schlief.

„Ei! Ei!“ — sagte der Fischer, „mein lieber Goldfisch, du machst einem das Leben recht sauer und hältst einen lange hin, bis du auf den Punkt kömmst, ob wir unser Ameleychen auch je wieder zu sehen kriegen; sonst sagt das Sprüchwort, stumm, wie ein Fisch; bei dir könnte man sagen, geschwätzig wie ein Fisch.“

„Ach lieber Petrus!“ — so hieß der Fischer, sagte Marzibille — „laß ihn nur ruhig fortreden, ich höre ihn gar gern, ich gehe jeden Tritt und Schritt mit ihm und denke mir, daß Ameleychen Das alles erlebt hat, und ich hoffe, wenn die Kinder so heil und gesund und in so guter Pflege sind, Gott wird sie uns noch einmal wieder schenken; erzähle, Goldfischchen, erzähle!“

„Ja, Gott wird sie euch wieder schenken“ — sagte Goldfischchen — „darüber seid ruhig und verzeiht mir, daß ich das Herz so voll habe, daß ich euch dies gleich zu sagen vergessen, und laßt ihr mich nun ohne Unterbrechung fortreden, so sollt ihr bald hören, wie eure Kinder zu retten sind. — Als nun der Wassermann zur Ruhe gegangen war, war ich es allein, der wachte; das Krystallwasser, welches das Schloß anfüllte, ward immer ruhiger, die ganze Herrlichkeit ober mir war klarer zu sehen; ich hörte rings die Herzen all der Kinder pochen und sah, wie das Wasser leise über ihrer Brust davon zitterte; ach! ihr könnt nicht denken, wie mir freudig und selig zu Muthe war, als ich Ameleychens Herz pochen hörte und das Wasser über seiner Brust zittern sah; ich konnte mich nicht mehr halten und schlüpfte aus meinem Schuh heraus, und schwamm in das bewegte Wasser über Ameleychens Herz, und ruhte so lange in der von ihrem Leben bewegten Fluth mit unendlicher Liebe. Als ich so stille stand und das liebe Gesichtchen betrachtete, bewegte Ameleychen seine Lippen und sprach im Traume: „„Ach, liebe Mutter! ich bin recht erschrocken, ich bin ins Wasser gefallen; aber es ist recht schön hier; ich bin bei frommen Leuten, meine Pathe, die gnädige Prinzessin ist auch hier; Mutter, komm doch auch.““

Als die Fischerin dieses hörte, fing sie heftig zu weinen an und schrie: „Ja, ja, ich will kommen; drum hat es mich immer so hinuntergezogen, wenn ich am Rhein ging, du hast mir gerufen“ — und nun wollte sie zu der Thüre hinaus laufen und sich ins Wasser werfen, aber Petrus hielt sie beim Rock zurück und sagte: „Bleib sitzen, Marzibille! und laß den Fisch ausreden, hernach, wenns nöthig ist, springe ich mit in den Rhein.“ Marzibille umarmte den guten Petrus, da er dies gesagt, und sie saßen mit verschlungenen Armen bis zum Ende der Erzählung.

„Mich rührte diese Rede, wie euch“ — sagte Goldfischchen — „und als über ein Weilchen das Kind wieder sagte: „„Goldfischchen! Goldfischchen! wenn du hier wärest, das wäre ein herrlich Leben für dich und für mich““ — da war ich so über die

Rede erfreut, daß ich näher zu ihm schwamm und mich zwischen es und die Puppe an sein treues Herzchen legte.

„Hat es denn von mir gar nicht gesprochen?“ fragte Weißmäuschen traurig.

„Warte nur noch ein bischen,“ — sagte der Fisch — „gleich kömmt auch die Reihe an dich. Ich schlummerte an einer so lieben Stelle und erwachte nicht eher, als durch den Druck von Amelenchens Hand. Die Sonne ließ eben ihre ersten Strahlen in den Rhein niedersinken, der wie ein fließendes Gold zitterte; man sah die Felsen oben und die Städte und die Berge und die Menschen und die Schiffe; man sah an der Felswand das ganze Haus der Frau Lureley hinauf bis an den blauen Himmel, wo die Vögel hin und her schwebten; man sah den Reiher niederstürzen und einen vorwitzigen Fisch holen; ein Schifflein zog oben, und darauf fuhren zwei Knaben, der eine freudig mit braunen Haaren, der andere traurig mit schwarzen Haaren. Als sie an dem Fels waren, riefen sie:

„„Lureley! Lureley!
Es fahren zwei Freunde vorbei.““

Und nun sang der Schwarze:

„„Am Rheine fahr ich hin und her
Und such den Frühling auf;
Mein Sinn so leicht, mein Herz so schwer,
Wer wiegt sie beide auf?
Der Mond gehet unter,
Die Liebe geht unter,
Das Schiff zieht hinunter,
Wer hält sie auf?““

Und Frau Lureley rief siebenmal:

„„Wer hält sie auf?““

Und dann sang der Braune:

„„Die Sonne geht auf,
Wonne, Wonne still in Schauern
Dich umfangen frische frische Luft;
Sinnend auf die Strahlen lauern
Spielend in dem Morgenduft;
Lieben und geliebt zu werden
Ist das Einzige auf Erden,
Was ich könnte, was ich dächte, was ich möchte,
Daß es mir nur könnte werden,
Lieben und geliebt zu werden.““

Und nun sprach Frau Lureley ihm siebenmal zurück:

„„Lieben und geliebt zu werden!““

und sie schwammen hinab. — Darüber nun war Ameleychen aufgewacht und hatte mich bemerkt und nahm mich voller Freude in die Hand, wodurch sie auch mich erweckte. Ihr könnt gar nicht denken, wie das Kind mich herzte und drückte, und es fragte gleich nach der Mutter und dem Vater, und auch nach dir, Weißmäuschen, und ich erzählte Alles, was ich wußte, und kaum hatten wir eine halbe Stunde gesprochen, so rauschte der rothe und weiße Main und die übrigen Nymphen aus ihren Grotten und begannen ein Morgenlied, worauf der alte Vater Rhein und die Kinder sich alle regten und die Augen wischten. „„Geschwind,““ sagte Ameleychen zu mir, „„verstecke dich in meine gläserne Wiege, wo du Alles hören und sehen kannst; denn es dürfen keine Fische hier herein; auf die Nacht, wenn Alles schläft, rede ich wieder mit dir““ — und nun steckte sie mich in die Wiege, an eine bequeme Stelle, wo ich Alles belauern konnte. Als die Kinder rings erwachten und ihre Spielsachen fanden, entstand ein allgemeiner Jubel. Alle schrien: das Christkindchen war da, der heil. Niklas war da. Alle Knaben zogen auf Steckenpferden mit Trommeln und Pfeifen am Bette des alten Rheins vorüber. Alle Mädchen kamen mit ihren Puppen und Blumen an das Bett der Prinzessin Ameley; dazwischen sangen die Nymphen das Morgenlied, und man hörte den Gesang der Lerchen, die über dem Wasser die Sonne

begrüßten, die durch den ganzen Himmel voll Unschuld und Freude niederstrahlte. Da aber Ameleychen dem Vater Rhein seine Spielsachen zeigte und dabei in neuen hübschen Kleidern und in den rothen Schuhen hübsch geputzt dastand, fragte er: „„Ei Ameleychen, wo hast du denn die Kleider und die rothen Schuhe her?““ Da sagte das liebe Kind: „„Die waren schon lange mein, die Mutter hat sie immer in unserem großen Schranke aufgehoben, sie hat sie mir gewiß herabgeschickt;““ und nun kamen die Nymphen und die beiden Brüder Main herab, und nachdem sie der alte Vater Rhein begrüßt hatte, spielten die Nymphen mit den Kindern; aber der alte Rhein, der rothe und weiße Main, die Prinzessin und Ameleychen blieben beisammen. Der Main erzählte, wie er die Schuhe gefunden, und wie der Wassermann dem Karpfen die Kleider abgenommen; siehe! da fand Ameleychen einen Zettel in der Tasche ihres Rockes, den ihr Frau Marzibille hineingelegt, und gab ihn der Prinzessin zu lesen:

„„Lebst du noch, so bete fromm,
Bist du todt, in Himmel komm;
Bitt die lieben Engelein,
Daß auch ich bald komm' hinein.
Dieses ist der einz'ge Wille
Deiner treuen Marzibille.““

Als Ameleychen dies hörte, fing sie heftig an zu weinen und rief immer: ich will sterben, ich will in den Himmel zu meiner Mutter; auch die Prinzessin weinte sehr, und der alte Rhein war sehr gerührt über Eure Mutterliebe, Frau Marzibille! und die beiden Brüder Main lobten Euch sehr. „„Ach““ — sagte die gute Prinzessin, „„wenn wir nur die gute Frau könnten wissen lassen, daß Ameleychen noch lebt.““ — „„Ich weiß nicht, wie es anzustellen ist,““ — sagte der alte Rhein — „„ja wenn Radlauf, der Müller, wieder käme, ich kann mit den andern Leuten nicht sprechen.““ — Als die Prinzessin den Namen Radlaufs ihres Bräutigams hörte, weinte sie von Neuem sehr heftig, und der alte Rhein tröstete sie und sprach: „„Schöne Ameley! ich bin es,

der Euch zuerst in seine Arme geführt, ich werde Euch wieder mit ihm vereinigen; und wenn es auf Erden nicht sein kann, so werde ich ihn zu Euch herab bringen, wenn er wieder kömmt, seid ruhig; aber wie fangen wir es denn an, der guten Frau Marzibille Nachricht zu geben? die großen Fische sind zu grob und zu dumm, die kleinen würden leicht unterwegs von den großen gefressen, und überdies, weil Frau Marzibille eine Fischerin ist, werden die Fische nichts mit ihr zu thun haben wollen."" „„Ach!"" — sagte Ameleychen — „„ich weiß wohl ein Fischlein, das gehört mir; es ist mir selbst in den Schooß gesprungen, es steht auf unserem Blumenbrettchen in einem Glase zu Hause bei meiner Wiege, wenn das hier wäre, es ist gar klug und fromm und würde gewiß die Botschaft ausrichten."" — „„Närrisches Ameleychen!"" sagte der Rhein, „„wenn es hier wäre, so wäre uns freilich geholfen; aber wie solls herkommen?"" — „„Freilich,"" sagte Ameleychen „„es kann nicht kommen, es dürfen ja gar keine Fische herein."" — Da sagte der Rhein: „„Wenn es hier wäre, es sollte mir lieb sein, weil es fromm ist und dir gehört, und uns dienen könnte."" — „„Nun, da ist es!"" sagte Ameleychen und hob seine Decke auf und legte mich dem alten Rhein in den Schooß. Er fragte mich freundlich, wie ich hergekommen, und die Brüder Main lachten, als sie hörten, daß sie mich in den rothen Schuhen hergetragen, und nun mußte ich Alles erzählen, was ich von Mainz wußte. Als ich von der Hungersnoth und der Verzweiflung der Eltern um ihre Kinder erzählte, weinten die Prinzessin und Ameleychen, und bald stimmten alle Kinder mit in die Trauer ein, der alte Rhein und die Nymphen wurden auch sehr betrübt, und da die Prinzessin ihn sehr bat, er sollte den armen Eltern doch die Kinder wieder geben, sprach er: „„Alles zu seiner Zeit, was sollen sie mit den Kindern, da sie selbst kaum Brod für sich haben. Wenn der Müller Radlauf wiederkömmt und König von Mainz ist, und wenn ich kein einziges Märchen mehr weiß, um es den Kindern zu erzählen, dann soll er mir eins erzählen, und dafür will ich ihm auch seine liebe Braut wieder-geben, und dann soll mir einen Tag um den andern eine gute

Mutter aus Mainz ein Märchen erzählen, und dafür will ich ihr immer ihr Kind wiedergeben, bis sie alle droben sind; und du, Fischchen! schwimme zurück und grüße die Frau Marzibille, und sage ihr, was du gehört, zum Trost.'" Alle dankten nun dem alten Vater Rhein für sein Versprechen; ich aber bat mir die Erlaubniß aus, so lange da zu bleiben, bis die Brüder Main wieder nach Hause zögen, damit ich in ihrem Schutz vor den Raubfischen sicher hierher käme, und das wurde mir zu meiner und Ameleychens großer Freude erlaubt. Nun erzählten während der vierzehn Tage, die ich dort war, die Flüsse die artigsten Märchen, die sie wußten, und die Nymphen sangen allerlei schöne Lieder dazu, wobei alle Kinder sehr vergnügt zuhörten. Da sie aber alle nichts mehr wußten, nahmen sie Abschied und brachten mich wieder her und schwammen nach Franken zurück. Das ist Alles, was ich weiß, Ameleychen läßt euch viel tausendmal grüßen."

Der Fischer und die Fischerin sagten dem Goldfischchen viel tausend Dank für die freudige Botschaft und thaten ihm Alles Liebe an, und da sie ihm sagten, wenn es wieder in den Rhein wolle, so wollten sie es hin tragen; sagte das Goldfischchen: „ich will jetzt bei euch bleiben, bis der Radlauf kömmt, dann will ich geschwind zurück und Ameleychen die nahe Hilfe anzeigen" — womit auch die beiden guten Leute ganz zufrieden waren.

Nun dachten sie daran, wie sie auf alle Weise die Nachricht des Goldfischchens den andern Bürgern zum Trost bekannt machen wollten, und gingen gleich in die Kirche und beteten, und nach der Kirche setzten sie sich in den Kirchhof in den Sonnenschein und luden die andern Bürger und Bürgerfrauen zu sich ein und erzählten ihnen Alles. Da war die Freude und der Jubel allgemein in der ganzen Stadt, und Abends war Illumination und Freitheater und Ball und aller möglicher Spektakel.

Wie Radlauf von seiner Reise zurückkehrt und König von Mainz wird.

Nun aber wollen wir uns wieder einmal an den Müller Radlauf erinnern, der mit dem Testament des Herrn von Staarenberg in den Schwarzwald zu dem Grubenhansel gezogen war; was ihm aber da begegnet ist, wird er hernach selbst erzählen; ich darf jetzt nichts anders sagen, als daß er gerade wieder in der Nacht zu Hause ankam, ehe Goldfischchen zur Frau Marzibille zurückkehrte.

Es war Abends um sechs Uhr, als Radlauf mit den zwölf Rittern, die ihn zurückbegleiteten, auf dem Berg aus dem Wald herausritt; er sah den Rhein zu seinen Füßen, und die hellen Thränen standen ihm in den Augen; er drehte sich zu den Rittern um und sprach: „Meine lieben Getreuen! wenn ich gleich jetzt euer Fürst bin, so kann ich doch nicht anders; ich muß wieder Müller werden, wenn ich den herrlichen Rhein sehe und die Mühle klappern höre, wo ich meine schöne Ameley zuerst gesehen. Lieben Ritter! schlaget euch hier im Walde ein Lager, indeß ich allein hinabgehe, meine Heimath begrüße und dem alten Rhein wieder ein Willkommen singe; morgen früh sehe ich euch wieder.“ Da antworteten die Ritter: „Herr! wir thun nach Eurem Befehl,“ und sie stiegen ab und schlugen sich ein Lager.

Radlauf aber legte seinen Helm und Panzer ab und zog seine Müllerkleider an und nahm einige schöne Kränze mit, die er unterwegs geflochten hatte, und so stieg er ruhig den Berg hinab; er war sehr gerührt, wieder in seiner Heimath zu sein, und je näher er seiner Mühle kam, desto lauter pochte sein Herz; aber wie wunderte er sich, da er den bekannten Fußweg ging und seine Mühle nicht fand; denn er wußte nicht, daß sie König Hatto hatte abbrechen und in den Thurm verbauen lassen. Das Rad lag umgestürzt an der Erde, und was ihm bei demselben begegnete, wird er später selber erzählen.

Wie er fortging, trat er plötzlich ins Wasser, das die Ruinen

seines Hauses umspielte; mit Mühe zog er sich heraus und kletterte auf den Mühldamm, und so traurig er über den Verlust seiner Mühle war, so erquickte ihn doch der Anblick des herrlichen Stromes, und er sang:

„Wie klinget die Welle!
Wie wehet ein Wind!
O selige Schwelle!
Wo wir geboren sind.

Du himmlische Bläue!
Du irdisches Grün!
Voll Lieb und voll Treue,
Wie wird mein Herz so kühn!

Wie Reben sich ranken
Mit innigem Trieb,
So meine Gedanken
Habt hier Alles lieb.

Da hebt sich kein Wehen,
Da regt sich kein Blatt,
Ich kann draus verstehen,
Wie lieb man mich hat.

Ihr himmlischen Fernen!
Wie seid ihr mir nah;
Ich griff nach den Sternen
Hier aus der Wiege ja.

Treib nieder und nieder,
Du herrlicher Rhein!
Du kömmst mir ja wieder,
Läßt nie mich allein.

Meine Mühle ist brochen
Und klappert nicht mehr,
Mein Herz hör' ich pochen
Als wenn's die Mühle wär'.

O Vater! wie bange
War mir es nach dir,
Horch meinem Gesange,
Dein Sohn ist wieder hier.

Du spiegelst und gleitest
Im mondlichen Glanz,
Die Arme du breitest,
Empfange meinen Kranz."

Kaum hatte er ausgesungen, so entschlief er, und im Traume erschien ihm der alte Rhein und sagte ihm nichts, als: „Willkommen, König von Mainz! ziehe in die Stadt, du wirst Segen über sie bringen, kehre heut Abend bei dem Fischer Petrus ein, und er wird dir sagen, was du sollst."

Als nun Radlauf erwachte, sah er, daß die Sonne schon hoch am Himmel stand; er blickte nach seiner Mühle, die war nicht mehr da; er blickte nach der Binger Insel, da stand ein hoher Thurm darauf; er erkannte seine Heimath kaum wieder, und da er über die Wiese ging, stand sie voller Rittersporn und Kaiserkronen und Königskerzen. Betrübt sah er in den Schutt seines Hauses, und indem er einen Stein aufhob, warf er ihn in den Boden und sprach:

„Ein Müller war ich,
Ein Fürst bin ich;
Ich werfe den Stein,
Hier wohne der treuste Mann am ganzen Rhein."

Und somit ging er zu seinen Rittern, legte seine Rüstung wieder an und zog mit ihnen gen Mainz; und als sie Abends um zehn Uhr durch das Thor ritten, war es gerade, da man die Stadt illuminirt hatte. Alles jubelte und schrie: „Vivat der König Radlauf!" und Keiner wußte es, daß er es war. Da er durch das Rheingäßchen ritt, kam er vor ein kleines Haus, da war über der Thür ein Bild illuminirt, darauf stand ein Mühlrad, worauf

zwei Kronen lagen und viele Kinder standen drum herum, über den Kronen aber war geschrieben:

„Ich harr' und hoff'
Auf dich, Radlof!
Kommt er herbei,
Wird Ameley,
Die in dem Rhein,
Frau Königin sein,
Und Ameleychen
Der Fluth entsteigen.
Ich harr' und hoff'
Auf dich, Radlof!"

Als Radlauf dies las, pochte er an, und da ein Mann ihm aufmachte, fragte ihn dieser: „Was wollt Ihr vom Fischer Petrus?" — „Bei ihm wohnen," sagte Radlauf und trat ein und gab sich zu erkennen, und Alles war im Hause voll Jubel. Die Ritter banden ihre Pferde vors Haus, und die kleine Stube war so voll, daß man sich nicht regen konnte. Nun erzählte Frau Marzibille dem Radlauf Alles; aber er fragte das Goldfischchen selber aus und weinte vor Freude, als er hörte, daß Ameleychen noch lebe.

Da nun die zwölf Pferde die ganze Straße versperrten, so sammelten sich die Menschen immer mehr, und endlich ward der Lärmen so groß, daß Gezänk entstand und die Leute auf den Fischer schimpften; da trat Radlauf heraus und sprach: „Seid ruhig, ihr Leute! der König Radlauf ist hier." Kaum hatte er dieses gesagt, als Alles Vivat schrie, und alle Menschen drängten sich herbei, und Radlauf stieg zu Pferd, und die Ritter auch, und sie ritten durch die ganze Stadt und das Volk huldigte ihm.

Am andern Morgen ward er gekrönt und hielt eine schöne Rede und sagte unter anderm: „Nun lieben Bürger! wollen wir vor Allem daran denken, die Prinzessin Ameley und die übrigen Kinder bei dem Vater Rhein auszulösen, wer soll ihm das erste Märchen erzählen?" Da schrien ein paar alte Judenweiber: „Ich, ich, mein Nathan ist ein wahrer Daniel, meine Rachel ist ein

Wunderkind!" Die andern Leute schrien alle: „Der König Radlauf!"

Nun sagte Radlauf: „Ich danke euch; ihr zwei Judenweiber sollt wegen eurer Nasenweisheit die letzten sein, und ich schlage vor, daß Jeder seinen Nachfolger in der Erzählung nennen soll, und nenne ich dann nach mir den Fischer Petrus, der euch viel Gutes erwiesen."

Alles war damit zufrieden, außer den zwei Judenweibern.

Nun sagte Radlauf: „Jetzt gehet hin und besinne sich Jeder auf eine Geschichte; ich will mich auch besinnen. Das Wappen dieses Landes sei von nun an ein Rad, weil ich ein Müller war. Morgen früh bei Sonnenaufgang kommt an den Rhein, da will ich mein Märchen erzählen, und ihr könnt gleich eure Königin empfangen, denn wir sehen sie gewiß sogleich wieder; der Rhein hält Wort, gut' Nacht!"

Alles legte sich schlafen, außer den Zimmerleuten; die schlugen einen Thron am Rhein auf und schmückten ihn mit Blumen und Bändern; und eigentlich schlief Niemand viel, denn alle besannen sich auf Märchen. So ging die Nacht hin.

Kaum graute der Morgen, so versammelte sich das Volk; aber die Ersten schon, welche Petrus und Marzibille waren, fanden den Platz nicht leer, denn Radlauf hatte die ganze Nacht, von seinen zwölf Rittern umgeben, auf dem Thron gesessen und mit Sehnsucht des Tags erwartet. Als Alles versammelt war, erzählte Radlauf folgende Geschichte.

Das

Märchen von dem Hause Staarenberg

und den

Ahnen des Müllers Radlauf.



Radlauf erzählt, wie er den Kohlenjockel, den Katzenveitel und den Grubenhansel fand, auch von der alten Mühle und den zwölf Mühlknappen und wie er mit dem Leichenzug des schwarzen Hans vom Wasser verschlungen wurde.

Lieben Männer und Frauen von Mainz, vor Allem muß ich euch erzählen, wo ich so lange gewesen bin, nun hört also:

Schon seit mehreren Jahren hatte ich einen schönen schwarzen Staarmatz in einem Käfig auf meiner Mühle; er war mir von freien Stücken zugeflogen und war gleich so vertraut mit mir gewesen, als kennten wir uns von Kindesbeinen auf; wenn ich in meiner Mühle herum ging, hüpfte er mir von einem Sack zum andern nach; wenn ich aß, saß er auf meinem Tisch. Nie beschmutzte er etwas; wenn ich ihm Abends den Käfig nicht verschlossen, fand ich ihn Morgens oft dicht neben meinem Kopfe auf meinem Bett sitzen. Kurz, er war voll Freundschaft zu mir, und so zu sagen verständig wie ein Mensch; nur eine Eigenschaft aller übrigen Staaren vermißte ich an ihm, die Lust zu schwätzen; nie ließ er einen Laut von sich hören, ich mochte ihm vorplaudern, vorpfeifen, sein Schnabel blieb verschlossen. Wenn ich manchmal gar zu sehr in ihn drang, sich doch vernehmen zu lassen, oder wenn ich ihn gar einen recht dummen stummen Vogel nannte: glaubte ich ihn traurig seufzen zu hören und sah ihn den Kopf schütteln. So hatte ich mich ganz an sein Wesen gewöhnt, und wir verstanden uns vollkommen.

An dem Tag aber, da ich meine geliebte Braut Ameley aus dem Wasser zog und in meine Mühle führte, war mein schwarzer

Haus auch ganz ungewöhnlich traurig; er hing die Flügel und den Kopf, als sollte er sterben. Die Prinzessin machte in der Stube und ich in der Kammer den Küchenzettel; wie erschrak ich nicht, als mein Vogel plötzlich anfing zu sprechen; er sagte mir, daß er der Fürst von Staarenberg[1] sei, und daß er die Prinzessin Ameley noch einmal sehen wolle und dann sterben; dabei sah er so vornehm aus und hatte eine so adelige melancholische Miene, daß ich ihm meinen Respekt nicht genug bezeigen konnte; ich öffnete ihm die Thüre, er ging zu der Prinzessin Ameley, sagte ihr abermal, er sei der junge Fürst von Staarenberg und wolle nun sterben; dabei zog er vor ihren Augen eine goldne Nadel, die er unter dem Flügel trug, hervor und stach sie sich durchs Herz, daß sie vor Schrecken ohnmächtig niedersank. Wir rupften und brieten und aßen den liebenswürdigen Selbstmörder unter bittern Thränen, und ich habe ihn nie vergessen können.

Als ich nun glücklich hier aus dem bösen Königskerker entkommen war, fand ich auf meiner Mühle einen Mehlsack, worauf mir des seligen Herrn von Staarenberg Hochwohlgeborne Gnaden ihren letzten Willen geschrieben; ich sollte mit diesem Sack und dem Siegelring, den ich im Käfig fand, nach dem Schwarzwald gehen und mich bei dem Grubenhansel als seinen Erben melden; und dahin machte ich mich nun auf den Weg, und daher komm ich nun zurück. Nun hört aber zu.

Nach vielen Tagereisen sah ich endlich ein dunkles waldiges Gebirge wie eine Gewitterwolke vor mir aufsteigen; je näher ich kam, je höher ward es; nun kamen mir eine Menge Bauernwägen mit Holz entgegen; ich fragte Einen nach dem Andern, ob dies der Schwarzwald sei? Ja, sagten sie; — „Wo wohnt denn der Grubenhansel?“ fragte ich; das wußte aber Keiner.

Ich ging nun Berg an; da krochen arme Weiber und Kinder unter den Bäumen herum und suchten sich Reiserholz zusammen;

[1] Der Dichter schreibt abwechselnd den Namen des Schlosses und des Geschlechtes bald Stahremberg, Stahrenberg, bald Staarenberg, je nachdem er eben an seine Ableitung von den Staaren oder an den bekannten historischen Namen dachte. A. d. Hs.

„Ihr guten Leute, wo wohnt der Grubenhansel?" Sie wußten es nicht. Ich ging in einer wilden Waldschlucht an einem Bächlein hinauf; da grasten Ziegen, und Kinder saßen dabei und schnitzten Kienspäne; „Ihr Kinder, wo wohnt der Grubenhansel?" — Aber kaum, daß ich diese Worte gesagt, flohen sie mit großem Geschrei vor mir in die Gebüsche.

Ich zog immer weiter in den Wald; es ward immer dichter und wilder und stiller. Da hörte ich eine Weiberstimme singen; ich ging auf sie los; sie suchte Arzneikräuter und grub Wurzeln, und war eine Frau von etwa fünfzig Jahren; ich fragte sie freundlich: wo der Grubenhansel wohne? Sie lachte mir ins Gesicht und sprach: „Das weißt du gewiß so gut als ich, du willst meiner nur spotten," — und so oft ich ihr auch versicherte, daß ich es nicht wisse, sprach sie immer wieder: „Du willst mich zum Narren halten, wer wird das nicht wissen."

Unwillig über sie ging ich tiefer in den Wald; da kam ich auf einen offnen Platz, wo Kohlen gebrannt wurden; ich suchte rings herum nach dem Köhler, konnte ihn aber nicht finden; endlich hörte ich etwas schluchzen und weinen; die Stimme kam aus dem hohlen Baum. Als ich nahe hinzu trat, fand ich einen alten greisen Mann, wohl 70 Jahre alt, in dem Baume stecken; er drehte das Gesicht weg, so daß er mich nicht sah, und schrie immer: „Kautzenveitel! schlag den Kohlenjockel nicht mehr."

Mit vieler Mühe überzeugte ich ihn, daß ich der Kautzenveitel nicht sei und ihn auch nicht schlagen wolle; und da der alte wunderliche Mann endlich aus dem Baum herausgekrochen war, sperrte er vor Erstaunen über mich das Maul auf.

Ich fragte ihn, warum er weine: „Ach!" sagte er, „mein Vater hat mir Schläge gegeben." — „Wer ist denn Euer Vater?" sagte ich. „Ich bin der Kohlenjockel," erwiederte er, „mein Vater ist der Kautzenveitel." Hierauf fragte ich ihn, wo der Grubenhansel wohne. „Eine Stunde von hier," sagte er. „Führe mich doch zu ihm," sprach ich. — „Behüte Gott!" erwiederte er, „wenn mich mein Vater erwischte, daß ich spazieren ging, er schlüge mir

Arm und Bein entzwei.“ Nach diesen Worten lief er an seinen Kohlenhaufen und arbeitete ängstlich.

Höchst verwundert über dieses alte Kind ging ich tiefer in den Wald; selten erblickte ich ein wenig blauen Himmel über mir; die Eiche deckte mit ihren breiten Armen Alles zu, aber die Vögel sangen und schrien laut durcheinander, und es gellte ihr grelles Pfeifen von den Felsen ringsum zurück.

Nun bemerkte ich hie und da Sprenkel und Dohnen und sonst allerlei Schlingen gestellt, in denen sich verschiedene Vögel gefangen hatten; dann kam ich an einen Vogelherd; dann an eine Krähenhütte; zuletzt aber an einen ziemlich hohen blätterlosen Baum, auf welchem ein so entsetzlich großer Eulenkauz saß, daß ich ihn vor Schrecken kaum ansehen konnte.

Die Vögel groß und klein: Auerhahnen, Birkhähne, Kraniche, Trappen, Fasanen, Tauben und alle Arten von Singvögel flogen um das Ungeheuer herum und schrien es an; wenn sie sich aber auf den Baum setzten, der mit Vogelleim bestrichen und mit vielerlei Schlingen behängt war, waren sie gefangen; und wie erschrak ich nicht, als der große Eulenkönig einen Arm mit ordentlichen Fingern unter dem Flügel hervorstreckte und nach den gefangenen Vögeln griff.

Ich that vor Schrecken einen lauten Schrei, worauf der Kauz mich bemerkte und zusammenfahrend mir entgegen rief: „Nun, nun, Bengel! erschreck die Leute nicht so, du jagst mir ja alle Vögel hinweg.“ Nach diesen Worten kam das Unthier den Baum herab geklettert; meine Angst war nicht klein, und ich wollte eben entfliehen; aber die Frau, die ich früher Kräuter suchen sah, trat mir in den Weg: „Ha, ha, Landsmann! bist du auf dem Weg,“ sagte sie mir, und somit wendete sie sich gegen den großen Kauz, den ich nun in der Nähe als ein steinaltes Männchen erkannte, das aus einem Kittel von Eulenfedern heraus guckte.

Sie küßte ihm die Hand und sprach, indem sie ihm einen Bündel Wurzeln und Kräuter gab: „Guten Abend, lieber Großpapa, Kautzenveitel! der Papa Kohlenjockel läßt seinen unterthänigen Respekt vermelden und schickt Ihnen hier die verlangten

Kräuter herbas und die Wurzel radix; er läßt Euch nochmals recht sehr um Verzeihung bitten, daß er dem lieben Großpapa ungehorsam war und die Kräuter erst heut geschickt; ach! er hat den ganzen Nachmittag geweint, weil ihn der liebe Großpapa geschlagen; ach! ich bitte recht sehr für ihn um Verzeihung" — und dabei schmiegte sich das Weib an den Alten, wie ein schmeichelndes Kind, und strich ihm den Bart.

Er sagte nun zu ihr: „Ja, ja, ich weiß schon, wenn er etwas angestellt hat, schickt er dich immer, Abbitte zu thun, du Schmeichelkatze! weil er weiß, daß ich dir, du närrische Wurzelgrethe! nichts abschlagen kann; nu geh nur hin und sage dem Vater, es solle Alles gut sein; da bring ihm den Braten mit" — und somit gab er ihr einen Trappen und einen Kuß; sie nahm den Vogel wie eine Puppe auf den Arm, küßte dem lieben Großpapa die Hand und ging singend ab.

Ich war ganz stumm vor Verwunderung über diese Leute und stand dem Kautzenveitel gegenüber, der ganz ruhig die Kräuter betrachtete und dazu sang: „Was man doch mit seinen Kindern für tausenderlei Sorg und Plage hat" — dabei schlug er einen langen Triller wie eine Nachtigall, und als er fertig war, sagte er: „Was willst du?" — „Ach Gott!" sagte ich, „ich möchte gern zum Grubenhansel, können mir der Herr Kautzenveitel nicht sagen, wo er wohnt?" — „Tölpel," erwiederte er, „ich werde doch wissen, wo mein Papa wohnt; übrigens ist es gut, daß Ihr dahin wollt, so könnt Ihr ihm die Kräuter mitnehmen, und ich brauche nicht selbst hinzulaufen; der gute Mann fängt an und kömmt in die Jahre, und hat immer etwas zu predigen; solchen Leuten kann man nichts recht machen; er hat mich gestern erst geschlagen, und drum hab ich den Kohlenjockel heut früh recht ausgeklopft; denn Kinderzucht muß sein in dieser argen Welt; geht nur immer dem Pfad nach, hier habt Ihr die Kräuter, vermeldet ihm meinen gehorsamen Respekt." — Als er dies gesagt, wendete er sich von mir und kletterte wie eine wilde Katze in ein paar Sprüngen den Baum hinauf, wozu er sang: „Ich bin erst hundert Jahre alt, unschuldig und nichts weiter."

Ich ging mit meinen Kräutern schnell fort, denn der Kautzenveitel machte mir angst und bang.

Als ich eine halbe Stunde durch die bewachsenen Felsen durchgezogen war, rauschte mir ein kleiner Fluß entgegen, an dem sich der Weg verlor; ich wußte nun nicht mehr wohin, auch getraute ich mich nicht durchzuwaten, weil das Wasser reißend und tief war; die Sonne war bereits untergegangen, nur an den höchsten Baumgipfeln hing noch ein wenig Glanz, und es wurde sehr schaurig im Wald; ich setzte mich nieder und holte ein Stück Brod aus der Tasche und gedachte schon mein Nachtlager hier in der Wildniß zu halten. Das Rauschen des wilden Flusses zu meinen Füßen, die Ruhe und Einsamkeit erinnerten mich an den Rhein und an Ameley, und ich sang mir ein Abendlied.

Weit bin ich einher gezogen
Ueber Berg und über Thal,
Der treue Himmelsbogen,
Er umgibt mich überall.

Unter Eichen, unter Buchen,
An dem wilden Wasserfall
Muß ich nun die Herberg suchen
Bei der lieb' Frau Nachtigall.

Die im brünst'gen Abendliede
Ihre Gäste wohl bedenkt,
Bis sich Schlaf und Traum und Friede
Auf die müde Seele senkt.

Und ich hör dieselben Klagen,
Und ich hör dieselbe Lust,
Und ich fühl das Herz mir schlagen
Hier wie dort in meiner Brust.

Aus dem Fluß, der mir zu Füßen
Spielt mit freudigem Gebraus,
Mich dieselben Sterne grüßen,
Und so bin ich hier zu Haus.

Echo nimm dir recht zu Herzen
Und erlern die Melodei
Meiner Freuden, meiner Schmerzen:
Ameleya! Ameley!
Blühet stolz, ihr Königskerzen,
Ameleya! Ameley!

Als mir das Echo vom jenseitigen Ufer diese Worte immer entgegen rief, fand ich ein solches Vergnügen an der Wiederholung dieses Namens, daß ich ihn wohl eine halbe Stunde lang in süßer Träumerei bald leiser aus tiefster Seele, bald laut aus voller Seele durch die Stille der Einsamkeit ertönen ließ, und mein Herz wuchs mir dabei in der Brust, als wolle es sie zersprengen.

Nun stieg der volle Mond über den Bäumen herauf, und es war mir, als sei es das Antlitz meiner lieben Ameleya, und meine Wirthin die liebe Frau Nachtigall begann von Neuem süßer als je zu locken; und fest entschlossen dem Mond so lang ins Auge zu schauen, bis ich entschlief und morgens erwachend ihn in die Sonne verwandelt sähe, sang ich, um zwischen Mond und Sonne, diesen zwei leuchtenden Bergen, in die wundervolle Gruft der Träume niederzusteigen, folgende Strophen:

„Wunderinseln, sel'ge Augen,
Die ein liebes Antlitz sehn,
In dem Monde untertauchen,
In der Sonne auferstehn.

Sonn und Mond, ihr lichten Hügel,
Schließet ein die ird'sche Kluft,
Und das Leben senkt den Flügel
In des Traumes Zaubergruft.

Wo die Tiefe sich entsiegelt,
Und die Liebe frank und frei
In der ganzen Seele spiegelt
Ameleya! Ameley!"

Hierauf gab das Echo eine wunderliche Antwort, es sang nämlich:

„Heiapopeia, Heiapopei
Ei ja, Ei ja, Ei! Ei! Ei!
Welch ein einerlei Geschrei!“

Hierüber verwundert sprang ich auf und sah auf dem jenseitigen Ufer einen langen alten Mann mit einem großen weißen Bart stehen, der ihm wie ein Wasserfall über die Brust herabwallte; er hatte einen Stock, oder vielmehr einen ziemlichen jungen Baumstamm in der Hand, und da er mich erblickte, sagte er: „Liebster Freund und Gönner, du verführst ja einen gewaltigen Lärm mit deinem Wiegenliede; es kann ja weder Mensch noch Vieh vor deinem ewigen Heiapopeia schlafen; das währt ja schon eine geschlagene Stunde; ich glaube, wenn man mir vor hundert und zwanzig Jahren, da ich noch ein Kind war, dergleichen vorgesungen hätte, ich wäre noch nicht aufgewacht. Wer bist du aber, und was suchst du hier?“ — Da sagte ich ihm, daß ich zum Grubenhansel wollte und nicht über den Fluß könnte.

Auf diese Worte ging der Alte schnurstracks durch das Wasser auf mich zu, nahm mich wie ein leichtes Bündel unter seinen Arm und trug mich nicht nur durch das Wasser zurück, sondern auch ein gut Stück weiter bis vor seine Hütte, wo er mich mit den Worten niedersetzte: „Nun bist du bei dem Grubenhansel, nun richte deinen Auftrag aus.“ — Er führte mich bei der Hand in seine Wohnung, die in einem Felsenkeller bestand, dessen Wände mit den wunderbarsten Krystallen, Edelsteinen, Gold- und Silbererzstufen ausgelegt waren, welche von der Beleuchtung einer Lampe so herrlich durcheinander schimmerten, daß einem das Herz lachte.

Ich gab ihm die Kräuter des Kautzenveitels, wobei er sehr auf diesen zankte und ihn einen naseweisen, faulen Jungen nannte; sodann gab ich ihm meinen Mühlknappenbrief und den Sack, worauf der schwarze Hans sein Testament geschrieben, und kaum hatte er dies gelesen, als er mich scharf anblickte und mich dann mit großem Ungestüme umarmte: „Ach, Gott sei Dank!“ sagte er, „so sehe ich doch endlich ein Kind meines lieben unglücklichen Ur-Ur-Ur-Urenkels bei menschlichem Leibe; nun kann ich

doch endlich hoffen, des langweiligen Lebens los zu werden und einmal zu sterben.“ Dabei lachte und weinte er und trocknete sich die Thränen immer mit seinem Barte ab. „Ach, Gott!“ sagte ich, „Ihr wäret also mein Ur-Ur-Großältervater?“ — „Ja,“ erwiederte er, „und morgen sollst du meinen Vater sehen; das ist erst ein respektabler Mann, gegen den bin ich nur ein junger Aufschößling zu nennen.“

„Liebes Ahnherrchen!“ sprach ich mit inniger Angst, „wann hat es denn ein Ende? Wird der mir denn auch einen Vater zu zeigen haben?“ — „Ach!“ erwiederte der Alte, „das kann er nicht, er ist eine arme Waise seit seiner frühesten Jugend; aber jetzt mußt du schlafen gehen, und zwar in deiner Mühle, in deines Vaters Mühle, in meiner Mühle. Morgen früh hole ich dich; komme mit, es ist kaum hundert Schritte von hier; ich war erst vor sechzig Jahren drin, und es wird noch Alles in Ordnung sein; doch muß ich dich bitten, Alles so zu machen, wie es einem rechtschaffenen Mühlburschen zukömmt.“

Ich war so erstaunt, daß ich, ohne ein Wort zu reden, mitging. Er führte mich einen steilen Weg hinab, und neben uns brauste der Strom. Da führte er mich durch einen Garten, in dem die ungeheuersten Eichen standen, in eine Mühle, die meines Vaters Mühle am Rhein wie zwei Tropfen Wasser glich, und hier sagte er mir gute Nacht und verließ mich.

Da stand ich nun allein in einem wildfremden Hause; kein Licht hatte ich, und sollte doch zu Bette gehen. Nachdem ich ein paar Minuten stille gestanden, wurde mir es, als sei ich zu Hause am Rhein; ich ging links an den kleinen Schrank, wo dort das Feuerzeug stand, und siehe da! ich fand den Schrank, ich fand das Feuerzeug; schnell schlug ich Licht und ging mit dem brennenden Schwefel nach der Stelle, wo am Rhein die Lampe an einem Pfeiler hing; ich fand den Pfeiler und die Lampe; aber es war kein Oel drinnen, ich steckte daher einen Kienspan an, und wie das Licht um mich herleuchtete, sah ich Alles, Alles rings um mich: Treppen, Räder, Mühlbeutel, Thüren und Hausrath, wie zu Hause; ja der Mondschein fiel durch einen Spalt der Stuben-

thüre auf den Hausflur wie zu Haus; ich eilte in die Stube selbst: da stand der Tisch, der Stuhl, das Bett wie zu Haus. Ich war wie in einem Traum und eilte nun noch hinaus auf den Mühldamm, um zu sehen, ob denn auch der Rochusberg mir gegenüberstehe und ob ich denn wirklich am Rhein sei. Alle kleinen Gänge und Stufen bis zu dem Damm waren dieselben. Gegen mir über war ein Berg mit einem hochgethürmten Schloß; es war aber nicht die Rochuskapelle, und vor mir breitete sich der weite Spiegel eines Sees aus, und es war der Rhein nicht; doch machte die Gegend mir einen ähnlichen Eindruck, nur stiller, einsamer, weiter und ernsthafter. Lang saß ich und sah in die grünen Wellen des Sees, den Mond und die Sterne an; aber die Augen sanken mir, ich vergaß ganz, wo ich war, und ging in meine Stube zurück und legte mich aufs Bett.

Ich hatte die Gewohnheit zu Hause, indem ich mich niederlegte, an der Klingel zu ziehen, um meine Mühlbursche zu erwecken, und so griff ich denn auch hier im Dunkeln nach der bekannten Schelle, fand sie, klingelte und legte mich nieder.

Kaum aber hatte ich wenige Minuten gelegen, so hörte ich ein verwirrtes Plaudern und Lärmen in der Mühle, das mich nicht wenig ängstigte: „Kunz, steh auf!“ schrie Einer, „die Reihe ist an dir; fülle den Trichter auf!“ — „Ei, Dietz!“ schrie der Andere, „du hast's verschlafen, du bist dran.“ — „Martin! Martin! das ist ein dummer Spaß,“ rief ein Anderer zornig, „das hast du gethan, mich so in Haare einzuwickeln.“ — Endlich schrie ein Anderer: „Was ist das? Die Mühle steht ja still! Wartet, ihr Schelme, wenn das Meister Radlauf merkt!“ — Und so ward das Gespräch immer heftiger, und bald ward es ein lautes Getös und Schimpfen.

Ich gerieth darüber in eine wunderliche Unruhe, weil ich geglaubt, die Mühle sei ganz unbewohnt; da ich nun endlich meinen Namen Meister Radlauf hörte, ermannte ich mich, trat mit dem Licht an die Thüre und rief heraus: „Nur die Räder sollen in der Mühle lärmen, die Knappen aber fein ehrbar und züchtig sein; tretet Alle herein und sagt mir euern Streit, damit ich Ge=

rechtigkeit handhabe." — Kaum hatte ich dies gesprochen, als zwölf wunderbar alte Männer zu mir hereintraten, ich erstaunte aber kaum so sehr über dieselben, als sie selbst über einander und über mich; ja sie waren vor Schrecken über die langen grauen Bärte, die sie hatten, und über ihre alten Gesichtszüge ganz außer sich und geriethen endlich in eine solche Angst, daß sie wie die Kinder weinten. Mit Mühe brachte ich es dahin, daß einer von ihnen für alle die Andern folgendermaßen sprach:

„Liebster Meister! wir müssen wohl erschrocken sein, und wundert es mich, daß Ihr selbst nicht bestürzter erscheint; seht uns an, wir sind durch Hexerei grau und alt geworden; gestern tanzten wir auf der Kirchweihe alle andern Bursche nieder; wir waren die Letzten auf dem Platz, und alle Mägdlein gaben uns den Preis und banden uns die Bänder von ihren Mützen um die Hüte; ach Gott! noch höre ich das Hackbrett zimpern und den Dudelsack summen; noch ist mir, als wenn der Tanzboden sich mit mir umdrehte, und nun, da wir durch Eure Klingel erweckt wurden, finden wir uns alt, müd, verdorrt und verrunzelt und in unsere langen grauen Bärte verwickelt, und seht den Jammer nur an! Seht hier den Kirmskuchen, den wir gestern frisch mit nach Hause brachten, er ist so hart als unsere Mühlsteine; da jeder erwachend nach seinem Kuchen griff, bissen sich mehrere die alten Zähne aus und schlugen dem Andern ein Loch mit dem Kuchen in den Kopf, weil jeder glaubte, der Andere habe ihm einen Schabernack angethan. Ach! und Ihr selbst, Meister! seid so ganz ruhig, als sei nichts geschehen; seht Euch doch einmal näher an; Ihr habt ja eine ganz wunderliche Tracht auf dem Leibe und habt die Haare zugestutzt, wie ich mein Tage nichts gesehen."

Ich sagte ihm, daß dies bei mir zu Lande am Rhein die gewöhnliche Kleidung der Müller sei, daß sie im Gegentheil Jacken an hätten wie mein seliger Vater, als er vor vierzig Jahren an den Rhein gezogen. — „Das ist wieder wunderbar gesprochen, Euer Vater ist ja frisch und gesund und hat gestern auf der Kirmes mitgetanzt; er war sein Lebtag nicht am Rhein; er ist noch nie von seiner Köhlerhüttte weggekommen." — Nun ward mir end-

lich der Wirrwarr zu groß, und ich sagte, um sie los zu werden: „Schweigt und thut eure Pflicht, bringt die Mühle in Gang, der Tag wird Alles erklären.“ Aber lange ward ich sie nicht los, sie stürzten schnell wieder herein und versicherten mich, der Teufel müsse sein Spiel mit der Mühle gehabt haben, denn es seien ganz dicke Bäume quer durch das Mühlrad von der entgegengesetzten Felsenwand durchgewachsen, und das Rad sei halb verfault. Unter solchen Klagen und Verwirrungen brach der Tag an, die Schwalbe begann in dem Nest zu schwätzen, und ein frischer kühler Wind strich über den See und kräuselte seine Wellen, und wie es heller ward, begrüßten die alten Mühlknappen Alles um sich herum mit neuem Erstaunen. Der Eine sah das Korn aus dem Mühltrichter heraus gewachsen, der Andere sah ein Loch im Dach, die Säcke waren vermodert und geplatzt; der Wind, der durch die verfallene Mühle gestrichen war, hatte die Körner durch die ganze Gegend geweht, und rings um die Mühle standen dichte Aehrenfelder; vor Allem aber ward ihr Schrecken groß, als sie statt der beiden wachsamen Hunde vor der Mühle zwei glänzende, von Regen und Sonne weißgebleichte Gerippe in den Hütten an Ketten liegen sahen. Da fühlten sie zuerst tiefer, daß es seit gestern wohl lange her sein müsse, und als sie in den Stall kamen und die sechs Esel des Müllers auch nichts mehr waren als Gerippe, durch deren Rippen Distelstöcke, die sie sonst gefressen, frei durchwuchsen, brachen sie in ein lautes Jammern aus. Als ich so ihren seltsamen Klagen zuhörte, sah ich den Grubenhansel herankommen und hoffte, daß er diese närrischen alten Knappen zur Ruhe bringen würde.

Als sie ihn erblickten, schrien sie Alle: „Ach, Urgroßväterchen, was seid Ihr gealtert seit gestern!“ — Er aber hieß sie schweigen, grüßte mich freundlich und bezeugte eine große Freude, daß ich meinem Vater so ähnlich sei; hierauf wollte er gleich mit mir fort, um mich zu seinem Vater zu bringen; die Knappen aber wollten ihn nicht loslassen und drangen darauf, er müsse ihnen sagen, wie sie zu den Bärten gekommen und wie sie so alt geworden.

„Meine lieben Kinder!“ sagte er, „seit vierzig Jahren ist keine Seele in der Mühle gewesen, und ihr habt einen guten Schlaf gehabt; der Jüngling, der hier vor euch steht, ist euer Meister Radlauf nicht; es ist dessen Sohn, den er am Rhein erzeugte und der seit gestern diese Mühle erst betreten. Vor vierzig Jahren ist Meister Radlauf hier von der Mühle verschwunden, und ihr habt wegen naseweiser Reden, die ihr auf der Kirchweihe geführt, bis heut geschlafen.“

„Was wir geredet, muß der Wirth noch wissen,“ sprach der Eine, „wir waren alle bei Verstand, da wir es sagten; wir haben nichts gesagt, was wir nicht verantworten könnten, nichts, worüber man Einen vierzig Jahre lang um das liebe Leben bestiehlt.“ — „Was haben wir gesagt, das nicht recht wäre?“ schrie ein Anderer, „um das, was wir gesagt, laß ich mir kein graues Haar wachsen, viel weniger einen grauen Bart, wie wir ihn Alle haben.“ — „Ja wohl!“ schrien sie Alle durcheinander und machten ein ungeschicktes Geschrei und sagten, sie wollten hin und dem Wirth, der sie gewiß verschwätzt habe, die Fenster einschlagen. — „Geht hin,“ sprach der Grubenhansel, „ihr werdet euch verwundern; doch wenn ihr unterwegs die schöne Bäuerin wieder begegnet, die vor vierzig Jahren oder gestern, wie ihr meint, die Erdbeeren in dem Walde suchte und eurem Meister in die Mühle trug, so seid gewarnt, nicht wieder schlechte Reden zu führen.“ — „Aha, die ist es also, die uns eingewiegt,“ sprach einer der Keckſten unter ihnen, „so war sie doch eine Hexe und hat den Herrn ins Unglück gebracht; als wir sie sahen, saß sie in einem Bache, es war am Sonnabend; ich hörte in dem Schilf was rauschen; ich dachte, da es Abend war, vielleicht ein wildes Entennest da auszugehen, und schlich heran: da merkte ich im Mondenschein zwischen dem grünen Schilf die hübsche Jungfer sich im Bad erkühlen, und von der Brust herab war sie eine —“ Kaum hatte er so weit gesprochen, als die Sonne sich verfinsterte, eine Wolke von schwarzen Staaren senkte sich über die Knappen nieder, und die schrien und hackten dermaßen auf sie ein, daß sie sich gar nicht erwehren konnten und mit großem Angstgeschrei in die Mühle

flohen und die Thüre zumachten; aber die Staare stürzten von allen Seiten durch die Oeffnungen der zerfallenen Mühle ihnen nach und quälten sie so, daß ihr Lamentiren mich rührte und ich den Grubenhansel bat, ihnen zu helfen. „Ei," sagte dieser, „ich kann den Staaren nicht gebieten; aber du selbst kannst sie wohl zur Ruhe bringen, hast du doch den Käfig, worin der schwarze Hans gelebt, und seine Gebeine bei dir; fordere sie laut auf zum Leichenbegängniß." Da trat ich auf einen Mühlstein und rief mit lauter Stimme:

„Ihr schwarzen tapfern Kriegsgesellen,
Ich bitt den Kampf jetzt einzustellen;
Du schwarz gefiedertes Gewitter,
Hör' an den rheinischen Leichenbitter;
Ich komme, um euch einzuladen
Zur Todtenfeier Ihro Gnaden,
Des Staarenberger schwarzen Hans,
Der mit dem Muthe eines Manns
Aus treuer Lieb, vor wenig Wochen,
Das Herz am Rhein sich abgestochen;
Im Käfig, den ich bei mir trage,
Durchlebt' er seine letzten Tage;
Seht! hier in diesem Schächtelein
Trag ich sein edeles Gebein;
Laßt ab vom Kampf, es ist genug,
Und folgt mit mir dem Leichenzug!"

Kaum hatte ich diese Worte laut und vernehmlich ausgesprochen, als unter den Staaren ein wehklagendes Geschrei entstand, als ob sie sich untereinander den betrübten Todesfall erzählten; und sodann sammelte sich der ganze Schwarm, hob sich in die Höhe, schwenkte einmal mit dem Klagegeschrei durch die umliegende Gegend und kam wohl noch einmal so groß zurück, und so eben wollte er über meinem Haupte niedersinken, was mir bei aller ihrer guten Meinung doch bange machte. Aber der alte Kautzenveitel und der Kohlenjockel kamen den Berg herunter zu uns, und die Staare blieben vor dem Kautzenveitel in einer ehrer-

bietigen Entfernung; der Grubenhansel zankte seinen Sohn, den Kautzenveitel, daß er so spät gekommen sei, und dieser zankte wieder seinen Sohn, den Kohlenjockel, daß er ihn so lange habe warten lassen. Hierauf stellte mich der Grubenhansel dem Veitel als Urenkel, dem Jockel als Enkel vor und erzählte ihnen, warum ich hier sei, bat sie auch beide, dem Leichenbegängnisse des schwarzen Hans zu folgen.

„Wer ist denn dieser schwarze Hans gewesen?“ sagte Kautzenveitel, „daß so viel Lärmen um ihn ist.“ — „Ein Staar,“ sagte der Grubenhansel mit solchem Nachdruck, daß der nasenweise Kautzenveitel sich nicht weiter zu fragen getraute.

Hierauf ordnete der Grubenhansel den Leichenzug an. Die zwölf alten Mühlknappen mußten herauskommen und thaten es mit großer Angst vor den Staaren. Der Grubenhansel aber beruhigte sie und gab ihnen Befehl, sogleich das Boot, welches bei der Mühle lag, mit dunklen Tannenzweigen zu schmücken und sich selbst zwölf junge Stämme als Ruder abzuhauen. Sie griffen rasch zu, und während der halben Stunde, die sie damit zubrachten, suchten wir das ganze Leichenbegängniß zu ordnen. Zuerst zog ein Schwarm Staare, jeder mit einem Tannenzweiglein im Schnabel; hierauf folgte ich mit einer jungen Tanne, woran der Mehlsack mit dem Testament des Hansen als eine Fahne befestigt war; hierauf folgte wieder ein Schwarm Staare, jeder mit einer reifen Kornähre im Schnabel; und hierauf folgte der Grubenhansel, der auf seinem langen Bart, den er wie ein silbernes Kissen zusammengelegt hatte, das Schächtelein mit den Gebeinen des Verewigten trug, und auf seinen Schultern saßen zwei Staare, von welchen einer ein Myrten-, der andere ein Lorbeerzweiglein im Schnabel hatte; hinter ihm kam wieder ein Schwarm Staare, welche Thymian und Rosmarin und allerlei Würzkräuter trugen; dann folgte der Kautzenveitel mit dem Käfig, der offen stand und in welchem ein Staar, den Kopf unter den Flügel steckend, als ein Bild des Todes saß, hierauf folgte wieder ein Schwarm Staare, jeder mit einem Wachholderästchen; und nun kam der Kohlenjockel, er trug das Freßtröglein des Hansen, ein alter Staar saß darauf

und hatte den Siegelring im Schnabel; den ganzen Zug aber beschloßen die noch übrigen Staare, die überhaupt in so ungeheurer Menge den Zug umgaben, daß dadurch Alles schwarz und trauernd aussah.

Anfangs wollten die Staare alle zu Fuß gehen; es ging aber zu langsam von der Stelle; sie mußten also an ihrer bestimmten Stelle fliegen. Da nun die alten Knappen den Kahn bereitet hatten, begaben wir uns hinein; die leidtragenden Vögel umgaben uns theils, theils saßen sie auf der Tannenlaube des Schiffes; und wer das Schiff vom Lande gesehen, mußte es wohl für einen lebendigen Trauerwagen halten, so war er in die Trauerfarbe gehüllt; auch machten die Staare mit ihrem Flügelschlag einen solchen Wind, daß das Schiff mit vollen Segeln den breiten See durchschnitt.

Als wir in der Mitte des Sees waren, stieg eine dunkle Wolke über dem entgegengesetzten Schloßberge auf, welche sich donnernd über den Himmel verbreitete; zugleich begann sich der See zu bewegen und immer heftigere Wellen zu schlagen; umsonst bemühten sich die zwölf alten Knappen mit angestrengtem Rudern das Boot noch hinüber zu führen; der Gegenwind hielt uns immer zurück. Da es zu regnen begann, so steckte ich das Schächtelein mit den Gebeinen des schwarzen Hans und seinen Käfig und Siegelring in den Testamentsack, und dachte in der drohenden Todesgefahr ununterbrochen an die liebe Ameley, und meine Trauer war, daß, wenn ich ertrinken sollte, es nicht am Rhein sei, daß ich nicht in ihrer Nähe umkommen sollte.

Während dem schwankte unser Schiff immer heftiger, und die Staare, das Wetter scheuend, stiegen mit lautem Geschrei in die Höhe und stürzten durch die noch schwärzere Luft nach dem Ufer; wir waren in diesem Augenblicke einigen Felsen sehr nah, zwischen welchen der See einen heftigen Wirbel bildet, und indem die rudernden Knappen von denselben mit Gewalt ablenken wollten, schrien sie laut auf: „Ei sieh da! da ist die schöne Hexe wieder, die uns so lang schlafen gemacht.“ — Ich wendete meine Augen nach dem Fels, da sah ich eine wunderschöne junge Frau sitzen;

ganz schwarz ihr Röcklein, weiß ihr Schleier, blond ihre Haare, und in tiefster Trauer; sie weinte heftig, und kämmte ihre langen Haare. Die Knappen aber hörten nicht auf, sie zu verhöhnen; da ward der Sturm immer heftiger; das Schiff ward mitten in den Strudel geworfen und begann sich wie eine Spindel zu drehen.

Der Hansel, der Veitel und der Jockel waren bis jetzt ganz ruhig gewesen; nun aber, da sich das Schiff so drehte, wurden sie ausdermaßen vergnügt und sangen folgenden Reim:

„Lustig, lustig, rundum herum
Geht das Schifflein quer und krumm,
Donner! lieber Donner! brumm,
Sonst war Alles stumm und dumm.

Lange haben wir gegessen,
Kraut und Wurzeln viel gefressen,
Neue Jahre ausgemessen,
Alte Jahre viel vergessen.

Frühling, Sommer, Herbst und Winter,
Kindes=Kindes=Kindes=Kinder
Kamen alle Jahr geschwinder,
Wurden dennoch niemals minder.

Lustig, lustig, rundum herum,
Donner! lieber Donner! brumm,
Welle, wirf das Schifflein um,
Daß uns geht die Zeit herum."

Auf einmal that es einen Schlag, ich hielt meinen Sack mit beiden Händen fest, und das ganze Boot wurde von dem Strudel hinab geschlungen.

Wie Frau Lureley mit ihren sieben Töchterlein ihn zu seinem Urvater, dem Mondenschäfer Damon, führt, und wie dieser nebst den andern Altvätern begraben wird; wie er seine Mutter findet und die Rückreise antritt.

Als ich hinab gesunken, stand ich in einer grünen Laube von Wasserbinsen geflochten; die vier Pfähle, worauf sie ruhte, waren vier Korallenbäume; rings herum standen sieben Wasserlilien, und auf jeder saß eine sehr traurige Jungfrau; in der Mitte aber saß dasselbe holdselige Weib, das ich auf dem Felsen gesehen hatte, als unser Boot unterging. Ich war in ihren Anblick ganz verloren, sie aber schien mich nicht zu bemerken und sang also —

Frau Lureley.

Es fahren die Lebenden über den See,
Sie bringen den Todten nach Haus;
Es hebt sich ein Wetter am Berg in die Höh,
Der Wind macht die Wellen so kraus:
Töchterlein, Töchterlein Herzeleid!
Was hast du gesponnen so lange Zeit?

Herzeleid.

Ich habe gesponnen manch Kissen reich
Von Gold und Seide und Sammt,
Drauf liegt des Helden Haupt gar weich,
Dem dieses Haus entstammt —

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Liebesleid!
Was hast du gesponnen so lange Zeit?

Liebesleid.

Ich hab gesponnen drei Särge breit,
Drei Särge von Elfenbein,
Sie stehen und harren schon lange Zeit —
Drei Greise steigen hinein.

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Liebeseid!
Was hast du gesponnen so lange Zeit?

Liebesleid.

Ich habe gesponnen von Gold so roth
Ein Herz im dunklen Haus,
Der treu gestorben den Liebestod,
Deß Beinlein füllen es aus.

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Liebesneid!
Was hast du gesponnen so lange Zeit?

Liebesneid.

Ich habe gesponnen zwölf Mühlstein rund —
Zwölf Mühlstein im dunklen Haus,
Die wider die Liebe geschworen den Bund,
Zwölf Knaben füllen sie aus —

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Liebesfreud!
Was hast du gesponnen so lange Zeit?

Liebesfreud.

Ich habe gesponnen den Perlenkranz;
Gesponnen den Perlenstrauß,
Der schmücket die holde Braut zum Tanz,
Der schmücket die Liebste zu Haus.

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Reu und Leid!
Was hast du gesponnen so lange Zeit?

Reu und Leid.

Ich habe gesponnen die goldne Kron,
Die Krone im dunklen Haus,
Die reichet dem Vater zu Dank der Sohn
Und ziehet den Pelzrock ihm aus —

Frau Lureley.

Töchterlein, Töchterlein Mildigkeit!
Was hast du gesponnen so lange Zeit?

Mildigkeit.

Ich habe gesponnen drei Krönelein,
Drei Krönelein im dunklen Haus,
Zu schmücken die artigen Söhnelein,
Goldfischlein und weiße Maus —

Als sie so gesungen hatten, stand die schöne, blonde Frau auf und sprach zu mir: „Nun, lieber Radlauf, komm,“ — und da nahm sie mich mit einer überaus holdseligen Miene an der Hand und führte mich durch die Wellen, die wie zwei Mauern von Krystall fest neben uns hinliefen; vor uns aber ging erst Herzeleid mit ihrem schöngestickten Sammtkissen, dann Liebesleid, neben der die drei Elfenbeinsärge herschwammen, ihr folgte Liebeseid mit einer goldnen herzförmigen Kapsel, Reu und Leid mit einer goldnen Krone, Mildigkeit mit drei kleinen Kronen, Liebesfreud mit Perlenkranz und Perlenstrauß. Dann ging ich an der Hand des lieben blonden Wasserfräuleins, und hinter uns ging Liebesneid mit einer Ruthe und trieb die zwölf Mühlsteine wie eine Heerde Schafe vor sich her. Bald kamen wir an einen Felsen, der sich aufthat, und nun stiegen wir viele Treppen hinan, bis wir in einem gewölbten Saale ankamen; da stand ein großer Tisch von gewachsenem Erz, und oben an dem Tisch saß ein uralter Mann; er stützte sein bleiches Angesicht auf seine zwei Hände, seine Ellenbogen ruhten auf dem Tisch, sein silberweißer Bart war durch den Tisch durchgewachsen und glänzte wie Asbest, seine Augenbrauen waren auch sehr lang, und seine Augen sahen unter ihnen durch eine große blitzende Brille wie zwei traurige Gefangene hervor; er hatte einen Schäferrock an von dem zartesten Lammfell, einen breiten goldgelben Schäferhut auf, auf dem die Fürstenkrone befestigt war, und um seinen Nacken hing ein Lamm, dessen Beine über seine Brust zusammengebunden waren; in seinem Arm lehnte ein hoher weißer Schäferstab; an seiner Seite hing ein Dudelsack von einem schwarzen Bocksfell; neben ihm saß ein zottiger Schäferhund mit einer Laterne im Maul. — Er war ganz still und schien mit offnen Augen zu schlafen; zu seiner Rechten saß der Grubenhansel in seinem Knappenhabit, dann saß der Kautzenveitel in seinem Eulenwammes, und dann der Kohlenjockel in seiner Kohlenjacke; alle in derselben Stellung, alle ganz still; die zwölf Knappen aber saßen ringsum auf der Erde mit dem Rücken an die Wand gelehnt.

Erstaunt über diesen Anblick wollte ich fragen, ob dieser alte

wunderbare Schäfer mein ältester Ahnherr sei, und ob alle meine andern Urväter hier todt seien oder nur schliefen. Aber die liebe blonde Frau Lureley hielt mir den Mund zu und winkte mir mit dem Finger, zu schweigen; hierauf begann sie mit einer hellen Silberstimme zu singen:

„Heil Dem, der die Zeit erfüllet,
Der die ew'gen Maaße mißt
Und die Pein mit Schlaf umhüllet,
Wenn die Schuld versühnet ist.

Damon, der den Fluch gewecket,
Blicke auf und schlafe ein,
Auf die Kissen ausgestrecket
Bettet dich Frau Mondenschein.

Hans, der treulos auch mißtrauet,
Blicke auf und schlafe ein,
Dir ward auch ein Sarg gebauet,
Dich begräbt Frau Edelstein.

Veit, dein Trug kam an die Sonne,
Blicke auf und schlafe ein,
Dir ward auch ein Sarg gesponnen,
Dich begräbt Frau Federschein.

Jockel, der nicht Wort gehalten,
Blicke auf und schlafe ein,
Dich legt wie die andern Alten
In den Sarg Frau Feuerschein."

Während diesem Liede ging Frau Lureley an dem Tische umher und stieß die vier Alten an: da erwachten sie, sahen sich einander und die Frau Lureley und mich gar innerlich freudenselig an und lächelten und weinten und nickten mir freundlich und küßten mich der Reihe nach auf die Stirne; und auch ich mußte heftig weinen; dann aber sang Frau Lureley wieder, und alle sangen mit:

„Heil Dem, der die Zeit erfüllet,
Der die ew'gen Maaße mißt
Und die Pein mit Schlaf umhüllet,
Wenn die Schuld versühnet ist."

Und unter diesem Gesang schliefen die vier wunderbaren Greise einer nach dem andern wieder ein und sanken mit ihren Häuptern auf den Tisch. Nun that sich hinter ihren Sesseln die Felsenwand in vier Thüren auf, und vier schöne wunderbare Frauen, jede mit einem Gefolge von seltsamen Jungfrauen kamen herein. Hinter dem Stuhle des Urgroßvaters Damon trat eine schlanke Frau mit schneeblonden Haaren auf; sie hatte einen schneeweißen Schleier an, der sie ganz bedeckte bis auf ihre silbenen Schuhe, ihr Angesicht glänzte wie der Mond, und um die Stirne hatte sie einen Kranz von weißen Nachtviolen mit einer Menge von Johanniskäfern besetzt; sie ging auf meine Führerin zu, und sie grüßten einander folgendermaßen:

Frau Mondenschein.

Grüß dich Gott, Frau Lureley fein!
Mit deinen sieben Töchterlein;
Ich möcht' gern wissen,
Ob fertig die sammtenen Kissen?

Ihr antwortete

Frau Lureley.

Schön Dank, schön Dank, Frau Mondenschein!
Mit deinen sieben Jungfräulein:
Mit Palmenkätzchen und Spinnenseil,
Mit Blumenfädchen und Schneckenpfeil,
Mit Mottenflügel, Johannislicht,
Altweibersommer vergeß ich nicht,
Die Sammetkissen sind bereit
Von meinem Töchterlein Herzeleid.

Hierauf nahm Frau Mondenschein nebst ihren Mägdelein die sammtnen Kissen; sie schnitt dem alten Mondschäfer den Bart mit

einer silbernen Scheere vom Tische ab, und sie legten dann den alten Herrn auf die Kissen und trugen ihn stille zu ihrer Thüre hinaus. Nun nahte sich die Frau, die hinter dem Grubenhansel stand, meiner Führerin; sie war auch sehr schön, aber doch eines ernsthafteren Anblickes als Frau Mondenschein; ihre Haut war schneeweiß, ihre Haare schön goldfarb; ihre Augen schillerten ins Grüne; Mund und Wangen waren lichtroth; groß war sie nicht, aber ungemein rüstig und fest in ihren Bewegungen; auch trug sie eine Schürze von Goldstoff und einen Brustharnisch von geschlagenem Gold mit Edelsteinen besetzt; ihr Kopf aber schimmerte von tausendfarbigen Edelsteinen; sie nahte sich mit ihren sieben Begleiterinnen und sprach:

Frau Edelstein.

Grüß dich Gott, Frau Lureley fein,
Mit deinen sieben Töchterlein,
Ich möchte gern berichtet sein,
Ob fertig der Sarg von Elfenbein?

Da antwortete ihr

Frau Lureley.

Schön Dank, schön Dank, Frau Edelstein!
Mit deinen sieben Erdfräulein:
Zinnober, Naphtha und Asbest,
Quecksilber, die keine Ruhe läßt,
Spiesglanz und auch Marienglas,
Kobold, die lacht ohn' Unterlaß,
Nimm hin den Sarg, er steht bereit
Bei meiner Tochter Liebesleid.

Nun nahm Frau Edelstein einen von den drei Särgen, die bei der Jungfrau Liebesleid standen, und legte dann mit Hilfe ihrer sieben Mägdelein den Grubenhansel hinein, worauf sie mit demselben durch die Thüre hinwegzogen.

Die Frau, welche hinter dem Kautzenveitel stand, hatte schöne braune Locken und blaue lustige Augen; ihr ganzes Wesen war

fröhlich und leicht und sanft und heftig zugleich; sie hatte einen Mantel von lauter Pfauenfedern an, und in jedem Ohre einen Kolibri hängen; auf dem Kopfe trug sie einen rothen Kranz von Vogelbeeren, der, mit glänzenden Federn umsteckt, eine Krone bildete. Sie sprach zu Frau Lureley:

Frau Phönix Federschein.

Grüß dich Gott, Frau Lureley fein!
Mit deinen sieben Töchterlein,
Ich hätte gern von dir Bescheid,
Ob mir auch ward ein Sarg bereit?

Da antwortete ihr

Frau Lureley.

Schön Dank, schön Dank, Frau Federschein!
Mit deinen sieben Luftfräulein:
Mit Pfauenauges Farbenblitz,
Mit Reiherbusch und Schwalbenwitz,
Mit Turtel, Flämmchen, Nachtigall
Und Schwanenliedes Trauerschall.
Nimm dir den Sarg, er steht bereit
Bei meiner Tochter Liebesleid.

Frau Phönix Federschein empfing nun den zweiten elfenbeinernen Sarg von Jungfer Liebesleid, legte mit ihren Luftfräulein den alten Kautzenveitel hinein und zog mit ihm zu ihrer Thüre hinaus.

Nun war nur noch die Frau hinter Kohlenjockels Sitz übrig; aber sie füllte mit ihrem Gefolge doch die ganze Stube aus; denn sie waren meistens von einer lebendigen Art und konnten mit Geräusch und Hin- und Herzucken gar nicht zur Ruhe kommen. Sie hatte hochrothe Locken, die ihr wie Flammen um das bewegliche Köpfchen spielten; ihr Antlitz glänzte wie eine Sonne, und blaue Adern schossen wie Schlangen unter ihrer weißen Haut hin und her, und war sie so hastig und lebendig, daß man ihr

das Herz unter ihrem Röcklein von Asbest hüpfen sah. Sie stürzte auf Frau Lureley zu und sprach:

Frau Feuerschein.

Grüß dich Gott, Frau Lureley fein!
Mit deinen sieben Töchterlein,
Nun sag mir gleich, sag mir geschwind,
Wo ich den Sarg bereitet find'?

Da antwortete ihr

Frau Lureley.

Schön Dank, schön Dank, Frau Feuerschein!
Mit deinen sieben Glutfräulein:
Mit Flämmlein und mit Fünklein klein,
Mit Lichterloh und Ascherlein,
Mit Hitzenblitz und Rußerauch
Und Fräulein Kohlenschwärzel auch,
Der dritte Sarg steht dir bereit
Bei meiner Tochter Liebesleid.

Da fuhr Frau Feuerschein mit ihrem Gefolge schnell auf den Sarg los; sie faßten den alten Kohlenjockel und legten ihn hinein und eilten mit ihm ihre Thüre hinaus.

„Diese alten Herren haben nun alle ihre Ruhe," sagte Frau Lureley, „und nun muß ich den zwölf frechen Mühlknappen, die mich so oft verhöhnt und verrathen haben, auch ihren Lohn geben;" da befahl sie ihrem Töchterlein Liebesneid, welche die zwölf Mühlsteine bereitet, sie sollte vor jeden dieser Knappen einen der Steine hinwälzen. Liebesneid trieb die Steine vor sich her, und vor jedem Knappen blieb einer stehen. Da sprach Frau Lureley:

„So viel Narren, so viel Kappen;
Auf, ihr alten frechen Knappen!
Fahret durch die breiten Kragen,
Die ihr sollt wie Rathsherrn tragen,
Setzt euch um den Tisch herum,
Sinnt und denkt und bleibet stumm."

Nach diesen Worten fuhren die zwölf Knappen mit ihren Köpfen durch die Löcher der Mühlsteine durch und setzten sich wie zwölf Rathsherren mit breiten Kragen um den Tisch ganz stockstill herum, als hätten sie eine große Sorgenlast auf den Schultern. Nun zog Frau Lureley mit mir und ihren sieben Töchterlein durch die Thüre hinweg, durch welche Frau Mondenschein gegangen war. Wir traten in eine schöne Kirche von wunderbar künstlicher Bauart; sie bestand aus fünf Kapellen, die in der Gestalt eines Kreuzes aneinander gebaut waren. Die mittelste war höher, und aus ihr überschaute man die vier andern. Die Kapelle in der Mitte war ganz dunkelblau und mit einem Schimmer von Mondenschein durchgossen; denn die Kuppel von blauem Glas war von einem vollen Monde und vielen Sternen erleuchtet; ihr Boden war mit lebendigen Blumen besät und schien ein zarter Rasen zu sein. Lämmer von Alabaster lagen um einen marmornen Sprudelquell, der zu den Füßen eines künstlichen Felsens von Blumen umwachsen murmelte; in diesem Felsen aber lag der Leib des Mondenschäfers auf den Sammtkissen, die mit Thymian und Würzkräutern ausgefüllt waren, und man konnte den alten Herrn sehr wohl durch einige Krystallscheiben, die vor der Höhle angebracht waren, betrachten; auf dem Felsen aber ruhte ein Schäfer von Marmor; er hatte eine Flöte und einen Hund neben sich und schien über dem Gemurmel der Quelle in angenehmen Träumen entschlummert; über dem Eingange dieser Kapelle aber standen folgende Worte:

„Hier ruht Damon, der gute Hirt, der
erste Fürst von Staarenberg, er verlangt
nichts mehr zu wissen.“

Die Kapelle gegen Mitternacht war ganz finster, und Wände und Kuppel waren mit unzähligen Erzstufen, Edelsteinen und Mineralien bedeckt, und der goldene Sarg, worin der Grubenhansel lag, stand unter einem Gebäude von Krystall, auf dem ein Bergknappe saß von gediegenem Gold, der mit einem silbernen Grubenlichte auf dem Kopfe einen wunderbar zauberischen Schimmer

über die funkelnden Wände warf; über dem Eingang dieser Kapelle standen die Worte:

„Hier ruhet Johannes, der emsige Bergmann,
zweiter Fürst von Staarenberg, er verlangt
nichts mehr zu wissen.“

Hier traten wir in die Kapelle gegen Morgen; sie war ganz eine große Laube von Marmor in durchbrochener Arbeit, und die Räume zwischen den Zweigen und Blättern waren mit durchsichtigen rothen und saferanfarbigen Edelsteinen ausgefüllt; von außen aber war die Kapelle mit unzähligem Rankengewächs umzogen, und man glaubte, wenn man in der Mitte stand, in einer von der Morgenröthe durchschimmerten Laube zu stehen; in der Mitte der Kapelle stand in einem goldenen Käfig von der schönsten Arbeit der Sarg, in welchem man den Leichnam des Kautzenveitel in seiner Vogelstellertracht ruhen sah; über dem Käfig aber erhob sich ein silberner Baum mit goldnen Blättern und Vogelbeertrauben von Rubin. Mitten in diesem Baume saß ein Jüngling von Alabaster mit einer Eule auf der Hand, und alle Zweige des Baumes waren mit den schönsten künstlichsten Vögeln bedeckt, die aus mancherlei Federn und Edelsteinen bunt zusammen gesetzt waren. Ueber dem Eingang der Kapelle aber stand:

„Hier ruht Veit, der Vogler, dritter Fürst
von Staarenberg, er begehrt nichts mehr zu
wissen.“

Hierauf betraten wir die Kapelle gegen Mittag; sie war aus glänzenden Schlacken erbaut und mit mancherlei Schmelzwerk ausgeziert; ihre Kuppel bestand aus feuerfarbenem Glase, durch das die Sonne in wunderbarem Glanze herein strahlte; in der Mitte stand der Sarg des Kohlenjockels, von goldenen Flammen umgeben, und über ihm stand ein Jüngling von Erz, der in den Händen ein Becken voll lebendigen Feuers trug — über dem Eingang standen die Worte:

„Hier ruht Jakob, der Köhler, der vierte
Fürst von Staarenberg, er verlangt nichts
mehr zu wissen."

Alle diese Kapellen war ich an der Seite der schönen Frau Lureley durchwandelt, und nun traten wir in die letzte gegen Abend. Sie war von weißem Marmor und ruhte auf goldnen Säulen, welche Garben vorstellten; in der Mitte durchfloß sie eine lustige Quelle, die ein silbernes Mühlrad trieb, das, mit harmonischen Schellen behängt, ein liebliches Getön hervorbrachte; sonst war noch kein Sarg hier und kein anderes Bild, auch keine Inschrift stand über dem Eingang.

Als die blonde Frau herein trat, ward sie sehr traurig und weinte und sagte zu mir: „Radlauf, gib mir die Gebeine des schwarzen Hans." — Ich gab sie ihr, sie benetzte sie mit ihren Thränen, legte sie in die goldne herzförmige Kapsel, die ihr Mägdlein Liebeseid gesponnen hatte, und hängte sie über dem Rade an einer silbernen Kette auf, die von der Decke herab hing. In dem Augenblick stürzte ein ungeheurer Schwarm von Staaren mit durchdringendem Geschrei durch die offne Kuppel der Kapelle, und Lureley sprach zu ihnen:

„Die Tage der Rache sind zu Ende, ihr treuen Diener eures unglücklichen Herrn! geht auf den Hof des Schlosses, ich will euch seinen frommen Sohn vorstellen." — Nach diesen Worten hoben sich die Staare von dannen, und sie sprach zu mir: „Mein theurer Radlauf! erschrecke nicht über das, was ich dir sagen werde, unterbrich auch nicht meine Rede mit Worten und Fragen und Ausrufungen; sobald du redest, muß ich dich verlassen, und du zerbrichst ein Werk, was dich und mich beglücket; reiche mir deine Hand, umarme mich, o komm an mein Herz, ich bin deine Mutter." Hier schloß sie mich in ihre Arme; Schauer und Entzücken nahmen mir die Sinne; aber sie benetzte mein Antlitz mit dem Quell, und mir ward unendlich wohl — dann fuhr sie fort: „Der schwarze Hans, den wir hier begraben haben, ist dein Bruder; hier diese Kapelle ist die Grabstätte deines Vaters, noch

ruht er nicht hier, noch lebt er, du wirst ihn noch einmal umarmen; noch mehr Geschwister hast du, du sollst sie alle sehen; in wenigen Stunden muß ich dich verlassen; drum bleibt mir nicht die Zeit, dir Alles zu erklären, was dich heute mit Erstaunen erfüllt; aber bald seh ich dich wieder, und du lernst mich kennen; jetzt folge mir, daß ich dich deinen Unterthanen vorstelle, die dich erwarten."

Stumm und erschüttert, mehr durch ihre Erzählung, als durch ihr Gebot, zu schweigen, folgte ich ihr in der Begleitung ihrer sieben Jungfrauen. Wir gingen aus der Kirche hinaus; auf schönen reinen Treppen stiegen wir zu hinteren Terrassen, mit mancherlei Bildsäulen und schönen Gefäßen, aus denen Wasser sprudelte, geschmückt; so gelangten wir durch geräumige Vorsäle in prächtig geschmückte Gemächer, die, bequem und vornehm an einander gereiht, auf bunten Teppichen durchwandelt wurden, bis sie auf einer großen Marmorgallerie wieder zu Tage liefen. Von diesem Standpunkte übersah man den grünen Spiegel des Sees und das jenseitige Waldgebirge, das so zu sagen erst die Folge dieser Säle beschloß; aber, hinausgetreten auf den Balkon, erblickte ich den Hof des Schlosses und die ihn umgebenden Gärten und Terrassen mit einer Menge von Menschen bedeckt, die mit Hüten und Tüchern wehend einem freudig stürmenden, jauchzenden Meere glichen, das mit tausend Wogen des Jubels an mein bestürztes Herz schlug und immer: „Heil! Heil! unserm Fürstensohne, Heil! Heil! seiner Mutter!" rief.

Die liebe blonde Mutter aber sprach zu mir: „Sage, mein Sohn, an wen gedenkst du jetzt, du, der kummervoll und arm war und jetzt mit allem weltlichen Entzücken berauscht ist?" — Da sprach ich: „Daß der Vater lebt, ist mir lieb; daß ich meine Mutter sehe, ist mir süß; aber ich wollte, ich wäre am Rhein und dieses Schloß wäre meine Mühle und dieses Volk wäre der Rhein; Ameley wäre in seinen Wellen, ich stürzte hinein, trüge sie in meinen Armen auf die Wiese ans Ufer und sähe in ihre holdseligen Augen; ach! das wäre süßer als Alles." — Darauf sprach meine Mutter: „Du bist der treueste Mann, und glücklich, die

dich liebet; bald sollst du sie wiedersehen.“ Dann sprach sie zu dem Volke: „Rüstet das Land und das Schloß, in wenigen Tagen kehret euer Herr zurück.“ Somit wendeten wir uns um und gingen durch die Gemächer, über die Treppen, durch die Kirche, hinab in das Gewölbe, wo die zwölf Knappen um den Tisch saßen, wie Rathsherrn. „Nun,“ sagte Lureley, „muß ich dich verlassen, bitte dir eine Gnade aus, bald sehe ich dich wieder.“ — Ich wußte über alle diese Herrlichkeiten nicht, was ich begehren sollte, und da ich die zwölf alten Knappen so gewaltig besorgt sitzen sah, sagte ich: „Verzeihe diesen armen Schelmen und lasse sie deiner Milde genießen, und schenke sie mir zur Begleitung, daß ich nicht so mühsam nach Hause ziehen muß.“ — Da umarmte sie mich und küßte mich und verschwand; ich aber wußte nichts mehr von mir, ein wunderbarer Schlaf befiel meine Augen.

Vom Tanz der Frau Mondenschein, und wie sie ihren sieben Töchterlein ihre und des Mondenschäfers Geschichte und den Fluch der Frau Aglaster erzählt.

Als ich erwachte, lag ich am Eingang eines Waldes in dem Schatten einer sich weitausstreckenden Eiche, und um mich her standen zwölf ehrbare Ritter: dieselben, die mich hieher zu euch geleiteten, ihre Rosse standen an den Bäumen umher gebunden; sie grüßten mich als Fürsten von Staarenberg und fragten: „Wohin geht unser Weg?“ Ich sagte: „Wir ziehen zum Rhein“ — und somit bestiegen wir unsere Rosse und zogen fröhlich durch die gesegneten Thäler hinab.

Als am Abend die Sonne hinab sank über einem spiegelglatten Landsee, machten wir Halt an einem bequemen Ort; ich befahl meinen Gefährten, das Lager zu rüsten und das Abendbrod zu bereiten; ich selbst aber wollte gehen, mich in den schimmernden Wellen des Sees badend zu erquicken und meiner theuren Ameley

zu gedenken. Trauernd schlich ich am Ufer durch die düstern Erlen dahin, entkleidete mich auf dem Rasenufer einer kühlen Bucht und tauchte mein sehnsüchtiges Herz in den labenden Spiegel des Sees. Schon war die Sonne hinabgesunken; das Lied der Vögel verstummte; ein leiser Wind trieb die Wellen kräuselnd gegen meine Brust; der Abendstern stand lächelnd über dem jenseitigen Berg; eine wehmüthige Lust durchdrang mein Herz bei dem Klange einer Hirtenflöte, die in der Gegend über die Wiese hinspielte.

„O süße Ameley!" rief ich aus, und indem ich meine Arme in den Wellen ausbreitete, als wollte ich sie an mein Herz schließen, und diese Bewegung oft wiederholte, begann ich zu schwimmen und richtete meinen Weg nach einer anmuthigen Insel, die von Erlen umgeben in der Mitte des Sees lag. — Hier setzte ich mich in den Arm einer hohen Weide, die sich gekrümmt über das Ufer des Sees vorlehnte und ihr zartes Laub in die Wellen senkte, wie eine Jungfrau, die sich weinend ihre Locken wäscht; und ganz eingeschleiert von den dichten Blättern des Baumes schaute ich trauernd bald über die Fläche des Sees, auf der schon der bleiche Mond und die Gestirne sich spiegelten, bald über die entschlummerten Blumenglocken der Insel, die einen von Büschen geschmückten Weidenrasenplatz bildete; so ward ich Zeuge eines reizenden Schauspiels.

Die Frau Mondenschein, die ich mit ihren sieben Mägdlein in der Gruft gesehen, wandelte über die Wipfel der Bäume daher; die Zweige, die sie berührte, schimmerten mit silbernem Glanz, und die Nachtigallen begannen in den Büschen zu singen und schienen mir immer Ameleya! Ameleya! zu rufen.

Als aber die wunderbare Frau mit ihren Gespielen auf den Grashalmen und Blumenkelchen hinwandelte, erwachten die Heimchen und begannen ein süßes vertrautes Geschrille; die Quellen murmelten traulich, und das Echo zitterte das träumende Luftgeräusch wieder; die Mägdlein aber umgaben einen schönen grünen Rasen, und in ihrer Mitte schwebte Frau Mondenschein und sang also:

„Nochmals laßt mit zarten Füßen
Uns im Thau die Kreise ziehen,
Nochmals uns die Blumen grüßen
Und dann von der Erde fliehen,
Von der Erde, die betrogen
Unser helles leichtes Herz,
Uns vom Lichte abgezogen
Zu der Tiefe finsterm Schmerz;
Reihet, reihet, meine Schwestern!
Und ich sing mein irdisch Weh;
Ach! vierhundert Jahr wie gestern
Ich mir heut verschwunden seh.“ —

Nun tanzten die sieben Mägdlein um sie her, und eine jede that, was ihres Amtes war. Spinnenseil trug einen silbernen Rocken, von dem sie feine Fäden zog und damit den Tanzplatz umgab. Dazu sang sie:

„Daß kein Kobold ungeladen
In der Elfen Tanz eingeh,
Zieh ich einen Silberfaden
Jetzt von Blum zu Blum im Klee,
Spinnerin bin ich, Fädlein spinn ich;
Weberin web ich, rings umschweb ich,
Unsern Tanz so fein und sinnig
Rings mit sichrem Netz umgeb ich.“

Schneckenpfeil aber war mit Bogen und Pfeilen wie eine rüstige Jägerin bald hier, bald dort und wies eine Menge von Fledermäusen, Nachtschmetterlingen, Eidexen und andern unbequemen Gästen, die der Glanz der Frau Mondenschein herbei lockte, mit ihren Pfeilen zurück, wozu sie sang:

„Eines kräft'gen Käfers Zange
Ist mein Bogen; Spinnenseil
Drehte Fäden mir zum Strange,
Und ich schieß den Schneckenpfeil;

Pfeile spend ich, von uns wend ich
Eider, Kauz und Fledermaus;
Alle blend ich, alle send ich
Witzig spitzig bald nach Haus."

Die dritte Jungfrau aber, welche Mottenflügel hieß, schweifte von Blume zu Blume und sammelte den Thau und bestreute mit seinen Perlen den Rasen um Frau Mondenschein her, wie man die Tanzböden gegen den Staub zu besprengen pflegt; ihr Gesang aber lautete also:

„Ich bestehl im Thal am Hügel
Alle Blümelein im Traum,
Schüttle Perlen von dem Flügel
Hier in unsres Spieles Raum;
Perlen setz ich, leis benetz ich
Unsre Au mit kühlem Thau,
Daß ihr Füßlein nicht verletz sich
Mondenschein, die zarte Frau."

Palmkätzchen, die vierte Jungfrau, trug allerlei weiche Blüthenflocken, zarten Flachs und Flaum herbei und breitete Teppiche zum Sitzen der Frau Mondenschein aus; auch verstopfte sie die Glocken der Blumen aus einer übertriebenen Sorge, sie möchten vom Tanze bewegt läuten und die nächtliche Feier verrathen, bei welchem Geschäfte sie folgendermaßen sang:

„Flachs von fauler Dirnen Rocken,
Flaum von zarter Knaben Kinn
Stehl ich, streue weiche Flocken
Unter eure Füße hin.
Weit her schlepp ich euch den Teppich,
Daß ihr nicht zerreißt die Socken
An dem Eppich — Wolle stepp ich
Ins Geläut der Blumenglocken."

Die fünfte Jungfrau, Blumenfädchen, sammelte allerlei Wohlgerüche, die sie auf einem Rauchfaß, das sie in Gestalt einer

Rose in der Hand schwenkte, auf dem Tanzraum mit folgendem Gesange verbreitete:

Ich umschweb die Blumenkelche,
Raube ihnen süßen Duft,
Schwenke, daß das Fest hoch schwelge,
Dann mein Rauchfaß durch die Luft.
Ich bin luftig, Rose ruft mich,
Mir winkt Lilie, seufzt Viole,
Rings süß duftig mach die Luft ich
Euch ums Haupt und um die Sohle."

Ihr folgte in emsigem Geschäfte die sechste Jungfrau, Johannislicht; sie zündete rings im Gras und in den Büschen kleine schimmernde Lichter an, machte kleine Laternen aus den Kelchen der Glockenblume und ließ eine Menge leuchtender Funken die verschiedenen Kreise des Tanzes, wie ein Feuerwerk auf dem Teppich der Nacht, hinschweben, wobei sie also sang:

„Ich begleite mit Gefunkel
Eure Füße auf dem Plan,
Zünde rings im Nachtesdunkel
Tausend bunte Lampen an.
Es umgränze und umglänze
Duftberauscht und mondlichttrunken
In dem Lenze unsre Tänze
Glühend der Johannisfunken."

Die siebente Jungfrau, der fliegende Sommer, auch Altweibersommer genannt, brachte einen schönen Schleier heran und reichte ihn der Frau Mondenschein, die ihn traurig anlegte, wozu sie sang:

„Frühling war ein luſt'ger Freier,
Sommer ernst ein Ehemann,
Herbst webt schon den Wittwenschleier,
Und der Winter legt ihn an.
Jungfraun lauern hinter Mauern
Unterm Schleier auf den Freier;
Wittwen trauern und bedauern
In dem Schleier Todtenfeier!"

Als Frau Mondenschein den Schleier angelegt hatte, tanzten die Jungfrauen um sie her, und die Heimchen grillten im Takte, wozu Frau Nachtigall bald lustig schmetterte, bald in süßen Klagen zu zerfließen schien; endlich aber verstummte die Musik, und die Tänzerinnen wurden ruhig, der Mond trat hinter die Wolken, die leichten Frauen allein warfen einen milden Schein auf Blumen und Gras, aber keinen Schatten; da sprach Frau Mondenschein also:

„Meine lieben Mägdlein, jetzt ist die Stunde, wo ich euch endlich erzählen kann, was mich schon vierhundert Jahre lang so traurig macht; mein Leid ist vorüber, morgen ist Alles vergessen, morgen bin ich wieder jung, neu und glücklich.

Vor vierhundert Jahren hatte ich noch keine Gesellinnen, ich war einsam und allein und wandelte sehnsüchtig und träumend hier auf dieser Insel umher, die mir besonders lieb war; aber sie war damals noch keine Insel, der Raum zwischen hier und dem jenseitigen Ufer war ein wildes Felsenthal, und hier war eine anmuthige Bergwiese. Viele Jahre besuchte ich diesen einsamen Fleck und badete mich Nachts in dem Brunnen, der dort am Fels hinter den Erlen quillt; — als ich einst traurig über meine Einsamkeit in dem Bade saß, bekam ich plötzlich eine Gesellschafterin. Frau Echo, die lange in dem Felsen geschwiegen hatte, erwachte plötzlich und sang mir die Melodie einer Hirtenflöte ins Ohr, die vom jenseitigen Ufer ertönte; lange lauschte ich entzückt ihren Tönen und weinte, als sie leiser, immer leiser wieder verstummte. Ich, die nicht wußte, wo der süße Klang herkam, irrte und suchte rings umher; sieh! da eilte am Rande dieser Wiese mir ein silberweißes Lamm entgegen; ihr könnt euch denken, wie ich entzückt war, einen so lieblichen Gespielen in meiner Einsamkeit erhalten zu haben; — ich pflegte und liebkoste mein Lamm, als wenn es mein Brüderchen wäre; führte es zur Weide, wo das Gras am zartesten, die Kräuter am gewürzigsten waren, und hatte meine Freude viele Tage mit ihm. Seit das Lamm bei mir war, sang mir Frau Echo täglich das Flötenlied vor, und ich bemerkte, daß mein kleiner Gespiele dann immer sehr unruhig

ward und sehnsüchtig blöckte. Auch stellte sich nun Frau Nachtigall ein und sang mit Frau Echo um die Wette, und so entschlummerte ich einstens hier auf dem Hügel, das Lamm in meinem Arm, in seligen Gedanken.

Ich mochte kaum einige Minuten geschlafen haben, als das Lamm plötzlich sich aus meinen Armen riß und vor mir herstürzte; auch ich sprang auf, denn neben mir stand ein junger Schäfer, schön und freundlich; das Lamm war ihm entgegen gesprungen, und eine fröhliche Heerde tummelte sich auf der Wiese umher. Er grüßte mich freundlich und sagte mir, das Lamm, das sich neulich von seiner Heerde verloren, habe ihn hieher gelockt, und er danke mir, daß ich es so gütig gepflegt. Wir wurden bald bekannt; er verließ mich am Morgen mit dem Versprechen, am Abend wiederzukehren. Mit Sehnsucht erwartete ich den Abend, Damon kehrte zurück, wir erzählten uns Märchen, sangen uns Lieder, flochten Kränze und waren selig. Oft hatte er mich besucht; bald aber kam die Stunde, daß er mich nie verlassen sollte. Als wir einst hier am Hügel neben einander entschlummert waren, es war schon gegen Morgen, und die Sonne trat schon hinter den Bergen hervor, erweckte uns ein heftiges Geräusch; wir sahen die Heerde erschreckt vor uns herstürzen und folgten ihr ängstlich nach dem Rande dieser Wiese; denn über uns war ein großer Bach entsprungen, der sich wild zu dem Felsthal hinabstürzte; er schien uns boshaft zu verfolgen; ich hätte zwar leicht entschweben können, aber mein Damon war mir zu lieb, und ich wollte ihn nicht verlassen; blindlings folgten wir der Heerde, die sich in eine weite Felsenhöhle flüchtete.

Kaum waren wir hineingetreten, als von dem Sturm der Schaafe aufgestört eine Wolke von Staaren über uns her zu der Höhle hinaus flog; wir faßten uns fest in die Arme, um nicht umgeworfen zu werden. So von den blöckenden Lämmern umdrängt hatten wir uns kaum eine Weile erholt, als plötzlich über die Höhle und ihren Ausgang nieder das Wasser in das Thal stürzte und den Ausgang verschloß. — „Damon,“ sagte ich, „wie ist dir? wir sind gefangen.“ Er aber antwortete: „Mir ist

wohl in dieser festen Burg mit krystallner Thüre; an deiner Seite bin ich wie ein König; diese Lämmer sind ein liebes lenksames Volk, und ich will uns ein Trostlied spielen." Da setzte er seine Hirtenflöte an die Lippen und spielte ein wundersüßes Lied, das Frau Echo aus geheimen Gängen der Höhle wiederholte und das rauschende Wasserthor und das Blöcken der Lämmer begleiteten: da sagten wir uns, wir wollten immer beisammen bleiben. Das niederstürzende Wasser mehrte sich, und wir mußten uns in der Höhle einrichten, so gut als wir konnten. Damon fand einige anliegende Gewölbe und trieb die Schaafe hinein; viele Kräuter wuchsen am Eingang, und Laub hing von überhängenden Büschen herein; der Wassersturz drängte die Zweige herab, und Damon als ein treuer Hirt streifte das Laub ab und sammelte die Kräuter und machte Bündelchen daraus, um die Schafe in Hungersnoth zu fristen; sie leckten dazu das Salz, das an den Wänden ausgeschlagen war. Er selbst nährte sich von den Staareneiern, die in vielen Nestern an der Felsenwand waren. So lebten wir einige Tage, und das Sonderbare unserer Lage gefiel uns noch immer wohl.

Am dritten Morgen hatte Damon so eben in der düsteren Höhle aus einem besonders schönen Neste ein Ei genommen, als wir bemerkten, daß der Wassersturz vor dem Eingang dünner geworden war und einen Durchgang bildete; schnell eilten wir hinaus und sahen in eine ganz veränderte Gegend: das Felsenthal ringsum hatte sich in einen See verwandelt, ein Regenbogen stand über uns ausgespannt, und Tauben schwebten über den Spiegel.

„Sieh da!" sagte Damon, „der Himmel selbst will, daß wir beisammen bleiben; diese Höhle ist eine Insel geworden, ohne Schwimmen kann ich mit der Heerde nicht mehr hinüber. Der Ort schickt sich gut zu meiner Nahrung, auf diesem Eiland esse ich mein Ei," und somit knickte er das Ei, das er in der Hand hatte, an einer scharfen Stelle des Felsens, brach es in zwei Hälften und schlürfte es aus.

Kaum aber hatte er dieses gethan, als eine schwarze Wolke

den Himmel bedeckte und mit einem wimmernden Geräusch nahte, und sieh! es war der große Staarenschwarm, der über uns her mit stürmischer Hast in die Höhle kehrte. Die geflügelte Windsbraut zog uns mit in die Höhle, und Damon warf sich vor ihrem Ungestüm platt an den Boden in einen Winkel; ich ahnte wunderbare Dinge und berührte Damon mit meinem Fuß, auf daß er entschlummerte und nicht hören möge, was er nicht ändern konnte, und er sank in einen tiefen Schlaf.

Mit wildem Geschrei flatterten die Vögel durch die Höhle hin und her und wehklagten über ihre zerstörten Nester, und ergrimmt hackten sie sich in die Wolle der Schaafheerde fest, die geänstigt unter Geblöck aus der Höhle heraus stürzte und sich über den Hügel zerstreute; und da die größere Anzahl der Staare sie verfolgend die Höhle verlassen hatte, kam ein größerer Vogel, der ein Krönchen auf seinem Haupt hatte, heftig gegen mich angeflogen; erst umschwebte er mich mit großem Wehgeschrei und holte dann die zwei halben Eierschalen, die vor dem Eingang auf dem Felsen lagen, legte sie auf einen Steinvorsprung vor sich nieder und brach in folgende Worte aus:

„Weh! weh! Frau Mondenschein!
Was that ich Ihr zu Leide,
Daß solche Noth und Pein
Ich Aermste durch Sie leide!
Mein Ei! mein Wunderei!
Zerbrochen und verzehret!
Der Staaren Bau zerstöret!
O höre mein Geschrei,
O Cisio Janus, steh mir bei!

Schwärmerin! Härmerin!
Gleicherin! Schleicherin!
Schweigerin! Schmachterin!
Trachterin! Heuchlerin!
Schmeichlerin! Träumerin!
Säumerin! Hehlerin!
Stehlerin! Grüblerin!

Lieblerin! Rührerin!
Verführerin! Sehnerin!
Gähnerin! Thränerin!
Scheinerin! Meinerin!
Schläferin! Schäferin!
Weh! weh! mein Wunderei!
O Cisio Janus, steh mir bei!"

Und so setzte sie in ihrer Staarensprache immer mit Wehklagen und Schmähworten abwechselnd ihr Hilfsgeschrei nach Cisio Janus fort. Mich jammerte das arme betrübte Mutterherz, ich unterbrach sie nicht in dem ersten Ausbruch ihres Wehs; aber ich ergoß meine tröstendsten Strahlen durch die Höhle. Die Sonne war untergegangen, die Sterne traten am Himmel hervor und besahen sich verwundert in dem neu entstandenen Wasserspiegel; es war, als drängten sie sich dicht zusammen, und als schaue einer dem andern über die Schultern. Und sie blitzerten so frisch, frei und freundlich, als gefielen sie sich wohl. Da schaute ich den schlafenden Damon mit meinen tiefsten Augen an, und er verstand meinen Willen. Träumend ergriff er seine Hirtenflöte und spielte eine ungemein rührende Melodie. Nach einer kleinen Weile milderte sich schon das Klaggeschrei der Staarenkönigin, und bald war es nur ein einzelnes Schluchzen und Seufzen; so oft sie aber wieder die zerbrochene Eierschale betrachtete, schrie sie von Neuem: „Mein Ei! mein Wunderei! O Cisio Janus, steh mir bei!" und begann eine neue Reihe von Schmähworten gegen mich, die sich aber immer milderten, und ich hörte zuletzt gar das Wort Trösterin von ihrem Schnabel erklingen; worauf sie ganz verstummte, und aufmerksam mit gewendetem Kopf wie andere Staare zuhörte als wolle sie ein Lied lernen; viele andere Staare kamen leise herein geschlüpft und setzten sich hie und da wie studirende wißbegierige Männchen umher und drehten den Kopf bald links, bald rechts, fingen auch an hie und da ein Endchen der Liederweise nachzupfeifen.

Wie wird mir? Wer wollte wohl meinen,
Wenn winkend aus wiegendem See

Süß sinnend die Sternelein scheinen,
Werd' heiter, weich weiter, du wildwundes Herz.

Komm Kühle, komm küsse den Kummer,
Süß säuselnd von sinnender Stirn,
Schlaf schleiche, umschleire mit Schlummer
Die Schmerzen, die schwül mir die Seele umschwirrn.

Flöß flehend, du Flötengeflüster,
Mir Himmel und Heimath ans Herz,
Leucht lieblich und lispele düster
Und fächle, daß lächle im Schlummer der Schmerz.

Sieh! sind schon die Sonnen gesunken,
Glück glimmet in Abendlichts Glut,
Und Finsterniß feiert mit Funken,
Licht locket ins Leben das liebende Blut.

Wir wanken in wohnsamer Wiege,
Wind weht wohl ein Federlein los,
Wie's wehe, wie's fliege, wie's liege,
Fein fiel es und spielt es dem Vater im Schooß.

Bis hieher hatte die Staarenkönigin, sich beruhigend, mein Trostlied gehört, als sie aber die letzte Strophe nachschwätzen wollte, brach ihr Leid wieder aus, und sie sagte nur weniger heftig als im Anfang:

„Weh! mein Ei! mein Wunderei!
So grausam zu zerbrechen,
Vom Federlein dann sprechen,
Das fort geflogen sei.

So könnt ein Jeder sprechen;
Und eines Schäfers Magen
Nennt Sie des Vaters Schooß!
Frau Mondschein, ich muß sagen,
Der Unterschied ist groß,
Die Aehnlichkeit kurios!“

Ich danke Ihr für das schöne Trostlied, es hat mir bis auf den seltsamen Schluß ganz wohlgethan; aber ich weiß wohl, der Mondschein erlaubt nicht, etwas genau zu unterscheiden. So wisse Sie denn, ich bin die Staarenkönigin Aglaster, und Ihr tölpelhafter Schäfer hat mit diesem Ei die Hoffnung der Welt, den künftigen Regenten des Staarenvolkes vernichtet. Es war dieses Ei aber ein Schicksalsei, gar wunderbar gezeichnet, und wenn erst Herr Cisio Janus kommt, der wird Ihr schon auslegen, was der Schäfer gethan hat."

Ich erwiederte hierauf: „War es ein Schicksalsei, so hat Damon ein Schicksal mit sich verbunden; o ihr edles schwarzgefiedertes Staarenvolk, willst du deiner Königin Sohn dienen, wo er auch sei?" —

Auf diese Frage erhob sich ein allgemeines Geschrei der Staare: „Das wollen wir, das wollen wir!" — „Wohlan," fuhr ich fort, „so gehorchet ihm in dem edlen Schäfer Damon, mit welchem sich dieses Schicksalsei verbunden hat, was wahrlich ein Schicksal zu nennen ist, ein unabänderliches, unverschuldetes und recht gutes; denn ihr werdet in ihm einen weisen und milden Regenten haben, und in mir, seiner Braut, eine wohlthätige Mutter. War es eurer guten Königin Aglaster nicht vergönnt, aus diesem Schicksalsei einen Staarenprinzen zu brüten, so hat mir der Himmel doch verliehen, euch alle in Menschen zu verwandeln, was ihr in euren Voreltern gewesen, und ich will euch gründen ein Land Staaren, und ihr sollet Weizen und Korn bauen und Weinbeer essen in alle Ewigkeit."

„Weinbeer! Weinbeer! Vivat Prinz Damon!" schrie das Staarenvolk nun allgemein. Frau Aglaster aber war ganz anderer Meinung, sie schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Ich habe mich hinreichend überzeugt, daß man eher bei Menschen Staarenverstand, als bei den Staaren Menschenverstand findet, und so wäre es besser, Damon würde ein Staar und verbände sich mit mir, die eine arme Wittib ist, euch zu regieren."

Ueber diesen Vorschlag lachte und schrie das ganze Volk, sie sagten, das hieße vom Pferde auf den Esel kommen, und

schrien fortwährend: Vivat Weinbeer, Weizen und Menschenverstand! —

Da war die ganze gute Stimmung der Frau Aglaster vorüber, und sie rief wieder: „Mein Ei! mein Wunderei! Komm Cisio Janus, steh mir bei!“ — Ich aber sagte: „Ei was, es fällt kein Sperling vom Dache ohne Gottes Willen“ — und wollte mich entfernen, da erwiederte sie: „Vorhin spracht Ihr von einem Federchen, jetzt ist es schon ein Sperling; aber es ist hier von einem Schicksalsei und einem Nest die Rede, das kein Dach ist.

„Höret, höret!
Es ist leicht, ein Ei zu kauen;
Aber was im Ei gelebt,
Läßt sich nicht so leicht verdauen;
Denn es wird sein Ziel erschauen,
Was da lebet, was da schwebt.
Weh! mein Ei! mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio!
Ach und Oh!
Steh den Wittwen und Waisen bei!

Höret, höret!
Aeußrer Faden abgerissen
Spinnt sich weiter innerlich,
Und der leicht verschluckte Bissen
Wird nach Wissen und Gewissen
Einst auch wieder äußerlich.
Weh! mein Ei! mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio!
Ach und Oh!
Steh den Wittwen und Waisen bei.

Höret, höret!
Dieses Leben, das im Eichen
Ihr verzehret, war bestimmt
Nach der Schale Wunderzeichen,
Viel Verkehrtes auszugleichen,
Was nun andre Wege nimmt:

Weh! mein Ei! mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio!
Ach und Oh!
Steh den Wittwen und Waisen bei.

Ein Geschick habt ihr verschlungen,
Schien es gleich nur Staarenei,
Was sein Flügel hätt' geschwungen,
Was sein Schnabel hätt' gesungen,
Das ist darum nicht vorbei:
Weh! mein Ei! mein Wunderei!
Janus, Janus, Cisio!
Ach und Oh!
Steh den Wittwen und Waisen bei.

Was dem Staar war zu verzeihen,
Neugier, Glanzsucht, Plauderei,
Wird manch Menschenherz entzweien,
Daß es muß zum Himmel schreien,
Weh um die Verrätherei!
Weh! mein Ei! mein Wunderei!
Janns, Janus, Cisio!
Steh den Wittwen und Waisen bei."

Während Frau Aglaster mit aller traurigen Majestät, deren ein kinderlos, verwittwetes, gekröntes Staarenhaupt fähig ist, diese prophetische Weheklage aussenfzte, hörte ich mehrmals ein entferntes Stöhnen wie eines Mannes, der auf mühsamem Wege begriffen ist, und bei diesem Stöhnen ward ihr Ruf immer heftiger. Schon wollte ich fragen, wer ist nur der Cisio Janus, der so lange ausbleibt?! — Da sagte sie, als wisse sie meine Frage schon: „Sparen Sie die Frage, hier ist er schon." In diesem Augenblick kam ein Mann herein, der mich arme Frau Mondenschein, welche damals eine gar schüchterne Braut war, in eine ungemeine Verlegenheit setzte; es wurde mir, als kenne er mich durch und durch in allen meinen vier Vierteln, alle meine Conjunktion, Complexion, Temperament und Leidenschaft. Es

wurde mir ganz kurios zu Muthe; denn es war mir, als schaue mir der Herr Cisio Janus bis in das feinste Strählchen meines Innern hinein. Ihr wißt wohl, wie einem zu Muthe wird, wenn man eben sehr superfein und engelrein wie Edelstein und Elfenbein und Heiligenschein in der Nähe werther Freunde sich zieret, und es tritt der Hofmeister herein, der einen abgestraft; der Hausarzt, der einem den Buckel, die schiefe Hüfte, die hohe Schulter vertrieb und Inneres und Aeußeres eingerichtet hat; der Zahnarzt, Nägel- und Hühneraugen- und Staarstecher, der einen reparirt hat; oder die Kleiderhändlerin, die einem den Prachtanzug gebracht hat, oder die Näherin käme und sagte: das Hemd ist gar nicht mehr zu flicken, und breite es vor Jedermann aus, und dergleichen menschliche Haushaltungsfälle, die einem das Blut in die Wangen treiben."

„O ja, wir wissen schon, wir wissen schon, es ist zum Sterben!" riefen die Fräulein. „Aber wie geschah das durch den fatalen Herrn Cisio Janus so? Wie sah er denn aus? Wer ist er? Wie wußte er das? Lebt er noch? Könnte er jetzt wieder kommen? Ach, wenn er doch säße, wo der Pfeffer wächst!" — So fragten alle die Hoffräulein durcheinander und drängten sich ängstlich an Frau Mondenschein heran, als sei der Herr Cisio Janus, der Alles wisse, schon in der Nähe.

Frau Mondenschein lächelte über die Besorgtheit ihrer Dienerinnen, und mit ihrem Lächeln kam eine innige süße Ruhe über alle, und sie waren wieder zufrieden; das artige Mäulchen, das sie im Lächeln machte, erinnerte mich an die freundliche Prinzessin Ameleya, wie sie sich so lieblich umschaute, da ich armer Radlauf ihr die nasse Schleppe trug nach ihrer Errettung aus der Rheinfluth, damit sie ihr nicht so an die Beine schlagen sollte.

„Beruhigt euch ganz," fuhr Frau Mondenschein fort, „Herr Cisio Janus lebt nicht mehr; ihr werdet hören, wie es ihm ergangen. Ich zog mich, als ich Fußtritte hörte, etwas hinter den Schäfer Damon zurück, und siehe! da trat ganz außer Athem ein Mann herein, nicht jung und nicht alt; er sah aus, wie einer, der alle Tage anders ist und doch immer einerlei, wie einer, der ewig fortfährt und am Ende wieder von vorn anfängt. Sein

Mantel hatte drei Bahnen, sein Rock hatte drei Bahnen, sein Hemd hatte drei Bahnen, seine Hosen hatten drei Bahnen; jede dieser zwölf Bahnen war von anderer Farbe und in vier gleiche Felder getheilt; jedes dieser Felder wieder in sieben Feldchen, und jedes dieser sieben Feldchen in vier und zwanzig halb helle und halb dunkle Würfel; alle diese kleinen Felder auf den Kleidern des Herrn Cisio Janus waren mit den Todesanzeigen vieler berühmten Leute besteckt, deren Geister ihn jährlich einmal am bestimmten Tage besuchten. Wenn dieses besonders ausgezeichnete Leute waren, so waren die Anzeigen von rother Farbe.

Alles dieses beobachtete er mit der größten Pünktlichkeit und war von oben bis unten und überall mit unzähligen Merkzeichen besetzt. Er hatte an jeder der zwölf Bahnen ein anderes Ordenszeichen hängen und folgte reihum dem Einfluß dieser großen Herren; sie waren wie die zwölf Himmelszeichen; was mir aber ganz ärgerlich war, ist, daß er mein Porträt unzähligemal bald ganz voll und roth, bald halb Profil, bald ganz Profil, bald rabenschwarz wie Knöpfe auf seine Kleider genähet hatte, und daß diese Knöpfe keineswegs allein auf der Brust, sondern überall herumsaßen; er sah aus, als ob er wunder was für vertraute Bekanntschaft mit mir hätte. Er hatte einen Wuchs wie ein Kerbholz, Beine wie ein Maßzirkel, Arme wie ein Zollstock; sein Gesicht war wie eine Sonnenuhr und die Nase wie der Zeiger; seine Perücke war in zwölf Locken um die Stirne frisirt, welche zwölf Stundenzahlen vorstellten, sein eines Auge sah immer nach dem Schatten, den seine Nase warf, und das andere sah bald die Leute an, mit denen er sprach, bald irrte es auf den vielen Zeichen seines Gewandes umher, meistens aber schaute es nach den Sternen durch eine Brille, die er gewöhnlich trug, oder ein Sehrohr, das er am Hut befestigt hatte. Dieser Hut aber war ganz abenteuerlich; er drehte sich und rauschte wie ein Bratenwender und der Lauf der Gestirne bewegte sich daran, aber nicht allerdings ganz richtig, und da er behauptete, daß dieses ganze Werk nur eine Fortsetzung seines Gehirnes sei, welches er mit seinen Gedanken bewege, pflegte er sehr bös zu werden, wenn man

sagte, es scheine doch aufgezogen zu sein wie eine andere Uhr, denn sein Haarbeutel gehe ja wie ein Perpendikel und wozu denn die langen Schnüre niederhingen mit den Gewichten? Er sagte aber, dieses seien die Kleingewichte, an denen das Gleichgewicht von Europa regiert werde, und der Haarbeutel sei das von ihm erfundene perpetuum mobile, was ihm aber nicht geglaubt worden ist. Auf seiner einen Schulter saß ein Hahn, und in der rechten Hand führte er einen langen hohlen Stab, worauf eine kreischende Wetterfahne befestigt war, die ihm aber auch als Sehrohr diente. Auf seiner Schnupftabaksdose war ein Kompaß, und in ihr selbst war Schneeberger Schnupftabak, jedoch weit mehr kleine weiße Erinnerungspapierchen, um dies und jenes nicht zu vergessen. Er schnupfte sie immer mit dem Tabak, und wenn er nieste, stoben sie wie Schneeflocken um ihn her. Zu seiner seltsamen Kleidung gehörte noch, daß er hinten über den Haarbeutel eine Schlinge befestigt hatte, woran er sich, wenn er ruhte, an die Wand hängen ließ, und außerdem war der seltsame Mann mit weißem Papier durchschossen, worauf allerlei Zinsen und Schulden, Geburts- und Sterbfälle aufgekritzelt waren. Man sollte meinen, Das alles müßte sehr geraschelt haben; aber nein, er that Alles Schritt vor Schritt und zu seiner Zeit, darum kam er auch gleich auf den Ruf der Frau Aglaster; denn er hatte die Reise schon aus den Sternen gesehen und sich zur gehörigen Zeit auf den Weg gemacht.

Jetzt könnt ihr euch den seltsamen, bunten, krausen, schnurrenden, perpendikelnden Mann denken, der doch ganz stille, leise und pathetisch war; aber sein Diener, der ihm mit einer Papierlaterne leuchtete, war nicht weniger wunderlich; er hieß .....[1] und was sein Herr an Kleidern zu viel hatte, das hatte er zu wenig. Sein Kleid lag ihm so dicht auf dem Leib, daß der Hundertste hätte glauben sollen, er hätte gar keines an; er hatte wunderbare Manieren und ließ sich nie von der Seite sehen. Wie

[1] Statt des Namens findet sich hier eine Lücke in der Handschrift; es ist damit das Aderlaßmännlein gemeint. Anmerk. des Herausgebers.

man nach ihm schaute, trat er einem mit dem ganzen Leib entgegen, spreizte die Füße und streckte die Arme kreuzweis auseinander. Eine ganz besondere künstliche Einrichtung aber an ihm war, daß an sehr vielen Stellen seines Leibes Schnüre befestigt waren, an deren Enden auch eines der Ordenszeichen hing, die sein Herr anhangen hatte, und wenn sein Herr ihn rief, stiegen diese Zeichen mit den Schnüren in die Höhe, und es war, als ob ein Pfau ein Rad schlägt. Er war übrigens, obwohl man alle seine Adern hüpfen sah, ein gelassener Mensch und ohne viele Worte; denn er sagte nichts, als: Gut lassen oder Bös lassen, was so viel hieß, als: Ja, Ihro Wohlweisheit, oder: Nein, Ihro Wohlweisheit. — Seine Papierlaterne war auf einem Stabe befestigt, an welchem eine Tasche voll Schröpfköpfe, Lanzetten, Aderlaßschneppern und vielen weißen und rothen Binden hing.

Das sind die Leute, die in die Höhle traten. Eben wollte Frau Aglaster ihm ihre ganze Leidensgeschichte vorerzählen, aber er nahm sogleich das Wort und sagte:

„Es ist mir nur allzu bekannt, daß alle Aspekte und Conjunkturen und Constellationen ihrer Nativität auf den Gipfel einer gefährlichen Entscheidung gekommen waren in diesen Tagen, und ich habe bereits Alles voraus notirt. Ich war immer der treueste Diener ihres hohen potentatischen Hauses und Resident und Geschäftsträger derselben bei den hohen himmlischen Häusern und dem Thierkreis des Herrn Sternenreichs, was die mich bedeckenden vielen hohen Orden rühmlich beweisen. Ich habe die geheime, treulose, intrigante Politik des mit der hohen Pforte nicht umsonst so nahe verwandten Mondhofs gegen Dero hohe und lautere Ansprüche Allerhöchst Dero Stammes gründlich mit meinen Augen und sonstigen Hilfsmitteln ausgemittelt und mir zum Voraus dargestellt und dessen gefährliche Insinuationen immer früh genug entlarvet, um derselben nachtheilige Wirkungen zu evitiren. Bei Hochderoselben Geburt waren bekanntlich die Aspekte für Dero hohes Haus ganz ungemein bedrohlich; es ergab sich aus den Gestirnen Dero Temperaments Complexion als von den tragischsten Ereignissen begleitet; ja es ergab sich, daß durch Hoch-

deroselben vermuthlichen Nachkommen ein gänzlicher Umsturz des königlichen Hauses erfolgen könne. Es ward daher in einem hohen Familienrath beschlossen, Hochderoselben Eigenschaften: Neugier, Hang nach blinkenden Gegenständen, Plauderei und vor Allem hochfliegende Gesinnung für Dero Stamm unschädlich zu machen, und so wurden Hochdieselben durch meine ungemeinen Bemühungen und Connexionen bei dem feindlichen Mondhofe durch denselben selbst in einen Staarenvogel mit Beibehaltung königlicher Würde verwandelt und einem melancholisch gewordenen hochgeborenen Forstjunker Picus de Mirandola Hochdero königlichen Hauses anvertraut, auf daß er Hochdieselben hier in den Schwarzwald, als eine Dero nunmehriger Persönlichkeit entsprechende und von Dero Heimath genugsam entfernte Gegend bringen sollte. Dieser ausgezeichnete, nur etwas überspannte Mann ist Hochdero Person nur allzu bekannt, Dero Trauer als Wittwe ehret sein Angedenken."

Hier unterbrach Frau Aglaster die lange Staatsrede des Cisio Janus mit einem rührenden Schluchzen, wobei sie die Flügel betrübt niederhangen ließ und auch alle anwesenden Staare piepten und jammerten, welche einfache Naturstimmen wunderbar mit dem geschraubten Staatsstyl des Cisio Janus zusammen stimmten.

Cisio Janus fuhr fort: „Des hochseligen Herrn Gemahls Picus de Mirandola ernste Gesinnung, seine großen Naturstudien, seine früherlangte Doktorwürde und gekrönte Preisschrift von der Einheit der vier Elemente, seine gelehrten Würden als wirkliches Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft der Erde, correspondirendes Mitglied der atmosphärischen Gesellschaft der Luft, begleitet mit dem Orden der Windrose, assekurirtes Mitglied der Akademie des Feuers, Inhaber des Phönixordens, schwimmendes Mitglied der Akademie des Wassers mit dem Orden der Arche Noah und dem Ehrenzeichen des gekrönten Mühlrads, alles Dieses, verbunden mit einer entschiedenen Neigung unverehlicht zu bleiben, entsprachen ganz der Wahl seiner Person zu Allerhöchst Dero Exilsvollstreckung. Aber man hatte desselben gefährlich poetische

überspannte Richtung und Hang zum Mysticismus und seine gefährliche Hinneigung zur Politik des Mondes nicht erwogen. Es zeigte sich hier das alte Sprichwort im vollen Maße als wahr:

Des Gestirnes Schicksalszwirn
Kannst du höchstens nur verwirrn;
Endlich kommt er an die Sonnen,
Ist er noch so fein gesponnen.

Man hatte Hochdieselben hier in diese Höhle bringen lassen, weil hier damals keine Staare waren, und so einer etwaigen Neigung Hochderoselben zur Ehe zu schreiten begegnet war. Der Hochselige Herr Picus de Mirandola gewann aber zu Hochderoselben liebenswürdigen Eigenschaften eine große Zuneigung; er wollte dieselben nie mehr verlassen; er überließ sich hier in der Höhle seinen ferneren Studien, und das trügerische Kabinet des Mondes trieb ihn mit seiner scheinheiligen Influenz endlich so weit, daß er durch geheimnißvollen Selbstmord sich in einen Staaren verwandelte und mit Hochderoselben das Ehebündniß schloß. Das hier anwesende edle Volk der Staare verdankt dieser Verbindung seine Anwesenheit allhier, aber auch die allgemeine Klage über vorliegendes zerbrochenes Schicksalsei; er selbst ward von einem ausgesendeten königlichen Kammerjäger, um diese Conjunkturen zu vermeiden, welche ich vorausgesehen, aber leider zu spät, erschossen; das Schicksalsei war schon gelegt, und es blieb dem Kammerjäger nichts übrig, als die Quelle über den Eingang zu leiten, um das Ausbrüten des gefährlichen Schicksalseies zu stören. Dieses gelang, aber zum Schaden, denn durch die List der Frau Mondenschein geschah der Handel mit dem Schäfer, der das Ei verschluckte und das Schicksal mit demselben, welchem nun ferner abwendend zu begegnen unserer geringen Einsicht obliegt. Es wird daher vor Allem nöthig sein, die zurückgelassene Schale zu inspiciren und ad acta zu legen, nach gehöriger Vergleichung mit meinen einschlagenden Notizen aus dem Gestirn." Indem griff er mit der einen Hand nach einem spitzigen Messerchen, und da

er etwas auf seinem wunderlichen beschriebenen Rock nachsehen wollte und diese Hand dazu brauchte, nahm er das Messer in den Mund; er besah das Ei und die Zeichen seines Rocks vergleichend ganz tiefsinnig. Indeß nahte die Zeit, daß ich, Frau Mondenschein, mich verändern sollte, ein Moment, wo meine Gewalt so groß wird, daß selbst das Meer meiner Schleppe folgt. Das Aderlaßmännchen fühlte die Veränderung in allen seinen Adern und lispelte schon die Worte: Bös lassen, bös lassen, die Räder auf dem Kopf des Cisio Janus fingen an sich zu drehen, der Hahn auf der Schulter streckte den Hals; alle diese vielen Conjunkturen vereint mit der Beschauung der Nativität des Schicksalseies spannten den Mann aufs Aeußerste; er stand wie erstarrt, während alles zu ihm Gehörige bewegt zitterte. Ich aber sah der Frau Aglaster scharf ins Gesicht; sie hatte die Worte des Cisio Janus mit Trauer und Erbitterung gehört; die Art, wie er von ihrem verstorbenen Picus de Mirandola gesprochen, die Eröffnung, daß er durch ihren Stamm bei Seite geschafft worden, daß man den Untergang ihres Eies durch den Wassersturz beabsichtigt, alles Das und vor Allem ihr dringendes Geschick trieben sie auf den äußersten Punkt der Verzweiflung; aber sie verrieth sich nicht und sprach folgende Worte:

„Mein Volk! du hast gehört,
Ich bin zum Weh geboren;
Ein Opfer für mein Haus,
Hab ich den Wald erkoren;
Prinzessin ward zum Staar,
Doch Picus folgt mir nach,
Der euer Vater war,
Der also weislich sprach,
Er fiel durch ein Geschoß
Aus meines Stammes Hand,
Und auch mein letzter Sproß
Den Tod durch diese fand.
Nun rief um Hülfe ich
Den Cisio Janus an,

Der hat gar grausamlich
Mir weh im Herz gethan.
Mir bleibet keine Wahl,
Geht, folgt dem Schäfer ihr,
Ich ende meine Qual,
Als eine Heldin hier.
Hört meinen letzten Spruch,
Mondschäfer! Euren Stamm
Ich jetzt mit ernstem Fluch
Zu Staarenart verdamm,
Neugier und Sucht nach Glanz,
Leichtsinn und Plauderei,
Der Tiefsinn meines Manns
Bei Kind und Kindskind sei;
Bis einst später Erbe
Als Staar wie ich, so edel sterbe."

Bei diesen Worten schrie das Aderlaßmännchen: Hart lassen, hart lassen! und der Hahn krähte mit lautem Schrei. Aber Frau Aglaster stürzte sich mit ausgebreiteten Flügeln mit solcher Heftigkeit gegen das Angesicht des schielenden Cisio Janus, daß sie ihr edles Herz auf der Lanzette durchspießte, die er im Munde hatte, und mit dieser in seine Weste todt hinab sank, die er eben aufgeknöpft hatte.

Alles Dieses geschah in einem Augenblick, doch störte es den Herrn Cisio Janus gar nicht, er lächelte und las, die Weste zuknöpfend, von derselben folgende Worte ab:

Gut Aderlassen auf den Schreck,
Die Königin bringt zu dem Zweck!

ist eingetroffen; dann sagte er zu den wehklagenden Staaren: beruhigen sich die Fräulein und Junker einstweilen und hören meinen ferneren Bericht über meine Erkenntnisse, insofern sie die hochselige Frau Aglaster und deren Dependenz betreffen; denn das Verfahren meines respektiven Hofes ist allerdings offen und scheuet das Licht nicht.

Erstens meine Aufmerksamkeit und schnelle Abreise für Frau Aglaster:

Bös Eierlegen groß Gefahr,
Für Mensch und Fisch und Katz und Staar.

Verspätete Ankunft:

Mit dichten Stiefeln versehe dich,
Der Wassermann geußt heftiglich.

Eingetretene hohe Unfälle:

Groß Schicksal für gekröntes Haupt,
Der Mutter wird das Kind geraubt.

Unmaßgeblich schon erwahrte Folgen:

Gut Aderlassen auf den Schreck,
Die Königin bringt zu dem Zweck!

Das Schicksalsei betreffend:

Die Sterne schreiben ihre Schrift,
Wenns auch ein kleines Ei betrifft.

Nun aber schreite ich zur Erklärung der wunderbaren Signatur des Schicksalseies selbst, und damit zeigte er auf der Eierschale hinter einander abgebildet und erklärte folgende Figuren.

Erstens eine Viertelmondscheibe und ein Schäferstab dabei:

Des Mondscheins letztes Viertel noch
Verliebt sich in den Schäfer doch,
Die Schäferin kommt hoch in Flor,
Die Menschen schiert, der Schaf sonst schor.
Er bleibt vom Mondenschein behext,
Bis durch den Tisch der Bart ihm wächst.

Hierauf eine Reihe Figuren, die ferneren Nachkommen betreffend, erstens: Der Mondschäfersohn verbunden mit einer Erdentochter bedeutet durch einen Edelstein:

Ein Kind im Schäfermond geboren,
Liebt Glanz und Stein herauszubohren;
Die Habsucht treibt es in den Grund,
Die Neugier bricht den edlen Bund.

Weiter der Enkel und seine Braut durch einen Vogel abgebildet:

Ein Kind im luft'gen Mond geboren,
Mit Feuer und mit Erd verschworen,
Bringt Land und Leut in Brandgefahr,
Neugier verbrennt seine Mutter gar.

Weiter der Urenkel und seine Braut als Mühlrad abgebildet:

Ein Kind, im Feuermond geboren,
Geht in dem Wasser schier verloren,
Neugier, Leichtsinn, Verrätherei
Aus altem Stamm wird werden frei.

Das Mühlrad, ein Staar mit einer Linie durchzogen, eine weiße Maus und ein Fisch. Ich sehe wunderbare Dinge in den Sternen:

Wunderzeit, wenn Ratz und Katz
Geleiten einen Schatz zum Schatz
Wohl auf des alten Rheines Fluth,
Es wird dann Alles werden gut,
Glück dann hält deines Rades Lauf
Der Brautkranz und die Krone auf.
Freiwillig stirbt ein edles Haupt,
Dem Müller wird die Braut geraubt,
Aglasters Fluch erfüllet sich,
Bis Einer edel stirbt, wie ich;
Es gibt die Luft sich selbst den Tod,
Es läuft die Erd nach Zuckerbrod,
Das Wasser schlüpft in rothe Schuh,
Das Feuer nur allein hat Ruh,
Vermählet mit der Quellen Fluth
Thut's krankem Vieh und Menschen gut.
Groß Theuerung und Hungersnoth,
Der Pfeffer ist voll Mäusekoth,

Es lachet auf des Rheines Grund
Manch blaues Aug, manch rother Mund.
Der Müller ziehet über Land
Und trägt den Sarg in seiner Hand
Und legt zur Ruh der Väter Haupt,
Die Krone kehrt, die war geraubt.

Das sind nun die unfehlbaren Ueberschriften der zukünftigen Geschichte; aber ich verstehe die Katze und Ratze dem Schluß gegenüber nicht und zwar:

Die Katze ist ein dunkles Bild;
Sie scheinet auf die Ratze wild;
Sie kämpfen gegen, kämpfen für
Gleich wie zwei Advokaten schier.

Weiter findet sich noch hier in meinen Adspekten notiret:

Der Freund verändert die Natur
Zu huldigen der Freundin nur,
Zum Sarge wird sein treues Herz
Zu rächen den gerechten Schmerz.

Ich kann dieses nicht anders auslegen, als daß Frau Aglaster hier an meinem Herzen ruht, wie alle Interessen ihres königlichen Stamms."

So weit hatte er gesprochen, als meine Zeit zu verschwinden auf dem letzten Punkt stand: da sagte ich zu Damon, vor die Höhle zu gehen und die Flöte zu blasen; er that es, und alle Staare folgten ihm nach, ich aber trat dem Cisio entgegen und sprach: Ich will dir das von der Katze und dem Herzenssarge erklären; ich berührte ihn mit meinem letzten Strahl, und der ganze zusammengeflickte schnurrende Mann mit all seinem Lauern und Haschen war in eine große Katze verwandelt, welche die verstorbene Frau Aglaster rupfte und aufzehrte. Das Aderlaßmännlein ritt auf derselben schnell davon als Courier nach Hause, die Nachricht zu melden; erhielt aber ein so schlechtes Trinkgeld,

daß er später Leibchirurg beim hinkenden Boten und endlich gar Blutigel geworden.

„Liebe Freundinnen!“ fuhr Frau Mondenschein fort, „dieser Fluch der Frau Aglaster ist wahr geworden. Als die Königin so herrisch gestorben war, sprach ich zu ihren Unterthanen: „Nun begebt euch in diese Höhle, begrabet die Frau Aglaster, nach drei Tagen werden wir uns wieder sehen.“ Ueber diese Verhandlungen war es Nacht geworden, und da die Zeit herannahte, da ich, wie ihr wißt, mich verdunkle und immer kleiner werde, ja sogar durch ein wunderbar Geschick ein paar Hörner bekomme, eilte ich, mich vor meinem Geliebten zu verbergen, der mich nur in meinem vollen Glanze gesehen hatte, weil ich fürchtete, er möge mich dann weniger lieben.

Ich erweckte meinen Damon und sagte zu ihm: „Komm, mein lieber Hirt, ich will dich zu meinem Vater führen und ihn bitten, daß er uns zu unserer Ehe seinen Segen gebe.“ Er folgte mir, nur fragte er oft: „Wer ist dein Vater? wo wohnt er? ist es noch weit?“ und schien überhaupt sehr neugierig geworden, was mich ängstigte, darum machte ich ihn wieder schlafen, und so hob ich ihn empor über die Gipfel der Berge zu meinem alten Vater, dem Mond, der hinter einer Wolke saß und allerlei alte abgetragene Monde und Sterne, die da in der Rumpelkammer lagen, musterte. „Was machst du, Vater?“ sagte ich. — „Ei,“ sprach er, „mein Kind! ich suche mir unter den alten Invaliden einen aus, der mir die Sterne hüten könnte, wenn ich mich verfinstere.“

Da komm ich ja recht gelegen, sprach ich, seht, da bring ich Euch einen Hirten schön und tugendhaft, er wird Euch die Sterne gar wohl hüten. „Aber um welchen Lohn,“ sagte mein Vater, „wird er mir meine Sterne hüten?“ — Ich antwortete ihm, um keinen geringeren Lohn, als der edelste Schäfer Jakob von seinem Herrn Laban genommen hat, um mich, um Eure Tochter. — Da lachte mein Vater und sagte: „Ei! ei! weht der Wind daher, aber wo willst du mit ihm wohnen?“ — Ich habe ihm schon ein Schloß erbaut, und Land und Leute soll er finden, erwiederte ich und

erzählte meinem Vater Alles; auch die Verwünschungen der Frau Aglaster.

Hierauf rieth er mir, meinem neuen Geliebten meine Abkunft zu verbergen und ihm unter der strengsten Strafe zu verbieten, daß er mir, wenn ich abnehme und im letzten Viertel verschwinde, irgend nachforsche; das versprach ich ihm, und so gab mir der gute Vater seinen Segen, worauf er mir sagte, ich sollte mit ihm zu meiner Großmutter gehen, die er immer besuchte, wenn er sich verfinsterte. Während er sich zu dem Weg bereitete, weckte ich meinen schlafenden Damon, gab ihm einen Schäferstab in die Hand und zeigte ihm die Sterne, die er hüten sollte, mit dem Versprechen, in wenigen Tagen ihn wieder zu finden, worauf ich ihn verließ und meinem Vater zur Großmutter folgte. Unterwegs erzählte mir der Mond, mein Vater, Folgendes: „Es ist lange, daß ich nicht bei der Großmutter war, und ich weiß gar nicht, ob sie noch lebt. Ich will dir nun sagen, warum ich nicht gerne zu ihr gehe. Es war im ersten Winter, den die Welt jemals erlebte, sehr kalt; ein junger zarter Knabe war ich, und da kam es mir ganz spanisch vor, so nackt wie ich bin, Nachts die Laterne am Himmel herumzutragen; ich lief daher weinend zu meiner Mutter und sprach: Mutter, macht mir einen warmen Rock, denn mich friert ungemein. Von Herzen gern, sagte meine Mutter und nahm mir das Maaß; ich war damals gerade im Zunehmen, und da ich wie Kinder keine Ruhe hatte, lief ich von meiner Mutter weg und schweifte mit meiner Sternenheerde am Himmel herum; aber die Kälte trieb mich wieder hin zu ihr, nach meinem Röcklein zu fragen. Sieh, da war ich unterdessen so groß geworden, daß ich gar nicht in den Rock hinein konnte. Meine Mutter begann nun das Röcklein wieder aufzutrennen und die Nähte aller Orten auszulassen, damit der Rock mir passen möge. Ich konnte das aber nicht erwarten und lief ihr wieder davon zu meiner Heerde. Sie nähte emsig manche lange Nacht bei dem Lichte eines Kometen, und da sie nun fertig war und ich ganz erfroren wieder nach Hause kam: sieh, da war ich wieder so dünn, schmal und blaß vom vielen Laufen geworden, daß das Röcklein

wie ein Sack über mir hing, so daß ich bei jedem Schritt und Tritt stolperte. Darüber ward meine Mutter so verdrossen, daß sie mir verbot, je wieder ihr Haus zu betreten, sie jagte mich hinaus, und seitdem muß ich armer Schelm nackt und bloß am Himmel herumlaufen, bis Jemand kommt und mir ein Röcklein thut kaufen. Du kannst daraus leicht abnehmen, daß die Großmutter ein Bischen verdrießlich ist und dich wahrscheinlich übel anfahren wird, besonders wenn sie etwas von deiner Liebschaft hört, aber mache dir nichts draus, die alten Leute sind wunderlich."

Unter solchen Gesprächen kamen wir in den Thierkreis, über dem die Großmutter wohnte, und als wir endlich an ihr Haus kamen, das von außen wie ein alter Hühnerkorb aussah, pochten wir an; aber du mein Gott, was herrschte da drinn eine Pracht! Alles spiegelte und blinkte, auf den Treppen war Sand von gestoßenen Sternen gestreut, alle Wände standen voll blanker Teller und Kannen; kurz Alles war so aufgeputzt, daß man nicht wußte, wo die Füße hinsetzen.

Wir pochten an vielen Thüren; aber alle waren verschlossen, bis uns ein Geklimper und Gezänke in den Hof lockte; — da war ein merkwürdiger Spektakel; die zwölf Zeichen des Thierkreises standen umher und scheuerten und putzten an einer Menge von Monden, Sonnen und Kometen, daß ihnen die Finger bluteten. Meine Großmutter stand mitten unter ihnen; sie hatte einen Kamm in der Hand und kämmte einen großen Kometenschweif aus. Kaum hatte sie uns gesehen, als sie davon lief und dann eilig in einem andern Kleide wieder kam; die Haube hatte sie in der Bestürzung verkehrt aufgesetzt. Als sie nun meinen Vater erblickte und erkannte, fing sie gleich an zu zanken: „Was! du unverschämter Bursch, laufst du immer noch nackend herum? du verlorner Sohn! Kömmst gewiß wieder um ein Kleid zu betteln, und was hast du denn da für eine gezierte Dirne bei dir?" — „Liebe Mutter," sagte mein Vater mit Thränen, „es ist meine Tochter, die Euch die Hände küssen will" — und nun ging ich hin und küßte der Großmutter den Saum ihres Gewandes, worüber sie sehr gerührt wurde und mich weinend an ihr Herz drückte, meinem Vater aber

schenkte sie ein gestricktes Kleid, Hosen und Wamms an einem Stück, welches man Leib und Seele zu nennen pflegt, und das sich nach seiner verschiedenen Größe in die Weite und Länge dehnte. Nun hieß sie uns erst recht willkommen, führte uns in ihre prächtigen Stuben und zeigte uns alle ihre Schätze. Da standen wohl viele hundert Monde und Sonnen und Sterne, alle blank wie Spiegel gescheuert; wohl an die hundert Centner Kometen waren in Vorrath da, ein ganzer Speicher voll Nordscheinen, zwei Keller voll Sternschnuppen, jeder in ein Papierchen gewickelt; unzählige Hunderte von Irrwischen in Flaschen petschirt; was mich aber am meisten freute, einige hundert Dutzend der schönsten Regenbogen in nasses Stroh eingewickelt; kurz da war Alles vollauf.

Als wir diese Schätze hinreichend bewundert hatten, sprach sie: „Ihr kommt heute gerade recht, denn meine Katze hat sich heute so viel geleckt und geputzt, daß ich gewiß Gesellschaft bekomme; drum habt ihr mich auch mit Putzen und Scheuern beschäftigt gefunden.“ Hierauf klagte sie sehr über die Verderbtheit des Gesindes heutzutage, stellte Spieltische zurecht und räumte hie und da in der Stube auf.

Kleine Zeit darauf kamen vier alte Schwestern zu ihr, die eben so gut geputzt waren wie sie. Sie bewillkommten sie mit unendlichen Komplimenten, und ihre Lieblingsthierchen, die sie mit sich trugen, spielten mit einander. Die Großmutter stellte ihren Sohn als Monsieur Mond, mich, ihre Enkelin, als Mademoiselle Claire de Lune vor, und die Damen empfingen uns mit ungetheiltem Beifall; — nachher setzten sie sich an den Spieltisch und spielten Karten, wobei ich, die Langeweile zu vertreiben, die Damen etwas näher betrachtete.

Die Eine hieß Frau Luft. Sie war sehr mager und leicht und durchsichtig gekleidet und pfiff ein wenig mit der Nase, was ihr Papagei, den sie auf dem Arme trug, nachmachte. Die Andere hieß Frau Erde. Sie war eine Wittwe, dick und fett und hatte einen grasgrünen Sack mit Diamanten besetzt; sie mußte nicht ganz wohl sein, denn es rumpelte ihr oft im Bauch, worauf

sie nieste und Alle Gotthelf! sagten; auf ihrem Arm hatte sie einen Affen sitzen. Die Andere hieß Frau Feuer. Sie hatte wenig Ruhe und wackelte immer hin und her; ihr Rock war von geschlagenem Gold und Asbest; alle Augenblick bat sie sich einen kühlen Stuhl aus und leckte sich vor Hitze den Mund, in ihrem Schooß hatte sie einen Salamander sitzen, den sie sehr liebkoste.

Die vierte Dame hieß Frau Wasser. Sie hatte ein Kleid von Binsen an, mit Perlen gestickt; bald war sie ganz ruhig und sanft, bald aber, wenn Frau Luft einen guten Trumpf machte, runzelte sie die Stirne und wurde recht zornig; mit Frau Feuer aber konnte sie sich am wenigsten vertragen und fuhr ihr alle Augenblick übers Maul. Uebrigens hatte sie einen schönen Goldfisch im Schooße, mit dem sie spielte; auch nahm sie alle Augenblick einen Vorwand, bei Seite zu gehen: bald drückte sie der Schuh, bald war ihr nicht wohl, bald dieses, bald jenes.

So war die Gesellschaft, und ich merkte meinem Vater wohl an, daß er eben so gern als ich im Freien gewesen wäre; denn er begann schon wieder zu wachsen, und seine Jacke war ihm doch unbequem. Nach dem Spiel wurde geschmauset, und endlich fing meine Großmutter an, davon zu sprechen, ob ich nicht Lust hätte mich zu verheirathen. Ich ward über und über roth und sagte Ja, und mein Vater sagte: „Darum kommen wir eben, ihr Bräutigam ist bei mir zu Hause und hütet mir die Sterne, ein munterer schöner Schäfer.“ — „Brav!“ sagten die vier Damen, aber die Großmutter sagte sehr zornig: „Was, brav! daraus wird nichts; ich bin noch ein Bischen reicher als sonst Jemand, und werde meine Enkelin eher einem Schiebkärrner geben, als solch einem Vagabunden, Poeten, Landstreicher, so einem Schäfer!“ — „Ei, ei!“ sagte Frau Erde, „hat doch Apollo selbst die Schaafe des Königs Admet gehütet.“ — „Und war doch Jakob ein Schäfer, der die Rachel am Brunnen sah,“ sagte Frau Wasser, und Frau Luft und Feuer stimmten ein und vertheidigten meine Wahl.

Da ward meine Großmutter sehr zornig und sagte: „Wohlan! so mögen Ihre Töchter, meine Damen! alle solche Mißheirathen thun; darum will ich den allermächtigsten Jupiter bitten; ein

Bergknappe, ein Vogelsteller, ein Kohlenbrenner, ein Müller mögen eure Nachkommen werden." — „Das soll ein Wort sein, ja und Fürsten und Könige!" schrien die Damen aufstehend und in die Hände patschend. — Da schrie die Großmutter: „Fort! packt euch aus meinen Augen, Freunde sind wir gewesen!"

Mein Vater konnte sich nun nicht mehr halten; der Zorn hatte ihn so aufgetrieben, daß ihm ein Knopf von seiner Jacke gerade der Großmutter ins Maul sprang, die darüber in eine Ohnmacht fiel, und somit brach die Gesellschaft in allgemeiner Verwirrung auf, und ich eilte mit meinem guten Vater zurück auf die Himmelswiese, wo ich meinen Damon schlafend fand.

Mein Vater legte seine Hand in die meinige und sagte zu ihm: „Du hast mir gedient, wie Jakob dem Laban, ich gebe dir meine Tochter, doch frage nie, wer sie ist, und wenn sie sich von dir entfernt, wolle nie wissen, wo sie hin ist. Während der Zeit ihrer Abwesenheit hüte du redlich meine Sterne. Jetzt lebet wohl. Gott segne euch."

Traurig nahm ich Abschied von meinem Vater und brachte meinen Damon wieder hinab auf die Erde. Kaum hatte er sie mit dem Fuße berührt, als er heftig zusammen fuhr, als erwache er plötzlich: „Ach," sagte er, „welchen seligen Traum habe ich gehabt!" Und nun erzählte er Alles, was ihm geschehen war.

Ich aber hatte mich nicht auf dieser Insel, sondern auf dem Berge, wo jetzt das Staarenberger Schloß steht, mit ihm niedergelassen und sagte ihm, daß ich seine Frau sein wolle, daß ich ihn aber nur in mondhellen Nächten besuchen könne, und daß ich mich das letzte Viertel des Monats ganz von ihm zurückziehen müßte; wenn er mir schwöre, mir nicht nachzuforschen, so wolle ich ihn und unsere Nachkommen mit Glück und Segen überhäufen. „Ach," sagte er, „wenn ich nur in der Zeit deiner Abwesenheit immer so selig träumen könnte, wie heute, von einer so schönen Wiese, einer so herrlichen Heerde, so will ich niemals in deiner Abwesenheit nach dir verlangen."

Nun aber berief ich die Staare zusammen, welche sich alle in kräftige und gesunde Menschen verwandelt hatten und in

langen Zügen den Berg heranwallten. Ich stellte ihnen meinen Gemahl als Fürsten von Staarenberg vor; sie huldigten ihm, und nun ward der Grundstein zu dem Staarenberger Schloß gelegt. Gold und Silber fanden sie die Menge in dem Berge, wo sie die Steine brachen, und bei unermüdeter Thätigkeit sah bald das Schloß glänzend und herrlich nieder in den Spiegel des Sees. Ich besuchte meinen Gatten alle Abend, sobald mein Vater an dem Himmel erschien, der eine rechte Freude über mein Glück hatte und unser Glück recht freudig ansah.

Das Erstemal, als ich ihn im letzten Viertel meines Vaters verlassen mußte, schlief mein Damon ein, und ich hob ihn an den Himmel, und er hütete unsere Sterne, bis mein Vater wieder selbst an sein Amt trat und ich meinen Gatten wieder besuchte, der mir mit Freuden erzählte, daß er abermals jenen schönen Traum gehabt habe.

So lebten wir glücklich; das ganze Land verschönerte sich, und am Ende des Jahres brachte ich meinem Damon einen Sohn, den wir Johannes nannten und der von nun an unsere Freuden sehr vermehrte.

Als ich Nachts einmal erwachte, hörte ich eine Stimme bei seiner Wiege singen, und weil ich seine Wärterin sonst nie singen gehört, zog ich den Vorhang zurück und sah den Geist der Frau Aglaster, aber nicht in Staarengestalt, sondern wie eine altfränkisch gekleidete weiße Frau mit einem Krönlein auf dem Haupte neben der Wiege stehen. Sie hatte einen blitzenden Diamantring am Finger und funkelte dem Kinde damit vor den Augen, welches begierig die Hände darnach streckte, dazu sang sie gar beweglich:

„Ein Kind, im Schäfermond geboren,
Liebt Glanz und Stein herauszubohren,
Es lockt der Schatz im tiefen Grund,
Und Neugierd bricht den treuen Bund!"

Da fielen mir die Worte des Cisio Janus in der Staarenhöhle ein, und ich sagte: Gnade Gott, Frau Aglaster! sie aber sprach: „Tugend und Laster, bringt seine Frucht; Segen ist gesegnet,

Fluch ist gefluchst;" und da verschwand sie. Die Leute hatten alle noch viel von der Staarenart, die Wärterin hatte das Lied gehört, ich hörte sie es nochmals an der Wiege singen, ich verbot es und sendete sie fort, da kam es gar unter die Leute, und ich mußte es oft hören!

Als Johannes mehrere Jahre alt war, pflegte er mit den Arbeitern an dem Berg herum zu laufen, und besonders war er gern in den Steinbrüchen und freute sich, wenn die großen Marmorblöcke losbrachen und mit lautem Geprassel in das Thal niederstürzten; ja er hatte eine solche Freude an dieser Arbeit, daß er in den Nächten, wo ich abwesend sein mußte und Damon träumte, als hüte er die Sterne, sich heimlich wegschlich, mit einer Lampe in dem Steinbruch herum kletterte und alle Steine hinabrollen ließ, die er bezwingen konnte.

Eines Abends nun hatten die Steinbrecher einen ungeheuren Block schier bis zum Niederstürzen losgebrochen und verließen ihn, als es dunkel ward, mit den Worten: „Lassen wir ihn, er wird heute Nacht durch sein Gewicht schon von selbst losbrechen," und so gingen sie mit dem kleinen Johannes nach Haus.

Nun aber konnte dieser seiner Begierde, den großen Marmorblock losstürzen zu sehen, nicht mehr widerstehen, und kaum schlummerte Alles im Schloß, als er mit seiner Lampe zurück nach dem Steinbruch schlich. Mit gespannter Erwartung setzte er sich in eine Höhle neben den Block und hielt seine Lampe hervor, um den Block recht zu beleuchten, wenn er losstürze. Eine ganze Stunde hatte er gesessen, als die Glocke auf der Schloßuhr zwölf schlug und der Stein mit ungeheurem Geprassel niederflog und weit, weit in die Mitte des Sees stürzte, dessen Wellen mit ungeheurem Geräusch um ihn in die Höhe schlugen. Die Berge rings hallten wider, die Erde zitterte, und der kleine Johannes hatte ein namenloses Vergnügen an dem Lärm. Wie groß aber war seine Verwunderung, als er, da das Geräusch vorüber war, in seiner Nähe ein ängstliches Gewimmer hörte und, wo der Marmorblock niedergebrochen war, eine offene Höhle erblickte, in welcher einige kleine graue Weiblein immer tiefer hinein flohen

und eine krystallne Wiege verließen, in der ein wunderschönes Mägdlein schlief.

Neugierig trat der kleine Johannes an die Wiege, und da er nie ein anderes Kind gesehen hatte, verursachte ihm der Anblick die größte Freude. Die kühle Nachtluft, die in die Höhle drang, erweckte die Schläferin, und sie wollte weinen; aber da wiegte sie der kleine Johannes, und sie lächelte, worüber er eine unaussprechliche Freude hatte.

Kaum hatte er des Vergnügens einige Minuten genossen, als die kleinen grauen Frauen wieder kamen, die Wiege aufpackten und mit ihr tiefer in den Berg eilten. Johannes lief nach und gelangte endlich in eine schöne Krystallhöhle, wo eine hübsche alte Frau an einem erzernen Tische saß und eine Menge Edelsteine vor sich hatte. Es war die Frau Erde, die ich euch schon bei meiner Großmutter beschrieben habe. Sie spielte mit ihrem Affen Schach, und alle Figuren des Schachbretts waren lebendige Thierchen und machten allerlei artige Posituren.

Da die Wiege hereingebracht wurde, nahm sie ihr Töchterlein, Edelsteinchen genannt, auf den Schooß, und der kleine Johannes, der sie verwundert anschaute, nahte sich unbekümmert, spielte mit dem Kind, und Frau Erde gewann ihn lieb. Sie schenkte ihm eine Menge bunter Steine und führte ihn am Morgen selbst in Begleitung ihres Töchterleins an einer andern Stelle zu Tag. Die beiden Kinder umarmten sich zärtlich; Frau Erde verbot dem kleinen Johannes, von Allem, was er gesehen, zu sprechen, und lud ihn ein, jede Nacht, wenn die Mutter abwesend sei und sein Vater schlafe, sie wieder zu besuchen, und gab ihm eine Wurzel, mit der er nur den Stein, wo er jetzt hinaus gehe, berühren sollte, dann würde er sogleich wieder herein können.

Mein Söhnlein Johannes sagte uns kein Wort davon und ging wohl bis in sein sechzehntes Jahr alle Monate, wenn ich abwesend war, bei Frau Erde und ihrer Tochter zu Besuch. Als ihn aber Damon, sein Vater, einst bei einem großen Kasten voll Edelsteinen sitzen fand und ihn erstaunt fragte, wo er alles Dies her habe; wollte er es ihm nicht sagen, und als ich Abends zu

meinem Damon kam, fragte ich den Jüngling selbst aus. Aber auch mir verschwieg er die Quelle seiner Reichthümer. Ich ließ ihn nun nicht mehr aus den Augen, und da ich ihn Nachts zu jeder Stunde auf seinem Lager fand, merkte ich wohl, daß er in der Zeit meiner Abwesenheit allein zu den Edelsteinen gelangen könnte, und bat daher meinen Gemahl, ihn am Ende des Monats, wenn ich mich entfernte, zu sich in sein Bett zu nehmen und die Thüren wohl zu verschließen.

Wie ich befohlen hatte, geschah's; der Mond war im letzten Viertel, ich mußte meinen Damon verlassen; er legte sich nieder zu träumen, wie er meinte, aber er war eigentlich im Himmel und hütete an meines Vaters Stelle die Sterne.

Johannes ward sehr traurig, als er zu seinem Vater ins Bett mußte und die Thüren fest verschlossen waren. Er konnte nicht hinaus, er weinte und klagte; Damon aber schlief fest. So ging die erste, die zweite Nacht hin, daß er nicht zu seiner Gespielin, der Tochter der Frau Erde, konnte; in der dritten Nacht aber hörte er ein erbärmliches Wehklagen unter dem Boden der Kammer. „Johannes! Johannes! warum kommst du nicht zu mir?“ rief das Fräulein Edelstein, „bist du todt? fehlt dir etwas? o mein Johannes, komm zu mir!“

Da konnte sich der Jüngling nicht mehr halten, er zerriß den seidenen Faden, mit dem ihn Damon an seinen Arm geknüpft hatte, berührte mit der Wurzel den Boden, der sich öffnete, und stieg hinab zu seiner Gespielin.

Als Damon den Faden zerrissen fühlte, ließ er die Sternenheerde laufen, wie sie wollte, erwachte und folgte seinem Sohn in das Gemach der Frau Erde.

Erstaunt sah ihn die edle Frau an; sie grüßte ihn als einen werthen Gast, und schnell vergaß er über ihrer Freundlichkeit, daß er unsern Sohn Johannes, der neben ihm mit Fräulein Edelstein stand, über seine unerlaubte Entfernung strafen sollte; er dachte nicht mehr an das Hüten der Sternenheerde, was er überhaupt nur für einen schönen Traum hielt. Er vergnügte sich ausnehmend und spielte mit dem Affen Trismegistus Schach, der

ihn immer gewinnen ließ, um sein Vertrauen zu erschmeicheln. Als er am Morgen mit Johannes nach Hause kehren wollte, bat ihn Frau Erde, doch in der folgenden Nacht ja wieder zu kommen. Er versprach es, wenn er nur vermöge, sich des Schlafes zu enthalten, wobei er immer träume, eine wunderschöne Heerde von glänzenden Lämmern zu hüten. „Ach ja, ich kann mirs denken," sagte Frau Erde, „aber so Ihr kommt, seid Ihr willkommen." Der Affe Trismegistus begleitete ihn zur Thüre und sagte, indem er ihm von unten auf über den Rücken strich: „Mein theurer Freund! schlaft bei Tag und kommt morgen wieder."

Damon nach Hause gekehrt sank auf sein Lager und träumte lauter herrliche Dinge aus der Erde und kam nicht, des Mondes Heerde zu hüten. Am folgenden Abend stieg er mit seinem Sohne abermals in die Gemächer der Frau Erde hinab und spielte mit dem schalkhaften Affen Schach. Dieser war ein ehemaliger Spion des Cisio Janus bei dem Forstjunker Picus in der Staarenhöhle gewesen und war ganz im Bunde, Damon und seine Nachkommen irre zu führen. Als er Damon einen der folgenden Morgen zurück führte, sagte er ihm:

„Wir werden wohl bald die Freude Eurer Gesellschaft entbehren, weil die Heimkehr der Frau Liebsten nahe sein dürfte, nehmt hier diesen Erdspiegel von dem Putztisch der Frau Erde, sie läßt Euch dieses Andenken durch mich überreichen; Ihr habt einen hohen Thurm in Eurem Hof, wenn Ihr Abends hinauf schlafen geht, stellt ihn vor Euch, so werdet Ihr sehen, was Eure Freunde und selbst Eure Liebste in ihrer Abwesenheit dann eigentlich treiben." Dabei hauchte der Affe über den Spiegel und fuhr kurios darüber hin, als wolle er ihn putzen, und auch über den Rücken fuhr er Damon wieder ganz verkehrt.

Am folgenden Morgen ließ Damon unsern Sohn Johannes allein zur Frau Erde hinab gehen und setzte sich selbst auf den Thurm, in den trügerischen Erdspiegel zu schauen, was ich in meiner Abwesenheit treibe.

Es war ihm ganz verborgen gewesen bis jetzt, daß ich das Kind einer andern Welt, die Tochter des Mondmannes sei. Er

hielt mich für die Tochter eines Schäferkönigs jenseits der Berge. Nun aber sind die Schäfer bekanntlich sehr abergläubig, ja oft zu allerlei Zauberkünsten geneigt, und der Erdspiegel macht Den, der hineinschaut, allen Kräften des Mondes, denen die Kreaturen unterworfen sind, besonders unterthan.

Es nahte aber mein neues Licht, da ich bald mit zwei Lichthörnchen wieder erscheinen sollte: da legt die Schlange den Balg ab, da wachsen die Haare, Klauen, Nägel und Zähne, da legen die Hirsche die Hörner ab, und sprossen neue auf ihrer Stirne. Ich hatte viel zu thun; Damon hatte in den letzten Tagen die Sternenheerde im Traum nicht gehütet; ein großer und ein kleiner Bär hatten sich in ihrer Nähe sehen lassen. Eilig nahm ich Pfeil und Bogen und die Hunde meines Vaters und verjagte die wilden Thiere; ich fand auf der Jagd den Vater Mondmann schlafend, ich setzte mich auszuruhen neben ihn, schnitt ihm die Nägel und Haare, seifte ihn ein und rasirte ihn; dann machte ich seine Laterne zurecht, weil sie bald wieder sollte angezündet werden, ich scheuerte den Ruß ab, schneuzte den Docht mit den Fingern und füllte frisches Oel auf; jetzt aber begab ich mich mit euch, meinen Mägdlein, wie ihr wißt, in den Spiegel des Lichtsees, um den Ruß und Oelgeruch von mir abzuwaschen, und dann wieder blank und klar zu dem undankbaren Damon zurück zu kehren. Ihr wißt, wer in dem Lichtsee badet, sieht Alles, was auf Erden geschieht, und wer in den Lichtsee sieht, sieht sich auch selbst und erscheint sich dem Einfluß des Mondes unterworfen.

Damon sah mich im Bad, und ich sah ihn, als gucke er neugierig durch eine Hecke; da schrie ich und ihr alle über den frechen Sterblichen, und ich schleuderte Wasser nach ihm; da fühlte er sich allem thierischen Einfluß des Mondes unterworfen: er glaubte, daß er Hörner kriege wie die Hirsche, er glaubte, daß meine Hunde ihn jagten, und erwachend eilte er unter heftigen Schmähungen gegen mich von dem Thurm herab in den Wald. Aber ihn verfolgten keine Hunde, ihn verfolgte das böse Gewissen.

Schon war er fliehend an einen Eingang der Wohnung der

Frau Erde gekommen, als er mich Aermste bleich und schwach von Anstrengung und Schrecken vor sich stehen sah; ich wollte ihn wie sonst immer freundlich in meine Arme schließen und ihn dann mit einer ruhigen Ermahnung verlassen; aber der Unglückliche stieß mich zurück und rief aus:

„Weich von mir, du heuchlerische Zauberin, Nachtjägerin, Waldbuhlerin! ich glaubte einer Hirtin und keiner Waldteufelin vermählt zu sein!"

Da rief ich aus: „Weh, mein Sohn! mein Sohn Johannes! Ich scheide ewig von dir, treuloser Damon! gehe hin zur Erde, dein Bart halte dich dort fest, bis ich ihn dir wieder löse." — Da stürzte Damon, die Springwurzel gegen den Felsen stoßend, so heftig in den Berg, und der Affe warf ein großes Faß voll Schatten gegen mich um, das da stand, damit ich nicht herein kommen sollte, und es entstand eine Mondsfinsterniß; sie ergoß sich über das Antlitz meines Vaters, des Mondmanns, der, mit Schrecken erwacht, seine zerstreute Heerde zusammen suchte.

Verwundert und bestürzt lief Damon hinab zur Frau Erde, um sie um Rath zu fragen; sie schwatzte ihm allerlei vor, und indeß er ihr zuhörte, wuchs ihm der Bart durch den goldenen Tisch, und er konnte nicht mehr herauf. Da er immer lamentirte und klagte und weinte, und Frau Erde ihn nicht los machen konnte, verließ sie ihre Kammer und ließ ihn allein sitzen, und hat ihn nachmals sein Sohn Johannes dann und wann besucht. Ihr habt den Treulosen selbst heut nach vierhundert Jahren dasitzen sehen, ihr habt gesehen, wie ich ihm neulich den Bart gelöst und ihn begraben. Weinend durchirrte ich noch einmal alle Gemächer der Staarenburg und zog mich in tiefer Betrübniß hier auf die Insel, in die Höhle zurück, wo ich den Bund mit Damon geschworen hatte.

Als ich an den Stein trat, worauf er das wunderbare Staarenei zerschlagen, trat der Geist der Frau Aglaster als dieselbe weiße Frau mir entgegen, die ich an der Wiege meines kleinen Johannes hatte singen hören. Sie hatte die Schalen des Schicksaleies in der Hand und sagte mit traurigem Ernste zu mir:

„Er bleibt vom Mondenschein behext,
Daß durch den Tisch der Bart ihm wächst.
Hört meinen letzten Spruch:
Mondschäfer! Euren Stamm
Ich jetzt mit ernstem Fluch
Zur Staarenart verdamm,
Bis einst ein später Erbe
Als Staar, wie ich, freiwillig sterbe!“

Hierauf seufzte sie und verschwand.

Diese Worte machten mich schaudern, und ich wollte eben aus der Höhle fliehen, als ich ein unheimliches Schnurren hörte. Ich sah mich um, da sah ich den großen Kater, in welchen ich Cisio Janus verwandelt hatte, mich mit glühenden Augen anblicken und einen großen Buckel gegen mich machen.

Hinweg! schrie ich, auch du willst mein Leid verhöhnen, und eilte bestürzt zu meinem Vater, dem Mondmann; der tröstete mich und söhnte mich auch mit seiner Frau Mutter aus, welche mir hierauf euch, liebe Fräulein! zu Gespielinnen gab. Nun wißt ihr, warum ich damals immer so traurig war.“

Die Gespielinnen der Frau Mondenschein hörten dieser Erzählung ihrer lieben Herrin ganz stille zu, und auch ich verlor kein Wörtchen. Nun aber begann sie wieder zu tanzen und zu reihen, und da ich mich weit vorlehnte, um den schönen Tanz der Stammmutter meines Hauses besser zu betrachten, lastete ich zu sehr auf die Schwäche des Astes, der mich trug, und er brach sammt mir mit großem Geräusch herab, worüber die Elfen erschrocken die Flucht nahmen.

Schüchtern ging ich an die Stelle, wo sie getanzt hatten, und nahm den Schleier, den Altweibersommer gewebt hatte, zu mir; denn die Frau Mondenschein hatte ihn in eiliger Flucht liegen lassen, und er soll nun der Hochzeitsschleier meiner lieben Ameleya werden, wenn ich sie erst wieder habe.

So erfuhr ich den ersten Ursprung meines Stammhauses und die Geschichte des Mondenhirten Damon, den ich am Tische mit dem Barte angewachsen und nachmals in seinem schönen Grabe gesehen.

Aber schon graute der Tag, die Schwalbe schweifte mit ihrer silberweißen Brust über den Spiegel des Sees, der Morgenstern funkelte fröhlich über den Hügel, und meine Rosse begrüßten ihn wiehernd am jenseitigen Ufer. Ich wickelte den Schleier dicht zusammen, band mir ihn auf den Kopf in meine Locken fest, damit er nicht naß werden möge, und stürzte mich mit ausgebreiteten Armen in den See, dessen jenseitiges Ufer ich bald erreichte.

Schnell kleidete ich mich an, schwang mich auf mein Roß, so thaten auch meine zwölf Begleiter, und sinnend über Alles, was ich gesehen, legten wir in mäßigem Schritt eine Tagereise zurück.

Am Abend gelangten wir in eine wilde Gebirgsgegend, und ich gebot meinen Begleitern, auf einem schönen grünen Eichenplatz unser Nachtlager aufzuschlagen. Während sie damit beschäftigt waren, schritt ich in Gedanken etwas höher im Gebüsch, um in die dämmernde Landschaft zu schauen, als mir plötzlich in einem Hohlweg ein feiner, ehrbarer, alter Bauersmann entgegen schritt. Er war mit einem grauen Rock bekleidet, auf dem Hut hatte er eine schwarze Binde, am Hals ein weißes Feldzeichen, einen gelben Riemen um den Leib geschnallt, und rothe Stiefel an seinen Füßen; in seiner Hand trug er zwei Lilienblumen auf einem Stiele gewachsen, die er sehr ernsthaft betrachtete, denn sie waren sehr schön und glänzend, die eine roth, die andere weiß, und gaben einen süßen Geruch von sich; in der andern Hand aber trug er eine Haselruthe. Als ich ihm nahe gekommen war, stand er plötzlich still. Ich sah, daß die beiden Blumen ihre Kelche aufthaten und sich gegen mich wendeten und die Haselruthe sich zuckend bewegte.

„Guten Abend! Vater!“ sagte ich; er aber sprach hastig zu mir: Willkommen, willkommen, vieltausendmal willkommen! endlich hab ich dich gefunden; jetzt mußt du mir gleich den gelben Riemen aufschnallen und den grauen Rock ausziehen, und die rothen Stiefel, der graue Hut, Alles muß herunter, du bist es, du kannst es.“

Ich war höchlich erschrocken über den Alten und glaubte, er

sei wahnsinnig und könne mir Leides anthun, darum wollte ich fliehen; er aber trat mir in den Weg und sagte: „So haben wir nicht gewettet, nur munter, schnalle den Riemen auf.“ Dazu hatte ich nun keine Lust und zog mein Schwert gegen ihn. — Er berührte dieses aber mit der rothen Lilie, und sieh, es schmolz mir glühend nieder bis ans Heft, worüber ich sehr erschrak. „Sieh,“ sagte er, „das hättest du dir ersparen können; ich habe nicht umsonst so lange auf dich gewartet; munter den Riemen aufgeschnallt.“ — „Kannst du denn das nicht selber?“ sagte ich. — „Nein,“ sprach er, „sonst brauchte ich dich nicht dazu.“ — Ich mochte nun wollen oder nicht, ich mußte mich dran machen, ihn auszuziehen. Mit leichter Mühe schnallte ich den Riemen auf, zog ihm den Kittel aus; aber wie erstaunte ich nicht, da ich ihn darunter ganz mit Gold und Edelsteinen geharnischt sah. Die rothen Stiefel mußten auch herunter, der graue Hut, Alles lag am Boden, und er stand vor mir wie ein funkelnder Götze. Sein ganzes Wesen war prächtig und herrisch. Eitel trat er etwas höher auf einen Stein und sprach: „Nun, mein Vortrefflichster, wie gefalle ich dir? Hier nimm den Haselstecken zum Lohn, er öffnet dir alle Felsen und geheimen Schätze; ich brauche die saure Arbeit nun nicht mehr, denn hier ruht der Stein der Weisen; Gold kann ich machen, ewiges Leben kann ich geben“ — und mit diesen Worten schlug er mit geballter Faust wider seinen Brustharnisch, daß es rasselte. — „Lebe wohl, du hast das Glück gesehen,“ und somit wendete er sich und ging eilends den Berg hinan.

Aber wie ward mir angst und bange, als ich sah, daß ihm der graue Rock, der grüne Hut und die rothen Stiefel eiligst nachliefen. Der ganze Kerl hatte mir etwas Schreckliches, Fatales, und doch wieder Lächerliches. Froh, so leicht davon gekommen zu sein, nahm ich auch meinen Weg zurück; aber ich mochte gehen, wie ich wollte, ich konnte mich in den wilden Wegen nicht mehr zurecht finden und entschloß mich endlich, da ich einen heimlichen Waldwinkel fand, hier den Tag abzuwarten. Ich setzte mich nieder, und um mein Haupt bequemer an einen Fels anzulegen, wollte ich einige Kräuter, die auf ihm wuchsen, mit der Hasel-

ruthe des Alten, die ich noch immer in Händen trug, herunter schlagen; kaum aber berührte ich den Stein mit der Haselruthe, als er sich aufthat und mir ein wunderbares Schauspiel zeigte. — Ich sah tief hinab wie in einen Keller; da liefen eine Menge grauer Männchen und Weibchen herum und schleppten allerlei Kisten und Kasten und Körbe und stellten sie in Ordnung, gerade als wenn man in eine neue Wohnung gezogen ist und nun einräumt. Was sie aber trugen, war lauter Silber und Gold und Edelstein, und schien das da unten gemeiner als bei uns die irdenen Töpfe. Wenn sie ein wenig langsamer gingen, kam gleich ein alter Mann in einem blauen Rock und schrie:

„Eilet, eilet, nicht verweilet,
Alles reinlich eingetheilet,
Hübsch nach dem Gewicht geleget,
Daß sich ja nichts weg beweget;
Schweres unten, Leichtes oben,
Daß die Ordnung sei zu loben,
Werth nach innen, Glanz nach außen,
Machet nicht so lange Pausen."

Auf diese Worte liefen sie viel schneller und hatten bald Alles in der schönsten Ordnung, nun aber sagte der Alte:

„Und jetzt hauet eine Stufe,
Daß sich bildet eine Kufe,
Wo die Fräulein Edelstein
Mit den sieben Jungferlein
Sich bequemlich können pflegen,
Wenn sie in das Bad sich legen."

Darauf ging es an ein Gepicke und Gehacke und Gebohre, mit Meißeln, Schlägeln, Keilen und Bohrern; aber Alles im Takte, daß es eine artige Musik war. In wenigen Minuten hatten sie ein tiefes Bad mit mehreren Stufen abwärts rein und glatt in den Boden des Gewölbes gehauen. Als sie fertig waren,

rafften sie ihr Arbeitsgeräthe zusammen und verschwanden mit dem Alten in der Wand des Felsens.

Nach einer kleinen Weile trat Frau Edelstein mit ihren sieben Fräulein ein, wie ich sie gesehen hatte in jenem Gewölbe hinter dem Stuhle des Grubenveitel stehen. Sie sah sehr betrübt aus und sprach:

Mägdlein, lasset mir zum Bade
Nur die frische Quelle los,
Daß ich mich des Staubs entlade
In der neuen Heimath Schooß;

Eine kämmet mir die Haare,
Eine salbt, und eine schminkt,
Bis der Schmerz so vieler Jahre
In dem guten Bad ertrinkt.

Eine soll den Spiegel halten,
Eine trocknet mir den Leib,
Jede muß ihr Amt verwalten,
Singt dazu zum Zeitvertreib.

Kobold.

Aber was soll ich denn machen?
Ha! ha! ha!

Frau Edelstein.

Was du immer thuest: lachen.

Kobold.

Ha! ha! ha! ich lache ja.

Nun öffnete Fräulein Quecksilber eine Röhre, und es stürzte ein heller Strom von Quecksilber in die Kufe bis zum Rand, wozu sie sang:

Rüstig, lustig stürze nieder,
Ohne Ruhe, ohne Rast,
Um der Herrin helle Glieder
Schmiege dich, du blanke Last,

Kecke Quelle, kalt und helle,
Feuerflüchtig und durchsichtig,
Schwer und schnelle, feste Welle
Nun ist's richtig, 's Bad ist tüchtig.

Kobold.

Potz Merkurius, wie lustig,
Ja das wußt ich,
Und ich lache
Zu der Sache
Ha! ha! ha!

Frau Edelstein wälzte sich in dem Bad hin und her, und als sie glaubte, daß es genug sei, kam Fräulein Asbest und trocknete sie ab mit folgenden Worten:

Mit dem Tüchlein klar gesponnen,
Fein gewebt in Staarenberg,
Weiß gebleicht an Phosphor-Sonnen
Von dem klugen Meister Zwerg;

Ich dich reibe, daß dir bleibe
Auch kein Schmitzchen oder Ritzchen
Dir am Leibe, ich vertreibe
Jedes Spitzchen, jedes Kritzchen.

Kobold.

Ei Potz Blitzchen!
Wer gern tanzt, dem ist gut geigen,
Und was weiß, ist leicht zu bleichen,
Leicht zu trocknen, was nicht naß ist,
Leicht zu lachen, was ein Spaß ist.
Ha! ha! ha!

Als Frau Edelstein abgetrocknet war, stellte sie sich auf einen goldnen Stuhl, und Fräulein Naphtha salbte sie über und über, wozu sie sang:

Naphtha.

In der heimlichsten der Grüfte
Kocht die Salb ein Feuergeist,

Und ich salb dir Fuß und Hüfte,
Daß dich heiße Gluth durchreißt.

Wie es feuert, rasch gescheuert!
Mich entzückst du, Blitze schickst du,
Sei betheuert, glanzerneuert,
Funkelnd blickst du, dich erquickst du.

Kobold.

Mich erquickst du,
Denn zu deinen Heucheleien
Und zu deinen Schmeicheleien,
Die den Demant nicht poliren,
Ihn mit Eitelkeit foliiren,
Muß ich lachen ha! ha! ha!

Frau Edelstein schimmerte nun sehr schön, sie setzte sich auf den goldnen Schemel, und Fräulein Spießglanz kämmte ihr die Locken mit ihren spitzen glänzenden Fingern, wozu sie sang:

Spießglanz.

Deine Locken ich durchstreife
Mit der Link' und Rechten hier,
Glänzend wie Kometenschweife
Drehe ich die Flechten dir.

Sieh, ich schlinge helle Ringe,
Goldne Flöckchen, lichte Löckchen,
Und nun springe, lustig klinge
Wie ein Glöckchen, schönes Döckchen!

Kobold.

Ei du Glöckchen!
Ei du zierlich Spinneröckchen!
Schlittenpferd und Kinderrassel
Machen immer solch Geprassel
Als du mit der Schellenkappe,
Daß dich nur kein Narr ertappe,
Ich muß lachen ha! ha! ha!

Wenn gleich Fräulein Kobold ein wenig anzügliche giftige Bemerkungen machte, so hatte sie doch nicht ganz unrecht mit ihrem Lachen; denn Spießglanz hatte die Goldhaare der Frau Edelstein in tausend Schneckenhäuser, Korkzieher, Hobelspäne, Schlangen, Haken und Spirallinien gedreht, und wenn sie sich bewegte, gab ihr Haupt ein wunderbares Geräusch von sich. Nun aber trat Fräulein Zinnober herbei und schminkte die Frau Edelstein.

Zinnober.

Wie die Purpurrosen prangen
Neben weißer Lilien Schnee,
Schminke ich dir deine Wangen,
Die gebleicht von tiefem Weh.

Wie die spröden, scheuen, blöden,
Keuschen Frauen niederschauen
Mit Erröthen, wenn's von nöthen,
Kannst du schauen voll Vertrauen.

Kobold.

Selbst die schlauen,
Scham und Zucht entwöhnten Frauen,
Die es zahlen, kannst du malen,
Daß sie mit der Unschuld prahlen,
Leicht ist's einen roth zu machen!
Ich muß lachen ha! ha! ha!

Nun wollte Frau Edelstein aber auch sehen, wie sie aussehe, und Fräulein Marienglas hielt ihr den Spiegel vor, daß sie sich von oben bis unten betrachten könne: Fräulein Marienglas sang dazu:

Spiegle dich, du liebe Holde!
Wie der Schwan zum blanken See
Niederschaut im Abendgolde,
Ob er nicht sein Sternbild seh.

Schöne Frauen im Beschauen
Sich erquicken mit Entzücken,
Wie die Pfauen auf den Auen
Sich erblicken, schöner schmücken.

Kobold.

O ihr Pfauen!
Glanzgerüstet, goldgebrüstet,
Wollt auf eure Füße schauen,
Pfui der rauhen schwarzen Klauen!
Garst'ge Stimme, o wie schlimme!
Ich lob mir die Nachtigall:
Schlechtes Röcklein, süßer Schall,
Guter Name, Ehrendame,
Ich muß lachen
Ueber all dies Schönermachen,
Ha! ha! ha!

„Du hast wohl recht, Koboldchen," sagte Frau Edelstein, „all dieser Putz ist leerer Tand; aber ich mußte doch wieder einmal dran denken, mich wieder zu erneuern, und es ist mehr aus tiefer Traurigkeit, als aus Freude, daß ich mich so schmücke; denn wisset, vor mehreren hundert Jahren habe ich in ähnlichem Schmuck hier gesessen, und ich beziehe dieses Haus zur Erinnerung. Kommt, setzt euch, daß ich euch erzähle, was mir hier geschehen ist." Nun setzten sich die Jungfrauen rings um das spiegelnde Bad auf die Stufen, und Frau Edelstein erzählte wie folgt: „Als ich noch ein kleines Mägdelein war, lag ich Nachts in Staarenberg in einer krystallenen Wiege, die abgesondert von der Wohnung der Frau Erde, meiner Mutter, in einem einsamen Gewölbe stand. Einstens um Mitternacht, als ich über einem Märchen meiner Wärterinnen entschlief, that es einen gewaltigen Krach, als wenn das Gewölbe einstürzte, zugleich wehte mich kalte Luft an, und da ich hievon erwachte, sah ich die Wand des Felsens niedergestürzt und hatte den wunderbaren Anblick des gestirnten Himmels. Meine Wärterinnen waren entflohen, und erschreckt von dem nie gesehenen Glanze der Sterne, wollte ich eben anfangen zu weinen, als ein schöner blonder Knabe an meine Wiege trat, mich liebkoste und wieder einwiegen wollte. Sein Anblick machte mir unbeschreibliche Freude; denn ich hatte bisher kein anderes Kind gesehen, und wie schrie und weinte ich, als meine Wärte-

rinnen nun zurückkehrten und mich mit der Wiege nach der Stube meiner Mutter trugen; aber bald war ich getröstet, als ich sah, daß der Knabe auch in die Stube trat. Er sagte meiner Mutter auf ihre Frage, daß er Johannes, des Fürsten von Staarenberg Söhnlein sei, und sie gewann ihn lieb, schenkte ihm Edelsteine und lud ihn ein, uns alle Nacht zu besuchen, wenn seine Mutter abwesend sei und sein Vater schlafe.

Dies geschah alle Monate einige Nächte lang, und er stellte sich immer richtig ein; denn die Mutter hatte ihm eine Springwurzel geschenkt, mit der er alle Felsen öffnen konnte. So wuchsen wir wie Geschwister mit einander heran. Johannes war ein Kind in unserm Berg, er sah alle Arbeiten der Berggeister mit an und hatte eine besondere Liebe zu dem Geschäft. Vor Allem aber hatte er eine große Freude an den Possen eines Affen, den meine Mutter hatte und der gewöhnlich mit ihr Schach spielte. Er hieß Trismegistus und war ein tiefsinniger, wunderlicher Gesell. Er machte Alles nach, was er die Berggeister machen sah, und war dann sehr verdrießlich, wenn wir ihn alle auslachten, daß er immer verkehrtes Zeug heraus kriegte. Dieser Affe war anfangs sehr neidisch auf den kleinen Johannes, weil er sah, daß ich lieber mit diesem spielte, als mit ihm; nachher aber ging er meinem jüngeren Freunde überall nach und schmeichelte ihm und diente ihm mit allerhand Handreichung, wenn der kleine Johannes spielend mit den Berggeistern arbeitete.

So lebte ich in kindlicher Lust wohl sechszehn Jahre mit Johannes, als er plötzlich ausblieb; ich konnte mir die Ursache nicht denken und war in größter Angst; ich zog durch alle Gegenden unter der Oberfläche des Berges hin und rief ihm mit den zärtlichsten Namen; er kam nicht.

Die folgende Nacht ging es mir ebenso, in der dritten endlich gelang es mir, die Gegend des Berges zu finden, über der sein Schlafgemach war. Er hörte mein Weinen und Klagen; die Decke öffnete sich, und er eilte in meine Arme; indem wir nach der Kammer meiner Mutter liefen, so erzählte er mir, daß sein Vater die vielen Edelsteine, die er von uns erhalten, gefunden und ihn

sehr gedrängt habe, zu sagen, wie er zu solchen Schätzen gelangt sei, und daß er ihn, da er es seinem Versprechen gemäß verschwiegen, Nachts, auf den Rath seiner Mutter, in sein Bett genommen und mit einem seidenen Faden an seinen Arm gebunden habe, er aber auf mein Angstgeschrei denselben zerrissen und so zu mir gelangt sei.

Kaum waren wir in die Kammer meiner Mutter gelangt, so trat sein Vater auch hinter uns ein und wollte ihn eben tüchtig auszanken; aber meine Mutter fiel ihm in die Rede, der Affe Trismegistus machte ihm tausend Kratzfüße, und er fand sich durch den Glanz der Edelsteine und besonders durch das Schachbrett meiner Mutter, worauf alle Figuren lebendig waren, so zerstreut und hingerissen, daß er dem kleinen Johannes nicht nur verzieh, sondern sich bei uns auch sehr wohl gefiel.

Er unterhielt sich die ganze Nacht mit meiner Mutter und Trismegistus und verließ uns erst am Morgen, die folgende Nacht kam er wieder und so öfters.

Einstens, da meine Mutter krank war, unterhielt er sich mit dem Affen allein, der setzte ihm allerlei böse Grillen in den Kopf über die Gewohnheit der Frau Mondenschein, ihn monatlich einige Zeit zu verlassen, und gab ihm ein wunderliches Glas, wodurch er sie belauschen könne. Er ging mit dem Glase unruhig, früher als gewöhnlich, von uns. Nun erwartete ich in der folgenden Nacht ihn und Johannes nicht, der Mond schien wieder, und da kamen sie nie. Aber siehe da! da kamen sie beide, und der Vater war in großer Unruhe; er setzte sich zu meiner Mutter an den Tisch und klagte ihr sein Unglück, daß ihn seine Gattin seiner verbotenen Neugierde wegen verlassen und verflucht habe.

Der Besuch war meiner Mutter nicht ganz gelegen, denn sie war eben mit ihren geheimsten Arbeiten beschäftigt; sie ließ einen goldnen Tisch wachsen; nun bat sie zwar den unglücklichen Herrn, sich nicht drauf zu legen, aber in seinem großen Kummer vergaß er es, und sein Bart streifte auf den Tisch und wuchs ihm hinein, so daß er nicht mehr aufstehen konnte.

Meine Mutter verwies ihm nun ernstlich seine Neugierde und sagte ihm, daß es außer ihrer Macht stehe, ihm zu helfen; sie legte ihm ein Buch vor, in dem er las und heftig dabei weinte; endlich brach er in folgende Worte aus: „Frau Erde! ich fühle wohl, Ihr könnt mir nicht helfen; ich muß hier sitzen, bis der Fluch der Frau Aglaster und der Großmutter meiner Frau erfüllt ist. Nun aber rufet mir meinen Sohn Johannes, daß ich ihm die Regierung meines Volkes übergebe." Johannes ward gerufen, er hörte das Unglück seines Vaters, er übernahm die Regierung; meine Mutter nahm ihm die Springwurzel; sie sagte ihm, nie mehr solle er uns sehen, denn sie sehe wohl, daß aus der Gemeinschaft der Geister mit den Menschen nur Treulosigkeit und Unglück erfolge. Meine und seine Bitten halfen nichts, ich mußte ihn lassen; eine Menge unbarmherziger Kobolde faßten ihn und führten ihn mit Gewalt an die Oberfläche der Erde.

Meine Trauer, meine Weheklagen halfen nichts, meine Mutter war unerbittlich und nahm sich vor, diesen Aufenthalt zu verlassen. Ehe wir aber abreisten, wollte sie den vorwitzigen Affen Trismegistus noch bestrafen; man suchte ihn überall und konnte ihn lange nicht finden. Endlich, da meine Mutter in der geheimsten Kammer aufräumen wollte, wo sie das Gold machte und den Stein der Weisen liegen hatte, fand sie den Schelm ganz von oben bis unten vergoldet. Er war ihr über die Tiegel gerathen und hatte sich so mit der Tinktur angestrichen. Erzürnt über ihn, sprach sie: „Warte, du sollst deines falschen Schimmers niemals genießen, du unglückstiftender Verräther!" und somit zog sie ihm einen grauen Rock an, schnallte ihm einen gelben Riemen um und setzte ihm einen grauen Hut auf, zog ihm rothe Stiefel an und sagte: „So sollst du nun den gefangenen Mondenhirten bedienen, den du durch deine Schwätzerei ins Unglück gebracht, bis er einstens auf der Erde im schönen Grabe ruht; Keiner soll dir den Gürtel lösen können, als Der, der alle diese Schicksale löst, und ewig sollst du grübeln, forschen und nachäffen und nie das Gold sehen, das dir doch näher ist als das Hemd!" — Somit schleppte sie ihn zu dem festgewachsenen

Mondenschäfer, legte ihn an eine Kette, setzte das Schachbrett zwischen Beide, schloß den Berg zu und zog mit mir und allen den Ihrigen hierher in diesen Berg.

Johannes, der nun die Staarenberger regierte, hatte mich so wenig vergessen als ich ihn. Das Erste, was er that, war, daß er sein ganzes Volk nach und nach zu Bergleuten verwandelte; er hatte Vieles bei uns gelernt, und nun zog er Schachten und Gruben, wohl an die neun Jahre lang, in dem Berge hin und her. Aber Alles war fruchtlos, da wir nicht mehr da wohnten.

Endlich wollten seine Leute nicht mehr arbeiten, denn der Berg war schon so untergraben, daß sie fürchteten, er möge einstürzen. Zornig verließen sie ihn mit der Versicherung, nicht mehr zu arbeiten, an einem Abend, und er blieb mit seinem Grubenlicht, Fäustel und Schlegel allein in dem Stollen.

Aengstlich durchirrte er alle die vielen Gänge, die er seit zehn Jahren hatte bauen lassen, und legte sich eben traurig an eine Felsenwand nieder, um zu schlafen.

Kaum war er entschlummert, als er ein Kettengerassel hörte, er wachte auf und lauschte. Sieh! da klang es hinter ihm an der Wand; muthig fing er an zu arbeiten, und je tiefer er drang, je lauter rasselte es; laut schrie er den Bergmannsruf aus: Glückauf! Glückauf! und Glückauf! antwortete es ihm; noch wenige Minuten gearbeitet, und er fand in dem Gewölbe seinen Vater. Aber der sah ihn mit großen Augen an und lachte nicht und sagte kein Wort, wie ein Lebendigbegrabener.

Johannes gab sich alle Mühe, ihn mit seinen Liebkosungen zu ermuntern; aber er blieb stille und erstarrt und sah immer auf das Schachbrett, als sinne er über einen Zug.

Vor ihm saß Trismegistus und hatte die größte Freude über die Erscheinung des Johannes. „Geschwind," sagte er, „mach mir meine Kette los und lasse mich aus diesem langweiligen Loch heraus; der alte Herr spielt so langsam, er thut alle Jahre einen Zug, helfen kannst du ihm nicht; wenn ich übers Jahr komme und ihm einen andern Zug thue, ist es gerade hinreichend Gesellschaft für ihn; schnell führe mich hinweg, ich will dir auch

bald auskundschaften, wo Fräulein Edelstein, deine Liebste ist." — Johannes ließ sich von ihm verführen, er machte die Kette des Affen los, küßte seinen Vater, der es aber gar nicht zu bemerken schien, und verließ mit Trismegistus, der immer noch das graue Habit anhatte, die Gruft.

Als sie in der Stube des Johannes angekommen waren, sagte dieser: „Nun, Trismegistus! halte Wort und sage mir, wie ich zu meiner Liebsten, der Fräulein Edelstein komme." „Ja," sagte Trismegistus, „aber du mußt mir vorher noch versprechen, mich hier auf deinem Schloß sicher und verborgen zu halten und mich zu ernähren, und daß du mir niemals zumuthest, einen Schritt tiefer als die Oberfläche der Erde zu gehen, damit mir die Mutter deiner Liebsten nichts anhaben kann; denn hier oben kann sie mir nichts thun. Lasse mir daher einen Thurm bauen, auf dem oben ein Gewölbe und ein guter Rauchfang ist, da will ich für mich und dich die Planeten observiren und allerlei chemische Laborationen vornehmen und mir die Zeit damit vertreiben. Wenn ich es nur so weit bringe, den grauen Rock los zu werden, so solltest du sehen, daß ich leuchte wie Gold; die Frau Erde ist nicht umsonst so zornig auf mich, ich habe ihr die besten Stückchen abgelernt." — Schnell ließ Johannes, der wegen seinem vielen Graben von seinem Volke der Grubenhansel genannt wurde, auf einem abgelegenen hohen Wartthurm des Schlosses einen Rauchfang bauen und ihm Alles einrichten, wie er es wollte, und als Trismegistus schon oben wohnte, drang er nun in ihn, ihm die Mittel zu lehren, wie er zu mir gelangen könne. Worauf ihm der Affe sagte: „Bester Grubenhansel! heute will ich es dir sagen, früher hätte es dich nichts genützt, denn heute Nacht um zwölf Uhr muß die Wünschelruthe geschnitten werden; gehe hinab an den See, dort wirst du eine Weide finden, von welcher du dir eine kleine Ruthe schneidest; diese Ruthe in der Hand gehe so lange nach Norden, bis die Ruthe niederschlägt, dann wirst du nicht lange ohne dein Liebchen sein." Johannes that nach seinen Worten: er schnitt die Ruthe, er hielt sie vor sich und reiste bis hieher. Da schlug die Ruthe nieder, der Fels

öffnete sich, und er sah mich hier auf dieser Stelle so sitzen und weinen, wie ich jetzt hier sitze. Er rief meinen Namen aus, ich sah ihn, und wir umarmten uns mit unendlicher Freude. Nun war es gerade um Weihnachten, wo meine Mutter die Wache bei dem Stein der Weisen hielt, weil um diese Zeit alle goldgierigen Menschen nach diesem Schatze trachten. Wir waren also sicher, nicht überrascht zu werden. Aber der Morgen brach an, und wir hatten in der Dunkelheit der Grube ihn nicht bemerkt; meine Mutter trat herein und fand uns beisammen.

Anfangs war sie heftig erzürnt; aber unser Bitten versöhnte sie, und sie gab mir endlich den Grubenhansel zum Gemahl mit der Bedingung, daß ich immer den siebenten Tag der Woche zu ihr kommen sollte, und daß er mir dann niemals folgen sollte, noch mich fragen, was ich zu verrichten hätte. Er versprach es, und ich folgte ihm in den Staarenberg zurück, wo ich ihn immer am Sonnabend verließ und zu meiner Mutter ging, Sonntags aber wieder kam.

So lebten wir einige Jahre, und ich gebar ihm einen Sohn, den wir Veit nannten. Trismegistus ließ sich nicht vor mir sehen und saß immer auf seinem Thurm und destillirte. Mein Gemahl verrieth ihn auch nicht, und wenn ich ihn fragte, was denn das für ein immerwährender Rauch sei, der oben aus dem Thurme heraufstieg, sagte er mir: „Dieser Thurm ist's, von welchem mein Vater nach meiner Mutter, Frau Mondenschein, geschaut hat, und weil ich in meiner heimlichen Liebe zu dir die erste Ursache seines Verbrechens war, so lasse ich jetzt einen ewigen Rauch auf dem Thurme aufsteigen, ein Opfer, um meine Frau Mutter zu versöhnen, ich räuchere mit lauter Edelsteinen, dieselben, die du mir früher geschenkt."

Aber Johannes betrog mich, denn in den Nächten, da ich abwesend war, ging er immer selbst auf den Thurm hinauf, mit dem Affen zu laboriren; sie suchten den Stein der Weisen, welcher ewiges Leben gibt und Alles in Gold verwandelt. Der Affe hatte meiner Mutter allerlei Kunstgriffe abgelernt, die er nun ohne Verstand und Zusammenhang auf alle mögliche Weise hinter-

einander folgen ließ, nur nie auf die rechte. Seine Hauptbemühung war immer, den grauen Rock und die Stiefel herunter zu kriegen; aber er konnte es nie zu Stande bringen; er versuchte es wohl hundertmal, sein Habit zu vergolden; kaum hatte er sich mit dem Metall überzogen, als Alles wie vorher grau und trübe wurde.

Schon war alles Gold des Schlosses zum Schornstein hinausgeflogen, und so viel ich dessen auch brachte, nie reichte es hin, und doch erfuhr ich nie, wo es hinkam. Mein Sohn Veit, der seinen Vater immer um Gold fragen hörte, schleppte nun Alles an, was blinkte; aber immer lachte ihn der Vater aus; doch ließ sich der Knabe nicht irre machen und hatte eine große Leidenschaft zu wissen, was der Vater mit all dem Golde anfange. „Vater," sprach er, „was ist denn Gold?" — „Es ist ein köstliches Metall," sagte Grubenhansel; in demselben Augenblick fuhr der kleine Veit, der sehr naschhaft war, mit einigen Goldkörnern, die auf dem Tische lagen, in den Mund. Grubenhansel, in der Angst, er möge daran ersticken, öffnete ihm den Mund mit Gewalt und erblickte zu seiner größten Verwunderung einen goldnen blinkenden Zahn in seines Söhnleins Mund.

Es war gerade zur Zeit meiner Abwesenheit. Grubenhansel entdeckte seinen wunderbaren Fund dem Affen Trismegistus, und dieser gerieth darüber in die ausgelassenste Freude. „Geschwind bringet Euern Veit herauf," sagte er, „er hat, was ich ewig suche, was uns allen hilft: animalisches Gold."

Veit war eben einem schönen Pfau nachgeklettert, der ihn mit seinem goldschimmernden Hals reizte, und da die Sonne unterging, war dieser Vogel nach seiner Gewohnheit auf ein Dach geflogen, um ihr nachzuschreien. Eine kühle Luft erhob sich und spielte in den Federn des Vogels; schimmernde Tauben durchschnitten die Luft, und goldne Fische sprangen aus dem See, dem kühlen Abendwinde entgegen; ganz ungemein glückselig fühlte sich der kleine Veit neben seinem Pfau auf dem Dache: aber so oft er die Hand ausstreckte, dem Vogel eine Feder zu entreißen, flog dieser auf einen höhern Punkt, und Veit folgte immer weiter, bis

endlich der Vogel in den Wald flog und seinen gierigen Blicken entschwand.

Veit saß nnn so hoch oben, daß er schwer herunter konnte; aber es war ihm ganz wohl, und er hatte die größte Lust, oben zu bleiben, als er die Stimme seines Vaters im Hofe hörte. Er besann sich nicht lange, rutschte auf den Dächern nieder, lief wie eine Katze in den Dachrinnen, schwang sich von Giebel zu Giebel und sprang endlich heil und gesund vor den Füßen seines erschrockenen Vaters zu Boden.

Dieser nahm ihn verwundert über seine Geschicklichkeit mit sich auf den Thurm, wo ihm der Knabe gern folgte, weil er die Höhen liebte. Kaum hatte ihn der Affe erblickt, als er ihm auch den Mund mit einem silbernen Löffel aufmachte und ihm, noch ehe der Vater eine Einrede dagegen machen konnte, den goldnen Zahn unter heftigem Geschrei ausriß. „Nun ist uns geholfen,“ sagte der Affe, „mit diesem Zahn führe ich dich, Grubenhansel! in die Kammer, wo deine Frau jetzt den Stein der Weisen bereitet; wir überraschen sie, sie muß uns Alles heraus geben, und wir sind die Herren der Erde und leben ewig.“

Grubenhansel ließ sich bethören, er schlich mit dem zitternden weinenden Veit und Trismegistus herab. Den Knaben brachte er zu Bette und versprach ihm so viele Pfauen und Tauben, als er nur wollte, wenn er schwiege, und der Knabe gab sich zur Ruhe.

Als meinem Söhnlein der Zahn ausgerissen wurde, empfand ich denselben heftigen Schmerz in meiner Kinnlade und hörte sein Geschrei bis in die Tiefe der Erde. „Ach!“ sagte ich, „meinem Kinde geschieht weh“ — und ängstlich erwartete ich den Anbruch des Tages, um nach Hause zu kehren, als plötzlich Grubenhansel und Trismegistus vor mir standen und letzterer hastig nach dem Stein der Weisen griff, der vor mir zwischen drei Lilien lag, einer blauen, einer rothen und einer weißen. Aber ich stellte meinen Fuß auf den Stein, der sogleich in die Erde versank, und der gierige Affe riß nun die weiße und rothe Lilie ab und entfloh wie ein Pfeil aus der Grube, weil er den Schritt meiner Mutter hörte.

Schon hatte ich meinen Gatten mit den bittersten Vorwürfen überhäuft, daß er seinen Schwur gebrochen; als meine Mutter, die Frau Erde, eintrat und mit ungemeinem Zorn den Johannes bei mir fand. „Deine Herrlichkeit ist aus," sagte sie, „du hast mit dem goldnen Zahn deinem Glücke die Wurzel ansgerissen, gehe und lebe, bis der Vater stirbt, den auch der Affe verführt hat." — Nach diesen Worten rührte sie ihn mit der Hand an die Stirne, und er vergaß Alles, was ihm geschehen war, und schlief ein. Nun ließen wir ihn durch die Berggeister in einen der Stollen, die er gegraben hatte, zu Tage legen; wo er nachmals in einer Höhle bis vorgestern als ein Quacksalber und Laborant gelebt hat. Seinen Vater, der im Berge am Tische angewachsen, besuchte er dann und wann und spielte Schach mit ihm, wußte aber gar nicht anders, als er sei in der Grube gesessen und habe laborirt. Als er heute gestorben, habe ich ihn zu Grabe gebracht, ihr wart alle dabei, Gott gebe seiner armen Seele Ruhe!

Der Affe Trismegistus begab sich schnell nach seinem Thurm zurück und stellte sich, als wenn er von gar nichts wüßte; er begann nun mit Hilfe der rothen und weißen Lilie zu laboriren, kriegte aber nie etwas heraus. Noch mehrere Jahre lebte er auf der Burg, wurde aber endlich von meinem Sohne Veit, der ihn, seit er ihm den Zahn ausgerissen, tödtlich haßte, vertrieben. Nun irrt er ewig in der Welt herum und sieht, wo er einen Narren findet, der mit ihm Gold macht, das heißt zum Schornstein hinaustreibt. Seine Anstalten und Recepte haben sich unendlich vermehrt.

Zum Unglück kann er nicht sagen, was er will; er weiß es wohl, aber er nimmt immer ein Wort für das andere, und so kömmt nie was zu Stande, und seinen grauen Rock kriegt er nie herunter, denn er läuft ihm immer wieder nach."

„Hätte ich ihn hier im Bade," sagte Fräulein Quecksilber, „ich wollte ihn zwagen." — „Wie wollte ich ihn auslachen!" sagte Koboldchen.

Kaum aber hatten sie dies gesagt, als ich ein Gerassel in dem Busche hörte, ich sah den goldnen Affen in größter Angst

daherlaufen, und Rock, Hut und Stiefel hinten drein. Jetzt holte ihn der Hut ein und sprang ihm auf den Kopf, jetzt hängte sich ihm der Mantel über die Schulter. Er lief in Todesangst immer in engeren Kreisen um mich und die Grube; jetzt waren ihm die rothen Stiefel an den Beinen, der Gürtel sprang um ihn und schloß ihn mit dem Baume zusammen. Er lamentirte ganz erbärmlich, ich sollte ihn ablösen. Ich schnallte ihm den Riemen auf, und er plumpte hinab; da fielen die Jungfrauen über ihn her, rieben und wälzten ihn wie die Hutmacher den Filz, bis er wieder ein ordinärer Affe war, und ich sah, wie sie ihn an einer Kette fortführten und die Grube verließen.

Nun entschlummerte ich, und als ich erwachte, stand die Sonne schon am Himmel; ich nahm die Weidenruthe und die beiden Lilien, die neben mir lagen, um meine Gesellen zu suchen, welche ich in kleiner Entfernung von mir schon zu Pferde fand. Schnell warf ich mich auf mein Roß und setzte meine Reise ruhig fort.

Wie Radlauf die Verjüngung der Frau Phönix Federschein ansieht und diese ihre Geschichte mit dem Kautzenveitel erzählt.

Schon kletterte die Sonne an den Baumstämmen hervor, ein kühler Wind spielte in dem Laub, die Vögel sangen ihr Morgenlied, und ich dachte an die arme Ameley. Als wir aber an den Mainstrom kamen, der den Wald durchschnitt, und keine Brücke vorhanden war, ließ ich meine Begleiter mit den Rossen den Fluß hinaufreiten, um eine Fährte zu suchen, ich selbst aber erreichte das andere Ufer schwimmend.

Von dem Strom durchnäßt, erstieg ich einen Fels, um mich der Sonne auszusetzen, und ward so der Zuschauer eines wunderbaren Schauspiels.

Auf der andern Seite des Felsens lag in einem Bergkessel

ein Hügel, in dessen Mitte die höchste und mächtigste Eiche, die ich je gesehen, ihr Laubgewölb ausbreitete. Im Kreise um sie, am Fuße des Hügels, wie Diener um eine Königin, standen eine Ulme, eine Linde, ein Nußbaum, eine Birke, eine Esche, eine Erle und eine Weide. Zu den Füßen der Eiche entsprang eine Quelle, die, von Felsen unterbrochen, in zwei Arme getheilt von dem Hügel herabstürzte; der eine Arm bildete auf der rechten Seite des Bergkessels einen klaren Spiegelsee, der andere Arm durchschlängelte zur Linken den Seegrund, der mehr einem Garten von wohlriechenden Gewürzkräutern, Blumen und Rosenbüschen, als einem wilden Waldthale glich.

Ich saß auf einer hohen Felsenwand hinter Wachholdersträuchen und übersah den heimlichen schönen Waldgrund, ohne von dort aus bemerkt werden zu können. Jetzt aber erhob sich ein Lüftlein und regte die Gipfel des Hains auf, und eine Menge Vögel aller Art schnäbelten auf dem Gipfel der Eiche und schienen beschäftigt, ein großes Nest von den mannigfaltigsten wohlriechenden Hölzern und Kräutern zu erbauen. Der Mond lief noch nackt am Himmel herum, und der junge Tag, der aufstehen sollte, schämte sich vor ihm und erröthete; nun aber zog der Mond ein weißes Hemd an und trat mit den Sternen hinter den himmelblauen Vorhang. Da machte sich die Sonne auf und hob ihr strahlendes Haupt über den Bergen empor, und wie sie den Rand der Wälder vergoldete, begann in der Linde die Nachtigall zu singen, und eine Weile drauf trat Frau Phönix Federschein, meine dritte Ahnfrau, unter der Eiche hervor und sang:

Der Mai will sich so günstig
Inbrünstig beweisen,
Ich hör's an aller Vögelein Gesang.
Der Sommer kommt, vor nicht gar lang
Hört ich Frau Nachtigall singen.
Sie sang recht wie ein Saitenspiel:
Der Mai bald will
Den lichten Sommer bringen und zwingen
Die Jungfräulein, zu singen und springen.

Jedoch so sind die Kleider
Mir leider zerrissen,
Ich schäme mich vor anderer Mägdlein Schaar,
Mit meinen Füßen geh ich baar,
Als wenn ich baden wollte;
Der Reif und auch der kalte Schnee
That mir wohl weh,
Ich will als Badgesellen bestellen
Die Jungfraun an den hellen Waldquellen.

Komm! komm! lieb, lieb Agneta,
Margaretha, Sophia,
Elisabetha, Ameleya traut,
Sibylla, Lila, Frau Gertraut,
Kommt bald, ihr Mägdlein schöne,
Kommt, mich zu baden säuberlich,
Und schmücket mich;
O kommet! die Jungfrauen im Thauen
Mich baden und beschauen, ja schauen.

Kaum hatte sie dies Lied nach der Melodie der Nachtigall gesungen, als ihre sieben Fräulein aus den umstehenden Bäumen zu ihr auf den blumigten Rasengrund traten: Pfauenaug aus der Ulme, Nachtigall aus der Linde, Reiherbusch aus der Kastanie, Turtel aus dem Nußbaum, Flaum aus der Birke, Schwanenlied aus der Erle, und Schwalbenwitzchen aus der Weide. Sie hatten alle ihre Röcklein aufgeschürzt und trippelten um Frau Phönix, die in dem Quell stand, herum und wuschen ihr die Füße und schmückten sie. Als sie aber fertig waren, sagte Frau Phönix:

Ich bin Frau Phönix Federschein,
Begraben hab ich den Liebsten mein;
Mein Hals war goldgelb, licht und klar,
Mein Leib und Flügel purpurn war —
Der goldnen Kron auf meinem Haupt
Hat Trauer, Licht und Glanz geraubt,
Nun sammeln mir die Vögelein
Weihrauch und Myrrhen und Spezerei'n,

Von edlem Holz wohlriechende Aestlein;
Sie bauen mir daraus ein Nestlein,
Darüber schwing ich mein Gefieder
Am Sonnenlichte auf und nieder,
Bis daß das Rauchwerk sich entzündet,
Die Flamme sich zur Höhe windet:
Dann laß ich mich herab zur Gluth,
Verbrenne willig, wohlgemuth.
Aus meiner Asche wird entstehn
Ein Würmlein, leuchtend anzusehn,
Woraus ich wieder rein und pur
Mich neu erschwinge zur Natur.
Nun saget mir, ihr Fräulein all'!
Was euer Amt ist in diesem Fall?

Fräulein Pfauenaug sang nun, indem sie Frau Phönix ihr Gewand ordnete:

Mit dem Tausend-Augen-Kranze
Ich auf deine Reize schau;
Mit der Federn Purpur-Glanze
Schmück ich dich, du holde Frau!

Ich erweck dir nach der Sonne
In dem Herzen die Begierde,
Denn so heller Farben Wonne
Leiht ihr Schein erst rechte Zierde.

Fräulein Nachtigall sprach zu ihr:

Ich, Frau Phönix! lehr dich singen,
Wenn dir will das Herz zerspringen
Lehret dich Frau Nachtigall,
Gott zu grüßen tausendmal;

Auf der Eiche in der Spitzen,
Wenn die Flammen dich umblitzen,
Lehret dich Frau Nachtigall,
Gott zu loben tausendmal.

Fräulein Schwanensang, welche ein Lorbeerkrönchen trug, sagte ihr hierauf:

Sängerin ist sie, ich bin Dichter,
Dichte nur ein einzig Lied,
Mich begeistern Himmelslichter,
Wenn der Mond ins Wasser sieht.

Und ich will dies Lied dir sagen,
Das ich sterbend pfleg zu singen,
Wenn die Flammen um dich schlagen,
Dich im Feuer zu verjüngen.

Fräulein Fläumchen aber brachte eine Menge leichte Federkissen herbei und sprach:

Allen Vöglein ihre Wiege
Füttre ich recht weich und zart,
Daß die junge Brut nicht liege
In den Reisern rauh und hart.

Als Bettmeisterin die Kissen
Trag ich dir zum Feuerneste,
Leid wär mir's, wenn dir die Aeste
Nur ein Federlein zerrissen.

Fräulein Schwalbenwitz nahte nun in ihrem grauen Sibyllenmantel und sagte:

Wenn die andern schlafend nicken
Les ich auf des Tages Stirn
Das Geschick, mit leisen Blicken
Winket mir das Nachtgestirn.

Traumesdeuter, weiser Meister,
Sing ich dir die künft'gen Zeiten,
Wenn die wilden Feuergeister
In dem Neste um dich streiten.

Fräulein Turtel trat nun freundlich herzu und sagte zu ihrer Gebieterin:

Einst sang ich dir unverdrossen,
Wie der Pelikan sein Blut
Kinderliebend hat vergossen
Zu erquicken seine Brut.

Nun reich ich, du Holde, Treue!
Dir den dunkeln Wittwenschleier,
Daß die Flamme dich erneue
In der glühen Todtenfeier.

Fräulein Reiherbusch nahte zuletzt und sang:

Ich will dir die Flamme fachen
Mit der Flügel regem Schlag,
Daß sie freudig um dich lachen
Lichter als der junge Tag,

Wenn du schöner und belebter
Triumphirst in Jugendwonne,
Schwing ich dann den Federzepter
Vor dir hin durch Luft und Sonne.

Frau Phönix dankte ihnen allen und sagte: „Bis mein Scheiterhaufen bereitet ist, will ich euch noch erzählen, wer der Vogelsteller Veit war, den wir heute begraben haben, oder vielmehr, wie ich den jungen Fürsten Veit von Staarenberg kennen lernte, sein Weib ward, und wie er mich betrogen hat.

Herr Johannes, der Fürst von Staarenberg, der ein leidenschaftlicher Bergmann war, blieb einst ungewöhnlich lange aus. In den ersten Tagen glaubte sein Volk, daß er in irgend einer Grube reiche Ausbeute müsse gefunden haben; denn sie wußten wohl, daß er in solchem Falle oft mehrere Tage ausblieb. Als aber endlich eine ganze Woche herum ging und er noch nicht wiederkehrte, besorgte man, es möge ihn irgend ein Unglück in dem Bergwerke getroffen haben, und suchte ihn vergebens aller Orten.

Schon war Schloß und Land mit Trauer über seinen Tod erfüllt, als unter die Klagenden, die sich im Hofe versammelt hatten, ein seltsam gekleideter häßlicher Mann trat. Er trug einen grünen Hut, einen grauen gelbgegürteten Rock und rothe Stiefel, und kam einen Thurm herabgestiegen, auf den der Fürst immer allein zu gehen pflegte. Seine Erscheinung machte Jedermann aufmerksam, weil ihn nie Jemand gesehen hatte, und weil er aus dem geheimnißvollen Thurme kam. Er sagte hierauf: „Ihr Männer von Staarenberg! Euer Herr und Fürst, mein großer Gönner und Freund, ist nicht mehr; ich war sein Astronom, heute Nacht hab ich die Sterne beschaut und daraus gesehen, daß er nie wiederkehren wird. Nun aber ist euer künftiger Herrscher, der Erbprinz Veit, noch unmündig; wer aber kann besser sein Vormund sein als ich, der der vertrauteste Freund seines Vaters war. Wollet ihr mir nun dieses Amt anvertrauen, so will ich eure Bergwerke bauen, besser noch als vorher, ich will eure Livereien mit Gold und Silber bedecken, Lust und Herrlichkeit soll überall verbreitet sein; denn ich kenne alle Würzlein und Kräuter, alle Steine und Metalle, die Elemente sind mir unterthan, und die Planeten habe ich an einem Fädchen."

Während er so sprach und dabei die seltsamsten Grimassen machte, nahte sich der kleine Veit, an der Hand eines alten Vogelstellers, mit dem er sich viel abzugeben pflegte; er hatte einen schönen Distelfink auf der Hand und war guter Dinge. Die Staarenberger empfingen ihren kleinen Fürsten mit aller Liebe eines treuen Volkes, und als sie ihm sagten, daß sein Vater gestorben sei, ließ er den Finken fliegen und begann heftig zu weinen, mehr aber aus Schrecken über den Trismegistus, den er, seit er ihm einen goldenen Zahn ausgebrochen hatte, tödtlich haßte, als über den Tod seines Vaters; denn er war noch zu jung, um zu wissen, daß der Tod schrecklicher sei, als der Zahnbrecher.

Von Neuem erhob der graue Mann wieder seine Stimme und pries seine Kenntnisse und seine Gelehrsamkeit und als er wieder sagte: „Ich kenne alle Wurzeln und Kräuter," unterbrach ihn der alte Vogelsteller: „Woran kennt Ihr sie denn?" — Stolz

erwiederte der Affe Trismegistus: „Zeigt es mir nicht das Gesicht, so zeigt es mir der Geruch, zeigt es mir nicht der Geruch, so zeigt es mir der Geschmack." Nun bückte sich der Vogelsteller uud sprach, indem er dem Affen etwas reichte, was er aufgehoben hatte: „Was ist denn dies für eine Wurzel, Herr Doktor?"

„Erstens muß es mir das Gesicht zeigen," erwiederte der Affe, indem er das Dargereichte von allen Seiten betrachtete. „Das Gesicht zeigt es mir nicht; so muß es mir der Geruch zeigen" — nun roch er daran und fuhr fort: „Der Geruch zeigt es mir auch nicht, so muß es mir der Geschmack endlich zeigen" — und nun biß er hinein und reichte mit Stolz das Dargereichte dem Vogelsteller zurück, indem er hoffärtig sagte: „Nehmt hin, mein Mann! Ihr seid betrogen, denn dies ist keine Wurzel, es ist getrockneter Affenmist." — Kaum aber hatte er diese Worte gesagt, als man ihn allgemein auslachte, weil er den Koth so hoffärtig versucht hatte, und da der Vogelsteller sagte: „Hat man mich mit dem Affenkoth betrogen, so laßt euch, ihr Männer von Staarenberg! nicht von dem Affen selbst betrügen," und als der kleine Veit noch dazu schrie: „Ja, der Spitzbub hat mir meinen goldnen Zahn ausgebrochen," und ihm darauf einen Stein an den Kopf warf, gab er damit die Losung zu einem allgemeinen Steinhagel, mit welchem man den betrügerischen Affen Trismegistus zum Schloß hinaus verfolgte.

Als die Staarenberger sich nach dieser Verrichtung wieder um den kleinen Veit versammelt hatten, sagte dieser sehr verständig: „Ich will mir meinen Vormund selbst aussuchen, und das soll Niemand sein, als mein lieber Vogelsteller hier, den ich am liebsten unter allen Leuten habe."

Einstimmig ward der Vogelsteller nun als Vormund Veits und Landesverweser anerkannt und verwaltete dies Amt auch mehrere Jahre zur allgemeinen Zufriedenheit.

Der kleine Veit hatte bei ihm die glücklichsten Tage; er beschäftigte sich mit nichts als dem Vogelfang und mit Erziehung mancherlei Vögel. Bald aber war ihm dies nicht genug, er wünschte selbst zu fliegen. Anfangs machte er allerlei kindische

Versuche, indem er sich seine Kleider mit Federn benähte und sich mancherlei Flügel an die Arme band; bald aber stiegen seine Versuche immer höher, und seine Einrichtung wurde künstlicher. Endlich in seinem sechzehnten Jahr hatte er mit vieler Mühe ein paar Flügel zu Stande gebracht, von denen er sich ungemein viel versprach, und er war fest entschlossen, sie in der folgenden Nacht zu probiren; denn bei Tag wagte er es nicht, da ihn sein Vormund schon mehrmal wegen seinem lebensgefährlichen Versuch gestraft hatte. Aber an selbem Morgen geschah ihm etwas, was seinen Versuch auf mehrere Tage verschob.

Ihr wißt, meine lieben Gespielen! daß wir, ich und ihr, durch den Willen des Geschicks alle vier Wochen die Gestalt von verschiedenen Vögeln während vier Tagen annehmen müssen und dann allen Schicksalen dieser Thiere unterworfen sind. Ihr wißt auch, daß wir dann keine größeren Feinde haben, als die großen Raubvögel und besonders die Eule, die uns zur Nachtzeit nachstellt. Nun war ich zwar von meiner Mutter, Frau Luft, hinreichend gewarnt, mich in Acht zu nehmen, aber die Jugend ist unvorsichtig.

Es war in einer mondhellen Nacht, und da Frau Eule das Licht scheut, dachte ich nicht, daß es so gefährlich sei, ein wenig spazieren zu fliegen; denn wenn ich gleich ein Vogel war, so war ich doch niemals als ein solcher geflogen, sondern mußte in diesem Zustand immer einsitzen.

Meine Frau Mutter, die Luft, regte sich nicht und schlummerte ruhig; ich hatte eine unendliche Begierde, einmal den Himmel zu durchschweifen, besonders weil ein großer Komet am Himmel leuchtete, und meine Mutter mir auf meine Frage, was das sei, gesagt hatte, es sei mein Bruder im Himmel.

Leise schlich ich mich aus meiner Kammer hier in die Eiche, breitete die Flügel aus und schwebte selig durch die Luft; ich kann euch mein Entzücken nicht beschreiben, wie ich so das schlummernde Antlitz der Erde mondbeleuchtet unter mir sah, wie mich die mondlächelnden Flüsse und Seen wie glänzende Augen anschauten; aller Duft der Wälder und Gärten mir ans Herz stieg,

und wie die Nacht ihre blaue Sterndecke wie einen wunderbaren Traum über mich gespannt hatte. Jetzt schwebte ich über den glänzenden Thürmen des Staarenberger Schlosses und wollte mich eben, durch Ungewohnheit des Fluges ermüdet, auf dem höchsten dieser Thürme niederlassen, als mich die Frau Eule, die auf ihm wohnt, bemerkte, mich mit ihren großen feurigen Augen ansah und mit dem Schnabel knappte. Da ergriff mich eine unbeschreibliche Todesangst, und wie ein Pfeil stürzte ich in einen naheliegenden Wald nieder; aber hier überraschte mich eine neue Gefahr. Ich stürzte in die Netze eines Vogelstellers, die mit Schellengerassel über mir zusammenschlugen.

Nicht lange sträubte und wehrte ich mich, als schon Veit von Staarenberg, ein schöner blonder Jüngling, sich nahte und mich mit ungemeiner Freude aus dem Netze hervornahm. Er war ganz entzückt über meine Schönheit; nie hatte er so etwas gesehen; er liebkoste mich, gab mir Zuckerbrod und eilte noch in der Nacht mit mir nach dem Schlosse in sein Gemach. Sogleich ließ er seinen Vormund rufen und zeigte mich ihm; und auch dieser war ungemein erstaunt bei meinem Anblick, er konnte mich nicht nennen, er hatte nie geglaubt, daß ein Vogel von solcher Schönheit existire.

Als der Alte nach seiner Kammer zurück gegangen war, legte mich Veit auf sein Kopfkissen, liebkoste mich und entschlummerte. Als der Tag anbrach, begann er seine Liebe und Freude mir von Neuem zu bezeugen; er breitete meine Flügel aus, fütterte mich aus seinem Munde, und seine Freundlichkeit rührte mich so, daß ich ihn lieb gewann und ganz zahm und vertraulich gegen ihn ward.

Drei Tage war ich so bei ihm, und schon nahte der vierte Tag, an dem ich wieder meine Gestalt annehmen sollte. Unbeschreiblich wuchs meine Angst, mich dann nicht zu Hause zu befinden; aber Abends am vierten Tage wehklagte meine Mutter, die Frau Luft, durch alle Säle des Schlosses, und ich zeigte mit den Flügeln schlagend eine ungemeine Begierde zu fliegen.

Dies erweckte dem jungen Fürsten auch seine alte Sehnsucht wieder; er sagte zu mir: „Ja fliegen! fliegen! mein schöner Vogel,

fliegen ist eine Seligkeit! gestern habe ich geträumt, ich flog an deiner Seite durch die Luft; und sobald ich es kann, wollen wir selig mit einander fliegen."

Hierauf nahm er seine künstlichen Flügel und begab sich auf die Terrasse des Schlosses, befestigte sich die Maschine an den Schultern und stürzte jubelnd in die himmlische Freiheit Ich blieb in der Stube versperrt und sah ihm durch die Fenster nach. Kaum aber bemerkte ihn Frau Luft, als sie gewaltig zu stürmen begann. Die Fenster des Schlosses zitterten, die Rauchfänge fielen herunter, Hagel und Schloßen schlugen die Fenster ein, es donnerte und blitzte, und da die Sternenheerde des Mondes scheu wurde, warf er mit Steinen nach ihnen, deren einer das Fenster meines Gemaches zerschlug und mir die Freiheit gab.

Die Luft, meine Mutter, empfing mich zürnend und trieb mich nach Hause zurück in schnellem Flug; aber ich war mehr um das Schicksal des armen Veits in dieser Nacht besorgt, als um den Zorn meiner Mutter.

Ich erzählte ihr viel von dem jungen Veit, und wie zärtlich er gewesen, und daß ich ihn liebe. Als ich aber meine Angst aussprach, wie es ihm auf seinem Fluge möge ergangen sein, hörten wir ein Wehgeschrei und Geflatter in der Luft. Wir schauten auf, und es war Veit, auf dem Punkt, niederzustürzen; ängstlich flog ich ihm entgegen, er rief: „Hilf, hilf, mein Vogel!" aber meine Mutter riß mich zurück, und der gute Veit fiel hier in diesen Teich.

Es war gerade um die zwölfte Stunde der Nacht, wo ich wieder menschliche Gestalt annahm. Ich eilte nach dem Teich und reichte ihm die Hand. Als er zu Lande gestiegen, war seine erste Frage, ob ich nicht den wunderschönen Vogel gesehen, dem er soeben begegnet sei, und in dessen Lobeserhebung er kein Ende fand.

Meine Mutter, die Frau Luft, trocknete ihn, und wir lösten ihm seine zerrissenen Flügel ab. Er blieb einige Tage bei uns; meine Liebe war ungemein, und auch er liebte mich sehr; meine Mutter willigte in unsere Verbindung, und ich zog mit ihm als

seine Braut nach Staarenberg zur Hochzeit, bei welcher er schwören mußte, mich immer in der vierten Woche des Monats an einem einsamen Platz im Walde zu verlassen und, ohne mir nachzuforschen, mich nach vier Tagen wieder zu erwarten. Zugleich mußte er versprechen, dem Vogelfang und dem Fliegen gänzlich zu entsagen; welches er leichter schwur, als er es nachmals hielt.

Meine Mutter wollte die Hochzeit sehr feierlich haben; sie begleitete mich daher mit ihrem ganzen Hofstaat in Menschengestalt, und bei diesem Feste verrichteten Folgende die Aemter:

Der Adelar führte mich zum Traualtar;
Der Dompfaff traute uns als Schloßpfaff;
Der Emmerling gab mir und ihm den Fingerring;
Der Rabe gab mir die Hochzeitgabe;
Der Vogel Strauß führt' wieder mich zur Kirch hinaus;
Der Goldfasan führte mich zum Tanzplan;
Der Auerhahn, der gab da alle Tänze an;
Der Reiher und der Geier, die spielten da die Leier;
Die Wachtel, die schlug den Takt drei Achtel;
Der Fliegenstecher kredenzte da den Hochzeitbecher;
Die Meise, die brachte manche Speise;
Der Stiegelitz führt nach dem Tanze mich zum Sitz;
Die Goldammer führte uns in die Brautkammer;
Der Habicht ging vor uns mit dem Nachtlicht;
Die Amsel gab mir das Nachtwamsel;
Die Taube, die reichte mir die Haube;
Der Grünspecht gab meinem Veit den Stiefelknecht;
Der Wiedehopf brachte uns den Nachttopf;
Die Schnepfe brach vor der Thür die Töpfe;
Und nach ihr sang Frau Nachtigall die ganze Nacht mit süßem Schall.

Mein lieber Veit aber war nicht recht fröhlich, und immer stack ihm noch der schöne Vogel im Kopf, den er gehabt hatte.

Ich durfte nicht sagen, daß ich es selbst war, und suchte seine Sehnsucht durch meine Liebe zu zerstreuen.

Am folgenden Morgen setzte er seinen Vormund, den alten Vogelfänger, ab, weil er ihm, wie er sagte, nicht Acht auf den

schönen Vogel gegeben hatte, und setzte hohe Preise aus, wer ihm den Vogel wieder brächte. Nach drei Wochen verließ ich ihn mit meinem ganzen Hofstaat; wir gingen an einen einsamen Ort im Wald, er verließ uns, und wir kehrten in Vögel verwandelt hierher zurück.

Nach vier Tagen kam ich allein wieder zu ihm, und wir lebten glücklich.

Nach einem Jahr brachte ich ihm einen Sohn, Namens Jakob, den wir sehr liebten und wohl erzogen. Nun hatte er eine Eigenschaft, die uns sehr oft beunruhigte, nämlich eine große Freude am Feuer. Vielleicht, daß meine Eigenschaft, mich im Feuer zu erneuern, ihm diesen Trieb in seine Natur gebracht. Als Kind von wenigen Monaten schon, lachte er immer beim Anblick des Lichtes und griff mit seinen Händchen nach der Flamme. Später steckte er jeden Span an, den er erwischen konnte, und mit dem Ofenheizer des Schlosses lief er von einem Kamin zum andern. Als Knabe war er nicht aus der Schmiede zu bringen, und auf einsamen Spaziergängen im Wald machte er sich immer ein Feuer an und sprang darüber und jauchzte beim Anblick der Flamme, so daß er, weil er oft berußt war, von uns den Spottnamen Kohlenjockel erhielt.

So lebten wir lange glücklich, aber Alles hat sein Ende, und so endete auch unser Glück. Die Eule und der Kuckuk waren meine Feinde, um so mehr, da sie nicht waren zur Hochzeit geladen worden. Der Kuckuk aber besonders; denn dieser freche Stutzer hatte sich immer vergeblich um meine Liebe beworben.

Als ich nun einst in Vogelgestalt hier im Baume saß, lud meine Mutter, mich zu zerstreuen, eine große Gesellschaft von Vögeln zusammen und erklärte ihnen, daß nun fünfundzwanzig Jahre seit meiner Hochzeit verflossen seien, und daß sie sich nächstens einstellen sollten, dies Fest meiner Vermählung auf dem Staarenberg abermal zu feiern.

Da drängte sich der Kuckuk plötzlich in die Gesellschaft, sprach allerlei Ungezogenheiten und erklärte, daß er auch dabei sein wolle, aber er ward einstimmig abgewiesen, und ich verbat mir

seine Annäherung für immer; worauf er drohend und erzürnt die Gesellschaft verließ. Er begab sich nun zu der bösen alten Frau, der Frau Eule, und machte mit ihr den Plan, mein Glück zu vernichten, welches ihnen auch gelang.

Den ganzen Tag flog der Kuckuk um meinen Gemahl herum; er mochte gehen und stehn, wo er wollte, so schrie er ihm zu: Kuckuk! Kuckuk! und ebenso saß er des Nachts vor seinem Fenster und schrie: Kuckuk! Kuckuk! Veit wußte gar nicht, was dies bedeuten sollte, und wurde, da dies den zweiten Tag ebenso fortwährte, endlich ganz unruhig darüber.

Am folgenden Abend ließ sich Frau Eule bei ihm anmelden, als eine alte Anverwandte seiner Frau, von der sie ihm Nachrichten zu bringen habe. Begierig ließ sie Veit zu sich herein; sie hatte eine tiefe Perrücke aufgesetzt und hatte eine Pelzjacke an und bat ihn, das Licht auszulöschen, weil sie kranke Augen habe und den Schein nicht vertragen könne. Veit that nach ihrem Willen. Nun sagte die Lügnerin Folgendes: „Lieber Herr Veit! Ihr dauert mich; seht, ich bin die Amme Eurer Frau, sie hat mich aber mit Undank verstoßen und muß ich mich nun kümmerlich mit Spinnen und Wahrsagen ernähren; und so komme ich, um Euch meine Kunst anzubieten und Euch zu fragen, ob Ihr denn gar nichts auf dem Herzen habt, was Ihr gern wissen wollet.“ — „Ach!“ sagte Veit, „wissen möcht ich, was der Kuckuk will, der seit mehreren Tagen mir unaufhörlich zuruft.“ Darauf erwiederte ihm Frau Eule: „Mein lieber Veit! das ist ein böser Ruf, er sagt Euch, daß Eure Gattin Euch nicht liebt und in der Zeit ihrer Abwesenheit gar nicht an Euch gedenkt.“

Veit wurde darüber sehr bestürzt und fragte die Frau Eule, wer Der sei, über den er vergessen werde. Da sagte Frau Eule: „Es ist Jemand, den Ihr in Eurem Busen getragen, aus Euern Händen ernährt habt, es ist Der, der Euch seit Eurer Hochzeit verlassen hat, es ist der schöne bunte Vogel, nach dem Ihr Euch so sehr sehnt; dieser ist ein Zauberer, den Ihr in dieser Gestalt gefangen; ach! hättet Ihr ihn doch damals erwürgt und ausgestopft, es wäre Euer Glück gewesen.“

„Wie kann ich ihn denn wieder habhaft werden, den Bösewicht?“ fragte Veit, worauf ihm die böse Frau Eule folgenden Anschlag gab: „Ihr wißt, daß Eure Gemahlin in der dritten Woche, wenn sie morgen zu Euch kömmt, ihre silberne Hochzeit mit Euch feiern will, und daß sie deßwegen ihren ganzen Hofstaat mitbringen wird; Ihr müßt daher, ehe sie Euch wieder verläßt, auf dem Platz im Walde, wo sie von Euch geht, Alles mit Netzen und Schlingen umgeben; ich weiß, daß ihr Freund sie dort immer im Gebüsche erwartet; ich will da lauern und ihn schon in die Schlinge hinein treiben, und dann mögt Ihr thun, was recht ist.“ — So sagte die böse Frau Eule und verließ meinen Gatten.

Am folgenden Tag kam ich wieder zu ihm mit allen meinen Hochzeitgästen; Veit war ungewöhnlich heiter; die Feier der silbernen Hochzeit wurde veranstaltet; Alles war voll Freude und Vergnügen. Wir tanzten die letzte Nacht noch im Freien, als ich plötzlich den Ruf des fatalen Kuckuks wieder hörte. Erbittert bat ich meinen Gatten, er möchte mir den widerlichen Vogel fangen und braten: „Nein,“ sagte Veit, „ich habe dir bei meiner Hochzeit geschworen, keinen Vogel mehr zu fangen, und nie will ich auch diesen meinen Schwur verletzen, denn er ist ein Wahrsager.“ Hierauf ward Veit ganz blaß und wieder roth vor Zorn, doch verstellte er sich wieder bald und ward ausnehmend vergnügt.

Als nun die Stunde heran nahte, daß ich ihn verlassen sollte, sagte er mir spöttisch: „Lebe wohl, wir werden bald hören, was der Kuckuk wollte.“ Ich weinte über sein wunderliches Wesen und verließ ihn. Kaum aber hatte ich im Gebüsch meine Vogelgestalt wieder angenommen und wollte nach Hause eilen, als ich mich in Netzen, die über mir und meiner Gesellschaft zusammenschlugen, gefangen sah, wozu der Kuckuk gewaltig lachte.

Veit stürzte herein in das Dickicht, nahm mich aus den Netzen und sagte: „Ha! verrätherischer Vogel, nun sollst du mir nicht wieder entgehen; du bist es, der meine Gattin zum Unrecht verführt, du mußt sterben“ — und somit eilte er durch den Wald zum Schlosse zurück, indem er mich unter dem Arm hatte und mich kniff und rupfte, daß ich laut jammerte. Frau Eule aber zerriß

indessen mit ihren Krallen alle meine kleinen Hochzeitsgäste, außer den Adler, der sie fest packte und aus den Netzen, die der Vogel Strauß zerbrach, fortschleppte.

Mein Sohn Jockel hatte seiner Gewohnheit nach bei dem Tanz die Beleuchtung und alles Feuerwerk besorgt, und da er eben einen Scheiterhaufen von allerlei wohlriechendem Holz, um einen angenehmen Rauch zu machen, angesteckt hatte, fand ihn sein Vater, der mich unter dem Arm trug. Er warf mich im Zorn in die Flamme, immer in dem Gedanken, ich sei sein Feind.

Meine Mutter, die Frau Luft, tobte auf mein Angstgeschrei durch den Wald, das Feuer schlug hell auf, und ich verbrannte. Wie erstaunte mein Gemahl, als ich mich aus der Asche schöner als vorher erhob und zu ihm sagte: „Treuloser Veit! du hast deinen Schwur gebrochen, du hast dein eigenes Weib, dein Glück ermordet, ich verlasse dich auf ewig.“

Nun kam meine Mutter, der Adler brachte auch die Eule herangeschleppt. Meine Mutter befahl ihm, der Eule das Fell abzuziehen; er that es, und nun hängte sie es meinem Gatten um und blies ihm dabei so heftig den Rauch ins Gesicht, daß er das Gedächtniß verlor, worauf sie ihm zuschrie: „Nun gehe zum Kuckuk! Kautzenveitel sollst du heißen und ein Vogelsteller sein in Ewigkeit, bis dein Vater und Urgroßvater mit dir zur Erde gebracht sind.“

Veit lief nun bewußtlos in den tiefen Wald zum Kuckuk, ward ein Vogelsteller und wußte nichts anders, als daß er von jeher einer gewesen sei. Sein Vater Grubenhansel, der in der Nähe wohnte, nahm ihn in strenge Zucht, und hat er da wohl hundert Jahre gesessen, bis wir ihn heute begraben haben, wobei ihr alle zugegen wart.“

So beschloß Frau Phönix ihre Geschichte, und nachdem sie eine kleine Weile geschwiegen hatte, sagte sie: „Wohlan! so der Scheiterhaufen fertig ist und die Sonne stark genug, ihn zu entzünden, will ich mich hinauf begeben.“ Nun eilte Fräulein Flaum als Bettmeisterin zu dem Nest in der Krone der Eiche, mit dem die Vögel schon fertig waren, legte die Kräuterkissen hinein und

ordnete es bequem. Fräulein Pfauenaug aber sah in die Sonne und kündigte an, daß sie kräftig genug sei, den Scheiterhaufen zu entzünden; worauf Frau Turtel der Frau Phönix das Antlitz verschleierte. Fräulein Paradies flog voran, ihr folgte Dichterin Schwanenlied und die Sängerin Nachtigall und die Frau Sibylle Schwalbenwitz, dann folgte Frau Phönix Federschein und hinter ihr Frau Turtel, Fräulein Flaum und Pfauenaug. Erst umkreiste der Zug das Nest, dann ließ sich Frau Phönix drin nieder, die Jungfrauen aber setzten sich rings jede auf ihre Baumspitze.

Fräulein Paradies fing an gegen das Nest zu wehen, das bald vom Glanz der Sonne entbrannte; dann ließ sie sich auch auf ihren Baum nieder; nun strömte eine wohlriechende Luft durch die Gipfel der Bäume. Frau Phönix schwang sich nochmals empor, die Flamme des Nestes schlug hoch auf, sie stürzte sich hinein, und es ertönte folgender Gesang:

Frau Phönix.

In der Flamme wildem Streite
Athme ich nur milde Ruh,
Daß die Flamme züchtig mich entkleide,
Decken mich die linden, lieben, blauen Lüfte zu.

Chor der sieben Fräulein.

Lasse, o Sonne!
Das Opfer gelingen;
Flammen der Wonne!
Durch schimmernde Schwingen
Zucket ihr trunken,
Hebet in Funken
Lachende Farben,
Die in dem seligen Tode erstarben,
Der sie durchglühte
Jetzt wie die Blüthe,
Um sie zu zeitigen,
Schnell zu dem freudigen
Göttlich mitleidigen
Lichte empor.

Frau Phönix.

Mich durchglühen süße Flammen,
Mich durchkühlet milde Luft,
Mir im Herzen dringen sie zusammen,
Wie versöhnte Feinde sich umarmen in der Gruft.

Chor der sieben Fräulein.

Lasse, o Luft, dir
Das Opfer gefallen;
Sieh, wie voll Duft hier
Die Wolken aufwallen;
Weiherauch trinkst du,
Rauschend aufschwingst du
Flammenpaniere,
Daß hoch die Jugend im Tod triumphire.

Frau Phönix.

O wie selig sind die Wunden,
Die das Wiedersehn erschließt;
Das Verlorne, Alles ist gefunden,
Und das liebe ew'ge Leben mir das Herz durchfließt.

Schwanenlied.

Wenn die Augen brechen,
Wenn die Lippen nicht mehr sprechen,
Wenn das pochende Herz sich stillet
Und der warme Blutstrom nicht mehr quillet:
O dann sinkt der Traum zum Spiegel nieder,
Und ich hör der Engel Lieder wieder,
Die das Leben mir vorüber trugen,
Die so selig mit den Flügeln schlugen
Ans Geläut der keuschen Maies-Glocken,
Daß sie all die Vöglein in den Tempel locken,
Die so süße wildentbrannte Psalmen sangen:
Daß die Liebe und die Lust so brünstig rangen,
Bis das Leben war gefangen und empfangen;
Bis die Blumen blühten,
Bis die Früchte glühten
Und gereift zum Schooß der Erde fielen,
Rund und bunt zum Spielen;

Bis die goldnen Blätter an der Erde rauschten,
Und die Wintersterne sinnend lauschten,
Wo der stürmende Sämann hin sie säet,
Daß ein neuer Frühling schön erstehet
Stille wird's, es glänzt der Schnee am Hügel,
Und ich kühl' im Silberreif den schwülen Flügel,
Möcht' ihn hin nach neuem Frühling zücken,
Da erstarret mich ein kalt Entzücken —
Es erfriert mein Herz, ein See voll Wonne,
Auf ihm gleitet still der Mond und sanft die Sonne
Unter den sinnenden, denkenden, klugen Sternen
Schau ich mein Sternbild an in Himmelsfernen;
Alle Leiden sind Freuden, alle Schmerzen scherzen,
Und das ganze Leben singt aus meinem Herzen:
Süßer Tod, süßer Tod
Zwischen dem Morgen= und Abendroth.

Schwalbenwitz.

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch,
Himmel und Erde sind sich gleich.
Spricht der Himmel: Werde!
Da grünt und blüht die Erde.
Spricht die Erde, Sterbe!
Da wird der Himmel ein lachender Erbe.
Sterne sah ich blinken und sinken,
Den Mond in der Sonne ertrinken,
Die Sonne stieg in die Meere,
Ohne daß sich ein Fünklein verlöre.
Feuer und Wasser hassen sich,
Erde und Wasser umfassen sich,
Luft und Feuer entzünden sich,
Erde und Feuer ersticken sich,
Erde und Luft umkühlen sich,
Luft und Wasser umspielen sich,
Aber Alles ist Liebe, Liebe, Liebe,
Und wenn sich Alles empörte, verzehrte, verschlänge,
Daß gar nichts bliebe, bliebe doch Liebe
Die Hülle, die Fülle, die Menge.

Nachtigall.

Sehnsucht, Schwermuth, Wehmuth,
O wie schwüle Gefühle fühle
Ich im kleinen Herzen,
Daß ich stolz in Demuth,
Recht im Gluthgewühle
Mir den Muth erfühle
Und in bittern Schmerzen
Süß kann scherzen,
O du Liebeswiderspruch!
Stummes Echo, segensvoller Fluch,
Feuer, das erquicket, Luft, die erstickt,
Wasser, das dürstend flehet,
Erde, die wie Luft und Feuer wehet.
O wie ist der Streit so geschwind und gelinde,
Daß die Lust die Liebe finde, beide überwinde
Mit dem blinden Kinde Amor, der die Binde
Seiner Augen niederreißt im Siege,
Um zu schauen, wie die Lieb der Lust erliege,
Daß das Leben sich zu beiden schmiege,
Und er sieht, der Kampf ist nur die Wiege,
Daß die weinende Sehnsucht schwiege
Und das neue Leben schaukelnd gaukelnd
Zu den Sternen fliege.

Während die Dichterin Schwanenlied, die Sibylle Schwalbenwitz und die Sängerin Nachtigall so sangen, hatte sich der Leib der Frau Phönix in den Flammen verzehrt; nur ein kleines schimmerndes Würmlein lag, wie ein Rubin glänzend, in der dunkeln Asche, und in dem Augenblick, als Frau Nachtigall verstummte, verwandelte es sich von Neuem in die Frau Phönix, die jubelnd, glänzender und schöner zum Glanz der Sonne emporstieg.

Alle die sieben Jungfrauen umkreisten sie mit Gesang, und dann eilten sie freudig über den Berg hin und entschwanden meinen Augen.

Da ich aber bemerkte, daß der Weihrauch an den verbrannten

Aesten, an den Zweigen der Eiche herabgetröpfelt war, stieg ich zu dem Thale herab und sammelte dessen eine Menge, um doch auch ein Andenken von meiner Urgroßmutter, Frau Phönix Federschein, zu haben.

Kaum hatte ich dessen eine hinreichende Menge gesammelt, als mich das Wiehern der Rosse, das durch die Felsen schallte, überzeugte, meine Gefährten müßten in der Nähe sein; ich folgte dem Bächlein, das unter der Eiche entsprang, und fand bei dessen Ausfluß in den Main meine Gefährten versammelt; ich bestieg mein Roß, und wir zogen durch das Gebirg weiter.

Wie Radlauf die Frau Feuerschein von ihrer Verbindung mit dem Kohlensockel erzählen hört und nach Hause kömmt.

Es war, als habe sich an dem Feuer, worin sich Frau Phönix geopfert hatte, die Sonne selbst erhitzt; ihre Strahlen fielen ungemein heiß auf uns hernieder, die Luft war dick und schwül, Gewitter zogen sich rings zusammen; wir waren in einem wilden Waldgebirge, und ich ließ meine Gefährten in einer kühlen Felsenhöhle ihre Rosse einstellen und sich erholen. Mich selbst trieb die Sehnsucht, den Berg höher hinan zu steigen, ob ich vielleicht nicht die Gebirge meiner Heimath erblicken könne, die das Bett meines geliebten Rheins begleiten; denn das Land gewann mir ein heimisches Aussehen. Epheu und Reben kletterten an den Felsen hinan, und ich glaubte nicht ferne vom Altare des Bacchus zu sein.

Mühsam erstieg ich den Gipfel des eichenbewachsenen Berges, und als ich mich seiner Spitze nähernd aus den Stämmen hervortrat, sah ich einen Rauch aus seiner Mitte aufsteigen. Aussicht aber hatte ich keine, weil der Wald rings hoch war.

Ich nahte mich der Stelle des Rauchs und erblickte eine Oeffnung gleich einem Kessel und hörte in der Tiefe ein Murren und Sausen; der Himmel aber verfinsterte sich, die Gewitter

zogen eine finstere Wagenburg um mich her, und indem sie tiefer sanken, als ich stand, und ihren Donner um mich rollen ließen, schien es mir, als sei ich allein auf einer Feste, die belagert würde.

Da nun der Rauch des Gipfels stärker wurde, auch dann und wann Flammen emporzuckten und glühende Steine emporflogen, so ward ich beunruhigt und wollte meinen Weg wieder hinab nehmen. Ich war zu diesem Ende kaum hundert Schritte durch den Eichenwald zurückgegangen, als ich auf eine Höhle traf, deren Eingang ganz aus Schlacken und verglasten Steinen bestand, die künstlich auf einander verschmolzen schienen. Ich würde vorüber gegangen sein, hätte ich nicht mehrere Stimmen darin flüstern hören.

Neugier und die Gewohnheit, seltsame Dinge zu hören, lockten mich einige Schritte tiefer in die Höhle; bald fand ich ihre Wände von zuckenden Flammen angeschimmert, ich schlich leise vorwärts und erblickte Frau Phosphor Feuerschein, meine Großmutter, und ihre sieben Gluthfräulein in einem runden Saale sitzen, der die Gestalt eines Backofens hatte. Sie saßen rings herum, eine jede hatte eine andere Arbeit vor. Frau Phosphor Feuerschein aber unterbrach plötzlich die Stille mit folgenden Worten:

Lange war mit stummem Grimme
Hier im Haus mein Schmerz verschlossen,
Aber da die Zeit verflossen,
Hört, Gespielen! meine Stimme.

Schon erschallt ein dumpfes Lachen
In des alten Berges Bauch,
Und es speien hagre Drachen
Aus dem Gipfel Gluth und Rauch.

In der Tiefe Eingeweiden
Wüthet schon mein eigner Schmerz,
Meine Leiden all zerschneiden
Jetzt des Berges kaltes Herz.

Schwefel, Kalk und Kohle schwitzet
Eingemengt in banger Wuth,
In den Adern sich erhitzet
Der Metalle starres Blut.

Die verschiednen Geister drängen
Sich in banger Angst nach Luft,
Bald wird die Gewalt zersprengen
Dieses Trauerkerkers Gruft.

Wo der edle Wald jetzt kühlet,
Tobt dann Feuers Raserei,
Das schon summend aufwärts wühlet,
Und macht meine Seele frei.

Hört, wie rings die Felsenknochen
Krachen in dem alten Berg,
Hört, wie heult erhitzt im Kochen
Laut der faule Heinz, der Zwerg.

Und es werden glühe Felsen
Fliegen aus des Berges Schlund,
Die sich donnernd niederwälzen
In den sanften Wiesengrund.

Wo jetzt still die Hirsche grasen,
An der kühlen Epheuwand,
Werden Lavaquellen rasen
Nieder in das rhein'sche Land.

Wenn die Zornfluth wird erkalten,
Klagen noch der fernen Zeit
Ihre schroffen Schreckgestalten
Meines Schmerzes Grimmigkeit.

Doch ich will hinab jetzt sinken
In der Nymphen Quellenhaus —
Und den Schwefelbecher trinken
Die versöhnten Quellen aus.

Ich versöhne meine Thränen,
Meine Gluth und meine Wuth,
All mein Stöhnen, all mein Sehnen
Mischend ihrem kühlen Blut.

Wenn ich mich mit ihr geselle
In des Berges tiefstem Schlund,
Sprudeln wir als Schwefelquelle
Heilend auf im Wiesengrund.

Krankes Weh soll dann genesen
In dem Feuer- und Wasserbund,
Die so lang getrennt gewesen,
Thuen so den Frieden kund.

Und dann eil' ich zu dem Rheine,
Wo der Biber hat gebaut,
Daß ich lebend mich vereine
Wieder mit des Sohnes Braut.

Ueber diese Worte waren die Gluthfräulein höchlich erfreut, und jede erzählte mit fröhlichem Ungestüm, was sie Alles bei dem verheerenden Feuer thun wolle; zuerst tanzte und gaukelte Fräulein Flämmchen hin und her und ward bald lang, bald breit, wie eine muthwillige Zunge; sie sang:

Vor dir will den Weg ich bahnen,
Denn ich werde von den Hecken
Auf die Bäume deine Fahnen
Glühend in den Wind aufstecken.

Wie ein feurig Eichhorn klettern
Will ich durch die grünen Hasseln
Und die Nüsse niederschmettern,
Daß sie glüh'nd am Fels zerprasseln.

Zu den Fichten will ich klimmen,
In den Eichen will ich stürmen,
Daß sie schrei'nd die Aeste krümmen
Gleich verbrennenden Gewürmen.

Auf die hohen Cederthürme
Stecke ich den rothen Hahn,
Und er schreit die wilden Stürme
Als Gehülfen bald heran.

Nun unterbrach Fräulein Fünklein das Lied des Fräulein Flämmchen, und indem sie aus ihrem Winkelchen hervorsprang und in tausenderlei schön verschlungenen Linien an der Erde hinlief, sang sie also:

Auf dem Schlachtfeld lauf ich Fünklein,
Um die Todten zu begraben
Und mit einem Feuertrünklein
Die Ermatteten zu laben.

Wenn du, Flämmchen! ausgelecket,
Satt im durst'gen Ungestüme,
Wird dein Muth oft neu gewecket,
Wo ich emsig suchend glimme.

In dem dürren Laube irrend
Samml' ich der Zerstreuten Chor, —
Am Wachholderbusch aufschwirrend
Zuckst du, Flämmlein! neu empor.

Auch bin ich der rasche Flieger,
Auf des Windes leichtem Flügel
Trag ich, Flamme! dich als Sieger
Ueber Thal und über Hügel.

Nun unterbrach aber Fräulein Hitze das Fünklein ungestüm und machte sich so breit und dick, daß Allen ringsum die Schweißtropfen auf die Stirne traten, indem sie sang:

Flämmlein! Fünklein! zu geschäftig
Preiset ihr hier eure Werke,
Sagt, was ist in euch denn kräftig,
Als allein nur meine Stärke?

Ich kann ohne euch bestehen,
Ohne euch bleib ich doch heiß;
Aber ohne mich euch sehen
Laßt ihr nicht, ihr Naseweis.

Ich bin eures Schwertes Schneide,
Und wenn ihr so triumphiret,
Euch mit meinen Federn zieret,
Ist es nur, weil ich es leide.

Hierauf trat auch Fräulein Lichterloh auf und warf den beiden ersten ihre Eitelkeit mit folgenden Worten vor:

Ich bin es, die euch gestaltet,
Ei! ihr macht euch gar zu kraus,
Wenn ihr freudig euch entfaltet,
Sprecht ihr nur mein Wesen aus.

Häßlich wäre euer Treiben,
Nur ein Werk der Dunkelheit,
Nur ein schmutziges Zerreiben,
Gäb ich euch nicht Heiterkeit.

Was ist edel an dem Feuer,
Als daß es die Nacht zerbricht?
Dieses alte Ungeheuer
Unterliegt allein dem Licht.

Fräulein Rauch begann ihre Rede und ringelte und schlingelte sich durch das Gewölbe mit folgenden Worten:

Ich gleiche einer Riesenschlange,
Ringe über eurem Funklen
Mich empor in schwarzem Drange,
Daß die Sterne sich verdunklen.

Ist der Streit erst recht begonnen,
Wölb ich überm Gluthgetümmel,
Wo ihr kämpft gleich wilden Sonnen,
Euch den eignen Wolkenhimmel.

Wie sich meine Fahnen schwenken,
Muß sich eure Wuth auch drehen;
Flamme, willst du recht einlenken,
Nur auf mich, auf mich gesehen!

Als diese fertig waren, traten ganz bescheiden die zwei übrigen Fräulein, Kohlenschwärzchen und Aescherling auf, die eine im schwarzen trauernd, die andere im grauen Bußröcklein. Sie sangen wie folgt:

Kohlenschwärzchen.

Um euch trag ich noch die Trauer,
Kehren einst die scheuen Hirsche,
Fliehen sie in bangem Schauer,
Wenn ich unter ihnen knirsche.

Wenn der Wald hier ist verschwunden,
Dien' ich zu willkommnem Troste
Armen, die mich aufgefunden,
In des Winters hartem Froste.

Einsam bleibe ich zurücke,
Ringsum öd und ausgestorben,
Gleich ich doch der Ehrenkrücke,
Die im Kriege wird erworben.

Aescherling.

Asche warst du, und zur Asche
Sollst du einstens wieder werden,
Wenn ich naschend dich erhasche,
Sprach der Herr zum Sohn der Erden.

Wenn im eitlen Triumphiren
Eure Schimmer all verglühten,
Werde ich allein regieren,
Einsam hier die Walstatt hüten.

Traure Kohle, ich will büßen,
Und der Erde nacktem Haupt,

Dem ihr allen Schmuck geraubt,
Will ich seinen Schmerz versüßen.

Denn mit meinen scharfen Laugen
Will ich hier den Grund ausscheuern,
Daß zur süßen Lust der Augen
Sich die Wiesen schön erneuern.

Also rufe ich zurücke,
Was die blinde Wuth verheerte,
Ueber meine graue Brücke
Treibt der Frühlingshirt die Heerde.

Nun aber sagte Frau Feuerschein: „Gebet euch zur Ruhe, keine hat Ursache, sich zu brüsten, eine kann ohne die andere nicht bestehen, und mich verherrlichet ihr alle. Zum Lohn eures Diensteifers will ich meine traurige Geschichte erzählen, die einen so grimmigen Zorn in mir erregt hat, daß ich zu einem ewigen Angedenken dieses alte Felsenschloß zerstören und mich den Quellen, die in seinem Keller hausen, vereinen will. Setzet euch ruhig um mich her, Jede nehme ihre Arbeit vor." Jetzt setzten sich die Fräulein still und aufmerksam um Frau Feuerschein herum und verfertigten Irrwische, Feuerkugeln, feurige Drachen und allerlei solche leuchtende Sachen, sie aber erzählte wie folgt:

„Jakob von Staarenberg hatte eine besondere Leidenschaft von Jugend auf, mit Feuer zu spielen, was er vielleicht von der Gewohnheit seiner Mutter, sich in den Flammen zu erneuern, mochte geerbt haben. Als sein Vater von den Staarenbergern vertrieben war, war Jakob bereits in einem Alter von 25 Jahren und hatte den Beinamen des Kohlenjockels. Seinen Regierungsantritt feierte er mit unendlichen Illuminationen, die so herrlich von den Bergen in den See schimmerten, daß die Fische an der Oberfläche tanzten.

So lange er regierte, mußten rings auf den Bergen ewige Feuer unterhalten werden; er brannte sich zur Augenlust ganze Wälder an, und oft machte er sich ein Vergnügen daraus, Abends in die Spinnstuben der Mägdlein zu gehen und mit einer Fackel

ihnen den Rocken zu verbrennen. Als er einstens in der Nacht mit einer Fackel durch einen Wald lief und ihn muthwillig entzündete, ward die Hitze so groß, daß er fliehen mußte und nicht zurückkehren konnte. Seine Fackel erlosch ihm, und er sah bald einige Irrwische vor sich, denen er, als ihm ganz neuen Erscheinungen, begierig nachfolgte.

Unbekümmert, was seine Unterthanen über seine Abwesenheit denken möchten, ruhte er bei Tag in der Wildniß und setzte seine Verfolgung der Irrwische bei Nacht fort, bis er endlich hieher in diese Burg gelangte, die mir von meiner Mutter damals angewiesen wurde, als mich eine kühner Sterblicher, Prometheus genannt, ihr raubte und mich zum Erdfeuer machte. Hier saß ich einsam und trauerte über das Schicksal meines geliebten Entführers, den die Götter als einen Jungfrauenräuber an einen Felsen geschmiedet, als Jakob zu mir ermüdet und ächzend eintrat.

Er war ein schöner Jüngling, und ich knüpfte mein Schicksal an das seine. Er bat mich, ihm als seine Gattin nach Staarenberg zu folgen; ich wollte dies aber nicht, um meine Freiheit nicht gänzlich aufzugeben, und machte den Bund mit ihm, daß er mich nie anders sehen sollte, als in mondlosen dunklen Nächten. Hierzu gab ich ihm einen Stein, mit dem er nur an den Stahl seines Brustharnisches zu schlagen brauche, so werde ich seinen Ruf hören und ihm erscheinen, und zugleich mußte er mir schwören, mich nie auf eine andere gewaltsamere Art zu rufen.

Jakob ging den Bund ein, und wir lebten glücklich mehrere Jahre. Auch gebar ich ihm einen Sohn, Christel genannt, und eine Tochter Margaretha. Diese zwei Kinder spielten wie ihr Vater gern mit dem Feuer.

Ihr wißt, daß mein Liebling ein rother Hahn ist, der die Gabe hat, wo er hingesteckt wird, Alles zu entflammen; diesen hatte Jakob durch vieles Bitten von mir erlangt, und er konnte sich bald mit seiner Lust, die Eigenschaft dieses seltsamen Thieres zu versuchen, nicht mehr bändigen.

Nun hatten die Kinder, während der Vater schlief, diesen Hahn heimlich in seinem eisernen Käfig an das Ufer des Sees

genommen, in dem Gedanken, ihn zu waschen und zu baden, womit sie dem Vater eine große Freude zu machen hofften, denn seine Federn waren voll Ruß. Als aber der unvorsichtige Christel ihn auf den Schooß nehmen wollte, entbrannten seine Kleider, und er stürzte Hilfe suchend in den See.

Der kleinen Margaretha verbrannte das Thier die blonden Locken, und sie floh geängstigt in den Wald, und indem sie sich im Laube wehklagend wälzte, um das grimmige Thier los zu werden, fand sie der Einsiedler Berthold Schwarz, nahm sie zu sich, fing den rothen Hahn ein und war ungemein erfreut über seine Beute. Dieser Einsiedler war mein Feind, er beschäftigte sich mit allen geheimen Künsten, um das Feuer zu bannen und zu besprechen, und die Einwohner des Landes umher suchten oft Hilfe bei ihm.

Wenn mein Gemahl ihnen mit seinen ausschweifenden Feuerbelustigungen das Dach über dem Kopfe ansteckte, dann wußte er mit wenigen Zaubersprüchen der Flamme bald Einhalt zu thun. Ihr könnt euch denken, wie froh der alte Feuerkünstler war, als er mein Kind und meinen rothen Hahn in seiner Gewalt sah, die er beide sorgsam versteckte.

Als der Mond sich verfinstert hatte und Jakob mich durch das Anschlagen des Steines an seinen stählernen Harnisch zurück rief, wollte ich meine Kinder und meinen rothen Hahn sehen, aber beide waren verschwunden.

Ueber die Nachläßigkeit Jakobs ergrimmt, raubte ich ihm den Stein und verließ ihn mit der Drohung, ihn nicht wieder zu sehen, bis er mir meine Kinder und meinen Vogel wieder verschafft. Jakob, über diesen meinen Ernst erbittert, dachte, da ich ihm verboten hatte, mich auf eine andere Art zu rufen, als die gewöhnliche mit Stahl und Stein, daß es doch noch ein anderes Mittel geben müsse.

Er forschte Tag und Nacht dem Geheimnisse nach und ward endlich auch mit meinem Feind Berthold bekannt, der ebenfalls keine andere Absicht hatte, als mir zu schaden und auch dem Jakob, der das ganze Land mit seinen Feuerwerkereien verwüstete,

das Handwerk zu legen. Jakob eröffnete ihm seine Verbindung mit mir und sagte ihm, wie ich ihm das Mittel geraubt, ihn zu sehen.

„Es gibt allerdings Mittel, sie wieder zu Euch zu zwingen,“ sagte Berthold, „aber sie hat sie Euch entrissen, weil sie dadurch überrascht werden könnte; denn Ihr müßt wissen, wenn sie gleich sich mit Euch verbunden, so hängt sie doch mehr an ihrem früheren Freunde Prometheus, der, seit er sie geraubt, an einen Felsen geschmiedet seufzet, und wenn sie nicht bei Euch ist, sitzt sie bei jenem und tröstet ihn.“

Der Zorn meines thörichten Gemahls ward dadurch auf das höchste gereizt, und er verlangte von Berthold, er solle mich herbannen, es koste, was es wolle. Berthold gab nun meinem Gemahl den rothen Hahn und meine Tochter Margaretha zurück und forderte ihn auf, mit ihm zu arbeiten. Die kleine Margaretha mußte Kohlenpulver reiben, Jakob Schwefel darunter mengen, und Berthold mischte Salpeter dazu. Als sie aber in der besten Arbeit waren, flog der gierige Vogel, der lange gefastet hatte, auf das Gemenge, das er für sein Futter hielt; die Masse entzündete sich plötzlich, warf den Kohlenjockel und meine Margarethe weit zurück und schleuderte den bösen Berthold hoch in die Luft, daß er todt niederschmetterte. Die Berge bebten, Thürme stürzten ein, und der See trat aus seinen Ufern. Kaum hatte Jakob sich aus seiner Betäubung etwas erholt, als ich vor ihm stand und ihm zornig sagte: „Du hast deinen Schwur gebrochen, du hast mich gewaltsam hergezwungen, so hast du mich denn in meiner ganzen Schreckensgestalt gesehen; gehe hin in den Wald mit deiner Tochter Margaretha, die mitgeholfen hat, mich zu betrügen, und sei, was dein Beiname dich nennt, der Kohlenjockel.“ So zog er denn in den Wald, nicht weit von seinem Vater, dem Kautzenveitel, und war ein Köhler, bis das Schicksal dieses Stammes vor einigen Tagen durch meinen Enkel Radlauf den zweiten entschieden ward.

Als ich nun meinen rothen Hahn wieder eingefangen hatte und meinen Rückweg hieher nehmen wollte, sah ich meinen Enkel Radlauf am Ufer des Sees ohnmächtig liegen. Frau Lureley,

eine Nymphe, saß bei ihm und suchte ihn ins Leben zu erwecken; ihr wißt, daß ich in Feindschaft mit den Wasserfräulein lebe, wir kamen in einen Streit um meinen Sohn, in dem sie mich heftig bedrängte, und der sich nur dadurch entschied, daß sie meinen Sohn zurück ins Wasser riß, wohin er ihr auch willig mit dem Ausruf folgte: Ein gebranntes Kind scheut das Feuer.

Traurig, von meinem Gemahl und meinen Kindern verlassen zu sein, zog ich mich hierher in mein Schloß zurück und trauerte lange. Nun aber, da das Schicksal zu Ende gelaufen, da ich den Kohlenjockel begraben, will ich mich mit der Nymphe versöhnen, und nachdem ich dieses Haus der Trauer zerstört habe, als heiße Schwefelquelle auf ewige Zeiten in diesen Thälern Gesundheit und Wohlsein aussprudeln. Nun rüstet euch, machet ein Geräusch, alle Thiere und Menschen zu verscheuchen, die in der Nähe sind; denn ich will keinen verletzen. Heiß ist der Tag, meine Mutter, das Sonnenfeuer, hat große Gewitter um dieses Felsenhaus gelagert, bald wird der Donner uns begrüßen, die Blitze werden mich suchen und küssen, lasset die Felsen erbeben und murrend den Berg Feuer ausspeien, um meiner Mutter zu antworten."

Dies sagte Frau Erdfeuerschein mit solchem finstern Ernst, und ihre Gespielinnen traten so ungestüm auf, ihr Werk zu beginnen, daß ich eilends die Flucht ergriff. Unter mir bebte der Boden, Bäume schlugen um mich nieder, rollende Felsen verfolgten mich, ich erreichte mein Roß mit Mühe, das ängstlich wieherte und unter mir wie ein Pfeil dahin flog. Bald hatte ich meine Gefährten erreicht, welche die Erschütterung des Berges auch bereits aus ihrem Schutzwinkel aufgeschreckt hatte, und wir eilten nun eine Strecke vorwärts, wo wir sicher die schrecklichen Zornäußerungen der Frau Feuerschein anschauen konnten. Donner und Blitz wechselten mit dem Geprassel des brennenden Waldes; eine heulende Feuersäule stieg aus dem Gipfel des Berges empor und stürzte dann wie eine Fontaine an allen Seiten des Abhangs in glühenden Strömen nieder, die Alles entflammten, was sie berührten; zugleich bebte die Erde, ein dunkler Rauch bedeckte

den Himmel, und der Sturm trieb Wirbel von glühender Asche vor sich her; der Anblick war entsetzlich und auch in einiger Ferne unbequem; darum führte ich meine Schaar wieder in ein geschütztes Thal. Sieh, da trat mein Roß mit dem Huf auf die Wiese und sprang erschreckt bei Seite. Ich sah Dampf an der Stelle aufsteigen und sich eine siedende Quelle ergießen. Es war also geschehen, was Frau Feuerschein versprochen, sie hatte sich also mit den Nymphen vereinigt. Ich folgte der Quelle bis zum Rhein, in den sie sich ergoß. Einige Biber, die da ihre Wohnung hatten, verwunderten sich sehr, als sie das heiße Wasser schmeckten und entflohen. Ich aber ließ meine Gefährten in einem Busche Halt machen, entkleidete mich und stieg in den Rhein, wo die heiße Quelle sich der kalten Fluth mischend angenehm erwärmt war, um der Erste zu sein, der durch ihre Heilkraft gestärkt würde. Sodann nahm ich meinen Zug eilend den geliebten Strom abwärts nach meiner Mühle.

Wie Radlauf seine Mutter, Frau Lureley, auf dem Mühlrad sitzen sieht, wie sie ihm die Geschichte seines Vaters erzählt, wie er nach Mainz kömmt und seine Ameley erlöst.

Schon sah ich den Rochusberg und die dunkle Bergwand, wo der Rhein dem Anblick verschwindet; aber die Sonne sank, und ich suchte meine Mühle vergebens. Ich ging auf dem wohlbekannten Pfade über die Wiese und fand meine Mühle nicht mehr; der Mausthurm ragte mir gegenüber, den ich auch nie gesehen hatte. Da ich aber noch einen Rest meines Mühldammes erblickte, schwamm ich hinüber und setzte mich drauf. Ich schaute tief gerührt in den theuren Fluß und sang:

Weiß ich gleich nicht mehr, wo hausen,
Find ich gleich die Mühle nicht,
Seh ich dich doch wieder brausen,
Heil'ger Strom im Mondenlicht.

O willkomm! willkomm! willkommen!
Wer einmal in dir geschwommen,
Wer einmal aus dir getrunken,
Der ist Vaterlandes trunken.

Wo ich Sonnen niedersenken
Sich zum Wellenspiegel sah,
Oder Sterne ruhig denken
Ueberm See, warst du mir nah.
O willkomm! willkomm! willkommen!
Wen du einmal aufgenommen,
Wen du gastfrei angeschaut,
Keiner Fremde mehr vertraut.

Ström' und Flüss' hab ich gesehen,
Reißend, schleichend durch das Land,
Aber keiner weiß zu gehen
Herrlich so durchs Vaterland.
O willkomm! willkomm! willkommen!
Schild der Starken, Trost der Frommen,
Gastherr aller Lebensgeister,
Erzmundschenk und Küchenmeister!

Ordensband der deutschen Erde,
Das der Weinstock um sie schlingt,
Wo am gastfrei deutschen Herde
Sie der Helden Wohlsein trinkt.
O willkomm! willkomm! willkommen!
Andre Fluth kann mir nicht frommen,
Denn an deinem Ufer lauschen
Wein und Liebe, die berauschen.

Weines Feuer, Liebestreue
Männerkraft und Jungfraun=Zucht,
Daß mein Herz sich recht erneue,
Hab ich wieder euch besucht
O willkomm! willkomm! willkommen!
Echo schlag die Freudentrommen,
Daß der Vater Rhein auch höret,
Wie ich bin zurück gekehret.

Laut ich durch die Felsen schreie:
Tauche, alter Flußgott, auf,
Sage, ist lieb Ameleye
Noch getreu und recht wohlauf?
Daß willkomm, willkomm, willkommen
Sie nur, die mein Herz beklommen,
Mich in ihre Arme schließe,
Wie einst hier auf dieser Wiese.

Sag, wer hat den Thurm gebauet,
Der so finster aus dem Duft
Von der kleinen Insel schauet,
Auf des Rattenkahles Gruft?
Nicht willkomm, willkomm, willkommen
Scheint er mir dahin gekommen,
Wie ein finstrer böser Riese
Steht er in dem Paradiese.

Wer hat mir so bös zerbrochen
Hier mein gutes Müllerhaus,
Daß mein Rad nicht mehr kann pochen
In des Stromes Lustgebraus?
Nicht willkomm, willkomm, willkommen
Schein' ich mir hier aufgenommen:
Seit ich bin ein Fürst geworden,
Stößt mich aus der Müllerorden!

Ich mochte aber singen und rufen, der alte Rhein hörte mich nicht. Als ich mich nun traurig umwendete und nach dem Platze sah, wo ehedem meine Mühle gestanden, sah ich dort meine Mutter, die schöne Lureley, mit ihren sieben Jungfräulein auf einem umgestürzten Mühlrad sitzen.

Meine freundliche blonde Mutter saß auf der Mitte des Rades, die sieben Jungfräulein aber auf den sieben Speichen. Anfangs war ich scheu, heran zu treten; aber sie sah nach mir und winkte mir mit ihrem Schleier, da trat ich zu ihr in den Kreis und setzte mich zu ihren Füßen. Sie sang hierauf mit ungemein freundlicher Stimme zu ihren Jungfräulein:

Lureley.

Singet leise, leise, leise,
Singt ein flüsternd Wiegenlied,
Von dem Monde lernt die Weise,
Der so still am Himmel zieht.

Denn es schlummern in dem Rheine
Jetzt die lieben Kindlein klein,
Ameleya wacht alleine
Weinend in dem Mondenschein.

Singt ein Lied so süß gelinde,
Wie die Quellen auf den Kieseln,
Wie die Bienen um die Linde
Summen, murmeln, flüstern, rieseln.

Herzeleid.

Wer nie sein Brod in Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Weinend auf seinem Bette saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Wer einsam nie am Strome ging,
Wer nie wie die trauernde Weide
Sein Haupt zum Spiegel niederhing,
Der weiß noch nichts vom schweren Herzenleide.

Chor.

Sieh! wie wandelt der Mond so helle,
Horch! wie eilet die Quelle so schnelle,
Summ, summ, summ,
Kein Tröpflein kommt um.

Liebesleid.

Wer vor dem Fels die Hände ringt
Und eines Hirten Liedes fluchet,
Vom Brunn des Mondes nicht mehr trinkt,
Den hat das bittre Elend heimgesuchet.

Wer keine Blume brechen mag,
Sie lieber mitleidlos vernichtet

Mit seines Pilgerstabes Schlag,
Den hat der Liebe Leid wohl hingerichtet.

Chor.

Sieh! wie schlummern die Blumen so leise,
Horch auf der Nachtigall klagende Weise,
Summ, summ, summ,
Der Schmerz geht herum.

Liebesleid.

Wer glaubet, daß der Treue Schwur,
Den leicht die Lippe spricht in trunknen Stunden,
Ein leerer Schall des Rausches nur,
Deß Ehre ist an einer Frauen Haar gebunden.

Und wer die Götter lachen hört,
Als er den Liebesmeineid ausgesprochen,
Von dem hat sich der gute Geist gekehrt,
Sein Herz wird mit dem Glückesrad gebrochen.

Chor.

Sieh! wie das Auge der Eule glüht,
Horch! wie die Fledermaus rauschend zieht,
Summ, summ, summ,
Der Meineid geht um.

Liebesneid.

Wer Steine wirft ins grüne Haus,
Wo treue Turteltauben girren,
Und falsche Lichter stellet aus,
Den Schwimmer auf der Liebesfahrt zu irren;

Wer in dem Thaue auf der Flur,
Um einer Hirtin Tugend anzuschwärzen,
Verräth der nächt'gen Liebe Spur,
Der nährt den Wurm des Neids in bösem Herzen.

Chor.

Sieh! wie ringelt zwischen Blumen die Schlange,
Horch! wie seufzet die Nachtigall bange,
Summ, summ, summ,
Der Neid geht herum.

Reu und Leid.

Wer vor der Sünden Strafe bebt
Und nicht vor ihrem innern Tod erschrecket,
Noch fremde Schuld in seine webt,
In dem ist noch die Buße nicht erwecket.

Wer seine Zeit und die Gebrechlichkeit
In seiner eignen Schuld wagt anzuklagen,
Dem hat die Reue und das bittre Leid
Noch nicht so recht ans kranke Herz geschlagen.

Chor.

Horch! wie der Wurm im Holz dort naget,
Horch! wie die Unke im Teiche klaget,
Summ, summ, summ,
Die Reue geht um.

Mildigkeit.

Wer nie der Vöglein Brut gestört,
Wer auf der Schwalbe frühen Morgensegen
Mit süß erquickter Seele hört,
Der geht der Armuth mildreich auch entgegen.

Wer die zerknickte Aehre gerne hebt
Und gern die Mücke aus dem Netz befreit,
Der Spinne schonend, die es sinnreich webt,
Deß Herz ist voll von göttlichem Mitleid.

Chor.

Sieh! an den Dorn hängt das Lamm die Wolle,
Daß sich das Vöglein weich betten solle,
Summ, summ, summ,
Das Mitleid geht um.

Liebesfreud.

Wer lachend früh die Sonne grüßt
Und heiter an den Mittag blicket
Und fromm im Abendsterne liest,
Zufrieden, wie die Nacht ihr Haus beschicket:

Der wird auch froh in Liebesaugen sehen
Und greifet in das falsche Rad dem Glücke,
Es muß vor seinem Frieden stille stehen,
Daß Liebesfreude gründlich ihn entzücke.

Chor.

Sieh! wie lächelt gen Morgen die Ferne,
Horch! wie grüßet die Lerche die Sterne,
Tireli, Tireli —
Der treue Müller ist hie.

Als die Jungfrauen so gesungen hatten, sprach meine Mutter, Frau Lureley: „Lieber Sohn Radlauf! du hast auf deiner Rückreise hieher die ganze Geschichte deines Stammes gehört; du hast die Erzählung der Frau Mondenschein, der Frau Edelstein, der Frau Federschein, der Frau Feuerschein belauscht; nun will ich dir auch die Geschichte deines Vaters und deiner Mutter erzählen. Wir haben noch eine Stunde bis Mitternacht, dann, wenn ich fertig bin, ziehst du nach Mainz.

Als der kleine Christel von Staarenberg mit seiner Schwester Margaretha den rothen Hahn, während ihr Vater schlief, an den See getragen hatte, in der Idee, ihn dort zu baden, ward der Feuervogel, der das Wasser haßt, sehr ergrimmt; er entzündete dem Christel seine blonden Locken, der vor Angst in den See sprang, und Margaretha nahm aus Furcht, ohne ihren Bruder nach Hause gehen zu müssen, und weil der rothe Hahn nach dem Walde flog, auch ihren Weg dahin zu dem Einsiedler Berthold. Christel aber brachte seine Zeit an dem Staarenberger See recht angenehm zu. Ich wurde damals bei der Staarenberger Wasserfrau erzogen, und wir wohnten in einem schönen gläsernen Schloß. Meine Neigung zu ihm ward täglich größer, denn er war sanft und bescheiden.

So lebte er beinahe ein Jahr mit uns, als ich einst gegen Abend Arm in Arm mit ihm auf den Stufen des gläsernen Wasserschlosses saß, um zu erwarten, daß der Mond und die Sterne durch das Wasser schimmern sollten: da zuckte ein plötzlicher

Feuerstrahl durch die Luft, von einem solchen heftigen Donnerschlag begleitet, daß der See bis auf den Grund erschüttert wurde und sich hoch aufbäumte, zugleich ergriff mich und den kleinen Christel eine Welle und warf uns Beide an das Ufer.

Christel war ohnmächtig, ich gab mir alle Mühe, ihn zu ermuntern; aber plötzlich kam Frau Feuerschein, seine Mutter, und wollte ihn mir entreißen; ich stritt lange mit ihr und siegte allein dadurch, daß ich meinen lieben Christel wieder ins Wasser zog. Am andern Morgen saß ich wieder mit ihm auf der Schwelle des Wasserschlosses, da sahen wir ein paar Fische auf dem See hinfahren, die laut klagten, daß Herr Jakob von Staarenberg verschwunden sei und der Erbprinz und die Prinzessin auch, und daß nun kein Mensch wisse, wer das Land regieren solle. Christel, der diese Worte hörte, war sehr betrübt und sagte zu mir: „Liebe Lureley, ich wollte, ich wäre wieder auf dem Schloß!" und begann heftig zu weinen. „Lieber Christel," erwiederte ich ihm, „nach Hause kannst du leicht kommen; wenn die Fischer das Netz auswerfen, darfst du nur hineinspringen, so ziehen sie dich hinauf; aber wird es dir nicht leid thun, mich zu verlassen?" — „Ach, freilich wird es mir leid thun," sagte Christel, „und drum sollst du mitkommen und immer bei mir bleiben." — „Das kann ich nicht, lieber Christel," sagte ich, „so gern ich auch wollte, aber wenn du dir eine Mühle dort an den See bauen läßt und manchmal hineingehst, so will ich dich dort besuchen." Christel versprach mir das, wir umarmten uns, das Netz der Fischer war nah, Christel sprang hinein, und als die Fischer es aufzogen, begleitete ich ihn noch bis an die Oberfläche des Wassers.

Die Freude der beiden Fischer beim Anblick ihres jungen Fürsten war ungemein, und als sie sahen, daß er lebte, hätten sie bald vor überraschender Freude das Netz wieder fallen lassen. Aber Christel faßte schnell den Rand des Kahns und sprang heil und gesund hinein zu ihnen. Nun knieten die Fischer vor ihm nieder und baten ihn, er möge ihrer in Gnaden gedenken. Er versprach ihnen alles Gute, sie führten ihn zurück und brachten ihn unter dem Jubelgeschrei aller Staarenberger auf das Schloß.

Da er noch sehr jung war, so wurde ihm der Vorschlag gemacht, einen Vormund zu wählen, und er wählte, ohne sich lang zu besinnen, den ältesten der beiden Fischer, die ihn errettet hatten. Das Erste, um das er seinen Vormund bat, war die Erbauung einer Mühle am See, zum Andenken seiner Rettung. Die Mühle ward bald aufs allerzierlichste erbaut, und er besuchte sie häufig. Auch wurden ihm zwölf schöne junge Knaben als Mühlknappen gekleidet zugesellt, die ihm in Allem gehorchen mußten. In der Kammer der Mühle aber war ein Loch im Boden, das man auf- und zumachen konnte, und da kam er, wenn er sich in der Kammer eingeschlossen hatte, bald zu mir, bald ich zu ihm.

So lebten wir wie Gespielen und Geschwister wohl zehn Jahre lang, als unser Glück unterbrochen zu werden drohte. Meine Mutter kam, mich aus dem Staarenberger See abzuholen; sie sagte mir: „Du bist groß genug, jetzt selbst einem See vorzustehen, und ich will dich nach Laach, wo ein schöner See in der Nachbarschaft des alten Rheines entstanden ist, bringen, da kannst du zeigen, was du hier gelernt hast; es ist dort sehr still und fromm, die heilige Genovefa liegt nicht weit von dort begraben, auch wird dort am See ein prächtiges Kloster erbaut, und ist ein recht schicklicher stiller Ort für dich.“ Die Worte meiner Mutter machten mich sehr betrübt; ich bat sie, mich hier zu lassen; aber sie wollte nicht einwilligen, und als sie einen goldnen Ring an meinem Finger sah, schöpfte sie einen Verdacht, den sie verschwieg.

Als die Nacht herankam, schlich ich mich von ihrem Lager und eilte zu Christel in die Mühle, dem ich unter Thränen erzählte, daß ich ihn verlassen müsse. Er weinte auch sehr, und ich schwur ihm, sobald wiederzukehren als möglich und sein Weib zu werden.

Gegen Morgen verließen wir uns, aber meine Mutter war mir gefolgt und hatte uns belauscht. Sie schmähte mich aus und sagte mir: „Lureley! du wirst sehr unglücklich sein, du hast dich einem Staarenberger verbunden, und er wird dich verrathen, wie alle seine Vorfahren ihre Frauen verrathen haben; lasse von ihm ab.“ Da weinte ich heftig und sagte ihr, daß ich das nicht könne.

„Wohlan,“ sagte meine Mutter, „du sollst deinen Willen haben; die Bedingung aber sei, daß du sein Weib wirst, ohne daß er weiß, wer du bist, und daß du ihn nie ganz für seine Verrätherei verlassen darfst.“ Ich mußte mich ihrem Willen fügen, und sie brachte mich den andern Morgen in den Laacher See.

Hier war ich einsam und traurig; meine Ufer waren mit alten Eichen bedeckt; nur der Glockenklang und Chorgesang der Kirche unterbrach die Stille, und ich hatte alle Zeit, meiner Sehnsucht zu meinem lieben Christel nachzuhängen.

Ein Jahr war herum, und da meine Mutter sah, wie ich mich kümmerte, sagte sie mir: „Lureley! gehe hin, wohin dein Herz dich treibt, aber gebe dich nicht zu erkennen.“ Ich verließ also beim Anbruch des Frühlings meinen Aufenthalt und begab mich in der Gestalt, wie du mich siehst, nach Staarenberg. Diese Kleidung, dieses Aussehen habe ich von einem hessischen Bauernmädchen entliehen, die ich auf meiner Reise im Walde Erdbeeren suchen sah, und die an einem Brunnen, in dem ich übernachtete, heftig über ihre böse Stiefmutter weinte. Sie war so wunderschön und lieblich, daß ich sie der Brunnenfrau herzlich empfahl und mich ganz so gestaltete, wie sie, und wenn gleich meine eigene Gestalt glänzender und reizender ist, als diese, so hat doch niemals ein so edles, frommes und schönes Menschenbild gelebt, als dieses.

So kam ich nach Staarenberg und setzte mich in den Wald, nicht weit von der Mühle, und hatte ein Körbchen voll Erdbeeren im Schooß. Es war am Morgen; Christel kam von der Mühle her, und es freute mich, zu sehen, daß er die Mühle noch besuchte. Er schien mir sehr traurig, als er mich aber sah, erheiterte sich sein Antlitz, er war durch meinen Anblick gerührt.

Er setzte sich zu mir ins Gras, er aß von meinen Erdbeeren und gewann mich so lieb, so lieb, daß er mich bat, seine Ehegattin zu werden. Traurig willigte ich ein, weil ich sah, daß er mich nicht kannte, und daß er mich also vergessen hatte. Doch machte ich ihm die Bedingung, mich unter harter Strafe am siebenten Tage in der Woche in der Nähe der Mühle allein zu

lassen und nie nachzuforschen, was ich dann mache. Er versprach mir Alles heilig und brachte mich nach Staarenberg. Wir hielten Hochzeit und lebten glücklich.

Nach einem Jahre gebar ich ihm zwei Söhnlein, schön und lieblich wie die Engel. Ich zog die Kinder auf, und sie waren schon ziemlich herangewachsen und begleiteten mich immer Freitag Abends, wenn ich nach der Mühle ging, bis an die Thüre. Christel aber wollte nie mitgehen nach der Mühle, denn er dachte heimlich, was er mir dort einst unter anderer Gestalt geschworen hatte, und hatte drum kein gutes Gewissen.

Nun hatten meine beiden Söhnlein einen Lehrer, der sehr weit gereist war; es war ein ernsthaft wunderlicher Mensch, trug immer rothe Strümpfe und weiße Hosen und Rock; er war sehr pathetisch und melancholisch; und führte die Kinder zurück von der Mühle. Christel brachte, während ich abwesend war, immer seine Zeit mit ihm zu, und dieser verdrießliche Mann erregte zuerst die Neugierde in ihm, zu wissen, wer ich sei und was ich in der Mühle den Sonnabend mache. Christel ließ sich von ihm verführen; doch wagte er es nicht, selbst zu lauern, weil ich es ihm zu streng verboten hatte; der Hofmeister aber übernahm es, meine beiden Söhnlein dazu abzurichten, und die armen Kindlein ließen sich von dem Schelm verführen.

Am folgenden Morgen schlichen sie sich in die Mühle mit dem Schulmeister; ich saß in dem offenen Boden der Kammer, wo ich sonst Christel besucht hatte, in meiner Wasserjungfergestalt mit meiner Mutter, die mir die Haare kämmte, da trat der Schulmeister und meine zwei Kinder herein. Ich erschrak, daß ich ohnmächtig wurde, meine Mutter aber sagte: „Sieh, liebe Lureley! daß ich recht prophezeite, man verräth dich.“ Und somit verwandelte sie meinen Sohn Georg in eine weiße Maus, den Philipp aber in einen Goldfisch und den Schulmeister in einen Storch und sprach: „Ziehe fort mit ihnen, Verräther! und lasse dich nicht wieder sehen, bis die Kleinen durch ihre Treue und Tugend wieder gut gemacht haben, was sie jetzt verderben wollten.“ Sogleich nahm der Storch die weiße Maus und

den Goldfisch in den Schnabel und flog eilends davon. Ich war sehr traurig über den Verlust meiner Kinder; aber meine Mutter sagte mir: „Sei ruhig, sie sind gut aufgehoben, du wirst sie einst in Ehren wieder sehen.“

Als ich nach Staarenberg zurückkehrte, fragte mich Christel nach den Kindern, und ich sagte ihm, die Wasserfrau habe sie vor meinen Augen geraubt. Da ward Christel sehr traurig und dachte, es müsse eine Strafe der Wasserfrau sein, weil er sie verlassen und mich geheirathet.

Als ich aber am nächsten Sonnabend wieder in der Mühle war, ließ sich Christel von den zwölf Knappen verführen, mich zu überfallen, als ich im Bade saß, und Christel sah, daß ich von der Brust hinab die Gestalt eines Fisches hatte. Erzürnt sprach ich zu ihm: „Du verräthst mich zum zweitenmal, dafür bestrafe ich dich und nehme dir das Gedächtniß,“ und somit bespritzte ich ihn und die Knappen mit Wasser und verschwand.

Christel wußte nun nichts mehr davon, daß er Fürst von Staarenberg gewesen, daß ich sein Weib war; er und seine Knappen hielten sich für Müller von jeher und trieben es, wie es andere Müller auch treiben, und da die Einwohner von Staarenberg sahen, daß ihm auf keine Weise einzureden sei, daß er jemals ihr Herr gewesen sei, ließen sie ihn bleiben, was er wollte, und brachten ihm ihr Korn zu mahlen. Da ich ihn nach dem Schwur meiner Mutter nicht verlassen konnte und ihn auch immer noch liebte, besuchte ich ihn wieder in dieser meiner Verkleidung und brachte ihm Getreide zu mahlen. Er liebte mich von Neuem; ich machte von Neuem den Bund mit ihm, daß er mich am siebenten Tag in einem Erlenwäldchen verlassen mußte.

Ich begab mich dann immer nach jener Insel, wo du die Frau Mondenschein gesehen, und wo in der Höhle die Frau Aglaster begraben liegt. In dieser Höhle erwachte ich in der Sonntagsnacht und sah wieder zwei schöne Knäblein bei mir liegen, die ich dem Christel bringen wollte; das eine hatte Frau Mondenschein im Arm, das andere der Geist der Frau Aglaster. Frau Mondenschein sagte: „Der Knabe soll Radlauf heißen und

sein Geschlecht in die Höhe bringen." Frau Aglaster sagte: „Der Knabe soll Hans heißen, und wenn er durch Schwätzerei ein Staar geworden, sollen alle Staarenberger wieder Staaren werden, bis er so freiwillig stirbt wie ich."

Erschrocken über den Anblick der zwei Frauen und ihre Reden, sprang ich auf und nahm der Frau Aglaster das Kind mit Gewalt; sie lachte und verschwand. Frau Mondenschein aber gab mir das Kind freundlich lächelnd und sagte mir: „Dieser dein Sohn Radlauf wird ein König werden und dir Freude machen" — dann verließ sie mich.

Ich kehrte zu Christel zurück, er freute sich über die Kinder, und wir erzogen sie mit vieler Liebe und Sorgfalt.

Als aber Hans vier Jahre alt war, begann er bereits seinen geschwätzigen Charakter zu zeigen: Alles, was er hörte, plauderte er nach und ängstigte mich nicht wenig mit seinem Vorwitz. Ich begab mich seit der Geburt meiner Kinder nicht mehr nach der Insel, weil ich mich vor Frau Aglaster fürchtete, und ging statt dessen in ein nahes Erlenwäldlein, wo eine schöne Quelle floß, und kam dort mit meiner Mutter zusammen. Die frechen Mühlknappen führten allerlei Reden über meine Abwesenheit, Hans schnappte sie auf und ging vorwitzig, gegen das strenge Verbot, Abends in den Erlenwald, mich zu belauschen. Meine Mutter erblickte ihn, ergriff ihn und wollte ihn so eben in einen Staaren verwandeln; aber ich bat sehr für ihn und sagte ihr die Drohung der Frau Aglaster. Da ließ sich meine Mutter rühren und sagte: „Wohlan! ich überlasse es der Frau Aglaster, ihn einst selbst zu strafen; aber hier muß er weg, er verräth dich sonst spät oder früh, ich nehme ihn mit an den Rhein und lege ihn zu Mainz dem König vor die Schwelle, der mag ihn erziehen." Sie nahm ihn und verschwand.

Als ich in die Mühle zurück kehrte, lagen die Knappen noch alle schlafend; sie waren Abends vorher auf einer Kirchweih gewesen; jeder hatte noch ein Stück Kirmskuchen neben sich, und ich sagte ihnen zur Strafe: „Schlafet so lange, bis mein armer Hans begraben ist." Nun ging ich zu Christel und sagte ihm:

„Deinen Sohn Hans wirst du nicht wieder sehen, seine Neugierde ist bestraft worden; ich selbst verlasse diese Gegend und ziehe an den Rhein, wo ich her bin; verlassen werde ich dich nicht, wenn du mir getreu bleibst“ — und nach diesen Worten verschwand ich vor seinen Augen. Christel blieb nun keine Stunde mehr im Land, er nahm dich, lieber Radlauf! an der Hand und zog an den Rhein und baute hier diese Mühle.

Hier lebte er Anfangs still und ruhig und studirte viel; ich kam oft zu ihm und schenkte ihm Gold und Silbersand und Perlen, und er ward sehr reich; du warst ein guter frommer Jüngling.

Ich baute mir damals ein Schloß und wohnte zugleich mit der Frau Echo darin, es ist der Lureleyfelsen bei St. Goar. Während ich da arbeitete, zog die Königin von Trier durchs Land und übernachtete bei Christel auf der Mühle. Er bewirthete sie so herrlich und zeigte ihr so viel Silber und Gold, daß sie eine große Liebe zu ihm gewann und ihn beredete, seine Mühle zu verlassen und ihr zu folgen.

Christel besann sich nicht lange, er packte seine Schätze auf ein Schiff und zog mit ihr nach Trier; dich ließ er zurück, du warst damals sechs Jahre alt, und so verlassen fand ich dich eines Morgens in der Mühle. Nun war mein Unwille gegen deinen Vater sehr groß; ich stand am Rhein und klagte, da stieg der alte Rhein aus seinen Wellen hervor und sagte: „Geh nach Haus, Frau Lureley! in den Echofels und lebe für dich einsam, ich will mich deines Kindes annehmen.“ Ich folgte seinem Rath, küßte dich und zog in mein neues Schloß. Der alte Rhein gab dir einen Wassermann zum Erzieher; es war jener alte Knappe, den du für deinen Vater hieltst, und der dich in deinem sechszehnten Jahr, als du ein vollkommener Müller warst, verließ. Du glaubtest, er sei ertrunken, da du ihn vor deinen Augen in den Fluß stürzen sahst; aber er lebt noch und ist der Wächter in dem Wasserschloß des alten Rheins.

So lebtest du nun ruhig und fromm eine lange Zeit und fingst einst einen Staaren, den du sehr lieb gewannst; dieser war

Niemand anders als dein Bruder Hans, an dem der Fluch der Frau Aglaster wahr geworden ist. Hans war vor der Schloßthüre des Königs von Mainz, wo ihn meine Mutter hingelegt hatte, gefunden worden und zwar von der kleinen Prinzessin Ameley, deiner Braut; er wurde mit ihr erzogen, und als er heran wuchs, liebte er sie sehr, und sie war ihm auch gut; aber seine außerordentliche Schwätzerei war ihr zuwider. Als sie ihm dieselbe vorwarf, versprach er ihr hoch und theuer, zu schweigen; sie sollte ihn auf irgend eine Probe stellen. Sie willigte ein und schenkte ihm ihre goldne Haarnadel mit dem Verbot, sie nie zu zeigen und nie davon zu reden, daß sie sie ihm gegeben habe. Aber Hans konnte der Versuchung nicht widerstehen, als die andern Pagen mit ihm zusammen kamen, mit seiner Nadel zu prahlen; siehe! da verwandelte er sich plötzlich in einen Staaren und flog davon. Zugleich kam er ganz wieder zu Sinnen, er wußte, wer er war, er wußte, daß er ein Fürst von Staarenberg sei, und flog nach Staarenberg aufs Schloß; kaum war er dort angekommen und hatte sich auf dem Thurmknopf niedergelassen, als sich alle Staarenberger wieder in Staare verwandelten. Frau Aglaster erschien ihm und erzählte ihm die ganze Geschichte seines Stammes. Er besuchte den Grubenhansel, den Kautzenveitel, den Kohlenjockel und sah sie alle mit stummer Traurigkeit an und flog dann hierher zu dir in die Mühle, wo er saß, bis er sich vor den Augen der Prinzessin Ameley aus Liebe mit der Nadel ermordete. Dein Vater lebte nun als König von Trier mit der Königin, der er gefolgt war, und sie schenkte ihm einen Sohn, den Rattenkahl. In der Nacht nach seiner Geburt erschien ich ihm im Traum und warf ihm seine Treulosigkeit vor und bat ihn, in sich zu gehen. Er versprach es mir heilig, aber er hielt es nicht, und da ihm nach mehreren Jahren die Königin den kleinen Mausohr schenkte, verwandelte ich ihn zur Strafe seiner Falschheit in den Rattenkönig. — So ist meine und deine Geschichte, das Uebrige ist dir bekannt." — „Ach!" unterbrach ich hier die Frau Lureley, so ist dann der gute Rattenkönig mein Vater? O liebe Mutter! helfet ihm, verzeihet ihm; und wo sind

meine Brüder Weißmaus und Goldfisch hingekommen? Ach! werde ich sie alle nicht wieder sehen?"

„Mein Sohn," sagte sie, „jetzt breche auf und ziehe nach Mainz wie ein Fürst und Herr ein, dort wird sich Alles entwickeln; erzähle Alles, was du erfahren hast, und es wird dir deine Braut werden."

Nach diesen Worten umarmte sie mich, ihre Gespielinnen sprangen auf und riefen alle: „Heil dir, König von Mainz!" und so stürzten sie in den Rhein, und ich hörte das Echo noch lange rufen: Heil dir, König von Mainz!

Kaum hatte Radlauf so weit erzählt, als alle Bürger auch laut riefen: Heil dir, König von Mainz! und es auf dem Rhein erschallte: Heil dir, König von Mainz! Ein goldnes Schiff, mit Schwänen bespannt, schwamm ans Ufer; daraus stieg ein würdiger alter Herr mit grauem Bart und einer Fürstenkrone, daraus stieg die schöne Ameley, wie eine Braut geschmückt, daraus stiegen zwei wunderschöne Prinzen, der eine ganz in Silber, der andere ganz in Gold gekleidet, daraus stieg ein ehrbarer alter Schulmeister mit rothen Strümpfen.

Es war der Rattenkönig, Weißmäuschen und Goldfischchen und der Storch, die wieder ihre Gestalt angenommen. Der Jubel des Wiedersehens war allgemein.

Christel ward von den zwölf Knappen empfangen und zog bald mit ihnen nach Starenberg als Fürst zurück. Prinz Georg und Prinz Philipp blieben noch bei Radlauf, der Ameley heirathete; Mausohr kam auch auf die Hochzeit, der Schullehrer Storch ward oberster Präzeptor im ganzen Land.

Kaum war die erste Freude etwas vorüber, als sich die Mainzer Bürger an ihre neue Königin Ameley heran drängten und nach ihren Kindern im Rhein fragten. „Sie befinden sich alle recht wohl," sagte Frau Ameley, „und besinnt euch nur auf hübsche Märchen, so werden sie bald, wie ich, befreit werden; von nun an sollen alle Morgen hier Märchen erzählt werden, und morgen früh wird der Anfang gemacht; wer heute erzählt, muß immer Den ernennen, der morgen erzählen soll, und so ist von meinem lieben Radlauf die gute Fischerin, Frau Marzibille, auf morgen

ernannt, und wenn sie hübsch erzählt, wird ihr liebes Töchterchen, mein Taufpathchen Ameley, wieder zu ihr kommen; das liebe Kind läßt sie hübsch grüßen, es war das artigste Kind, das der alte Rhein bei sich hatte.

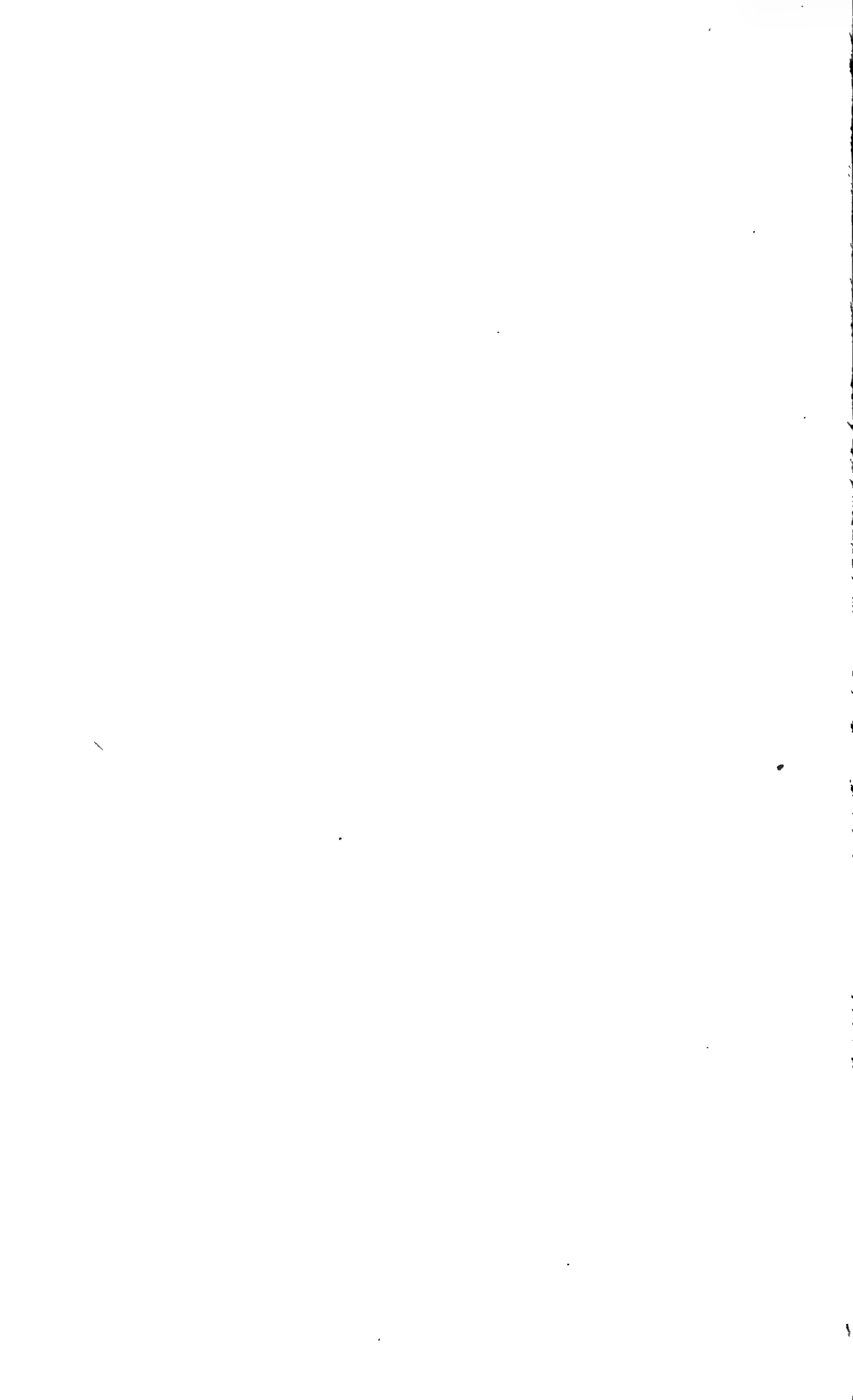
Frau Marzibille weinte vor Freuden, daß sie morgen ihr Kind wieder haben sollte, und als sie nach Tisch saß und nachdachte, was sie doch morgen für einen Rock anziehen sollte, wenn sie vor allen Leuten dasitzen und erzählen würde, kam eine alte Judenfrau zu ihr und sagte: „Gottes Wunder, Frau Marzibille! wie wird Sie sich morgen ankleiden, um in der Gesellschaft zu erzählen; hör Sie, ich will Ihr leihen ein seidnes Kleid mit goldnen Blumen, es ist ganz neu, ich habe es gekauft von dem Schloß; es war ein Vorhang von dem königlichen Bett, da kann sie Staat mit machen wie eine Prinzessin" — und somit legte sie das wunderliche alte Kleid vor der armen Frau auseinander und begehrte dafür, daß sie ihr nach ihrer Erzählung die Stimme zum folgenden Märchen geben sollte.

Frau Marzibille aber jagte sie fort und sagte: „Ich werde in meinen ehrlichen Bürgerskleidern erzählen, häng Sie Ihren alten Vorhang selbst um! wenn Sie mir aber hier für mein Muttergottesbildchen über meinem Betstuhl einen neuen schönen Rock schenken will, so soll Sie nach mir erzählen." Das wollte die alte Jüdin nicht und ging fort.

Viele Leute kamen noch und baten um ihre Stimme; aber sie sagte es Keinem zu und sagte, wenn sie erst ihre Ameley habe, werde sie es schon sagen.

Der Morgen kam, Radlauf und Ameley saßen auf dem Thron am Rhein; auf Radlaufs Seite standen seine Brüder, Philipp und Georg, die Fischerin saß auf der unteren Staffel des Throns, ein Zeichen des Stillschweigens ward gegeben, und Marzibille erzählte Folgendes:

Das Märchen vom Murmelthier.



Frau Lureley, die gute und schöne Wasserfrau, reiste über Land, und als sie in Hessen ins Gebirg und in den wilden Wald kam, neigte sich die Sonne schon zu ihrem Untergang, und immer hatte sie noch keinen Brunnen gefunden, in dem sie übernachten konnte. Sie war daher etwas besorgt und legte sich dann und wann auf die Erde, um zu lauschen, ob sie nicht einen Brunnen murmeln höre.

Als sie auch einmal so lauschte, hörte sie das Getrappel von einer Heerde Schafe und eilte nun nach der Gegend zu, wo das Geräusch erschallte, weil sie wohl wußte, daß die Hirten sich in der Nähe der Brunnen gerne aufhalten. Nicht lange ging sie noch durch den Wald, als eine schöne Wiese vor ihr lag, worauf eine kleine Heerde weidete; da sie aber hervortrat, stürzten die Schafe, durch ihre Erscheinung erschreckt, nach der andern Seite der Wiese dem Walde zu, und zugleich sah sie ein junges Hirtenmädchen der Heerde nacheilen, um sie zurückzuhalten. Die Hirtin hatte ein schwarzes Röckchen an, ihr Mieder war roth, ihre Haube auch schwarz, und ihre Haare hingen ihr in zwei langen blonden Zöpfen die Schultern herab, und während sie lief, spann sie ängstlich an einem Rocken. Endlich hatte sie die Heerde wieder gesammelt, und da sie nun die schöne Wasserfrau erblickte, welche einen blauen, mit Silber durchwirkten Rock an hatte, stand sie erschrocken still und warf sich dann demüthig auf die Kniee. Frau Lureley aber nahte sich ihr und hob sie auf und sprach ganz freundlich zu ihr: „Mein Kind! fürchte dich nicht, ich bin ein reisendes Wasserfräulein und suche einen Brunnen, in dem ich heute übernachten kann; willst du mir einen Brunnen zeigen, so will ich dich belohnen.“

„Recht gern, mein schönes Fräulein!“ sagte die Hirtin. „Ich muß nur noch meinen Rocken abspinnen und mein Körbchen voll Erdbeeren lesen, dann treibe ich die Heerde an einen recht schönen Brunnen, der nicht weit von hier ist, um sie zu tränken, und wasche auch meine Erdbeeren dort.“ — „Komm, gib mir deinen Rocken,“ sagte das freundliche Wasserfräulein, „ich will ein Weilchen spinnen, so sammle deine Erdbeeren geschwind, damit wir eher an den Brunnen kommen.“

Die Hirtin gab ihr den Rocken und suchte Erdbeeren, die sie plötzlich in solcher Menge fand, daß ihr Körbchen schnell gehäuft voll war. „Ich bin recht glücklich,“ sagte sie, „mein Körbchen ist schon voll, jetzt will ich Euch zum Brunnen führen.“ — „Gut,“ sagte das freundliche Wasserfräulein; die Hirtin trieb nun ihre Heerde voran und folgte an der Seite des Wasserfräuleins durch den schönen stillen Abend.

„Wie heißt du, mein liebes Kind?“ sagte Lureley. Die Hirtin erwiederte: „Ich heiße Murmelthier.“ — „Murmelthier!“ sagte Lureley erstaunt, „Murmelthier! Wer hat dir diesen häßlichen Namen gegeben? Du bist ja so freundlich und hast hübsche rothe Wangen und ein Paar helle blaue Augen; so sieht ja kein Murmelthier aus.“ Als Lurelei so gesprochen hatte, sah sie, daß die Hirtin weinte, und bat sie nun sehr, nicht zu weinen und ihr zu erzählen, was für ein Kummer sie betrübe.

„Ach, liebes Wasserfräulein!“ sagte die Hirtin, „ich weine oft hier auf der Wiese; denn es geht mir recht übel. Nicht weit von hier, im wilden Walde wohnt meine Mutter und meine Schwester; sie lieben mich nicht, nichts kann ich recht machen; sie geben mir so viel Arbeit, daß ich sie nie ganz verrichten kann; ich soll Alles thun, was zu Hause zu thun ist: waschen, Feuer machen, Stube und Stall kehren, und doch auch wieder die Heerde führen und pflegen und alle Abend den abgesponnenen Rocken und einen ganzen Korb voll Erdbeeren nach Hause bringen; und fehlt nur das Mindeste an diesen Aufgaben, so geben sie mir das Stückchen Brod nicht, wovon ich lebe, oder nehmen mir das Stroh, worauf ich schlafe, daß ich auf der harten Erde

hungernd schlafen muß; ich sage zu allem Dem auch kein Sterbenswörtchen und leide Alles mit Geduld; wenn meine Schwester aber mich schlägt und ich weine still, so nennen sie dies murren, und so haben sie mir den Namen Murmelthier gegeben. Ach! wenn die Sonne untergeht, werde ich immer gar traurig; denn nun muß ich nach Haus, und da geht mein Kummer und Leiden an. Wenn ich so den Tag über hier im Walde bin, da habe ich doch Ruhe, da ist mir wohl; alle Vögel kennen mich und grüßen mich und hüpfen um mich herum, wenn ich Erdbeeren lese, und sitzen auf meinem Rocken, wenn ich spinne, und so bring ich den Tag mit einiger Ruhe zu; doch sehe ich immer mit Angst nach der Sonne und zittere, wenn ich sehe, daß sie sich nach den Bäumen senkt; denn dann kommt der Abend, und ich muß nach Hause, wo mich Noth und Elend erwarten."

Während dieser Erzählung hatten sie sich dem Brunnen genähert. „Mein liebes Murmelthier!" sagte Lureley, „nun müssen wir scheiden; ich werde heute Nacht hier bei der Brunnenfrau dieser Quelle wohnen und morgen mit Tagesanbruch weiter reisen; nun hätte ich doch gerne ein Andenken von dir und möchte auch dir etwas geben, denn ich bin dir sehr gut, mein liebes Kind!" — „Ach!" sagte Murmelthier, „was habe ich armes Mägdlein, das ich Euch geben könnte?"

„Ich will dir sagen," erwiederte Lureley, „wie wir's machen: gib du mir deine Kleider, ich gebe dir meine; denn es ist mir der silberne lange Rock doch hinderlich auf der Reise, und ich werde in deinem kurzen Röckchen viel schneller gehen können." Murmelthierchen mußte nun mit Frau Lureley die Kleider wechseln und ihr dann die Haare kämmen und flechten, wie sie es selbst trug. Aber wie wunderte sie sich, als ihr aus den Haaren der Frau Lureley lauter Perlen und Edelsteine in den Schooß fielen. „Die schenke ich dir alle," sagte Frau Lureley, „jetzt will ich mich in dem Brunnen betrachten, wie mir dein Kleid steht," und indem sie in den Brunnen sah, sagte sie: „O, allerliebst!" und sprang in den Brunnen hinab.

Murmelthier trat nun an den Brunnen und sagte: „Leb

wohl, leb wohl, lieb Wasserfräulein! vergiß das arme Murmelthier nicht!"

Da tauchte Frau Lureley noch einmal hervor und sprach: „Mein liebes Kind! ertrage Alles mit Geduld, bleibe fromm, fleißig und demüthig, und wenn du in großer Noth bist, so stürze dich in diesen Brunnen, ich will der Brunnenfrau, die drin wohnt, sagen, daß sie sich deiner annehmen soll. Nun leb wohl!" Da verschwand sie.

Murmelthier sah noch hinab, und da sie ihr eigenes Bild so schön geschmückt im Wasserspiegel sah, dachte sie nicht, daß sie es selbst sei und sagte nur immer: „Je, die schöne, liebe Lureley!" Nun wusch sie ihre Erdbeeren in dem Wasser und ließ dann ihre Heerde trinken, nahm den Rocken und das Erdbeerenkörbchen und zog nach Hause, mehr an die liebe Frau denkend, als an die harte Begegnung, die sie erleiden würde.

Als sie aber den Mond über den Bäumen heraufsteigen sah, ergriff sie eine große Angst, daß es schon so spät sei, und sie eilte furchtsam in ihre Hütte, trieb die Schafe in den Stall, nahm ihren Rocken und ihre Erdbeeren und trat an die Thüre. Da hörte sie schon drin ihre Schwester zanken: „Das faule Murmelthier ist schon wieder zu spät nach Hause gekommen, Mutter!" sagte sie, „und wenn sie nicht Alles fertig hat, so will ich sie recht anfahren und ihr das Brod nehmen." — „Ja," sagte die Mutter, „das häßliche, freche Mädchen weiß gar nicht mehr, was sie vor Uebermuth treiben soll; hat sie nicht gestern gar einen Kranz von Rosen auf dem Kopf gehabt, als sie aus dem Walde kam; es wundert mich nicht, daß sie nie mit ihrer Arbeit fertig wird, wenn sie solche Eitelkeit treibt." — „Ich habe ihr aber den Kranz herunter gerissen und mit Füßen getreten," sagte die böse Schwester, „und ihr einen Strohkranz gegeben. Wo sie nur so lange bleibt? ich habe doch die Schafe schon blöcken hören; sie hat gewiß wieder etwas angestellt und fürchtet sich, hereinzugehen; aber ich will sie schon bei den Ohren hereinziehen." Nach diesen Worten riß Murxa (so hieß die böse Schwester) die Thüre auf, um das Murmelthier zu holen; aber wie erstaunte

sie und die Mutter, als sie die glänzende, von Silber schimmernde Jungfrau auf der Schwelle stehen sahen. Die Frau Wirx, so hieß die alte Frau, und Murxa erkannten sie nicht und warfen sich vor ihr auf die Kniee, denn sie hielten sie für eine Königin. Murmelthier aber sagte: „Liebe Mutter, liebe Schwester, ach! kennt ihr mich denn nicht mehr? ich bin ja Murmelthier, eure Tochter."

Nun erkannten sie das arme Kind an der Stimme und kamen auch gleich in den größten Zorn. „Ei! sieh da! das garstige Murmelthier läßt sich auf den Knieen verehren," schrie Murxa. „Wo hast du die prächtigen Kleider gestohlen?" sagte Wirx — „Herunter mit den Kleidern!" schrie die Schwester, „ich will sie anziehen" — und so ging es in einem Zanken fort.

Murmelthier ließ sich richtig die Kleider ausziehen, gab der Mutter die Erdbeeren; die waren aber lauter Goldkörner, und dabei lagen die Perlen, die sie der Lureley aus den Haaren gekämmt hatte; darüber war die Mutter von Neuem erstaunt, und als sie ihr den Rocken gab, war das Gespinnst reines Silber. Aber Alles war nicht recht; bei Allem wurde sie gezankt, und da sie von Frau Lureley erzählte, sagte Murxa: „Morgen werde ich hingehen und werde ganz anders beschenkt werden; die Frau Lureley muß nicht recht gescheidt sein, daß sie sich so lang mit dir, häßliches Murmelthier! abgegeben" — und nun kniff sie dem armen Mädchen aus Bosheit in den Arm, daß sie laut weinte. „Fort auf dein Stroh, Murmelthier!" — sagte Frau Wirx, „schreie uns hier die Ohren nicht voll" — und Murmelthier wünschte freundlich gute Nacht und ging auf ihr dürftiges Lager.

Aber sie konnte vor Traurigkeit nicht schlafen und weinte immer fort und sagte: „Ach! so ist denn, so lange ich lebe, noch kein Mensch freundlich mit mir gewesen, als die gute Frau Lureley, und Alles, was sie mir geschenkt, habe ich hingegeben, und doch werde ich geschimpft und geschlagen; gibt es ein größeres Leid als meins? Nein, ich will nicht schlafen heute Nacht; ich will zum Brunnen laufen, ehe die Frau Lureley abreist, und ihr mein Elend klagen, vielleicht gibt sie mir Trost und Rath."

Geschwind stand sie auf und lief in den Wald an den Brunnen; sie hatte nichts an, als ihren Unterrock und ihr Hemd von grober Leinwand; denn die Schwester, die ihr das Kleid genommen, hatte ihr kein anderes dafür gegeben.

Es war heller Mondenschein, und sie lief in Angst an den Brunnen und kniete weinend dabei nieder. Anfangs scheute sie sich, der Frau Lureley zu rufen, weil sie fürchtete, sie möge sie aus dem Schlafe erwecken; da aber die Nachtigall sie sah, die sie gar wohl kannte, flog sie nieder zu ihr und setzte sich zu ihr auf den Rand des Brunnens und mischte ihren Gesang mit ihren Klagen. Die Nachtigall aber sang:

> Viele, viele liebe, süße
> Mägdlein kenne ich;
> Wenn ich sie sehe gehen
> Im Thaue auf der Aue, ich sie anschaue
> Und sie freundlich begrüße,
> Wenn sie sich bücken und pflücken, sich zu schmücken,
> Und drücken mit Entzücken
> Die lieben Blumen ans kindische Herz
> Und sehen in die stillen blauen Augen,
> Mit denen der schüchterne März
> Die junge Wärme der Sonne
> In sich will saugen,
> In die kleinen blauen Violen;
> Wenn sie auf leichten Sohlen
> Bisweilen eilen zum Strauche
> Und in duftendem Hauche
> Des Sommers sich brechen
> Die Rosen und sich stechen,
> Dann ruf ich: weh! weh! weh!
> Auf die Dornen seh!
> Und sie setzen sich nieder
> Beim duftenden, berauschenden Flieder,
> Singen Lieder und schmücken das Mieder
> Mit süßen Primeln, Aurikeln, Lilien, Basilien,
> Hyazinthen und winden sich Kränze,
> Daß ihr Haupt glänze im Lenze,

Dann sende ich süße Grüße, über die Wiese
Weiß ich zu locken die blumengeschmückten, entzückten Docken,
Die Frühlingsgesellen, zu hellen Waldquellen,
Wo in die Wellen sie stellen
Die rosigen Füße, zu kühlen im Schwülen;
Da grüß ich sie Alle mit ihres Namens Schalle:
Grüß dich Gott, lieb, lieb Ludmilla!
Lilla! Sibylla! Kamilla!
Grüß dich Gott, lieb, lieb Agneta!
Margaretha! Elisabetha! Ameleya!
Sophia! Dora! Leonora!
Rieke! Fieke! Anna! Johanna!
Marianna! Susanna!
Grüß dich Gott und das Himmelblau,
Süße Jungfrau! aber Alle, Alle,
Wie auch ihr Name süß schalle,
Sind mir nicht so lieb, lieb, lieb, lieb,
Als du lieb, du süß, du zart, mild Bild,
Du still, fromm, blond, lind Kind,
Du schön, gut, treugemuth
Murmelthierchen!

Murmelthierchen hörte zu, aber sie verstand nicht, was die liebe Frau Nachtigall sang, und sang ihr ganz leise wieder:

Schweig, liebe Nachtigall!
Daß der laute Wiederhall
Nicht Frau Lureley erwecke,
Die hier in dem Brunnen ruht.
Ach, sie ist so lieb, so gut!
Laß sie schlummern und verstecke
Dich hier in der Rosenhecke,
Still, still, still, schweige, schweige!
Rauscht nicht so, ihr Eichenzweige!
Morgenwind, zieh still vorbei,
Wecke nicht Frau Lureley!
Sieh, wie ich so stille weine
Hier im lieben Mondenscheine;
Lasse mich alleine, alleine.

Als aber Frau Nachtigall den Namen Lureley hörte, gefiel er ihr so gut, daß sie laut zu singen begann:

Lureley! Lureley —
Klingt süß wie Ameley —
Alle Töne geb' ich frei,
Lureley! Lureley!
Komm herbei, herbei, herbei,
Daß das Kind getröstet sei,
Ruf ich immer einerlei:
Lureley! Lureley! —

Nun erschallte aus dem Brunnen eine Stimme:

Wer wecket mich,
Das ist nicht fein!
Noch decket mich
Der Mondenschein;
Ich strecke mich
Und schlafe ein.

„Da hast du's gehört, Frau Nachtigall! jetzt sei still und verstecke dich." Frau Nachtigall begab sich hinweg in die Rosenhecke und war ganz mäuschenstille.

Auch Murmelthier regte sich nicht, und mit dem Haupt an den Brunnen gelehnt, sah das arme Mägdlein in den Mond, bis es entschlummerte und nicht eher erwachte, bis der Schwalbe über dem Brunnen am Fels ihr graues Köpfchen zum Nest herausguckte und dem Morgenstern allerlei vorschwätzte:

I, wie ziehn die Winde
So geschwinde durch die Linde,
Daß die Blätter zwitschern
Und die Grasspitzen glitzern
Vom Thau, schau!
Da ruht die Jungfrau —
Sie ist gewiß von der Schwester
Gestern wieder geschimpft und gezwickt,

Aus dem Zimmer vertrieben, immer
Ist sie in Zwist, die List
Der bösen Frau Wirx
Quält sie, o die verschiedenen Geschwister!
Die Schwester lästert und hetzet
Und schwätzet, bis sie das liebe Herz
Mit Schmerz verletzet.
Ach! hätte ich Kisten und Kasten voll
Silber, Perlen und Edelstein,
Dir, Murmelthier, wär Alles allein;
Aber ich bin arm, daß Gott erbarm,
Alles ist leer, leer, leer, leer.

Ueber diesem Geschwätz der Schwalbe erwachte Murmelthier, und da sie in der kühlen Morgenluft fror, weil ihr die böse Schwester ihr Kleid genommen hatte, ward sie sehr traurig und sah in den Brunnen und konnte nicht widerstehen, sie stürzte sich hinab. Sie sank leise hinunter in eine Kammer ganz von reinem Glas, wo Frau Lureley und Frau Else, die Bewohnerin dieses Brunnens, auf dem Bette saßen.

Murmelthier umarmte weinend die Füße der Frau Lureley und küßte der Frau Else den Rock. Diese aber hoben sie auf und setzten sie neben sich, und Frau Else sagte zu ihr: „Mein liebes Mägdlein! so eben hat mir Frau Lureley viel Gutes von dir erzählt, und da sie jetzt abreist, will ich, die hier immer im Brunnen wohnt, deine Freundin sein“ — dann sprach Frau Lureley: „Warum hast du denn kein Kleid an?“ — „Ach!“ klagte Murmelthier, „Alles hat mir die Mutter und die Schwester genommen, was Ihr mir geschenkt habt, und hat mich noch dazu in den Arm gezwickt, daß ich habe weinen müssen, da bin ich denn in meiner Angst hieher geflohen.“

„Wohlan, mein Kind!“ sagte Frau Else, „ich will dir ein anderes Röckchen geben“ — und nun gab sie ihr ein schönes, einfaches grünes Kleid, dann schenkte sie ihr einen Spinnrocken, der immer von selbst spann, wenn sie allein war, und einen Schäferstab, der alle Wölfe verscheuchte, wenn sie ihn auf der Wiese

aufsteckte. Nachdem Murmelthier herzlich für diese Geschenke gedankt hatte, sagte Frau Else: „Nun, mein Kind! kämme mir und Frau Lureley die Haare, wir wollen die deinigen dann auch kämmen" — dann gab sie ihr einen goldnen Kamm, und Murmelthier kämmte Beiden die Haare und flocht sie so schön, daß die Wasserfrauen sehr zufrieden mit ihr waren.

Frau Else kämmte ihr hierauf ihre Haare auch und sagte zu ihr: „Mein Kind! so du nun deine Haare schüttelst und kämmst, sollen dir die schönsten und glänzendsten Blumen herausfallen. Nun aber gehe nach Haus, besorge Alles und führe dann deine Heerde auf die Weide, damit die böse Frau Wirx und die Murxa dich nicht zanken." — Frau Lureley machte sich nun auch auf die Reise und stieg, nachdem sie von ihrer Wirthin, der Frau Else, Abschied genommen, mit dem Murmelthier aus dem Brunnen. „Liebes Murmelthier!" sagte sie, „jetzt führe mich noch den rechten Weg, es soll dich nicht gereuen." Murmelthier that es von Herzen, sie ging mit ihr, bis wo das Bächlein einen Teich bildete, da sah sie einen Biber, der sich in einer Falle gefangen hatte, und schnell machte sie ihn frei, wofür ihr der Biber die Füße küßte und freundlich murrte. Da sprach Frau Lureley zu dem Biber:

„Lieber Biber! Kannst nicht sagen,
Wie du möchtest dankbar sein.
Weil die Falle sie zerschlagen,
Sollst du ihr das Wasser tragen,
Sollst ihr Stall und Stub ausfegen
Und ihr dienen allerwegen.
Lieber Biber! Kannst nicht sagen,
Wie du möchtest dankbar sein."

Nach diesen Worten umarmte Frau Lureley das gute Murmelthier und trennte sich von ihr. Murmelthier aber eilte nach Hause und der Biber hinter ihr her, und während sie die Schafe schnell aus dem Stall trieb, hatte er ihr schon das nöthige Wasser getragen und mit seinem Schwanze Alles rein und sauber gekehrt, worauf er sich nach seiner Wohnung zurück begab.

Als Frau Wirx und Murxa die Schafe blöcken hörten, standen sie auf und traten an die Thüre. „Wer hat dir gesagt, die Schafe auszutreiben!" schrie Frau Wirx — „hast du nicht gehört, daß Murxa heute auf die Wiese will?" — „Die Schafe mag sie immer treiben," sagte Murxa, „aber nicht nach der Wiese; da geh ich allein hin; aber wo hat sie das grüne Kleid schon wieder her, sie muß gewiß stehlen." Nun näherte sich Murmelthier und erzählte Alles, was ihr im Brunnen begegnet. „Sieh!" schrie die Murxa, „wie sie sich die Haare in so zierliche Flechten gelegt" — und riß ihr die Zöpfe herunter; da schüttelte Murmelthier ihre Locken, und es fielen die schönsten Blumen heraus, worüber Frau Wirx und Murxa sehr erstaunten, und Letztere sagte: „Gleich will ich zum Brunnen laufen und mit eben solchen Gaben zurückkehren."

Frau Wirx befahl nun dem Murmelthier, ihre Heerde nach der andern Seite des Waldes zu treiben und zugleich einen Korb voll Birnen am Abend mitzubringen von dem Baume, der dort stand. Murxa aber ging ganz hoffärtig in dem schönen Kleide der Frau Lureley nach dem Brunnen. Als Murmelthier mit der Heerde zum Birnbaum gekommen war, steckte sie ihren Schäferstab in die Erde, zierte ihn mit Blumen und sprach:

„Hüte, frommer Hirtenstab,
Den die gute Else gab,
Meine Heerde,
Halte mir die Wölfe ab,
Laß die Lämmer nicht verlaufen,
Daß sie all auf einem Haufen
Hier im Gras beisammen bleiben,
Bis ich sie nach Haus will treiben;
In die Erde
Hab ich dich darum gesteckt
Und mit Blumen dich geziert,
Wie's gebührt."

Dann steckte sie ihren Rocken neben den Birnbaum und sprach:

„Spinne, lieber Rocken, spinne
Fein und klar nach meinem Sinne,
Daß ich Fäden viel gewinne
Fein und klar, wie das Haar
Der Frau Else im Brunnen war.“

Und sieh da! der Stab hütete die Lämmer, sie verließen ihn nicht, und der Rocken spann den klarsten und reinsten Faden wie das goldne Haar der Brunnenfrau. Traurig aber sah Murmelthier den Birnbaum an, er war hoch und steil; sie hatten ihr zwar eine Leiter mitgegeben, aber sie war viel zu kurz, und indem Murmelthier mit Sehnsucht hinauf nach den gelben Birnen sah, sprach sie:

„Lieber Birnbaum auf der Wiese,
Kann ich dein gleich nicht genießen,
Will ich dich doch frisch begießen
Aus den Quellen, die hier fließen.“

Und nun grub sie mit einem spitzigen Stein eine Rinne aus der Quelle bis zu dem Birnbaum, so daß das Wasser an seine Wurzel floß und den Baum erquickte. Als sie freudig so zusah, wie die durstige Erde rund um den Baum das Wasser einschluckte, fühlte der alte Birnbaum seine Wurzeln erfrischt, er sah mit freudigem Geräusch nieder zu dem Kinde und sprach, indem er die Aeste nieder beugte, mit einer Stimme, die wie eine Säge zischte:

„Quellen führst du mir zum Herzen,
Linderst mir des Durstes Schmerzen,
Meine Blätter nicht mehr ächzen,
Zungen, die nach Wasser lechzen,
Und ich senke meine Aeste
Niederschwenkend, meine besten

Birnen kannst du so erreichen,
Ohne erst herauf zu steigen."

Murmelthier dankte dem Birnbaum und brach ganz leise, um ihm nicht weh zu thun, die schönsten gelben Birnen ab und legte sie schonend in ihren Korb. Worauf der Baum seine Zweige wieder emporhob und freundlich über ihr rauschte.

Als der Abend kam, nahm sie den Schäferstab und den Rocken in die Hand, hob sich den Korb voll Birnen auf den Kopf und zog hinter ihrer Heerde nach Haus.

Unterwegs begegnete ihr ein schöner Jäger zu Pferd, er sah die schönen Birnen in ihrem Korb und kaufte sie ihr alle um mehrere Goldstücke ab, so daß sie ganz vergnügt nach Hause kam. Aber da erwartete sie wieder Zank und Verdruß, wenn sie gleich Alles, was ihr aufgetragen war, wohl verrichtet hatte.

Murxa war an dem Brunnen gewesen und hatte der Frau Else grob und unhöflich gerufen. Da sie darauf nicht hören wollte, hatte sie einen schweren Stein hinabgeworfen und war selbst hintendrein gefallen; da fand sie denn keine gläserne Kammer, sondern ein trübes sumpfiges Wasser, und Frau Else erschien ihr und sprach: „Du böse, neidische Schwester! so oft du deine rothen Haare schüttelst, soll lauter faules Schilf und Stroh heraus fallen." Wüthend vor Zorn fiel sie daher das arme Murmelthier an, die sich kaum vor ihren Mißhandlungen retten konnte. Da Murxa vor Zank und Zorn müde sich in eine Ecke setzte und weinte, legte Murmelthier der Mutter das Gold auf den Tisch und erzählte, wie es mit dem Birnbaum und dem Jäger gegangen war; aber sie hatte schlechten Dank, und wurde ihr gesagt: „Daß du mir heute Nacht das Haus noch kehrst und den Stall reinigest und Wasser zuträgst, sonst gibt's Schläge; denn morgen früh mußt du den Esel mit einem Sack Korn in die Unglücksmühle treiben. Geschwind packe dich, Faullenzerin! und arbeite."

Ruhig ging Murmelthier nach dem Hof, um zu kehren;

aber da schlüpfte ihr Freund, der Biber, aus der Hecke hervor und fegte Alles rein und trug ihr das Wasser, und gerührt nahm sie ihn in die Arme und gab ihm einen Kuß und sprach: „Lieber Biber! du bist mein einziger Trost, ohne deine Hülfe müßte ich vor Kummer und Noth sterben.“ —

Da konnte der Biber auf einmal reden und sprach: „Sei zufrieden, mein gutes Kind! und lege dich zu Bett und schlafe ruhig; ich verdanke dir das Leben und nun auch die Sprache, weil du mich geküßt hast. Wenn du morgen an meinem Bau am Teiche vorüber gehst, so will ich dir wegen der Unglücksmühle guten Rath geben. Gute Nacht, lieb Murmelthier!“ — sprach er und ging fort — „Gute Nacht, lieber Biber!“ sagte sie und ging, sich aufs Stroh zu legen.

Kaum daß der Tag graute, stand sie wieder auf, legte den Sack mit Korn auf den Esel und zog nach dem Teiche hin. Es war ihr angst und bang, nach der Mühle zu gehen; denn wenn gleich der Müller das feinste Mehl mahlte, so waren doch wenige Menschen wieder aus seiner Mühle herausgekommen, und wußte Niemand, was aus ihnen dort geworden. Da sie nun an dem Teiche bei ihrem Freund Biber angekommen, rief sie ihm:

Lieber Biber!
Komm heraus
Aus dem Haus.“

Der Biber ließ sie nicht lange warten, kam hervor, grüßte sie und setzte sich neben sie ins Gras, wo er also zu ihr sprach:

„Liebes Murmelthier! sie haben dich nach der Unglücksmühle geschickt, damit du zu Grunde gehst; kein Mensch geht mehr in die Mühle, ohne umzukommen; aber ich will dir rathen, wie du sicher hin gelangen kannst.“

„Ach! ist denn der Müller ein so gar grausamer Mann?“ sagte Murmelthierchen, „daß er mich umbringen wird?“ — „Das eben nicht,“ sagte der Biber, „aber er ist ein sehr wunderlicher

Mensch und geräth leicht in den bittersten Zorn; ich selbst habe es erfahren, laß dir erzählen. Sein Vater, der alte Kampe, bemerkt plötzlich ein wunderbares Glück in seinem Haus: Gold, Silber, Getreid, Mehl, Gut und Geld mehrte sich unbegreiflich unter seinen Händen, und er wußte gar nicht, wo ihm all der Segen herwuchs. Als er nun einmal mit der Hacke im Garten stand und den vollen Segen seines Feldes und der Bäume anschaute, sprach er traurig: „Lieber Himmel! was soll mir all das Glück, da ich Den nicht kenne, der mir es geschenkt, um ihm zu danken; lieber wollt ich arm sein und den Freund umarmen, der mir diesen Segen bringt, als so allein hier in Hülle und Fülle sitzen." Kaum hatte er diese Worte von ganzer Seele gesprochen, als die Erde vor ihm erwühlt wurde, und er, der einen Maulwurf zu sehen erwartete, schon die Hacke aufhob, um ihn zu erschlagen; aber sieh da! es war kein Maulwurf, es war ein kleines, braunes, freundliches Erdfräulein, das ihm die Arme entgegenstreckte und zu ihm sagte: „Ich halte dich beim Wort, mein lieber Kampe! umarme mich, ich bin das deutsche Erdfräulein und heiße Wurzelwörtchen; immer hab' ich dich geliebt wegen dem schönen, reinen und richtigen Deutsch, das du sprichst, und habe dich deßwegen mit Segen überschüttet; werde mein Gemahl, so soll dein Glück sich immer mehren." Meister Kampe zögerte nicht lange, er schlug ein, und sie heiratheten sich. Nach einem Jahr schenkte Wurzelwörtchen dem guten Müller Kampe einen Sohn, der Voß hieß und sehr bald sprechen, aber wie sprechen lernte: so schön, so richtig, so rein, daß auch kaum ein Härchen fehlte, daß man ihn gar nicht verstanden hätte.

Dieser Sohn wuchs heran; er war ungemein tiefsinnig und still; er spintisirte bald Alles aus und richtete die Mühle besser ein, daß die Räder auch so richtig klapperten, daß nicht eine Sekunde am Schlag fehlte. Sein Vater wollte, er sollte sich ganz allein mit der Mühle abgeben, damit er selbst studiren könne, aber das ging nicht. Voß hatte einen viel größeren Trieb zum Studiren, als sein Vater, und wartete nur eine Gelegenheit

ab, diesem zu zeigen, daß er gegen seinen Sohn doch nur ein dummer Müller sei.

Als nun Kampe mit seiner Frau Wurzelwörtchen einstens im Garten saß und neue Worte machte, trat Voßchen auf einmal hervor und las ihnen dreimalhunderttausend neue deutsche Wörter vor, an die der gute Meister Kampe nie gedacht hatte; und der Vater ward durch diese Gelehrsamkeit seines Sohnes so bestürzt, daß er in den Armen der Frau Wurzelwörtchen auf der Stelle verblich. „Lebe wohl, mein Sohn," sagte nun die Ehefrau, „dein Vater ist durch dich gestorben, drum muß ich von dir scheiden; aber weil du unschuldig daran bist, so sollen dir meine Geister doch immer dienen." Somit nahm sie ihren Gatten in die Arme und sank mit ihm in die Erde.

Voß machte sich nicht viel daraus; er arbeitete immer darauf los und ward täglich finsterer und menschenscheuer; ja, je weiter er in der Sprache kam, je mehr hütete er sich, sie zu sprechen, um sie nicht zu verderben oder zu beschmutzen. Nun wurde ihm der große Zulauf zu seiner Mühle immer lästiger, weil der Mehlstaub ihm alle die schönen neuen Wörter und Redensarten bestaubte, die er täglich ausdachte, und er machte sich dran, den Zugang zu seiner Mühle auf alle mögliche Weise zu erschweren, was er auch mit Hülfe seiner Erdgeister so zu Stande brachte, daß fast Niemand mehr zu ihm gelangt. Ich selbst habe seinen Zorn bitter erfahren, denn er ist es, der mich in einen Biber verwandelt hat."

„Ach! was warst du denn, lieber Biber?" fragte Murmelthier neugierig.

„Ich war ein Fischer und hieß Biber" — sagte der Erzähler — „und lebte still hier am Teiche. Da nun einstens der Müller Voß eine Menge neue Wörter und Redensarten, die ihm unter die Kleien gekommen waren, hier am Teiche waschen wollte, schnappten sie ihm meine Hechte und Karpfen weg, und so kamen alle diese wunderlichen Worte mit den Fischen nach und nach in meinen Netzen zu mir. Ich aber trieb einen frommen Handel damit; denn da ich wußte, daß der Müller alle Leute in Korn-

säcke steckte und so in den Rauch hängte, die zu seiner Mühle kamen, ohne ein neues Wort zu haben, so warnte ich hier die Vorübergehenden und gab ihnen für kleine Münze neue Wörter, womit sie den Müller bezahlen konnten. Endlich merkte der Müller ihre Quelle; zornig kam er zu mir, nahm meinen ganzen Vorräth als sein Eigenthum in Besitz und verwandelte mich zur Strafe in Das, was mein Name bedeutete, in einen Biber und nahm mir die Sprache; denn umbringen durfte er mich nicht, weil seine Mutter mir wohlwollte. Als er mich so verwandelt hatte, sagte er: „So lange sollst du die Sprache verlieren, bis ein Murmelthier dich umarmt und zu dir spricht: lieber Biber!" Daß du es sein könntest, wußte er nicht; so hast du mir die Sprache wieder gegeben und mir früher das Leben gerettet aus der Falle, die er mir gestellt, und nun will ich dir sagen, wie du zu der Mühle kommen kannst und wie du dich bei ihm benehmen mußt. — Nimm hier nicht den kurzen Weg, sondern gehe dort droben auf dem Umweg durch die Felsen. Mische dich in keinen Streit, keinen Handel, der dir auf dem Weg aufstoßen könnte; stellen sich dir wilde Thiere entgegen, so berühre sie nur mit deinem Schäferstab; triffst du Jemand in Noth, so helfe von ganzem Herzen; fährt dich Jemand grob an, so antworte ihm höflich; des Müllers bösen Hunden gib dein Brod. An die Thüre klopfe nicht, sondern sage nur: Ins Heu, ins Heu, ins Heuderlei; erlaubt er dir, einen Strauß zu binden, so brich die Blumen nicht selber, sondern gehe lieber ohne Strauß heim; vor Allem hüte dich, ein undeutsches Wort zu sagen, und statt Sack sage Beutel. — Nun gehe in Gottesnamen, ich will immer in der Nähe sein."

Das Murmelthier dankte dem Biber und trat nun ihre Reise an. Das Erste, was ihr begegnete, war ein sehr lächerlicher Zank jenseits des Zaunes, der ihren schmalen Fußsteig begleitete. Zwei Männer stritten sich: ob die Louise oder die Dorothea schöner sei; der Eine schrie, Louise hat schönere Füße, der Andere sagte, Dorothea hat eine schönere Seele. Da schrie der Andere: „Aber man geht nicht auf der Seele, man geht auf

den Füßen," und darauf sagte der Zweite: „Man denkt auch nicht mit den Füßen, man denkt mit der Seele. Louise hat immer mit den Hühnern zu thun, und Dorothea läuft immer an den Brunnen."

So zankten sie lange, und Murmelthier wollte eben durch den Busch gucken, als der Biber vor die Lücke trat und sie warnte.

Als sie weiter kam, stellte sich ihr ein Wolf entgegen; er hatte sich eine Schafshaut umgehängt und Kamaschen angezogen und stellte sich ganz galant. Aber Murmelthier kannte ihn gleich, sie zeigte ihm nur den Schäferstab, und er zog sich zurück. So machte sie es auch mit einem Bären und einem Auerochsen; schon sah sie die Mühle am Ende einer Wiese liegen, als sie plötzlich neben sich an einem Brunnen eine weinende Stimme hörte. Sie eilt hinzu und sieht ein wunderschönes Kind in dem Brunnen liegen, das sich kaum mehr über dem Wasser erhalten kann. Ohne sich zu besinnen, springt Murmelthier hinab und wirft das Kind heraus ins weiche Gras. Als sie sich aber kaum selbst wieder auf den Rand des Brunnens geschwungen hatte, erblickt sie einen närrischen Affen in einer bunten Jacke, der das Kind aufpacken und davon laufen will. Schnell springt nun Murmelthier herzu, rührt den Affen mit dem Schäferstab an, und er fällt auf den Rücken todt nieder. Nun naht sie sich, das Kind auf den Armen, der Thüre der Mühle. Große Hunde nahen sich ihr; sie bellten nicht, denn der Müller, der das Hundegebell nicht leiden konnte, hatte ihnen die Zungen ausgeschnitten; aber grimmig fletschten sie die Zähne. Da gab ihnen Murmelthier ihr Brod, und sie legten sich ruhig wie Lämmer nieder und fraßen. Nun war zwar ein schöner brillantener Klopfer an der Thüre, aber Murmelthier rührte ihn nicht an und sagte nur: „Ins Heu, ins Heu, ins Heuderlei," da sprang die Thüre vor ihr auf, sie ging mit dem Kinde hinein.

„Wer hat dich gelehrt, unangemeldet zu treten ins gastfreie Haus, glänzt der Hammer doch blank gescheuert am reinlichen Thore" — schrie der Müller ihr entgegen. Murmelthier er-

wiederte: „Ich wollte nicht stören die Ruhe des heiligen Denkers mit lautem Gepoche.“ Da sagte der Müller: „Immer wißt Ihr mit ekler Entschuldigung zu mehren die Schuld; schweiget und tretet herzu, weil Ihr nun einmal listig gelangt in das Haus.“

Nun eilte Murmelthier mit dem Kind ans Kaminfeuer, um es zu trocknen, und da sah der Müller, daß es Abraham, sein Söhnchen, war, dem sie das Leben gerettet; er brachte es gleich seiner Frau, die auch erfreut war. Als er aber hörte, daß Murmelthier auch den Affen todtgeschlagen, ging er ganz froh hinaus und holte ihn herein und sagte ihr: „Herzlichen Dank verdienst du, o Freundin! du schlugst meinen Feind, den Affen Sonneto, den lumpengeflickten, und ich nagle den Schelm nun an den Baum des Gartens, daß er mir scheuche die Vögel, die Diebe der lachenden Kirschen.“

Nun nahm er Murmelthier mit in den Garten und nagelte den Affen an den Baum unter den bittersten Verwünschungen. Es war nicht zu sagen, wie schön der Garten war: da standen nichts als Lorbeer und Olivenbäume und Rosen und Weinreben und eine Menge der schönsten Blumen. Der Müller sagte ihr, sie möge sich einen Strauß brechen; aber sie dankte. Da brach er ihr selbst einen und einen für ihre Mutter und sprach dann zu ihr: „Nehme den Strauß, o Mägdlein! bewahre ihn, beschaue ihn täglich, und bemerkest du traurig, daß er verliere den Glanz und den Duft der schimmernden Blätter, dann besorge Gefahr und lege die zierlichen Blumen in Milch, so senkt der Schlaf sich bleiern hernieder, und Wirx, die Mutter, wird schlummern mit Murxa, der zänkischen Schwester; dann aber schreite und suche in Kisten und Kasten der Mutter, du findest ein Lichtlein, der Docht ist gewunden aus rother und schwarzer Wolle; dies aber nimm und lege an dessen Stelle dies ähnliche Kerzlein, das ich dir gebe, mein Kind! zum Danke der Rettung.“

Murmelthier dankte dem Müller herzlich, und schon wollte sie scheiden, als er ihr sagte: „Aber wo hast du das Korn, das zu mahlen du brachtest auf rüstigem Esel?“

Da erwiederte Murmelthier: „Draußen im leinenen Beutel traget es fest gefüllt das Thier und seufzt der Entladung.“

„Gut ist die Sprache, mein Kind!“ versetzte der Müller, „doch sage, wer lehrt dich zu meiden ausländisches Wort und den Sack nicht zu nennen, dem doch die sprechenden Völker alle gegeben das Recht der Heimath bei sich?“ — „Ach!“ sagte Murmelthier ängstlich und kniete nieder, „ach! theurer, bester Herr! verzeiht mir, ich habe einen Freund, einen guten braven Mann, den Biber, der hat es mich gelehrt; ach! wenn Ihr mir eine Liebe anthuen wollet und wollet ihn wieder zum Menschen machen, sprechen kann er schon, er hat mir sein Unglück Euch zu mißfallen erzählt, ich bin ihm viel Dank schuldig.“ — „Wohlan,“ versetzte gerührt der Müller, „die Bitte gewähr' ich; Murmelthier heißt du, so ward denn mein Fluch erfüllet, und gehe, berühre mit den Blumen den Freund, so wird ihm geholfen. Aber er meide das Land und ziehe hinab an den Rheinstrom, nicht mehr sich mengend in sprachliche Forschung.“ Nun gab er dem Murmelthier einen Sack voll Mehl statt dem Korn und entließ sie, die voll Freuden nach dem Teiche zog, um den guten Biber zu erlösen.

Als Murmelthier bei dem Biberbau am Wege anlangte, kam ihr der gute Biber mit den Worten entgegen: „Nun, mein liebes Kind! wie ist es dir ergangen?“ — „Ueber alle Erwartung gut“ — sagte Murmelthier, „und dir selbst bringe ich die freudigste Botschaft, wenn du an den Rhein ziehen und dich gar nicht mehr mit neuen Wörtern abgeben willst, so darf ich dich nur mit diesem Blumenstrauß berühren, und du bist wieder der Fischer, der du warst.“ — „Mein Kind,“ sagte Biber, „das ist ein hoher Preis; ich soll dich verlassen, ich soll dir die Stube nicht mehr auskehren, das Wasser nicht mehr tragen, ich soll dich in Kummer und Noth wissen und dafür nur ein Mensch sein. Nein, mein liebes Murmelthier! muthe mir das nicht zu; lieber bleibe ich bei dir und ein ehrlicher Biber, als daß ich dich verlasse und wieder ein Mensch werde.“ — Murmelthier war über die große Güte des Bibers tief gerührt und sprach zu ihm, indem sie ihn zärtlich an ihr Herz drückte: „Lieber Biber! du bist das edelste, liebste Wesen auf Erden,

das ich kenne, und es verdient meine innigste Liebe, daß du mir ein so großes Gut aufopferst; aber ich will es dir ewig gedenken, und es steht von nun an in deiner Gewalt, ein Mensch zu werden, wenn du es begehrst.“ Da sprach der Biber: „Nie werd ich es begehren, wenn ich dich darum verlassen soll.“ — In solchen Gesprächen nun zogen sie mit einander nach Haus.

Der Biber schlich in den Hof und den Stall und brachte Alles in Ordnung. Murmelthier aber lud ihren Esel ab, stellte den Mehlsack in die Küche und trat freundlich mit ihren zwei Blumensträußen in die Stube zur Mutter; doch verbarg sie den ihrigen auf ihrer Brust, weil sie fürchtete, er möge ihr von Murxa genommen werden. „Seht, da hat sie der Kukuk schon wieder“ — schrie Murxa, „wir dachten schon, wir wären sie los.“ — „Unkraut verdirbt nicht,“ schrie Frau Wirx, wo hast du das Mehl? du warst gewiß nicht in der Mühle.“ — „Liebe Frau Mutter!“ sprach Murmelthier, „in der Küche steht ein großer Sack des feinsten Mehls, und hier habt Ihr einen Strauß von lauter Edelsteinen, den mir der gütige Müller für Euch gegeben“ — und nun erzählte sie von der Schönheit der Mühle und der Freundlichkeit des Müllers. Aber Murxa sagte: „Es ist gewiß Alles erlogen, wie von dem abscheulichen Birnbaum; ich war dort, er hat mir die Zweige nicht niedergesenkt, ich habe ihn geschüttelt, er hat sich nicht gerührt, ich habe mit Prügeln nach ihm geworfen, da hat der boshafte Baum einen solchen Regen von Birnen auf mich herab fallen lassen, daß sie mich voller Beulen geschlagen, und als ich sie sammelte, waren sie alle voller Flecken. Dein schöner Herr Jäger, der mir begegnete, wollte sie nicht kaufen; da sagte ich ihm, er sei ein Schlingel, da gab er mir eine Ohrfeige, und die sollst du wieder haben, du Falsche! du Lügnerin! die mich in den Verdruß gebracht“ — und nun schlug sie der armen Murmelthier ins Gesicht, die weinend entfliehen wollte, aber Murxa, die häßliche, böse, hielt sie zurück und sprach: „So kömmst du nicht davon, erst kämme mir die Haare, und wenn nur ein Bischen Stroh oder Schilf heraus fällt, so ermorde ich dich.“ — Weinend nahm Murmelthier ihren eigenen Kamm und kämmte der bösen Murxa

die Haare, und siehe da! der Kamm hatte die glückliche Wirkung, daß die rothen Haare sich wie gewöhnliche Haare kämmen ließen. „Nun sage mir nochmals Alles von dem Müller" — sprach Murxa, „und lüge nicht, sonst soll es dir übel gehen; denn morgen in aller Früh will ich auch zu dem Narren, dem Müller, gehen und mir Edelsteinblumen holen." Nun sagte ihr Murmelthier nochmals Alles, was nöthig sei, glücklich in die Mühle zu kommen, und ging dann ruhig mit einem Stückchen Brod auf ihr Stroh, das ihr der gute Biber recht reinlich aufgeschüttelt und mit Blumen bestreut hatte. Sie sagte ihm freundlich Dank und gute Nacht, und dann trennten sie sich.

Am folgenden Morgen ging sie zur Mutter und fragte, ob sie vielleicht heute backen solle, weil sie das Mehl gebracht. „Ist das eine Frage, dummes Murmelthier!" schrie Frau Wirx, „wozu habe ich denn das Mehl holen lassen, ich dachte, du hättest den Teig schon fertig geknetet, den Ofen schon geheizt; fort, du Faule! an die Arbeit und lasse mich schlafen!" — Nun eilte Murmelthier an den Backtrog, da war aber Freund Biber schon da und hatte Wasser hineingethan. „Heize den Ofen nur geschwind," sagte er, „ich will den Teig während dem kneten," — und Beide arbeiteten so schnell, daß das Brod schon im Ofen war, ehe Frau Wirx aufstand, wo sich der Biber geschwind zurückzog, um nicht von ihr gesehen zu werden. Nun mußte Murmelthier der Murxa den Esel zäumen und beladen. Dann stand Frau Wirx auf und sah nach dem edelsteinernen Blumenstrauß, den ihr Murmelthier mitgebracht; aber er war in der Nacht an ihrer Brust schwarz wie Kohlen geworden. Zornig eilte sie auf Murmelthier zu, die vor dem glühenden Backofen stand, und wollte sie hineinwerfen; aber der gute Biber sah sie kommen und schlug ihr mit dem Schwanz, der vom Kneten noch voll Mehlbrei war, ins Gesicht, daß sie nichts sehen konnte; worauf er wieder davon lief. Frau Wirx wurde nun bitterböse und warf den Strauß auf die Erde; aber kaum hatte ihn Murmelthier, die ihn aufhob, berührt, so war er so glänzend als vorher. „Liebe Mutter," sagte sie, „steckt den Strauß ins Wasser, bis Ihr ihn verkauft, so wird er

immer schön bleiben." — Frau Wirx wurde durch den erneuten Strauß wieder etwas zufrieden und ging nach ihrer Stube zurück. Nun mußte Murmelthier, die der Murxa den Esel gezäumt, ihm den Kornsack aufladen, dann gab sie ihrer Schwester einen frischgebackenen Kuchen für die Hunde des Müllers, und die faule Murxa setzte sich noch zu dem schweren Sack auf den Esel, so daß das arme Thier kaum fort konnte.

Das Erste, was sie unterwegs that, war, daß sie den Kuchen rein aufaß, den sie den Hunden hätte mitbringen sollen. Als sie auf die Wiese kam, sah sie einen Hirten schlummern, der sich das Gesicht gegen die Fliegen zugedeckt hatte, und eben raubte ihm der Wolf einige Schafe. Sie weckte ihn nicht und hatte ihre Freude dran, und als der Wolf mit den Schafen weg war, nahm sie ihm leise das Tuch vom Gesichte, daß die Fliegen ihn recht stechen sollten. Sodann kam sie in ein Wäldchen, da saß eine Jungfrau bei einem Feuer und einer schönen Quelle und wollte Kaffee kochen, schnell sprang Murxa vom Esel und trank ihr den ganzen Topf aus und schlug ihr den blinkenden Kessel am Baume voll Beulen und trieb ihren Esel in die Quelle, die sie mit ihren schmutzigen Füßen verunreinigte. Das Flehen der reinlichen Jungfrau machte sie nur lachen. Sie zog nun weiter; da sah sie eine große buntscheckige Katze sitzen, die mit dem Schwanze in einem Baume eingeklemmt gewaltig lamentirte und zu ihr schrie: „Murxa! mache mich los, der vermaledeite Müller hat mich hier eingeklemmt, weil er meinen schönen Gesang nicht leiden kann; ich heiße Canzone und bin eine italienische Katze und fresse nichts als süße Orangen, und er möchte sie gerne allein essen. Mache mich los, ich helfe dir auch in die Mühle." — Sogleich machte Murxa die Katze los, die nun hinter sie auf den Esel sprang.

Als sie zur Mühle kam, kamen die Hunde auf sie los und würden sie gewiß zerrissen haben, wenn die Katze nicht von dem Esel herabgesprungen und, von ihnen verfolgt, über die Hecke in des Müllers Garten gesprungen wäre. Während dem schlug Murxa mit dem Hammer an die Thüre; aber sie verbrannte sich die Finger, denn der Müller hielt ihn immer sehr heiß,

damit sich die Fliegen nicht darauf setzen sollten, die er nicht leiden konnte.

Die Mühle ging auf, Murxa schrie den Müller, der an einem Pulte stand und mit den Fingern die Schläge seiner Mühle mit den Worten: dalderal, dalderal, dalderal nachtrommelte, an: „Was klappert Ihr da? ich wollte Euch besser sagen, wie es lautet: Es ist ein Dieb da, es ist ein Dieb da. Wer ist er? wer ist er? wer ist er? Der Müller, der Müller, der Mahler, der Dieb.“ Höflich fragte sie der Müller: „Schelmisches Mägdelein! du scherzest! Sage, was führet dich her auf beschwerlichem Wege zur klappernden Mühle?“ — „Was mich herführt? das ist kurios gefragt. Mehl will ich haben, ennuyanter Kleienfresser! Ihr gebt Euch ein so dummes Air und wollt immer die Miene eines honnête homme annehmen, und dahinter steckt nichts als Intrigue und Filouterie.“ — Komme, mein Töchterlein!“ sagte geduldig der gütige Müller, „komm, ich tausche dein Korn dir mit zartem wohlschmeckendem Mehle und geleite zum Garten dich, Jungfrau! daß du dir brechest ein Sträußlein von edlem Gestein, zu Haus die freundliche Mutter mit köstlicher Gab zu erfreuen.“ — „Allons, fortgemacht!“ sagte Murxa und folgte ihm in den Garten. Aber kaum war der Müller drin, als er die Katze sah, die auf dem Baume saß und einen zahmen Vogel fraß, den er sehr liebte. Zürnend lief er der Katze nach, die von Baum zu Baum sprang, wozu Murxa nur immer lachte und während dem sich die Taschen voll Edelsteinblumen brach und die übrigen mit ihren plumpen Füßen zertrat und verwüstete. Endlich war die Katze entflohen, und als der Müller seinen Vogel beklagte und über Den fluchte, der die Katze befreit, lachte ihn Murxa aus und sagte ihm, daß sie es gethan, worüber der Müller sehr erbittert wurde. Nun trat auch der Hirt mit ganz zerstochenem Gesicht auf und klagte über sein Leid und das geraubte Vieh. Es war des Müllers Sohn. Auch Louise, seine Tochter, kam weinend und klagte, daß Murxa ihren Kessel verdorben, den Kaffee getrunken, die Quelle getrübt habe, und da Murxa sie zu allem Diesem auslachte, wurde der Müller erzürnt und warf sie zur Mühle hinaus.

Sie kümmerte sich aber um nichts. Das Mehl war schon auf den Esel geladen, mit Edelsteinen war sie bepackt, und hohnlachend ritt sie nach Hause. Am Ende der Mühle sah sie zwei Männer, die sich um einen gefundenen Ring schlugen; da der Ring an der Erde lag, stieg sie ab und wollte ihn für sich stehlen. Aber die zwei Männer fielen nun über sie her und prügelten sie braun und blau, legten sie dann ohnmächtig auf den Esel, der seinen Weg nach Hause verfolgte.

Indessen war Murmelthier mit ihrer Heerde schon nach Hause gekommen und stand mit ihrem Spinnrocken unter der Thüre im Abendschein. Da kam der Jäger, der ihr die Birnen abgekauft, zu Pferde angeritten, stieg ab und band sein Pferd an das Fenstergitter. Geschwind lief Murmelthier hinein und sagte der Frau Wirx, wer da sei. Sie kam mürrisch heraus; aber der Gedanke, daß der Mann, der die Birnen so gut bezahlt, viel Geld haben müsse, machte sie kriechend und freundlich. „Was verlangt der gnädige Herr Ritter?“ sagte sie, „wer ist er? womit kann ich dienen?“ Er sprach:

„Ich bin Konrad, der müde Mann,
Und sprech Euch um Nachtherberg an.“

Da sagte Frau Wirx:

„Um Silber und um Gold
Könnt Ihr haben, was Ihr wollt.“

Da stieg der Jäger ab und sprach zum Murmelthier: „Nun, Jungfrau, liebste Jungfrau mein! schenkt mir einen Becher kühlen Wein ein.“ Da jagte Frau Wirx das Murmelthier zankend in den Keller nach Wein, den sie bald brachte und dem Jäger mit den Worten darreichte:

„Ach, Ritter, liebster Ritter mein!
Hier nehmt von mir den kühlen Wein.“

Der Ritter aber wollte nicht zuerst trinken und reichte ihr den Becher mit den Worten zurück:

„Trink erstlich ab, du rother Mund!
Dann leer ich 's Glas bis auf den Grund."

Murmelthier trank ein wenig ab und gab ihm den Becher freundlich wieder, den er austrank. Die Frau Wirx aber jagte sie in die Küche und sagte, sie solle nicht so frech sein. Als der Ritter mit ihr allein war, sprach er zu Frau Wirx: „Frau Wirthin, liebe Frau Wirthin mein! ist dies fürwahr Euer Töchterlein?" Sie sagte: „Es ist nicht sowohl mein Töchterlein, als mein Küchensudel, mein schmutzig Schwein." — „Nun," sagte der Ritter, „wollt Ihr mir sie heute Nacht auf meine Kammer geben, so sollt Ihr Geld und Gut haben, so viel Ihr wollt." — „Ihr könnt thun, was Ihr wollt," sagte die böse Frau Wirx. „Nun, so laßt sie mir ein Fußbad machen und herauf bringen," sprach der Ritter Konrad und ging nach seiner Stube.

Frau Wirx nahm nun eine hübsche kleine Badwanne aus dem Schrank und gab sie dem Murmelthier mit dem Befehl, sogleich ein Fußbad mit Kräutern für den Ritter zu machen und ihm zu bringen. Als sie nun in den Garten ging, Majoran zu brechen, setzte sich auf einmal eine Amsel, die zahm im Gras herum zu fliegen pflegte, vor sie auf einen Baum und sang:

In dem Badwännlein bist du hergetragen,
Darin mußt du ihm die Füße zwagen;
Dein Vater starb in Leid und Noth,
Deine Mutter grämet sich zu Tod.
O weh! du armes Findelkind!
Weißt nicht, wer Vater und Mutter sind.

Aber sie verstand seine Sprache nicht und wunderte sich nur, daß der Vogel, der sonst immer geschwiegen hatte, so gesprächig geworden war; denn er wiederholte ohne Unterlaß die nämliche Weise. Nun kam der gute Biber und sagte ihr, was die Amsel gesungen, und sie verwunderten sich Beide darüber, denn sie verstanden es nicht. Murmelthier aber ward sehr traurig über den Gesang und machte sich allerlei wunderliche Gedanken.

Als sie nun das heiße Wasser über die Kräuter in der Küche ins Badwännlein goß, kam die Mutter Wirx und sagte ihr: „Marsch! packe dich hinauf zu dem Gast, und daß du mir nicht wieder herunter kömmst; du mußt mir heute Nacht bei ihm bleiben; er will es haben und gibt mir hundert Goldstücke dafür.“ — „Ach!“ weinte Murmelthier, „er wird mich doch nicht kränken und beleidigen, er war so freundlich gegen mich!“ — Da flog die Amsel wieder her und sang ihr Lied, worüber sie in große Sorge gerieth und nach ihrem Strauß sah, den ihr der Müller gegeben, ob er ihr irgend eine Gefahr andeute; aber der Strauß war frisch und blühend, und sie fürchtete sich nun nicht mehr; aber weinen mußte sie doch aus einer geheimen inneren Schwermuth.

Als sie das Bad hinauftragen wollte, zupfte sie der Biber nochmals am Rock und sprach: „Liebes Murmelthier! vergiß mich nicht, vergiß mich nicht, es steht etwas Großes bevor, denn die Amsel singt noch immer.“ Sie nahm Abschied von ihm und trug nun das Badwännlein wohl in des Herren Kämmerlein; sie fühlt hinein, ob's nicht zu warm und weint dazu, daß Gott erbarm. Der Ritter sprach: „Warum weinst du denn, schein ich dir nicht ein guter Mann?“ — Sie sprach: „Ihr scheint ein frommer Mann, ich wein' über unserer Amsel Sang, ich war im Garten und brach das Kraut, da sang die Amsel hell und laut:

In dem Badwännlein ist sie hergetragen,
Darin muß sie ihm die Füße zwagen,
Der Vater starb in Leid und Noth,
Die Mutter grämte sich schier zu Tod.
Weh! Murmelthier, du Findelkind!
Weißt nicht, wer Vater und Mutter sind.“

Da sah der Ritter das Badwännelein an
Und sah das burgundische Wappen dran,
Er sprach: „Das ist mein Wappen allein,
Wie kommt die Wanne ins Wirthshaus herein?“
Da sang die Amsel am Fensterladen:
In dem Wännelein ist sie hergetragen.

Weh! Murmelthier, du Findelkind!
Weißt nicht, wer Vater und Mutter sind.
Da sah Herr Konrad ihr an den Hals
Und sah da wohl ein Muttermal.
„Gott grüß," sprach er, „du rother Mund!
Dein Vater war König von Burgund,
Christina heißt deine treue Mutter,
Ich, Konrad, bin dein Zwillingsbruder.
Nun knieten sie Beide auf ihre Knie
Und dankten Gott bis Morgens früh.
Und als nun Morgens kräht der Hahn,
Fängt schon Frau Wirx zu rufen an:
„Steh auf, steh auf, du faule Haut!
Kehr deiner Mutter die Stuben aus."
Da schrie Herr Konrad überlaut:
„Sie kehrt nicht, ist keine faule Haut,
Herein, Frau Wirx! kommt nur herein
Und bringt mir meinen Morgenwein" —
Und als Frau Wirx herein nun trat,
Herr Konrad sie gefraget hat:
„Woher habt Ihr das Jungfräulein,
Die Königstochter, mein Schwesterlein?"
Frau Wirx ward bleich gleich wie die Wand,
Die Amsel verrieth da ihre Schand:

„In dem Lustgarten, im grünen Gras
Das Kind in dem Badwännlein saß,
Auf einem grünen Rainelein
Spielt mit den bunten Steinelein,
Da kam die böse Wirx ins Land
Und warf ihr hin ein seidnes Band,
So hat die böse Zigeunerin
Gestohlen das zarte Kindelin."

Herr Konrad ward da hoch entrüst,
Sein Schwert er durch der Frau Wirx Ohrläppchen stieß
Und spießte sie fest da an die Wand
Und nahm die Schwester an der Hand
Und nahm sie an dem Gürtelschloß

Und schwang sie auf sein hohes Roß.
Das Badwännlein hing am Sattelknopf,
Die Amsel saß auf des Rosses Kopf.
So ritten sie wohl manche Stund,
Bis in das Schloß, ins Land Burgund,
Und als er in das Thor einritt,
Die Mutter ihm entgegenschritt:
„Konrad! lieber Konrad mein!
Was bringst du mir für eine Braut herein?“ —
„Ich bringe keine Braut herein,
Ich bring Euch Euer Töchterlein.“ —
Die Tochter da vom Rosse sprang,
Die Mutter in eine Ohnmacht sank,
Und als sie wieder zu sich kam,
Ihr Kind sie in die Arme nahm. —
„O laßt mir das eine Freude sein,
Ich bin Euer armes Töchterlein;
Heut sind es fürwahr achtzehn Jahr,
Daß ich der Frau Mutter gestohlen war;
Frau Wirx, die böse Zigeunerin,
Trug mich in dem Badwännlein hin,“
Und als sie sprach, die Amsel sang,
Daß laut die Stimm im Schloß erklang:

„Frau Wirx schreit jetzt: Mein Ohr thut weh!
Sie will keine Kinder stehlen meh;
Nun laß vom Goldschmied klar und rein
Mir schmieden ein goldenes Gitterlein,
Da schmieden vor das Badwännlein,
Es soll der Amsel Wohnung sein.“

So schnell und wunderbar hatte sich das Unglück des armen Murmelthiers gewendet. Sie war nun eine Prinzessin von Burgund und hatte Alles voll auf; die Amsel saß in der kleinen Badwanne, die ihr der Goldschmied in einen Vogelbauer verwandelt hatte; aber Murmelthier war doch nicht ganz glücklich. Immer dachte sie an die letzten Worte des guten Bibers: „Vergiß mich nicht! vergiß mich nicht!“ — und wenn sie nun gedachte, daß er

aus Liebe zu ihr ein Biber geblieben war, so weinte sie oft im Stillen, daß sie seinen Bitten nachgegeben und ihn nicht zum Menschen verwandelt hatte. Hierauf kam noch ein trauriger Fall: ihre Mutter, die Königin von Burgund, war durch die plötzliche Freude des Wiedersehens so erschüttert worden, daß sie krank ward und nach wenigen Wochen starb. Ihr Bruder Konrad, der nun der Herr des Landes war, fragte sie oft um ihren Kummer, sie sagte ihm endlich die Geschichte des Bibers, und er machte sich nun auf den Weg, den Biber zu suchen, und that einen Eid, nicht eher zurückzukommen, bis er den Biber gefunden.

So war sie nun allein und betrübt auf dem Schlosse und sah alle Augenblicke zum Fenster hinaus, ob ihr Bruder nicht bald zurückkommen würde.

Ich will nun erzählen, wie's unterdessen der bösen Frau Wirx und der Murxa gegangen.

Murxa lag, wie ihr euch erinnern werdet, tüchtig abgeprügelt nebst dem Mehlsack auf dem Esel, der so langsam unter seiner Last nach Haus schritt, daß er erst vor der Hütte ankam, als Frau Wirx schon mit dem Ohrläppchen an die Wand gespießt und Ritter Konrad mit Murmelthier davon geritten war. Dem Meister Langohr ward es zu lang, bis das Thor aufgemacht und ihm seine Last abgenommen wurde, er schüttelte sich daher aus Leibeskräften und warf die ohnmächtige Murxa mit sammt dem Mehlsack nieder. Da diese in die Brennnesseln fiel, kam sie wieder zu sich und hörte nun ihre Mutter lamentiren. So schnell sie konnte, lief sie nun die Treppe hinauf und zog den Degen heraus, womit die Mutter angespießt war. Nun erzählten sie sich Beide ihr Unglück unter beständigem Schimpfen auf Murmelthier.

Jetzt will sie der Mutter das schöne Mehl zeigen, aber kaum hat sie den Sack geöffnet, als lauter häßliche Stechfliegen heraus summen und sich ihr und der Mutter ins Gesicht setzen und sie zerstechen. Nun konnten sie sie nicht wieder los werden, bis sie sich Beide in ein Faß Wasser setzten und die Fliegen ersäuften.

Nun wollte sich Murxa mit ihren Edelsteinen trösten und schmückte sich mit ihnen von oben bis unten und legte sich, so auszuruhen, ins Bett. Kaum aber war sie eingeschlummert, als sich alle die Edelsteine in Hornisse und Wespen verwandelten und sie so zerstachen, daß sie das eine Auge drüber verlor. Die Mutter kam auf ihr entsetzliches Geschrei und wußte sich keine andere Hülfe, da die Wespen sie auch zerstachen, als daß sie ein großes Feuer auf dem Herd machte und sich Beide auf den Schornstein in den Rauch setzten, wodurch sie, nachdem sie ganz schwarz geräuchert waren, endlich die beschwerlichen Thiere los wurden. Da oben im Rauchfang sagte nun Frau Wirx: „Warte, mein Kind! jetzt fällt mir ein Mittel ein, wie wir uns an dem falschen Murmelthier rächen. Laß uns unser Haus hier verbrennen und zu ihr nach Burgund ziehen. Wir erzählen ihr unser Unglück und flehen sie höflich an; sie ist eine so dumme Gans, sie kann keinem Menschen etwas abschlagen.“ Nun begaben sich Frau Wirx und Murxa herab und verbrannten das Haus, machten ihre besten Sachen zusammen, nahmen den Rocken und den Schäferstab des Murmelthiers und das seidene Kleid, das ihr Frau Lureley gegeben, und schlugen den Weg nach Burgund ein.

Unterwegs kamen sie Abends zu einer alten Base der Frau Wirx, die in einem abgebrannten Dorf auf dem Kirchhof wohnte, bei der übernachteten sie und erzählten ihr ihr Vorhaben. Da schenkte ihnen die Alte eine Wachskerze von Menschenfett mit einem rothen und einem weißen Docht und sagte ihnen, wenn sie die anstecken würden, so müsse Murmelthier sterben. Vergnügt über dies Geschenk, setzten sie ihren Weg fort und kamen, nachdem sie bei drei Monaten unterwegs gewesen, endlich nach Burgund vors Schloß.

Es war gerade der Ort im Lustgarten, wo Frau Wirx vor achtzehn Jahren die Prinzessin geraubt hatte, und heute war gerade der Tag und die Stunde. „Hier,“ sagte Frau Wirx — „laß uns unsere Heuchelei anfangen“ — und nun setzten sie sich Beide in das Gras und weinten. Murmelthier wollte zum Andenken den Ort besuchen und ihr trauriges Geschick beweinen;

denn immer war ihr Bruder mit dem Biber noch nicht zurückgekehrt. Als sie nun zu der Stelle im Garten kam, sah sie Frau Wirx und Murxa an der Erde liegen und weinen. Sie stellten sich, als wenn sie Murmelthier nicht bemerkten, und schrieen immer fort: „Ach! wir Unglücklichen! Ach! daß wir die arme Prinzessin so gekränkt; Gott hat uns gestraft, wir sind um Alles gekommen, das Feuer hat uns Alles geraubt.“ Murmelthier konnte sich der Thränen nicht enthalten. Die Frau und die Tochter, die sie so lange für Schwester und Mutter gehalten, rührten sie. „Stehet auf,“ sprach sie, „ich verzeihe euch von Herzen.“ — „Ach!“ schrie Frau Wirx, „ist es möglich? Sieh, hier haben wir auch deinen Hirtenstab und Spinnrocken und dein schönes Kleid mitgebracht; alles Andere ist uns verbrannt! Das haben wir allein gerettet!“ Murmelthier dankte herzlich, umarmte Beide und nahm sie in das Schloß, kleidete sie neu an, machte sie zur Obersthofmeisterin und Murxa zur ersten Hofdame.

Da die zwei bösen Weiber allein in ihrer Stube waren, lachten sie herzlich über die Dummheit des guten Murmelthieres, so nannten sie ihre Güte, und Frau Wirx sagte: „Nur nichts merken lassen, Murxa! wir wollen unser Glück hier noch aufs Höchste treiben.“ So mißbrauchten sie heulend und schmeichelnd mehrere Wochen die Güte der frommen Murmelthier.

Eines Abends ging sie allein am Rhein spazieren und spann an ihrem Rocken und dachte an ihren Bruder, als sich auf einmal auf der entgegengesetzten Seite ein Ritter auf einem weißen Rosse ins Wasser stürzte. Murmelthier eilte mit ausgebreiteten Armen gegen den Strom und schrie: „Ach! Konrad! Konrad! bringst du meinen Biber mit?“ — aber der Biber konnte den langsamen Schritt des Rosses nicht abwarten und schwamm ihm voraus und lag zu den Füßen der jubelnden Prinzessin, die nicht länger zögern wollte und ihn mit ihrem Strauße berührte, worauf er sogleich als ein schöner junger Fischer zu ihren Füßen lag. „Gnädige Prinzessin!“ rief er aus, „ach! hättet Ihr mich einen Biber bleiben lassen; ein Biber darf wohl um Euch sein,

ein armer, niedriger Fischer ist zu geringen Standes für Eure Würde." — „Ei, was Würde!" schrie Murmelthier, „Ihr seid mir der Liebste auf der Welt!" und umarmte ihn. Nun kam auch Konrad auf seinem Rosse ans Land und umarmte seine Schwester und fragte: „Ei! wo ist denn der Biber?" — „Hier ist er," sagte Murmelthier, „hier dieser Fischer, ich habe ihn gleich wieder zum Menschen gemacht." Konrad ließ sich Alles erzählen und erzählte auch, wie er den Biber in der ganzen Welt gesucht und ihn endlich bei Biberich am Rhein gefunden. „Ja," sagte der Biber, „als Murmelthier fort war, wollte ich auch nicht mehr in jenem Lande bleiben und zog, nachdem ich lange vergebens sie suchend herumgeirrt war, endlich in die Gegend von Mainz und legte mir dort einen Bau an, wo er mich vor drei Tagen gefunden hat."

Nun begaben sie sich in das Schloß, denn Konrad klagte über Frost und Nässe, weil er über den Rhein geschwommen. Sie brachten ihn auf seine Stube und pflegten ihn, der Fischer Biber blieb bei ihm. Auf einmal in der Nacht pochte etwas an Murmelthiers Stube: „Wer ist draus?" rief sie: „Geschwind, geschwind, liebe Prinzessin!" rief der Biber, „kommt zu Eurem Bruder." Murmelthier warf schnell einen goldnen Schlafrock um und eilte in Konrads Kammer, aber der war dem Tode schon nah. „Ach!" sagte er, „liebe Schwester! ich habe mich gestern im Rhein erkältet nach dem heftigen Ritt und muß nun sterben." Murmelthier weinte sehr, aber Konrad nahm ihre Hand und legte sie in des Fischers Hand und sprach: „Ich gebe Euch einander, seid glücklich und regiert das Land," und somit starb er in ihren Armen. Man begrub ihn zu der Mutter; Beide hatte die Freude getödtet.

Murmelthier ließ am folgenden Morgen dem Fischer prächtige Kleider anlegen, versammelte das Volk und kündete ihnen ihr Glück und Unglück an. Alles brachte seine Glückwünsche und Beileidsbezeugungen, auch Frau Wirx und Murxa heucheln und bringen ihre Wünsche dar.

Nun war die Trauerzeit verflossen, man machte Anstalt

zur Hochzeit, und als der Hochzeitsabend kam, sagte Murmelthier zum Fischer: „Lieber Biber! wir wollen heute Nacht nicht in die Brautkammer gehen, wir wollen Jeder in seiner Stube beten.“

„Ja,“ sagte der Biber, und Beide gingen nach ihrer Kammer.

Frau Wirx hatte indeß die garstige Murxa angeputzt und verschleiert und legte sie heimlich ins Hochzeitsbett mit der Absicht, das arme Murmelthier nachher mit ihrem Zauberlichte zu tödten und so ihre häßliche Tochter zur Königin zu machen.

Während sie dies aber that, sah Murmelthier an ihrem Betstuhl knieend ihren Edelsteinstrauß plötzlich welk und blaß werden. Schnell fielen ihr die Worte des Müllers ein, sie lief und holte das Licht, das er ihr gegeben, und ging damit nach der Frau Wirx Kammer, wo sie das ähnliche Licht schon auf dem Leuchter stecken sah. Sie verwechselte nun die beiden Lichter und ging nach ihrem Betstuhl zurück. Da sah sie ihre Blumen wieder frisch und gesund, wofür sie Gott herzlich dankte.

Kaum hatte Frau Wirx die häßliche Murxa in das Brautbett gelegt, als sie nun das Zauberlicht ansteckte und sich zu Bett legte. Auf einmal hörte sie im Schlafe eine Stimme:

„Weh! Weh! ich vergeh,
Weh! ich sterbe,
Ich verderbe;
Ganz in Schmerzen
Brenne ich gleich einer Kerzen.“

Da wachte Frau Wirx auf. Als sie aber das Zauberlicht noch brennen sah, sagte sie: „Schon gut, schon gut, bald wird es aus mit dem Murmelthier sein.“ Dann schlief sie ein, und nach einer Stunde hörte sie wieder:

Weh! Weh! ich vergeh,
Weh! ich sterbe,
Ich verderbe;

Schon im Herzen
Zehret mir die Zauberkerzen."

Da wachte sie wieder auf, und als sie das Zauberlicht bis auf den letzten Docht herabgebrannt sah, sprang sie auf, warf es an die Erde und trat das Licht aus mit den Worten:

„Sterbe, Licht,
Das Herz bricht
Zu dieser Frist,
Wider das du gemacht bist."

Nun war sie versichert, daß Murmelthier todt sei.

Am Morgen war große Versammlung am Hofe angesagt, das Ehepaar zu begrüßen. Sie als Oberstthofmeisterin mußte die Herrschaft empfangen. Sie legte sich in den größten Staat und trat mit der hoffärtigsten Miene in den Audienzsaal, fest versichert, nun ihre Tochter als Königin hereintreten zu sehen.

Alles war versammelt, die Thüre öffnete sich: Biber führte nach der Sitte des Landes seine Frau verschleiert herein. Die Oberstthofmeisterin Wirx mußte ihr den Schleier abnehmen. Sie ging triumphirend auf sie los, und fest überzeugt, ihre Tochter als Königin zu präsentiren, hob sie den Schleier weg — und that einen lauten Schrei, als sie Murmelthier heil und gesund fand. Wüthend lief sie nach der Brautkammer, riß die Vorhänge des Brautbettes auseinander, und als sie da ihre Tochter zu Kohlen verbrannt sah, gestand sie ihre gräßliche That. Vor der ganzen Versammlung, die ihr gefolgt war, sprang sie rasend, ehe man sie halten konnte, von dem Schloßfenster hinab in den Rhein.

Nun ging der König und die Königin und der ganze Hofstaat in die Kirche, Gott für die abgewendete Gefahr zu danken, und regierten ein Jahr lang ihr Volk ruhig.

Doch währte das nicht lange. Ein benachbarter König wollte den Biber nicht als Regenten über Burgund anerkennen und zog mit einem großen Kriegsheer ins Land, wo er eine

große Partei unter dem Adel hatte. Der Aufstand war allgemein, der Biber sagte da zu Murmelthier: „Wenn du nicht wärst, so wüßte ich wohl, was ich thäte.“ — „Was würdest du thun?“ — „Ei! ich würde,“ erwiederte Biber, „zu dem närrischen Volke sagen: Laßt euch regieren, von wem ihr Lust habt, und würde ein Fischer sein nach wie vor.“ — „Von Herzen bin ich das zufrieden,“ sagte Murmelthier und umarmte ihn und nahm ihre Spindel und ihren Schäferstab und die Amsel in dem Badwännlein, und was sie sonst hatte, und trat mit ihrem Fischer vor das Volk und sagte: „Lebt wohl, allerliebste Unterthanen! Laßt euch regieren, von wem ihr wollt,“ und verließ mit ihm das Land.

Anfangs bauten sie ihre Fischerhütte, wo der Biber am Rhein war wiedergefunden worden, und nannten den Ort Biberich; dann zogen sie hierher nach Mainz und lebten glücklich; der Himmel schenkte ihnen ein Töchterlein, das hieß Ameleychen.

So weit hatte Frau Marzibille erzählt, als Alles schrie: „Ameleychen! Ameleychen!“ und siehe da, das liebe Kind schwamm eben auf dem Kahne von Schwänen gezogen heran und eilte seiner Mutter in den Schooß, die vor Freude nicht wußte, was sie machen sollte.

Auch der Fischer Peter umarmte sein Kind zärtlich, und dann die Königin Ameley, der das Mägdlein wie auch dem Radlauf viele Grüße vom Vater Rhein mitbrachte.

Als sich die freudigen Herzen wieder ein wenig beruhigt hatten, besah Frau Marzibille ihr Kindlein von oben bis unten und sagte: „Gott sei Dank, Herzkind! Es fehlt dir nichts, du bist so frisch und gesund.“ — „Ja, das bin ich,“ sagte Ameleychen, „aber was macht denn Weißmäuschen und Goldfischchen? Auf diese Worte des Kindes nahten sich Prinz Philipp und Prinz Georg und umarmten das Kind mit den Worten: „Liebes Ameleychen! sieh, wir sind nun Prinzen geworden, aber wir wollen dich immer lieben und dir Gutes thun.“ Ameleychen sah sie verwundert an und küßte ihnen die Hände, worauf es zu seiner Mutter zurück lief.

„Lieber Fischer Petrus!“ sagte nun der König Radlauf, „Ihr seid also der treue Biber, und Ihr, Frau Marzibille, seid das treue Murmelthier!“ — „Ja,“ sagten Beide, „das sind wir.“ Da erwiederte Radlauf: „Nun, wohlan! so will ich euch euer Königreich Burgund wieder erobern, so ihr es wollt.“ — „Nein, nein!“ schrieen Beide, „wir wollen lieber hier bleiben bei Euch.“ Da sagte der König: „So schenke ich euch das Land zu Biberich, wo ihr zuerst gewohnt, und ich will euch ein Schloß hinbauen, aus dessen Fenstern ihr fischen könnt.“ Dafür dankten sie nun Beide schönstens, und Radlauf sagte: „Ehe wir heute Morgen auseinander gehen, bestimmet mir, Frau Marzibille, wer nach Euch erzählen soll.“ — Da schrie ein feines Stimmchen aus der Menge: „Wartet noch ein Bischen, ich will erst dem Ameleychen sein neu Kleidchen anprobiren!“ — Und siehe da, ein kleines Männchen, nicht viel länger als ein Daumen, führte einen schönen Geisbock heran, auf dessen Rücken ein allerliebstes rothes Röckchen lag. Er nahte sich der Frau Marzibille und sprach: „Liebe Frau Nachbarin! da ich Euch immer lieb gehabt, und Ihr mir manches Fischchen in der Hungersnoth geschenkt habt, so habe ich in den letzten Tagen Eurem Ameleychen dieses artige Kleid gemacht, daß es doch bei seiner Rückkunft eine Freude habe.“ Herzlich dankte Frau Marzibille dem guten Schneiderlein Meckerling. Sie zog ihrem Kinde das neue Röckchen an und sprach: „Zum Dank für Eure Freundschaft sollt Ihr morgen Euer Märchen erzählen und dadurch Euer Söhnlein Garnwichserchen wieder haben.“

Vor Freude sprang nun Meister Meckerling auf seine Ziege und galoppirte freudig nach Haus, daß auch das ganze versammelte Volk über das kleine närrische Kerlchen lachen mußte.

Am folgenden Morgen versammelte sich wieder Alles, um den Schneider erzählen zu hören; denn Alles war doch äußerst begierig, was das kleine flinke Kerlchen vorbringen würde. Alles hatte sich bereits gesetzt, als der Schneider auf der Ziege geritten kam. Er steckte seine Elle, die gegen ihn ein ziemlicher Balken

schien, in die Erde und band die Ziege, die gegen ihn so groß wie ein Elephant war, daran fest und setzte sich hierauf wieder auf das Thier, auf dessen Rücken er, um besser gesehen zu werden, als Kissen ein schön geplädeltes Nadelkissen gelegt hatte. Nun stach er die Ziege mit einer Nadel ins Ohr, daß sie mederte, worauf Alles still wurde, und er hub an zu erzählen.

Das Märchen

vom

Schneider Siebentodt auf einen Schlag.



Eines Morgens wollte es in Amsterdam gar nicht Tag werden, die Häringsfischer guckten alle Augenblick zum Fenster hinaus, ob die Sonne bald aufgehe, daß sie auf den Fang fahren könnten. Die Seelenverkäufer machten wohl zwanzigmal den Laden auf, um nach der Morgensonne zu sehen, weil sie die Seelen heraus zum Verkauf hängen wollten; denn sie nehmen sich in der Morgensonne sehr schön aus und singen dann: „Wach auf, mein Seel, und singe!" wodurch sie Käufer herbeilocken. Aber immer blieb es dunkel. Die Käshändler liefen auf die Straße und guckten nach dem Himmel; aber dunkel war es, dunkel blieb es, und kein Mensch wußte, wo er dran war.

Nun war gerade blauer Montag, an dem die Schneider sich zu belustigen pflegen; aber sieh da! es wollte der Tag nicht blau werden, und die edlen Gesellen krochen unzähligemal an die Dachfenster und sahen, ob der liebe blaue Montag nicht anbrechen wollte.

Da aber doch alle Uhren schon auf eilf Uhr Mittags standen, wurden die Leute fast rasend vor Angst; sie liefen auf den Gassen hin und her und stießen mit den Köpfen gegen einander, daß es puffte. Nun war da auch ein Zahnarzt und Hühneraugenschneider; der wollte von der Versammlung der Menschen seinen Vortheil ziehen. Er spannte seinen Schimmel in seine Kalesche, hängte einige Laternen daran, legte seine Geräthschaften vor sich und fuhr auf den Buttermarkt, mitten unter das wehklagende Volk. Ebenso machten es die Seelenverkäufer; sie machten ihre Boutiquen auf, hängten ihre Seelen an Nägeln heraus, stellten

Laternen dazu und verkauften da manche Seele, die schon sehr abgetragen oder schmutzig war, oder ein garstiges Loch hatte, in der Dunkelheit noch für eine ganz gute saubere Seele. Andere Seelenverkäufer aber hielten es für besser, im Dunkeln einzukaufen; sie liefen auf dem Buttermarkt herum und schrieen: „Keine Seelen, keine Seelen zu verhandeln? Lustig! lustig! Wer sich noch einen guten Tag machen will, der verkaufe seine Seele um ein paar gute Stüber und gehe ins Wirthshaus und trinke sich eine Courage, denn die Welt geht unter; die Sonne ist gestern abgereist und kommt nicht wieder. Lustig! lustig! Die Seelen verkauft! alle Stunden werden sie wohlfeiler werden; denn wenn nun die Welt zusammenfällt, sind sie doch verloren, und Mancher gäbe sie dann gern gratis weg, wenn sie nur Einer wollte.“ Dazwischen schrie der Zahnbrecher wieder: „Wer noch sein Zahnweh, seine Hühneraugen los werden will, der komm heran! Stück für Stück ein Stüber; jetzt geht die Welt unter, und da kommt Heulen und Zähnklappern, da sind gute Zähne nöthig; munter! munter heran! in einer halben Stunde fahr ich weg, da geht die Welt unter, da machen wir alle die Boutiquen zu.“

Durch das Geschrei der Seelenverkäufer und des Zahnbrechers stieg die Angst des Volkes aufs Höchste. Manche ließen sich die Zähne ausbrechen, eine unzählige Menge verkauften ihre Seelen um ein Spottgeld und liefen wieder zu den Buden und hofften, sich bessere einzuhandeln, aber da bekamen sie immer noch schlechtere.

Nun ritten endlich die Generalstaaten auf den Markt und befahlen, von jeder Seele, die verkauft würde, müsse ein Stüber abbezahlt werden fürs Armen- und Narrenhaus, und befahlen zugleich, man solle die Judenseelen billiger geben, weil sie erst müßten eingeweiht werden; sodann fügten sie hinzu: „Getreue Bürger der guten Stadt Amsterdam! Wir waren so eben in der Judenstadt und haben ihren Rabbinern befohlen, gegen die Erlaubniß, an dem Rathhause vorüberzugehen, die wir ihnen bewilligen wollen, zum allgemeinen Besten und zur Vernichtung

der nun bereits um sechs Stunden zu langen Nacht, ihren langen Tag der guten Stadt Amsterdam zum Geschenk zu machen, aber das hartnäckige Volk will nichts zu unserer Stadt Bestem thun, so daß wir uns gezwungen sehen, gewaltsame Mittel anzuwenden und ihnen den langen Tag mit gewaffneter Hand abzunehmen. Wir fordern also eine werthe Bürgerschaft auf, eine Partie tapferer Leute zu diesem Zwecke abzusenden, die Judenschule zu erbrechen, den langen Tag bei den Ohren zu erwischen und zu uns auf das Rathhaus zu führen."

Kaum hatten die hochmögenden Generalstaaten dies gesagt, als ein wackerer Schneidermeister, Meckerling genannt, — es war mein Vater, liebe Mitbürger! — hervortrat und die Schneider aufrief, sich diese Gelegenheit, auf ewig berühmt zu werden, nicht rauben zu lassen. Gleich versammelten sich viele um ihn, sie setzten sich auf ihre Böcke und galoppirten durch die Straßen und schrieen: „Heraus! Brüder, heraus! Auf! auf! ihr edlen Schneiderlein, auf! es geht fürs Vaterland und den blauen Montag!" Dazu klapperten sie mit Scheeren, und die Böcke meckerten dazwischen, daß es eine Lust war. Aus Thüren und Fenstern hüpften sie heraus, und immer größer ward ihre Menge, es war, als wenn es Schneider regnete.

Als sie nun hörten, daß sie die Judengasse stürmen sollten, hielten sie einen Rath mit einander, wie sie zu rechter Courage kommen sollten. Da schlug mein Vater vor, sie sollten sich bessere Seelen kaufen. Nun wurden die feigherzigsten Schneiderseelen zusammengesucht und zu den Seelenverkäufern gebracht. Es waren an die neunhundert. Der Seelenverkäufer legte sie auf eine Wage und wog nun alte Matrosen- und Soldatenseelen dagegen, und sie bekamen nicht mehr als neunzig für neun mal neun und neunzig. Die schönen Seelen verfälschten sie nun im Hintertheil und wußten sie so zu zerren und zu drehen und vortheilhaft einzutheilen, daß sie vollkommen hinreichten, das ganze erste Glied mit Courage unterm linken Knopfloche zu versehen.

Mein Vater, Meister Meckerling, führte nun den Kern der Schneider gegen die Judengasse. Es waren lauter freiwillige

Volontärs; sie steckten ihr Wachsstümpchen auf die Ellen und klapperten mit den Scheeren, den Juden die Bärte abzuschneiden. Die Juden ihrerseits hatten ihre Gasse verrammelt mit allerlei altem Hausgeräthe, altem Zinn und altem Kupfer, und als sie hörten, daß es die Schneider waren, hatten sie ihren großen alten Sündenbock aus dem Kirchhof genommen und den Schneidern hinter die Wagenburg von altem Hausrath spöttisch gegenüber gestellt, sich selbst aber alle in die Judenschule gesetzt, wo sie den langen Tag eingesperrt hatten und beteten.

Muthig stürzten die edlen Krieger in die Gefahr, sie durchbrachen den jüdischen Trödelverhack; aber hier empfing sie der grausame Sündenbock, der sie als ein unvernünftiges Vieh, da sie nur einzeln herüberkonnten, niederstieß. Viele Brave verloren durch diese Bestie ihr Leben, und als der Bock endlich über die Barriere hinübersetzte und auf das ganze Chor der Edlen losging, ergriffen die Schneider die Flucht und wurden bis in ihre Herberge verfolgt, wo sie sich wieder setzten und sammelten.

Hier erfand mein Vater eine Kriegslist. Der Bock stand noch immer vor der Thüre und bohrte mit seinen Hörnern dran, daß es entsetzlich anzusehen war. Nun ließ mein Vater die Kellerthüre öffnen und dann die Hausthüre; der Bock, der eben stark drückte, fiel, als die Thüre plötzlich aufging, zum Haus hinein und die Treppe in den Keller hinab, welcher gleich hinter ihm verschlossen wurde.

„Nun," sprach er, „wollen wir die listigen Hebräer wieder mit Thieren bekriegen;" er ließ alle Schweine, die er haben konnte, vor seinen Braven hertreiben. Die Juden, die, ihres Sieges gewiß, schon wieder aus der Schule heraus waren und ihren alten Trödelmarkt unter heftigem Gezänke, wem jedes Stück zugehöre, auseinandersuchten, schwärmten wie die Ameisen auf der Gasse herum: als plötzlich die Schweine von den Nadelstichen der Schneider gereizt in die Straße einbrachen und Alles niederrannten. Die Rache der Schneider war vollkommen; die Juden wurden gänzlich in die Flucht geschlagen, sie flohen alle nach ihrem Kirchhof, den sie verschlossen.

Nun erbrachen die Schneider die Judenschule, in der es zu ihrem Erstaunen ganz helle war; denn da saß der lange Tag, so lang als er war, mit Zopfband an einem Pfeiler angebunden, und hatte ein großes Stück Matzekuchen in den Händen, an dem er aß, und sang mit vollem Maule ein hebräisch Lied. Er hatte einen himmelblauen Rock an, unten herum mit lauter Zimpeln behängt, und sang wie eine Nachtigall.

Die Schneider zögerten nicht lang, nähten ihm Hände und Füße zusammen, banden ihm Stricke an die Beine und schleiften ihn, indem sie sich alle vorspannten, nach ihrer Herberge. Als sie durch die Straßen von Amsterdam den himmelblauen Labelang schleppten, ward es helle, und die Mittagssonne trat plötzlich über dem Rathhaus hervor.

Der Jubel des Volkes war allgemein; aber die Generalstaaten nahmen es den Schreiern sehr übel, daß sie den langen Tag auf die Herberge und nicht auf das Rathhaus gebracht hatten. Sie kamen vor die Herberge geritten und forderten die Schneider auf, den langen Tag herauszugeben zum allgemeinen Besten der Republik. Aber die Schneider sagten: „Haben wir die Gefahr gehabt, so wollen wir auch den Genuß haben," welches ihnen endlich auf unbestimmte Zeit zugestanden ward.

Nun waren die neunmal neun und neunzig Schneider gar nicht mehr zu bändigen vor Hoffart und Tapferkeit. Sie putzten sich den langen Tag mit tausend bunten Lappen und besetzten ihn mit Borten und gesponnenen Knöpfen, benähten ihn mit Steifleinwand und Kameelhaar; hierauf machten sie ein großes Netz und stellten es vor die Kellerthür. Wüthend stürzte der Bock herauf und verfing sich in dem Netze. Da warfen sie ihn an die Erde und vernähten ihm alle Luftlöcher des Leibes, daß er kaum athmen konnte.

Nun banden sie ihn an eine Menge Stricke, setzten den langen Tag auf ihn und führten ihn mit Triumph durch die Straßen von Amsterdam unter dem lauten Jubel der Menge. Da fiel plötzlich ein großer Schnee, und weil die Schneider gut getrunken hatten, glitten sie hie und da aus; der Bock gewann dadurch

die Freiheit, nahm sich zusammen und begann in Carriere nach der Judengasse zu rennen. Viele der Schneider, die nicht los lassen wollten, wurden erbärmlich geschleift. Mein Vater aber, der ein Stück Tuchende an den Schwanz des Bocks gebunden hatte, woran er ihn führte, wollte wenigstens seinen Theil nicht losgeben. Schnell zog er seine Scheere, und schon stürzte der Bock mit den Vorderfüßen durch das Thor der Judenstraße, als er ihm glücklich den Schwanz noch abschnitt und diesen, wenn er gleich darüber tüchtig auf den Hintern fiel, wenigstens doch rettete.

Der lange Tag aber war verloren, der Bock riß ihn mit durch das Pförtchen des Judenthors; abstreifen konnte er ihn nicht, denn die Schneider hatten ihn an den Bock fest gemacht.

Da es aber trotz seines Verlustes hell blieb und die Finsterniß sich ganz verloren hatte, wollten sie es nicht noch einmal wagen, ihn zu erobern, und zogen, von den undankbaren Amsterdamern verspottet und verlacht, nach ihrer Herberge zurück. Um hier nicht den Anschein zu haben, als hätte sie der kleine Unfall gebeugt, veranlaßten sie eine Gasterei und eine Schlittenfahrt, an deren Folgen die meisten der edlen Helden zu Grunde gingen. Dieses ganze Fest habe ich in Reime gebracht und will es euch singen, liebe Mitbürger:

Als nun die Schneider zur Herberg kamen,
Da konnten sie nicht hinein;
Da krochen ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
Zum Schlüsselloch hinein.

Und da sie nun versammelt waren,
Da hielten sie einen Rath,
Da saßen ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
Auf einem Kartenblatt.

Und weil sie alle hungrig waren,
Da hielten sie einen Schmaus,

Da fraßen ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
An einer gebratenen Maus.

Und weil sie alle durstig waren,
So faßten sie einen Muth
Und soffen alle neunzig
Neunmal neun und neunzig
Aus einem Fingerhut.

Und weil der Schnee gefallen war,
So hielten sie Schlittenfahrt
Und fuhren ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
Auf einem Geißenbart.

Und als sie wieder zur Herberg kamen,
So hielten sie einen Tanz,
Da tanzten ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
Auf einem Geißenschwanz.

Und als sie all' besoffen waren,
So sahen sie nichts mehr
Und krochen ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
In eine Lichtputzscheer.

Und als sie ausgeschlafen hatten,
Da konnten sie nicht heraus,
Da warf sie alle neunzig
Neunmal neun und neunzig
Der Wirth zum Fenster hinaus.

Und als sie vor das Fenster kamen,
Da fielen sie um und um;
Da kamen ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
In einer Gosse um.

So war das unglückliche Ende dieser neunmal neun und neunzig Braven; sie, die nicht der grausame Sündenbock der alttestamentalischen Glaubensgenossen hatte besiegen können, unterlagen den Sünden des jugendlichen Uebermuths, die schon manchem Helden den Helmbusch geknickt haben; sie, die den langen Tag der Juden bezwungen hatten, wurden von einem kurzen Freudentage erdrückt und erblickten das Licht nicht wieder, welches ihnen mit der Lichtputze ausgelöscht worden war.

Mein Vater allein, weil er zuerst in die Lichtputze gekrochen war, fiel lebend auf die andern und machte sich nach Haus. Es war Morgens gegen drei Uhr, und der Tag begann zu dämmern; er schlich nach seiner Werkstatt. Aber hier hatte er noch einen schweren Kampf zu bestehen. Er hatte für einen durchreisenden König von Polen ein Kleid zu verändern, und da es morgen fertig sein sollte und der heutige Tag im Kriegsgetümmel verloren gegangen war, so machte er sich selbst daran, es aufzutrennen. Denn seine Gesellen waren alle bis auf einen unter den Helden umgekommen. Da er nun im besten Trennen war, kam ihm plötzlich aus einem Ermel des Rockes ein schreckliches Ungeheuer entgegen. Er hatte nie eines dergleichen gesehen. Er rief seinen einzigen noch übrigen Gesellen, der ein Bayer war, zu Hülfe, und dieser, als er das Ungeheuer ansichtig wurde, schrie: „ein Russe! ein Russe!“ — „Was?“ sagte mein Vater, „ein Russe!“ — „Nein,“ erwiederte der Geselle, „kein Russe aus Roth- oder Weißrußland, wo ich in Condition stand und wo es mir herzlich schlecht ging, weil der Meister mir alle Tage statt Knödel die Knute gab, sondern was man bei uns in Bayern einen Russen nennt, oder was sie anderwärts einen Schwaben nennen, eine fürchterliche Bestie.“ — Der Russe hatte sich unterdessen in Position gesetzt und protestirte dagegen, daß mein Vater den Rock auftrenne. Aus Schrecken war ihm die Scheere unter den Tisch gefallen; allein er erholte sich bald wieder und sagte zu dem Ungethüm: „Ich muß Sie bitten, meine Stube zu verlassen und nicht viel Aufhebens zu machen, sonst werde ich grob.“ — „Elender Ziegenschwanz!“ sagte der Russe hohnlächelnd, „wäre ich nicht von

königlicher Abkunft, ich wollte dir für deine Insolenz Nasenstüber geben."

Das Wort Ziegenschwanz, als eine Stichelei auf das unglückliche Bocksgeschlecht der Schneider, nahm mein Vater krumm und erwischte die Elle und stieß nach der Bestie, die er aber verfehlte, worauf sie höchlich ergrimmt zu ihm sprach: „Nothwehr hebt allen Stand und Rang auf, und ich lasse also meine königliche Abkunft herab und fordere dich auf Tod und Leben heraus," worauf der Russe meinen Vater auf die grimmigste Weise anfiel. Er wehrte sich wie ein Held; aber ermattet vom Kampf ward das Unthier Meister über ihn und warf ihn unter die Bank, doch diente ihm dies zum Glücke, indem er unten seine Scheere wieder fand und sie so vortrefflich gegen das Ungeheuer gebrauchte, daß er ihm den Kopf damit abschnitt. Aber ermattet lag er nun unter der Bank und hatte die Kräfte nicht, sich wieder herauszuwinden, bis ihm glücklicherweise ein Floh zur Ader ließ, was ihm so wohl anschlug, daß er sich erholte und unter der Bank hervorkroch. Nun weckte er seine Frau und mich und erzählte ihnen seine Heldenthaten. Diese, als ein kluges Weib, sagte: „Da der Feind von königlicher Abkunft ist, so dürfen wir die schöne Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, und somit will ich ihn uns zum Frühstück zubereiten und wenn wir ihn verzehren, sind wir dann alle auch von königlicher Abkunft." Meinem Vater und mir, der immer sehr viel Ehrgefühl hatte, war dieser Gedanke sehr willkommen. Schnell ward das Ungeheuer an einer Nadel gebraten und auf einer Knopfform aufgetragen, und bald war es verzehrt, und so waren wir von königlicher Herkunft. Ich aber machte folgendes Gedicht:

Der Schneider trennt des Königs Rock,
Da findet er den Graus;
Das Ungeheuer nennt ihn Bock
Und fordert ihn heraus.

Dem Schneider fiel vor Schreck die Scheer,
Er faßt sich einen Muth,

Er greift nach seiner Elle schwer,
Setzt auf den Fingerhut.

Er sprach: „Ich bin von Königsblut,
Du bist ein Ziegenschwanz!“
Und packt ihn an mit grimmer Wuth;
Das ward ein böser Tanz.

Der Feind gewann die Oberhand
Und stellt dem Schneider ein Bein
Und drückt den Schneider an die Wand,
Wirft ihn zur Höll hinein.

Da war's für ihn ein großes Glück,
Daß er die Scheer ertappt,
Da hat der Held ihm am Genick
Den Kopf schnell abgeknappt.

Doch lag er da ermüdet sehr,
Vom Kampf ganz matt und blaß,
Zum Glück hüpft da der Floh daher,
Hilft ihm mit Aderlaß.

Er weckt den Sohn, er weckt das Weib,
Erzählt die Heldenthat;
Sie sprach: „Ich schnell des Todten Leib
An einer Nadel brat.“

Dem Schneider, sammt dem Weib und Kind
Bekam das Frühstück gut;
Sie schwuren nun: „Wir Dreie sind
Von königlichem Blut.“

Kaum hatte sich nun der Tag über den Thürmen von Amsterdam wieder sehen lassen, als man eine neue, viel schrecklichere Noth als gestern bemerkte. Alle Kanäle und Cisternen waren ausgetrocknet, kein Tropfen Wasser war in der Stadt, Thee und Kaffee konnte nicht gekocht werden, und es wußten sich die Mägde, die sonst immer die Häuser von oben bis unten mit Wasser abzu-

wischen pflegten, nicht zu helfen und zu rathen. Alle Schiffe, die auf den Kanälen nach Amsterdam zu kommen pflegen, saßen auf dem Grund; die Reisenden stiegen aus und kamen zu Fuß herein in die Stadt und vermehrten mit ihren Erzählungen den Jammer. Niemand wußte den Grund, wenn gleich alle Leute auf den Grund der ausgetrockneten Quellen sehen konnten. Nun war diesmal bei den Juden keine Rettung zu holen. Sie waren selbst übel daran und konnten sich nach ihrer Gewohnheit nicht baden und waschen, was sie doch so sehr bedurften, weil sie sich gestern in der Schlacht mannigfach besudelt hatten.

Als nun die Brunnenmeister überall herumliefen und nach Wasser bohrten und immer auf dem Trockenen blieben, kam endlich ein wandernder Schneidergesell auf die Herberge, ganz blaß und erschrocken; er zitterte wie ein Espenlaub, und da die andern Gesellen ihn zu ermuntern suchten und ihm ihre gestrigen Heldenthaten erzählten, sagte er: „Ihr habt gut schwätzen; aber ich habe etwas erlebt, worüber alle andern Schneider der Welt vor Schrecken gestorben wären; ich habe zwei Meilen von der Stadt gestern einen Kerl stehen sehen, höher wie der höchste Berg; er warf einen Schatten über das Land, pechschwarz. Nun habe ich mich niedergelegt in einem Schotenfeld, um nicht von ihm bemerkt zu werden; aber wer konnte da ruhen? Eine gewaltige Erschütterung der Erde jagte mich auf; ich sah den Riesen niedergekniet und an der Amstel trinken, er machte dabei ein Geschlürfe, als wenn er die Welt verschlingen wollte, und stellt euch vor, ein ganzes Marktschiff mit Mann und Maus, voll Bauern und Weiber und tabakrauchender Soldaten schluckte er mit hinunter und verzog keine Miene dazu. Da überfiel mich aber auch ein solcher Schauder, daß ich mich abermals in eine Schote verkroch. Nach einer Weile guckte ich wieder hervor und sah, daß er sich niedergelegt hatte und daß sein Kopf gar nicht weit von mir entfernt lag. Aus Angst ließ ich meinen Bündel und mein Bügeleisen liegen, um desto schneller davonzulaufen. Als ich aber an seinem Nasenloch vorüberzog und er gerade den Athem ausstieß, ergriff mich der Sturm und wehte mich bis vor die Thore der Stadt. Nun, meine

Freunde!" sagte er, „Gott behüte jeden Menschen vor solchem Schreck;" und nach diesen Worten redete er keine Sylbe mehr; er sank von der Bank und war maustodt.

Die Schneider waren höchlich über diese Nachricht erschreckt und liefen auf das Rathhaus und erzählten sie den Generalstaaten. Die merkten dann gleich, wie viel Uhr es geschlagen hatte; sie sahen leicht ein, daß die gestrige Dunkelheit nichts als der Schatten des unvernünftigen Riesen gewesen sei, der über Amsterdam hinfiel und daß der Wassermangel durch nichts veranlaßt worden wäre, als durch das Trinken des großen Schlingels an der Amstel.

„Es ist keine Zeit zu verlieren," schrie da der Gescheidteste von allen Generalstaaten; „jetzt, da der Riese sich niedergelegt hat, ist er gewiß am ersten zu bezwingen; man richte sich und ziehe ihm entgegen und suche ihn durch die Menge zu besiegen. Die edlen Schneider, die gestern sich schon mit Ruhm bedeckt haben, werden die Republik Holland heute auch nicht im Stiche lassen." Da sagten mehrere Schneider: „Ja, wir wollen gewiß das Unsrige thun, wenn wir nur einen Anführer von königlicher Herkunft hätten." Kaum hatten sie dies gesagt, als die Amsterdamerzeitung hereinkam; das ist aber nichts anders, als ein altes Häringsweib mit einer Violine, die die neuesten Neuigkeiten in Reimen absingt und dazu geigt. Sie sang nicht nur die Schrecknisse des gestrigen Tages ab, sondern auch die herrliche Standeserhebung meines Vaters, der von königlicher Herkunft geworden war. Erstaunt hörten die Generalstaaten zu; sogleich machten sie sich auf, meinen Vater zu besuchen, sie stellten ihm Wachen vor die Thüre und ließen, indem sie ihm den größten Respekt bezeigten, die Aufforderung an ihn ergehen, das Vaterland zu retten.

Mein Vater ließ sich das nicht zweimal sagen, um so mehr, da der Zeitpunkt günstig war; denn so eben hörte man den Riesen schnarchen, und alle Thürme zitterten, so daß die Glocken von selbst zu läuten begannen. Eiligst begab er sich auf die Herberge, versammelte alle Schneider, die sich ihm im Leben und Tod zu

folgen verschworen. Nun ordnete er den Heerzug folgendermaßen: vor der ganzen Schaar wurde der eroberte Ziegenschwanz an einer Elle als Fahne und Feldzeichen hergetragen; dann folgten die Schleuderer, Wachsknollen und Knopfformen in Schleudern von Tuchenden schwingend; dann folgten die leichten Truppen, mit Nähnadeln und Scheeren bewaffnet; dann die schwere Garde, mit Stopfnadeln, Ellen und Bügeleisen und Fingerhüten gerüstet. Mir selbst hatte mein Vater das Siegeszeichen, den Geißenschwanz, anvertraut zu tragen, weil ich auch von königlichem Herkommen war. Unser Schlachtgesang war die Hymne, die ich auf meines Vaters Heldenthat gemacht; nicht darf ich vergessen, daß unter dem Geißenschwanz das blutige Hemd, worin sich mein Vater gegen den Russen geschlagen, als Fahne befestigt war mit der Inschrift: Laus deo soli atque sartori, Gloria victoria sartoria. So zogen wir unter den Glückwünschen der Amsterdamer aus der Stadt dem Riesen entgegen.

Als wir aber kaum eine kleine Meile über den Damm hingezogen waren, ließen wir recognosciren, und es ward gemeldet, daß ein entsetzlich Ungeheuer mit einem beinernen Haus auf dem Buckel quer über dem Damm liege. Als drei kühne Helden mit Nadeln nach ihm gestochen, habe es plötzlich ein paar ungeheuere Hörner herausgestreckt, daß die drei Braven vor Schrecken niedergefallen; die Andern seien sogleich zurück, um es zu melden.

Nun sendete mein Vater ein Hundert Freiwilliger voraus, um den Weg von dem Ungeheuer zu befreien, und zog ihnen dicht auf den Füßen nach. Als wir auf die Stelle kamen, war die Schnecke bereits quer über den Damm weggekrochen. Wir sahen sie unten im Grunde und ließen sie ruhig ihren Weg fortsetzen, weil man dem fliehenden Feind goldene Brücken bauen soll. Die drei Braven retteten wir; sie klebten auf dem Wege fest im zähen Schleim, mit welchem das Ungeheuer seinen Weg bezeichnet hatte. Da sie zurück in das Hospital gebracht waren, schlug man eine Brücke mit Ellen, die auf Bügeleisen ruhten, und kam glücklich über den Morast.

Nun hörte man den Riesen immer lauter schnarchen, und mein Vater hielt Kriegsrath, in dem beschlossen wurde, daß das ganze Heer sich die Ohren mit Baumwolle zustopfen solle, um den Muth nicht zu verlieren, und dann wollten sie dem schlummernden Riesen die Nasenlöcher und den Mund zunähen, daß er ersticken müßte. Aber der Himmel hatte es anders verfügt. Die treulosen Juden, um sich für ihre gestrige Niederlage zu rächen, hatten dem Riesen den verhaßten Sündenbock zum Succurs geschickt. Plötzlich trat uns der Schelm am Wege meckernd entgegen, und ergrimmt, seinen Schwanz an unsrer Fahne zu sehen, stellte er sich in Positur. Das ganze Heer der Schneider ergriff die Flucht und eilte in eine tiefe Höhle, die sich ihnen glücklicherweise am Wege gegenüber darbot; mich aber nahm der Bock auf seine Hörner und schleuderte mich hoch durch die Luft, daß mir Hören und Sehen verging. Ich fiel glücklicherweise in des Riesen Bart nieder und litt keinen Schaden; aber als ich drin zappelte, mich los zu machen, erwachte der Bursche, richtete sich auf, nahm sein Schwert, das wie ein Strom von blankem Stahl neben ihm im Grase lag, griff dann nach der Scheide, die auf der andern Seite lag, und stieß es hinein, wobei der Degen etwas knirschte. Da er dies bemerkte, sagte er: „Was Kukuk! da ist mir Dreck in die Scheide gekommen," und zog den Degen wieder heraus. Aber Himmel! welch jämmerlichen Anblick hatte ich da! Die beiden Seiten des verfluchten Schwertes hingen voll Blut und zerquetschten Leichnamen; es war die Scheide jene unglückliche Höhle gewesen, in die das tapfere Heer der Schneider sich gerettet hatte, welches Blut nun aber durch des Riesen Schwert jämmerlich vergossen um Rache schrie. „Hum," sagte der Riese, „das ist eine kuriose Schmiere!" und da der Bock dastand, ließ er ihn den Säbel ablecken. Mir that dieser Anblick so jämmerlich weh im Herzen, daß ich laut aufschrie: „O barmherziger Himmel! welch gräßliches Schauspiel!" Der Riese bemerkte mich und sagte: „Ei, du kurioses kleines Kerlchen! wie kommst du in meinen Bart?" Worauf ich niederkniete in sein Ohr und ihm Alles erzählte, was gestern und heute in Amsterdam vorgefallen sei und wie er das

unüberwindliche Heer der Schneider zerquetscht. Als er mich vom langen Tag erzählen hörte, fing er heftig an zu weinen, und wäre ich nicht in seinem Ohr gesessen, so wäre ich verloren gewesen; denn die Thränen liefen ihm in zwei ungeheuren Wasserströmen aus den Augen nieder. „Ach," sagte er, „so habe ich denn meinen lieben Bräutigam gefunden, nun rathe mir, mein theurer, einziger Freund! wie kriege ich ihn am schnellsten, und ohne noch ferner Menschenblut zu vergießen, was meinem zärtlich liebenden Herzen ungemein schwer fällt, aus den Händen der Juden? Denn du mußt wissen, daß ich ein zärtlich liebendes Jungfräulein bin, welches seinen Bräutigam als Mann verkleidet sucht; ich bin die lange Nacht, und der berühmte Zauberer Rabbi Süß Oppenheimer Mayer Löb Rothschild Schnapper Pobert hat mir ihn durch seine Beschwörungen am Hochzeitabend aus den Armen entführt, weil er aus den Sternen gelesen, daß aus der Ehe der langen Nacht und des langen Tages der jüngste Tag sollte geboren werden. Er senkte mich in einen tausendjährigen Schlaf, aus dem ich vor hundert Jahren erwacht bin, seit welchen ich nun nach meinem lieben Bräutigam suche. O wie traurig bin ich, daß ihn die Juden gefangen halten; sie haben mir aus meinem süßen Bräutigam gewiß auch einen Juden gemacht; überhaupt sind die Schelme meinem Geschlechte blutfeind; sie haben mir meine Brüder Goliath und Holofernes vernichtet und wollen auch mich ruiniren." Nun antwortete ich der Jungfrau folgendermaßen: „Verehrte Demoiselle! mein Rath wäre dieser, daß Ihr den Sündenbock hier festhieltet und mich nach Amsterdam als einen Gesandten zurückließet, von den Juden den langen Tag dagegen zur Auswechslung zu fordern." — Dieser Rath gefiel der Dame ungemein; sogleich nahm sie den Sündenbock und steckte ihn in den Busen und blies mich, mit vollkommener Vollmacht versehen, von ihrem Finger sanft auf einen Heuwagen in Amsterdam vor das Rathhaus nieder.

Als mich das Volk erblickte, zerrissen sie mich fast um Neuigkeiten von der Armee; aber ich eilte zuerst zu den Generalstaaten, meine Gesandtschaft auszurichten. So groß die Trauer der Hoch-

mögenden über den schrecklichen Untergang so vieler Helden, so groß war auch die allgemeine Wuth gegen die Juden, welche durch ihr Gefangenhalten des langen Tages die zärtliche Riesenbraut ins Land gelockt und durch ihren Sündenbock die Schneider ins Verderben gestürzt hatten.

Nach langem Ueberlegen ergriffen die Generalstaaten folgenden Entschluß: Die Riesin muß aufs Schleunigste befriedigt werden, damit sie sich aus dem Lande begibt; die Juden sind daher durch die schnellsten Maßregeln zur Freilassung des langen Tages anzuhalten, welchen sie wohlgekleidet und geschmückt ausliefern sollen, wofür ihnen ihr Bock bis auf weitere Untersuchung zurückgegeben wird. Der Riesin aber wird allein unter der Bedingung ihr Bräutigam zurückgegeben, daß sie als Jungfrau die vereinigten Niederlande verlasse und erst über der Grenze ihre Hochzeit feire, weil allerdings zu befürchten wäre, daß, sollte sie auf diesem meerentrissenen Lande, das auf Dämmen und Pfählen ruhe, ihren Brauttag halten, sie einige Provinzen als Löcher in den Grund des Meeres treten könnte. Mit diesen Vorschlägen ward ich zurückgesendet.

Ich stellte der Riesin, die noch immer an der Erde lag, diese Wünsche der Generalstaaten vor, und sie, als eine sehr gutmüthige Person, willigte ein und blies mich mit diesem Auftrage wieder in die Stadt. Nun hatte man während dem sich des langen Tages bemächtigt, ihn schön ausgeschmückt und ihn auf einem Floß, das auf sechzig Schiffen erbaut war, eingeschifft und so ins weite Meer gefahren. Der langen Nacht ward nun angezeigt, ihr Bräutigam sei bereits unter Wegs und erwarte sie zwischen Dover und Calais. Schnell warf sie den Sündenbock nieder, der in die Stadt auf den Judenkirchhof galoppirte, und begab sich mit Riesenschritten hin, wo ihr Bräutigam eben ans Land stieg.

Ich hatte ihn auf der Flotte begleitet, um Alles mit anzusehen; aber es bekam uns schlecht. Der Fleck Landes, wo der lange Tag die lange Nacht zum erstenmale wieder umarmte, war eine Landenge, welche Frankreich und England vereinigte. So

eben war das englische Einhorn und der französische Hahn dort in einem Streite begriffen; als die Riesenjungfrau aber zwischen sie trat, machten sie Waffenstillstand mit einander, um ihr Artigkeiten zu machen. Der Hahn lief um sie herum, krähte, schlug mit den Flügeln und kokettirte; das englische Einhorn aber legte ihr sein Haupt in den Schooß. Als der Bräutigam ans Land stieg, war er über diesen Handel sehr erfreut, weil er wußte, daß das Einhorn die Gewohnheit hat, sich nur vor tugendhaften Jungfrauen zu demüthigen. Er umarmte nun seine Braut im Angesichte der holländischen Flotte, und Beide luden den Hahn und das Einhorn zu Zeugen ihrer Verbindung ein. Die Braut nannte sich mit ihrem Taufnamen Continent, der Bräutigam aber Marinus. Sie überhäuften sich mit Liebkosungen; nun gaben sie den beiden Zeugen folgende Geschenke: Continent sagte zu dem Hahn: Du sollst mächtig sein auf Erden, und Marinus sagte zu dem Einhorn: Du sollst mächtig sein auf dem Wasser und den Inseln. Hierüber wurden Beide eifersüchtig und begannen wieder zu streiten. Aber die Brautleute hießen sie nach Hause gehen und begannen so heftig zu tanzen, daß die Landenge zu reißen begann. Als aber auf der einen Seite der Hahn eine Menuette krähte und das Einhorn auf der andern Seite einen englischen Tanz sang, kamen sie aus dem Takt und zerrten sich so herum, daß Marinus seiner Braut einen Ermel ausriß; zu gleicher Zeit brach die Landenge entzwei, das Meer strömte zwischen England und Frankreich durch und trennte den Hahn und das Einhorn auf ewige Zeit. Was aus den Brautleuten geworden ist, weiß ich nicht, da das Wasser, das durch das zerrissene Land durchströmte, unsere Flotte mit solcher Geschwindigkeit zurück trieb, daß wir, ehe wir uns versahen, wieder in Amsterdam waren. Der neu entstandene Kanal wurde, weil er entstanden, als der Ermel der Braut ausgerissen wurde, „Canal de la manche“, Ermelkanal, genannt, und der Ermel, welchen die Fluth des Meeres weit, weit hinweggeschwemmt, heißt seitdem Ermeland.

Als wir unsere Nachrichten den Generalstaaten hinterbrachten,

dankte Alles dem Himmel, daß die Hochzeit auf unserem Grund und Boden war vermieden worden, und dachte nun daran, wie man die Juden bei der ersten Gelegenheit für ihren mannigfach bewiesenen Starrsinn bestrafen sollte. Diese Gelegenheit ereignete sich bald.

Die Kirchhofmauer der Juden war, als sie sich alle hineingeflüchtet vor den Schneidern, beschädigt worden, und sie hatten sie einem Maurer wieder herzustellen verakkordirt. Als dieser eines Mittags von seinem Gerüste herunterstieg und, auf einem Grabsteine sitzend, seinen Käs und Häring als Mittagsbrod aß, kam der vorwitzige Sündenbock, dem wegen des vielen geleckten Schneiderbluts das Fell juckte, und scheuerte sich so stark an einem Pfahle des Gerüstes, daß es über ihm zusammenstürzte und ihn maustodt schlug. Die Juden, von dem Getöse herbeigelockt, begannen ein großes Geschrei und fingen den Maurer, schleppten ihn auf das Rathhaus und wollten ihren Bock, den sie auf zweihundert Thaler schätzten, von ihm bezahlt haben. Das Recht ward ihnen zugesprochen; der Maurer mußte die zweihundert Thaler bezahlen. Weil er aber das Geld nicht hatte, fragten ihn die Generalstaaten: ob er ihnen alle seine Rechte abtreten wolle? „Von Herzen gern,“ sagte der Maurer und begab sich weg.

Die Generalstaaten zahlten den Juden nun die zweihundert Thaler, und sie gingen zufrieden nach ihrer Gasse zurück. Wie erstaunten sie aber, als nach einer Stunde der Scharfrichter von Amsterdam in ihre Gasse mit seinem Karren kam und den Bock im Namen der Generalstaaten mit Gewalt als ihr erkauftes Eigenthum abholte. Sie waren in Verzweiflung, ihr geheiligtes Thier in so unehrlichen Händen zu sehen, und bezahlten nun den Generalstaaten eine ungeheure Summe, um ihn wiederzuerhalten und zu begraben. Allein dies war noch nicht genug. Man hatte erfahren, daß sie dem langen Tag ein Stückchen abgeschnitten und es als ihren langen Tag zurückbehalten hatten. Dies mußten sie mit dem Magistrate theilen, welcher es in der Schneiderherberge aufhängen ließ zum ewigen Gedächtnisse, wie herrlich sich die Schneider

um den Staat verdient gemacht. Auf Ansuchen der vielen zurückgelassenen traurigen Schneiderwittwen wurde es blau gefärbt und der blaue Montag, der Schneider ewiger Feier- und Spieltag genannt.

Dieser Tag, als ein Ehrentag der Schneider, ward nun durch die ganze Welt ausgerufen und lockte eine große Menge von Gesellen nach Amsterdam, welche, die Wittwen heirathend, Meister wurden und die große Schneiderlücke, welche der Bock gerissen hatte, bald wieder ausfüllten. Ich aber, der so früh schon so gewaltige Thaten gethan und der das adelige Blut in allen seinen Adern fühlte, wollte nicht mehr in Amsterdam, welches mir nach meines Vaters Tod ein Ort der Trauer war, bleiben und machte mich fort auf die Wanderschaft.

Nachdem ich viele Städte durchzogen, gefiel es mir hier in Mainz ziemlich wohl; doch wurde ich immer wegen meiner kleinen Figur geneckt, weil hier die Schneider viel größer waren; und überhaupt war die kleine Rasse meiner Handwerksbrüder ziemlich ausgestorben. Erzählte ich nun meine Heldenthaten, so lachte mich meine hiesige Meisterin aus. Das zog ich mir, der von königlicher Herkunft war, sehr zu Herzen und wünschte herzlich, daß meine Zeit um sein möchte, und daß ich weiter wandern könnte, die Erstaunung der Welt durch meine Heldenthaten zu erregen.

Nun gab uns der Meister alle Tage, die der liebe Gott geschaffen, zweimal Kraut zu essen, welches mich sehr erbitterte. Ich machte ihm daher Vorstellungen; aber er ließ mit seinem Kraut nicht nach, welches mich sehr melancholisch machte. Als ich nun eines Tages am Fenster saß und nähte, ging eine hübsche Jungfrau vorbei. Sie trug einen Korb voll rothbackiger Aepfel, ich winkte ihr, und sie schenkte mir einen, und ich schenkte ihr dafür ein Nadelkissen in Gestalt eines Herzens, das ihr viel Vergnügen machte. Der Apfel stand nun neben mir, und ich sah ihn mit unbeschreiblicher Freude an; denn er erinnerte mich immer an das schöne Kind, das ihn mir gegeben hatte. Ich fühlte durch seinen Anblick mein königliches Geblüt von Neuem

erwachen, welches durch das ewige Krautessen ganz matt geworden war, und nahm mir nun vor, mich heftig gegen das Kraut zu empören. Als nun der Meister Mittags wieder Kraut auftrug, sang ich ihm folgendes Lied vor:

„Ich habe mein Vertrauen
Auf Fleisch und Wurst gebaut
Und soll schon wieder hauen
Ins Kraut, ins ew'ge Kraut.
Ach Kraut, vor dem mir's graut!
Soll zweimal 's Tags ich kauen
In meine zarte Haut.

Du, Meister, bist ein Krauter,
Der leicht das Kraut verdaut,
Mich überläuft ein Schauder,
Wenn mich das Kraut anschaut,
Ach! alle Tag zwei Kraut,
Macht jährlich zu verdauen
Siebenhundert dreißig Kraut."

Als ich dies laut sang, wurde der Meister zornig und schlug mit der Elle nach mir; aber ich schlüpfte unter den Fingerhut. Er suchte mich überall, und ich entwischte ihm immer. Bald war ich in einer Ritze, bald in einem Knopfloch, bald unter den Lappen, und er konnte mich nie erwischen, bis er sich endlich niedersetzte, aus Furcht, sein Kraut möchte kalt werden, und es zornig in sich hinein aß, worüber er gewaltige Leibschmerzen bekam und sich nun niederlegte, um sich den Leib mit einem warmen Bügeleisen plätten zu lassen. Kaum war er zur Thüre hinaus, als ich meinen Entschluß faßte, ihn zu verlassen. Ich sah meinen geliebten rothen Apfel an und bemerkte zu meinem großen Verdruß, daß sieben Fliegen darauf saßen! Schnell nahm ich eine Fliegenklappe und schlug sie glücklich auf einen Schlag todt. Nach diesem gewaltigen Sieg erwachte mein Heldengefühl in seinem ganzen Umfange, und ich entschloß mich, als ein Ritter auf Abenteuer auszugehen. Ich sang das Kriegslied, das ich auf meinen Vater

gemacht, ohne Unterlaß, nachdem ich mir auf einen rothen Lappen mit schwarzer Seide die Worte nähte: „Sieben auf Einen Schlag.“ Dann packte ich meinen Bündel zusammen und schrieb mit Kreide dem fatalen Krauter an die Thür:

„Kraut und Rüben
Haben mich vertrieben,
Hätt'st du, Krauter! Fleisch gekocht,
So wär' ich länger blieben.“

Und nun nahm ich meinen Apfel und ging zum Haus hinaus in die Fremde auf Paris los.

Als ich einstens Abends in einen Wald kam und nicht wußte, wo ich mich hin verkriechen sollte, damit nicht etwa ein wildes Eichhorn mich fressen möchte, sah ich plötzlich einige Schritte von mir im Grase etwas glänzen. Ich nahte mich, und sieh da! es war ein ganz schöner Harnisch. Ich ging erstens in einiger Entfernung rund um ihn herum, dann warf ich mit kleinen Steinen nach ihm, und als sie in ihn hinein rasselten, bemerkte ich, daß er hohl sei und leer. Nun war ich vergnügt; denn wenn ich in den Harnisch hinein stieg, hatte ich ja das schönste stählerne Haus auf diese Nacht, und das that ich auch ohne alle Umstände. Ich stieg durch das Visir hinein, das ich hinter mir zuschloß, spazierte vom Kopf bis zu den Füßen darin herum und fand ihn überall schön ausgepolstert und legte mich ruhig drin zu Bette, nachdem ich erst meinen Lappen mit den Worten: „Sieben auf Einen Schlag“ zu dem Visir herausgehängt hatte. Kaum hatte ich's mir aber ein wenig bequem gemacht, so sah ich einen Mann im Hemde ankommen. Er sagte: „Das Bad war angenehm,“ und griff mit der rechten Hand in das Visir des Helmes, um ihn aufzuheben; aber ich klappte es mit solcher Gewalt zu, daß ich ihm die Finger einklemmte, und als er schrie:

„Wer, Kukuk, ist in meinem Helm?“

schrie ich wieder:

„Ich beiß die Hand dir ab, du Schelm;
Ich bin der Ritter Siebentodt,
Freß sieben auf ein Abendbrod."

Er sprach:

„Ach theurer, lieber Held!
Erbarmt Euch mein und laßt mich los,
Ich zahle Euch ein Lösegeld,
So viel Ihr wollt, wär's noch so groß."

Ich sprach:

„Erst sagt mir, wer Ihr seid,
Und ob es nach Paris noch weit?"

Er sprach:

„Ich bin der Prinz Burgund,
Der hier auf Königs Wache stund,
In einem Schloß, nicht weit von hier,
Ist jetzt des Königs Hofquartier;
Das englisch' Einhorn tobt im Land,
Drum hat der Hof sich hergewandt;
Ich mußte hier auf Wache stehn
Und wollt' ein wenig baden gehn;
Nun kam ich wieder in dem Hemd,
Da habt Ihr mich so eingeklemmt."

Ich sprach:

„Thut mir einen Schwur und Eid,
So helf ich Euch aus Euerm Leid,
Geht, sagt dem König: im Walde ruht
Ein Held von königlichem Blut,
Er tödtet meistens alle Tag
Wohl sieben Helden auf Einen Schlag,
Er heißt der Ritter Siebentodt;
Sein Wappen ist ein Apfel roth,
Er bietet seinen Feinden Trutz
Und nimmt den König in den Schutz;

Er will vom Rennthier ihn befrein,
Wenn er ihm gibt sein Töchterlein;
Und daß die Jungfrau nicht erschrickt,
Wenn sie den großen Held erblickt,
Will er in zierlichster Gestalt
Sich geben ganz in ihre Gewalt;
Er will wie eine Puppe sein,
Ihr Freund und artig Spielwerk sein."

Kaum hatte der Prinz diese Worte gehört, als er hoch und theuer schwur, Alles zu thun, was ich befehle, wenn ich ihm die Hand nicht abbeißen wollte. Ich sagte ihm: „Wohlan, mein theurer Prinz von Burgund, so ziehet Eure Hand zurück; ich will, weil Ihr Euch billig finden lasset, Euch auch nicht entehren, ich will gleich meine artige kleine Gestalt annehmen und vor Euch hintreten, wie ich die Rettung von Frankreich vornehmen will; ziehet Euern Harnisch wieder an, gehet an den Hof und saget: daß ich Euch besiegt, daß ich aber, weil Ihr Euch so brav gehalten, Euch freigelassen und zu meinem Abgesandten zum König gemacht, dem ich meine Hülfe durch Euch anbiete." Nun ließ ich seine Hand los und sprang mit gleichen Beinen aus dem Harnische heraus, wo er sich dann überaus über meine kleine artige Gestalt erfreute und mir sagte, daß ich ihn hier wieder erwarten sollte, worauf er sich an den Hof begab.

Ich saß nun im Gras und dankte Gott, daß er mir so herrliche Gesinnungen eingeflößt. Mit meinen Verheißungen wird es sich auch schon finden, dachte ich und sah nur immer meinen lieben rothen Apfel recht an, welcher meinen Muth ungemein stärkte.

Sieh! da kam alsbald eine schöne Gesandtschaft von vornehmen Hofkavalieren, den Prinzen von Burgund an ihrer Spitze, zu mir her und luden mich von Seiten Ihrer Majestät sehr höflich ein, in das Schloß zu kommen. Sie hatten einen goldenen Sessel bei sich, ich sprang sogleich mit meinem Apfel darauf und ließ mich an den Hof tragen. Noch am Abend ward ich dem König und der Prinzessin vorgestellt, die sich sehr über

meine Gestalt wunderte und einmal über das anderemal sagte: „O le petit drôle, qu'il est joli! qui'l est petit maître!“ Das schmeichelte mir sehr, und der König versprach mir noch am Abend seine Tochter, wenn ich das Einhorn erlangen würde. „Ich kenne das Einhorn, Euer Majestät!“ sprach ich, „ich habe es gesehen, als ich auf der Hochzeit der langen Nacht und des langen Tages war, welche zwischen Calais und Dover gefeiert wurde, wo jetzt der Kanal de la Manche ist. Saget mir doch, wodurch hat sich denn der Streit mit ihm entsponnen?“ — „Das ist ein sehr kritischer Fall,“ sagte der König, „den alle Juristen nicht entscheiden könnten. Das Einhorn hatte einen schönen Garten auf seiner Seite, Bretagne genannt; als nun plötzlich die Erde zwischen den zwei Ländern brach und das Meer sich durchstürzte, riß das Meer jenen Garten hinweg und führte ihn herüber auf meine Seite, wo mein Hahn seine Wohnung hatte, und so ist das Einhorn Morgens auf dieser Seite erwacht in seinem Garten. Da aber mein Hahn Morgens in seinen Garten gehen wollte, fand er ihn nicht mehr. Das Land hatte sich verwandelt, der Garten des Einhorns lag auf seinem Garten. Nun begann ein Streit, wer hier der Herr sei. Der Hahn sagte: Hier habe ich immer gewohnt, hier ist meine Grenze, hier ist mein Himmel. Das Einhorn sagte: Dieser Garten ist mein, diese Bäume hab' ich gepflanzt, diese Felder hab' ich gesäet. Der Hahn sagte: Trage deinen Garten hinweg! Das Einhorn sagte: Ich habe ihn nicht hergetragen und brauche ihn auch nicht wegzutragen. Nun entstanden Prozesse, die kein Ende nahmen, und endlich Krieg. Das Einhorn wüthete durch das ganze Gallien und hat mich schon bis hieher vertrieben. Täglich erwarte ich die traurige Nachricht, daß es sich meinem Hoflager nähere und ich mich von Neuem zurückziehen müsse; denn schon nahet sich das ungeheure Wildschwein, welches immer vor ihm herlauft und das Land verwüstet. Ach!“ sagte der König, „wenn wir das abscheuliche Wildschwein nur los wären, mit ihm muß der Anfang gemacht werden, es ist der stärkste Bundesgenoß des Einhorns.“ Worauf ich ihm antwortete: „Ich habe mich zwar allein

anheischig gemacht, das Einhorn für die Hand Eurer reizenden Tochter zu bezwingen; so aber Ihro Majestät mir versprechen, mir Prinzessin Lilie morgen Abend zur Frau zu geben, so will ich morgen schon diesen Eber zu Ihren Füßen legen." Der König lächelte und sagte: „Mein theurer Ritter Siebentodt! ohne einen Zweifel in Eure Tapferkeit zu setzen, kommt es mir doch immer sehr kurios vor, wenn Ihr von solchen Heldenthaten sprecht. Doch sei Euer Begehren bewilligt: so Ihr das Schwein tödtet, soll Euch die Prinzessin gegeben werden."

Dies war unsere Unterredung am ersten Abend, worauf ich zu Bette ging und vortrefflich schlief. Am folgenden Morgen machte ich mich auf, um mein Heil mit dem Wildschweine zu versuchen. Kaum war ich eine Stunde weit in den Wald gegangen, als ich das Grunzen des Schweines hörte. Mich ergriff eine unbeschreibliche Angst, als es im Gebüsche hinter mir raschelte. Schnell lief ich in eine Kapelle, die im Walde stand, und machte die Thüre zu; aber siehe da! das entsetzliche Schwein sprang zu mir durch das Fenster herein. Als ich es ankommen sah, sprang ich zur Thür hinaus und hielt sie zu; da sprang das Schwein wieder zum Fenster heraus gegen mich, und ich sprang wieder zu der Thüre hinein. Kaum fand das Schwein die Thüre abermals verschlossen, als es wieder zum Fenster hineinsprang und ich wieder zur Thüre hinaus, und so ging dies raus und rein und rein und raus über sechs Stunden lang, bis das Schwein, welches immer den schweren Sprung über das Fenster machen mußte, so müde ward, daß es in der Kapelle beinahe todt an die Erde fiel. Nun warf ich mit Steinen nach ihm, und als ich sah, daß es sich kaum mehr regen konnte, nähte ich ihm die Nasenlöcher und das Maul zu und schnitt ihm den Schwanz ab, worauf ich die Kapelle verschloß und mit meinem Schweineschwanz nach Hof zurückeilte.

Ich legte ihn dem Könige zu Füßen und begehrte Ketten und Jäger, um das Schwein abzuholen. Dies ward mir sogleich bewilligt. Ich zog mit Allem versehen hinaus; wir fanden das Schwein bereits erstickt und schleiften es an einer Kette ge-

bunden nach Hof vor den König. Der Prinz von Burgund ward bleich vor Verdruß, mich als Held zu sehen; denn er hätte die Prinzessin Lilie selbst gern geheirathet, auch die Prinzessin wollte nicht daran, ein so kleines Herrchen zu heirathen. Aber der König, der ein Mann von Wort war, ließ sich nichts einreden; ich wurde sogleich mit Lilie zusammengebracht und saß beim Abendschmaus zwischen ihr und dem König. Da gab mir der Prinz von Burgund einen Trunk, der ein wenig stark war, und ich ward so berauscht, daß ich den andern Tag auf meinem Hochzeitsbette erwachte. Die Prinzessin Lilie saß auf einem Lehnstuhl neben mir und sprach, als ich die Augen öffnete: „Gott sei Dank! Ihr lebt noch, mein Herr und Gemahl! ich zitterte schon für Euch. Was habt Ihr denn nur gehabt? Die ganze Nacht sagtet Ihr: Wichst mir das Garn, oder Manchester, oder Kameelhaare, und dabei fuhrt Ihr aus wie ein Schneider, der näht!" — „Ei!" sagte ich, „geliebte Prinzessin! ich träumte, daß ich in Manchester in Großbritannien ein Kameel in einem Garn gefangen hätte." Damit ließ sie sich zufrieden stellen, und wir begaben uns zum König.

Aber der war schon wieder in großer Noth. Ein Kurier hatte ihm gemeldet, daß das Einhorn Paris eingenommen und auf die Nachricht von dem Tode des Schweines einen Riesen abgeschickt habe, den König todt oder lebendig zu fangen. Nun hetzte Alles an mir, und die Prinzessin sagte, ich müsse den Riesen besiegen, oder sie hielte mich nach meinen Träumen für einen elenden Schneider. Alles lachte laut, als sie dies sagte, und ich mußte, da ich mich einmal in den Handel eingelassen hatte, meinen zweiten Heldengang thun. Ich zog an drei Stunden durch den Wald; da hörte ich einen gewaltigen Tritt, daß die Erde zitterte, und kletterte in meiner Herzensangst auf einen hohen Kirschbaum, welcher vor einem kleinen Försterhaus stand. Aber wie erschrak ich, als der Riese an den Baum trat, an dem die Kirschen ganz bequem hingen; er aß bald hier, bald dort, und als er mich sah, sagte er: „Ei! du garstige Spinne auf den schönen Kirschen!" und nun gab er mir einen

Schneller mit dem Finger, daß ich in den Rauchfang des Förster-hauses flog und in einen großen Topf voll Buttermilch fiel, der auf dem Herde stand. Kaum war ich drin, als der Riese auch das Dach des Hauses abhob, nach der Milch griff und sie mit sammt dem Topf hinunterschluckte. Aber ich stemmte mich in seiner Kehle, daß er mich nicht herauf und herunterbringen konnte, und fing an, ihm mit meiner Scheere von innen den Hals aufzuschneiden, daß er wie ein Löwe brüllte und endlich todt niederfiel.

Da spazierte ich aus dem Loche heraus und lief eilends, blutig wie ich war, nach Hof; der König und meine Prinzessin waren nicht wenig erschrocken, mich so wieder zu sehen; aber ich schrie Victoria! und legte ihnen den Schnurrbart des Riesen, den ich mit vieler Mühe mitgeschleift hatte, zu Füßen. Nun zogen gleich die Stallknechte mit zwanzig Pferden mit mir zurück, und wir schleiften den Riesen vor das Schloß. Abermal hielt man da eine große Gasterei und trank meine Gesundheit mit Pauken und Trompeten, und ich ward abermals so sehr be-rauscht, daß ich, ohne zu wissen, wie ich hingekommen war, Morgens in der Brautkammer erwachte. Prinzessin Lilie saß wieder auf dem Lehnstuhl und begrüßte mich mit bittern Thränen. „Mein theuerster Gemahl und Held Siebentodt!“ sagte sie, „wie war mir wieder Angst um Euch, Ihr schriet wieder im Traume: Was Kraut und immer Kraut! und dann sagtet Ihr: Zwei Ellen Futterbarchent 1 fl. 30 kr., für Façon 3 fl. 45 kr., für Steifleinwand in den Kragen 1 fl. 12 kr., für Nähseide und Kameelhaare 3 fl. 26 kr., und so immer fort eine ganze Schneider-rechnung; auch habe ich Eure Finger besehen und finde sie so gewaltig verstochen, daß ich in großer Angst bin, daß Ihr ein Schneider seid.“ Ich sagte ihr, sie solle sich Dergleichen aus dem Sinne schlagen, ein Traum sei ein Schaum. Aber sie weinte immer fort und wollte mir keinen Kuß geben, bis ich das eng-lische Einhorn gefangen hätte. Verdrießlich über ihren Eigensinn stand ich auf und sagte ihr, daß ich ihr das Einhorn bringen wollte.

So marschirte ich wieder in den Wald, wo mir bald allerlei flüchtige Leute begegneten, die mir sagten, das Einhorn sei in vollem Anmarsch. Ich ließ mich nicht geniren und vertraute auf gut Glück. Bald hörte ich es heran rasseln durch das Gebüsch. Ich aber trat mitten vor dasselbe hin, und wenn es mich mit seinem Horn spießen wollte, sprang ich immer hinter einen Baum, und so neckte ich es lange, bis es ganz toll und blind mit seinem Horn dermaßen in das Astloch einer Eiche rannte, daß es sich selbst fing und nicht rückwärts noch vorwärts konnte. Nun war ich gleich bei der Hand und vernähte ihm dermaßen die Nasenlöcher und das Maul mit einer Kettennaht, daß es kaum Athem holen konnte, worauf es demüthig ward, wie ein Lamm, und sich von mir an einer Halfter von Tuchenden ruhig in das Schloß führen ließ.

Als ich ankam, wollte der König eben mit Sack und Pack flüchten. Aber wie war die Verwunderung groß, mich mit dem Einhorn zu sehen. Es neigte sich vor dem Könige und seufzte; dann führte ich es zu der Prinzessin, daß es ihr das Haupt in den Schooß legen sollte. Aber es schüttelte den Kopf und wollte nicht. Nun ward es gefesselt und in einen Thurm gesperrt. Der König konnte mir nicht genug danken, daß ich ihm seinen Feind gefangen; aber die Prinzessin war sehr verdrießlich, daß sich das Einhorn nicht vor ihr geneigt; und als der König sie bei Tisch fragte, warum sie trauere, sagte sie: „Was helfen mich alle die Siege des Helden Siebentodt? Ich werde ihn doch immer für einen Schneider halten, der mein Gemahl nicht sein kann, bis er öffentlich vor meinen Augen einen Kampf mit einem Geißbock besteht.“ Dieser boshafte Vorschlag ärgerte mich tief in der Seele, und ich erwiederte ihr: „Und ich werde Euch so lange für keine tugendhafte Jungfrau halten, als Euch das Einhorn den Kopf nicht in den Schooß legt.“ Sie wurde rasend darüber und warf mir ihren Handschuh hin. Da er aber von Ziegenleder war, sprang ein Geißbock, welcher Schloßgärtner war, hervor und hob ihn auf. „Wohlan,“ sagte der König, „Ihr Sieger über das Wildschwein, den Riesen und das Einhorn, werdet

bald mit dem Geißbock fertig sein; beginnt den Kampf auf Leben und Tod!" — Aber du mein Gott! wie schlimm stand es mit mir! denn kaum hatte der König ausgeredet, als mich der Geißbock auch schon mit den Hörnern im Hosenbund ergriff, mich ein paarmal hin und her schwenkte und mich dann mit unbeschreiblicher Gewalt über die Bäume hinaus in den wilden Wald schleuderte.

Ich fiel ganz sanft auf ein Bund Heu nieder, an dem einige Esel fraßen, und da sie mit ihren Mäulern noch ziemlich weit von mir entfernt waren, hatte ich noch keine Sorge und überlegte mein trauriges Geschick. Der Undank des Königs und der Prinzessin kränkte mich tief; aber indem ich meinen rothen Apfel ansah, dachte ich wieder: Es geschah dir doch recht! warum konntest du das schöne Mägdlein vergessen, das dir mit diesem Apfel allein deinen Muth eingeflößt. Nun sah ich mich um und bemerkte, daß ich unter einer Schaar von Räubern war, die so eben überlegten, wie sie des Königs Schatzkammer bestehlen wollten. Potz Bügeleisen! dachte ich, da kannst du dich für den Undank rächen! und als mir nun die Esel mit ihren Mäulern zu nahe kamen, stach ich sie mit einer großen Stopfnadel tüchtig in die Nase, worüber sie laut schrien und davon liefen. Nun sprangen die Räuber auf und fingen sie ein, und als sie wieder nachsahen, was die Esel von dem Heu verjagt hatte, sahen sie mich kleinen Helden auf dem Heu sitzen, der sie folgendermaßen anredete: „Meine Herren und Freunde! Ich bin der Held Siebentodt, ich habe dem König das Wildschwein, den Riesen und das Einhorn besiegt; er hat mich mit Undank belohnt, ich will mich an ihm rächen; ich habe gehört, daß ihr seine Schatzkammer berauben wollt, laßt mich euer Bruder und Gehülfe sein, ich weiß alle Schliche und Wege im Schloß. Stellt euch nur unter die Fenster der Schatzkammer in der Nacht, und wenn ihr gut fangen könnt, will ich euch Thaler genug herauswerfen." Die Diebe willigten ein.

Mit der Abenddämmerung stellten sie sich unter die Fenster der Schatzkammer; ich aber nahm ein grünes Krautblatt auf

den Rücken und hüpfte wie ein Frosch zwischen den Wachen in das Schloß hinein. Die eine Schildwache wollte nach mir stechen, die andere aber sagte: „Laß den Grünhösler hüpfen, er zeigt uns gut Wetter auf morgen an.“ So entkam ich glücklich dem Tod und schlich nun nach der Thüre der Schatzkammer, wo ich wußte, daß alle Abend der Schatzmeister hineinging und Geld auf morgen holte. Er kam auch bald, und ich schlüpfte mit ihm hinein; da er fort war, begann ich meinen Kameraden einen Thaler nach dem andern hinabzuwerfen, und so arbeiteten wir die ganze Nacht.

Den folgenden Abend kam der Schatzmeister wieder und wunderte sich, daß der Haufe Thaler so abgenommen. Doch ging er wieder fort, nachdem er alle Schlösser und Fenster noch wohl verwahrt gefunden. Nun warf ich wieder die ganze Nacht die Thaler einzeln hinunter, und als der Schatzmeister sah, daß fast alles Geld verschwunden war, so begann er überall zu suchen. Nun versteckte ich mich unter einen Thaler und rief ihm zu: „Hier bin ich!“ Wenn er aber hergelaufen kam, saß ich schon wieder unter einem andern Thaler und schrie: „Hier bin ich!“ So neckte ich den Schatzmeister so lange herum, bis ihm das Licht ausging. Da fing ich nun wieder an, Thaler hinunter zu werfen, und er suchte die Thüre, um davon zu laufen. Als er aber mit dem König und mehreren Menschen wieder kam, saß ich eben auf dem letzten Thaler und hüpfte mit den Worten: „Adieu, Herr Schwiegervater! ich habe mir meine Bezahlung geholt,“ zum Fenster hinunter. Schnell eilte ich nun mit meinen Kameraden in den Wald, wo wir unsere Beute theilten, wobei ich aber nur einen Kreuzer kriegte, weil ich schon an meinem Apfel genug zu schleppen hatte.

Ich steckte den Kreuzer in den Apfel, und sie ernannten mich zu ihrem Hauptmann und nannten mich Rinaldo Rinaldini, und ich that viele große Thaten, von welchen ein ganzes Buch geschrieben ist. Was half mich aber Alles? Als ich einstens auf einer Wiese spazierend mich in edlen Gedanken von meinen Kameraden entfernt hatte, wurde gerade Gras gemäht von einer

dicken starken Bauernmagd. Ich sah nach ihren rothen Strümpfen und dachte an die Jungfrau in Mainz, die auch rothe Strümpfe angehabt. In solch schönen Jugenderinnerungen blieb ich wie versteinert stehen. Da faßte mich die Bauernmagd mit sammt dem Gras, in dem ich stand, und schnitt es mir unter den Füßen weg und steckte mich in ihre Schürze. Die Ueberraschung, die Macht der Erinnerung und der betäubende Heudunst hatten mich berauscht. Ich entschlummerte, und sie warf mich ihrer Geiß vor, welche mich sammt dem Heu gierig hinunter fraß; da ich erwachte, war ich in dem Bauche der Geiß und quälte sie so, daß die Bäuerin, der sie gehörte, glaubte, die Geiß wolle toll werden, und sich entschloß, sie zu schlachten. Als sie in den Stall kam und die Geiß schlachten wollte, schrie ich immer: „Hier bin ich! hier bin ich!" Aber sie hörte mich nicht, schlachtete die Geiß und hackte eine Wurst aus ihr. Unter dem Hacken war ich in Todesangst und schrie immer: „Ich bin hier! ich bin hier! hackt nicht zu tief." Aber sie hörte mich während dem Geklapper des Hackmessers nicht und füllte mich in die Wurst und hing mich in den Rauch. Da kam aber eine Eule nach einiger Zeit und stahl die Wurst, und als sie daran fraß, bekam ich Luft und lief von Neuem fort auf die Wanderschaft.

Vor Allem lief ich auf die Wiese, wo ich meinen Apfel hatte liegen lassen, und fand ihn auch wieder gesund und roth, was mir ein gutes Zeichen schien für das Wohlsein meiner Liebsten. Da ich aber bereits mit meinem Apfel wieder in der Nähe von Mainz war, erwischte mich ein Fuchs und fraß mich mit sammt dem Apfel in einem Schluck hinunter. Nun rief ich immer: „Herr Fuchs! ich bin hier!" Er fragte: „Wo?" Ich sagte: „In Eurem Bauch, laßt mich frei!" — „Ja!" sagte er, „wenn du mich in einen guten Hühnerhof bringen willst." — „Ja!" sagte ich; und nun sagte ich ihm den Weg nach meiner Liebsten Wohnung; er schlich sich Nachts in ihren Hühnerstall; da sie aber gerade darin war, mit einer Mistgabel den Stall zu reinigen, stach sie ihn damit in den Hals, und als der Fuchs todt war, schrie ich immer:

„Liebstes Röschen! ich bin hier,
Ich bin hier!
Ich bringe dir den Apfel roth;
Ach, helfe mir aus meiner Noth!“

Da schnitt sie den Fuchs auf, und ich fiel ihr zu Füßen, und sie heirathete mich, und ich ward Meister hier in Mainz, und sie gebar mir ein Söhnlein, genannt Garnwichserchen.

Das Märchen von dem Witzenspitzel.



Es war einmal ein König von Rundumherum, der hatte unter seinen vielen andern Dienern einen Edelknaben, der hieß Witzenspitzel, und er liebte ihn über Alles und überhäufte ihn mit tausend Gnaden und Geschenken; weil Witzenspitzel ungemein klug und artig war und Alles, was ihm der König zu verrichten gab, mit außerordentlicher Geschicklichkeit ausrichtete. Wegen dieser großen Gunst des Königs waren alle die andern Hofdiener sehr neidisch und bös auf Witzenspitzel;

Denn wurde seine Klugheit belohnt mit Gelde,
So wurde ihre Dummheit bestraft mit Schelte;
Und erhielt Witzenspitzel vom König großen Dank,
So erhielten sie von ihm großen Zank;
Kriegte Witzenspitzel einen neuen Rock,
So zerschlug er auf ihnen einen neuen Stock;
Durfte Witzenspitzel des Königs Hand küssen,
So traktirte der König sie mit Kopfnüssen.

Darüber wurden sie nun gewaltig zornig auf Witzenspitzel und brummten und zischelten den ganzen Tag und steckten überall die Köpfe zusammen und überlegten, wie sie den Witzenspitzel sollten um die Liebe des Königs bringen. Der Eine streute Erbsen auf den Thron, damit Witzenspitzel stolpern und den gläsernen Scepter zerbrechen sollte, den er dem König immer reichen mußte; der Andere nagelte ihm Melonenschalen unter die Schuhe, damit er ausgleiten sollte und dem König den Rock begießen, wenn er ihm die Suppe brachte; der Dritte setzte allerlei garstige Mücken in einen Strohhalm und blies sie dem König in die Perücke, wenn Witzenspitzel sie frisirte; der Vierte that wieder etwas Anderes, und so versuchte Jeder etwas, den Witzenspitzel um die Liebe des Königs zu bringen. Witzenspitzel aber war so klug und behutsam

und vorsichtig, daß Alles umsonst war und er alle Befehle des Königs glücklich zu Ende brachte.

Da nun alle ihre Anschläge nichts fruchten wollten, versuchten sie etwas Anderes. Der König hatte einen Feind, mit dem er nie fertig werden konnte und der ihm Alles zum Possen that. Das war ein Riese, der hieß Labelang und wohnte auf einem ungeheuren Berg, wo er in einem dicken dunkeln Walde, in einem prächtigen Schlosse hauste, und hatte außer seiner Frau, die Dickedull hieß, Niemand bei sich, als einen Löwen Hahnebang und einen Bären Honigbart und einen Wolf Lämmerfraß und einen erschrecklichen Hund Hasenschreck, das waren seine Diener. Außerdem hatte er auch ein Pferd im Stall, Flügelbein genannt.

Nun wohnte in der Gegend von Rundumherum eine sehr schöne Königin, Frau Flugs, die hatte eine Tochter, Fräulein Flink; und der König Rundumherum, der gern alle andern Länder um sein Land herum auch gehabt hätte, hätte die Königin Frau Flugs gar gerne zu seiner Gemahlin gehabt. Sie ließ ihm aber sagen, daß noch viele andere Könige sie auch gerne zur Gemahlin hätten, daß sie aber keinen nehmen wolle als den allergeschwindesten, und daß der, welcher am nächsten Montag, Morgens um halb zehn Uhr, wenn sie in die Kirche gehe, zuerst bei ihr wäre, sie zur Gemahlin und mit ihr das ganze Land haben sollte.

Nun ließ der König Rundumherum alle seine Diener zusammen kommen und fragte sie: „Wie soll ich es doch anfangen, daß ich am Montag zuerst in der Kirche bin und die Königin Flugs zur Gemahlin bekomme?“

Da antworteten ihm seine Diener: „Ihr müßt machen, daß Ihr dem Riesen Labelang sein Pferd Flügelbein bekommt; wenn Ihr darauf reitet, kömmt Euch Niemand zuvor, und um dieses Pferd zu erhalten, wird Niemand geschickter sein, als der Edelknabe Witzenspitzel, der ja Alles zu Stande bringt.“

So sagten die bösen Diener und hofften schon, der Riese Labelang werde den Witzenspitzel gewiß umbringen. Der König befahl also dem Witzenspitzel, er solle das Pferd Flügelbein bringen.

Witzenspitzel erkundigte sich um Alles recht genau, wie es

bei dem Riesen Labelang beschaffen sei, und dann nahm er sich einen Schiebekarren und stellte sich einen Bienenkorb darauf und nahm einen Sack, da steckte er einen Gockelhahn hinein und einen Hasen und ein Lamm und legte ihn auch auf den Karren; weiter nahm er einen Strick mit und eine große Schachtel voll Schnupftabak, hängte eine Kurierpeitsche um, machte sich ein paar tüchtige Sporen an die Stiefel und marschirte mit seinem Schiebekarren ruhig fort.

Gegen Abend war er endlich den hohen Berg hinauf, und als er durch den dicken Wald kam, sah er das Schloß des Riesen Labelang vor sich. Und es ward Nacht, und er hörte, wie der Riese Labelang und seine Frau Dickedull und sein Löwe Hahnebang und sein Bär Honigbart und sein Wolf Lämmerfraß und sein Hund Hasenschreck gewaltig schnarchten; nur das Pferd Flügelbein war noch munter und scharrte mit den Füßen im Stall.

Da nahm Witzenspitzel leise, leise seinen langen Strick und spannte ihn vor die Schloßthüre von einem Baum zum andern und stellte die Schachtel mit Schnupftabak dazwischen; dann nahm er den Bienenkorb und setzte ihn an einen Baum in den Weg und ging in den Stall und band das Pferd Flügelbein los und setzte sich mit dem Sack, worin er den Hahn, das Lamm und den Hasen hatte, drauf und gab ihm die Sporen und trieb es hinaus.

Das Pferd Flügelbein aber konnte sprechen und schrie ganz laut:

„Dickedull und Labelang!
Honigbart und Hahnebang!
Lämmerfraß und Hasenschreck!
Witzenspitzel reitet Flügelbein weg!“

und dann galoppirte es fort, was gibst du, was hast du!

Da wachte der Labelang und die Dickedull auf und hörten das Geschrei des Pferdes Flügelbein; geschwind weckten sie den Bären Honigbart und den Löwen Hahnebang, den Wolf Lämmerfraß und den Hund Hasenschreck auf, und alle stürzten zugleich aus dem Schloß heraus, um den Witzenspitzel mit dem Pferd Flügelbein zu fangen.

Aber der Riese Labelang und seine Frau Dickedull stolperten in der Dunkelheit über den Strick, den Witzenspitzel vor der Thüre gespannt hatte, und perdauz — da fielen sie gerade mit den Augen und der Nase in die Schachtel voll Schnupftabak hinein, die er dahin gestellt hatte, und rieben sich die Augen und niesten einmal über das anderemal, und der Labelang sagte: „Zur Gesundheit, Dickedull!" — „Ich danke," sagte Dickedull; dann sagte sie: „Zur Gesundheit, Labelang!" und „Ich danke," sagte Labelang, und bis sie sich den Tabak aus den Augen geweint und aus der Nase geniest hatten, war Witzenspitzel schier aus dem Wald.

Der Bär Honigbart war zuerst hinter ihm drein, als er aber an den Bienenkorb kam, reizte ihn die Lust zum Honig, und er wollte ihn fressen; da schnurrten die Bienen heraus und zerstachen ihn so, daß er halb blind zurück ins Schloß lief. Witzenspitzel war schon weit aus dem Wald, da hörte er hinter sich den Löwen Hahnebang kommen; geschwind nahm er den Gockelhahn aus seinem Sack, und als er auf einen Baum flog und zu krähen anfing, ward es dem Löwen Hahnebang sehr angst und lief er zurück. Nun hörte Witzenspitzel den Wolf Lämmerfraß hinter sich. Da ließ er geschwind das Lamm aus seinem Sack laufen, und dem sprang der Wolf nach und ließ ihn reiten. Schon war er nahe der Stadt, da hörte er hinter sich ein Gebelle, und wie er sich umschaute, sah er den Hund Hasenschreck angelaufen kommen. Geschwind ließ er nun den Hasen aus dem Sack laufen, und da sprang der Hund dem Hasen nach, und er kam mit Flügelbein glücklich in die Stadt.

Der König dankte dem Witzenspitzel sehr für das Pferd; die falschen Hofdiener aber ärgerten sich, daß er so mit heiler Haut wieder gekommen war. Am nächsten Montag setzte sich der König gleich auf sein Pferd Flügelbein und ritt zur Königin Flugs, und das Pferd lief so geschwind, daß er viel früher da war und schon mehrere Tänze auf seiner Hochzeit mit der Königin gemacht hatte, als die andern Könige aus der Gegend erst ankamen. Da er nun mit seiner Königin nach Hause ziehen wollte, sagten seine

Diener zu ihm: „Ihro Majestät haben zwar das Pferd des Riesen Labelang; aber wie herrlich wäre es, wenn Sie auch dessen prächtige Kleider hätten, die Alles übertreffen, was man bis jetzt gesehen, und der geschickte Witzenspitzel wird dieselben ganz gewiß herbeischaffen, wenn es ihm befohlen wird."

Der König bekam gleich eine große Lust nach den schönen Kleidern des Labelang und gab dem Witzenspitzel abermal den Auftrag. Als dieser sich nun auf den Weg machte, dachten die falschen Hofdiener, er würde diesmal dem Riesen Labelang gewiß nicht entgehen.

Witzenspitzel nahm diesmal nichts mit als einige starke Säcke und kam wieder vor das Schloß des Labelang, wo er sich auf einen Baum setzte und lauerte, bis Alles im Schlosse zu Bette sei. Als Alles still geworden war, stieg er vom Baum herunter, da hörte er auf einmal die Frau Dickedull rufen: „Labelang, ich liege mit dem Kopfe so niedrig, hole mir doch draußen ein Bund Stroh." Da schlüpfte Witzenspitzel geschwind in den Bund Stroh, und Labelang trug ihn mit sammt dem Bund in seine Stube, steckte ihn unter das Kopfkissen und legte sich dann auch ins Bett.

Als sie ein wenig eingeschlafen waren, streckte Witzenspitzel die Hand aus dem Stroh und raufte den Labelang tüchtig in den Haaren und dann die Frau Dickedull auch, worüber Beide erwachten und, weil Eines glaubte, das Andere habe es gerauft, sich einander gewaltig im Bette zerprügelten, während welchem Streit Witzenspitzel aus dem Stroh herauskroch und sich hinter das Bett setzte.

Da sie wieder ruhig eingeschlafen waren, packte Witzenspitzel alle Kleider des Labelang und der Dickedull in seinen Sack und band diesen leise, leise dem schlafenden Löwen Hahnebang an den Schwanz; dann band er den Wolf Lämmerfraß und den Bären Honigbart und den Hund Hasenschreck, welche alle herum schliefen, an die Bettlade des Riesen fest und machte die Thüre weit, weit auf. Er hatte Alles so in der Ordnung, da wollte er aber auch dem Riesen seine schöne Bettdecke noch mitnehmen und zupfte ganz sachte, sachte an dem Zipfel, bis er sie herunter-

gezogen, wickelte sich hinein und setzte sich auf den Sack voll Kleider, den er dem Löwen an den Schwanz gebunden hatte. Nun wehte die kalte Nachtluft durch die offene Thüre der Frau Dickedull an die Beine, sie wachte auf und rief: „Labelang! du nimmst mir die Decke weg, ich liege ganz bloß" — „Dickedull! du hast mir die Bettdecke genommen," — darüber fingen sie sich wieder an zu schlagen und zu zanken, und Witzenspitzel fing laut an zu lachen. Nun merkten sie etwas und riefen: „Dieb da! Dieb da! Auf, Hahnebang! Auf, Lämmerfraß! Honigbart und Hasenschreck! Dieb da!" — Da wachten die Thiere auf, und der Löwe Hahnebang sprang fort; weil er aber den Bündel angebunden hatte, worauf der Witzenspitzel in die Bettdecke gewickelt saß, fuhr der wie in einem Wagen hinter ihm her und fing einige Mal an, wie ein Hahn kikriki, kikriki zu schreien; da kriegte der Löwe eine solche Angst, daß er immer, immer zulief, bis in das Stadtthor, wo Witzenspitzel ein Messer herauszog und hinten den Strick abschnitt, so daß der Löwe, der im besten Ziehen war, auf einmal ausfuhr und so mit dem Kopf wider das Thor rannte, daß er todt an die Erde fiel.

Die andern Thiere, welche Witzenspitzel an die Bettstelle des Riesen gebunden hatte, konnten diese nicht zum Thor hinausbringen, weil sie zu breit war, und zerrten die Bettlade so in der Stube herum, daß Labelang und Dickedull heraus fielen und aus großem Zorn den Wolf und den Bären und den Hund todtschlugen, welche doch gar nichts dafür konnten.

Als die Wache in der Stadt den großen Stoß, den der Löwe gegen das Stadtthor gethan hatte, hörte, öffnete sie das Thor, und Witzenspitzel brachte dem König die Kleider des Labelang und der Dickedull, worüber dieser vor Freuden aus der Haut fahren wollte, denn niemals waren noch solche Kleider gesehen worden. Es war dabei ein Jagdrock von den Pelzen aller vierfüßigen Thiere so schön zusammen genäht, daß daran die ganze Geschichte des Reineke Fuchs zu sehen war. Weiter ein Vogelstellerrock, von den Federn aller Vögel der Welt: vorn ein Adler, hinten eine Eule und in der Tasche eine Drehorgel und ein

Glockenspiel, welche wie alle Vögel durcheinander sangen. Dann ein Bade- und Fischfängerkleid, aus allen Fischhäuten der Welt so zusammen genäht, daß man einen ganzen Wallfisch- und Häringsfang darauf sah. Dann ein Gartenkleid der Frau Dickedull, worauf alle Arten von Blumen und Kräutern, Salat und Gemüs abgebildet war. Was aber Alles übertraf, war die Bettdecke; sie war von lauter Fledermauspelz zusammengenäht, und alle Sterne des Himmels mit Brillanten darauf gestickt.

Die königliche Familie wurde ganz dumm von lauter Betrachten und Bewundern. Witzenspitzel wurde geküßt und gedrückt, und seine Feinde platzten bald vor Zorn, daß er wieder so glücklich dem Riesen Labelang entgangen sei.

Doch ließen sie den Muth nicht sinken und setzten dem König in den Kopf, jetzt fehle ihm nichts mehr, als das Schloß des Labelang selber, dann hätte er Alles, was ihm zu wünschen übrig sei, und der König, der ein rechter Kindskopf war und Alles haben wollte, was ihm einfiel, sagte gleich zu Witzenspitzel, er solle ihm das Schloß des Labelang schaffen, dann wolle er ihn belohnen.

Witzenspitzel besann sich nicht lange und lief zum drittenmal nach dem Schloß des Labelang. Da er dahin kam, war der Riese nicht zu Hause, und in der Stube hörte er etwas schreien, wie ein Kalb. Da guckte er durchs Fenster und sah, daß die Riesin Dickedull einen kleinen Riesen auf dem Arm hatte, der bleckte die Zähne und schrie, wie ein Kalb, während sie dabei Holz hackte.

Witzenspitzel ging hinein und sagte: „Guten Tag, große, schöne, breite, dicke Frau! Wie mögt Ihr Euch nur bei dem allerliebsten Kinde so viele Arbeit machen, habt Ihr denn keine Knechte oder Mägde? Wo ist denn Euer lieber Herr Gemahl?“ — „Ach!“ sagte die Dickedull, „mein Mann Labelang ist ausgegangen, die Herrn Gevatter einzuladen, wir wollen einen Schmaus halten; und nun soll ich Alles allein kochen und braten, denn mein Mann hat den Wolf und Bären und Hund, die uns sonst geholfen, todtgeschlagen, und der Löwe ist auch fort.“

„Das ist freilich sehr beschwerlich für Euch,“ sagte Witzenspitzel, „wenn ich Euch helfen kann, soll es mir lieb sein.“

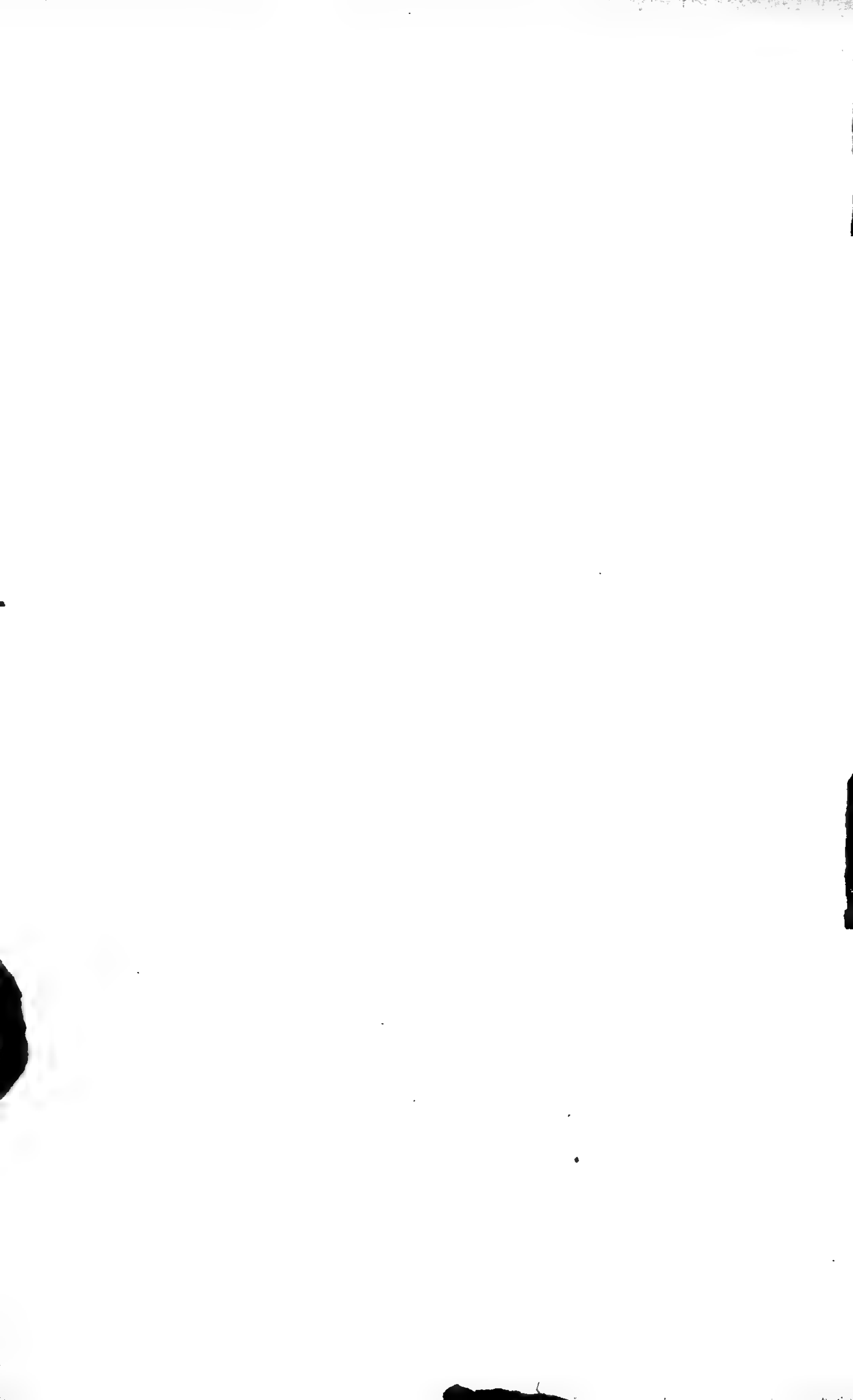
Da bat ihn Dickedull, er solle ihr nur vier Stücke Holz klein machen, und Witzenspitzel nahm die Axt und sagte zu der Riesin: „Haltet mir das Holz ein wenig!" — Die Riesin bückte sich und hielt das Holz: da hob Witzenspitzel die Axt auf, und ratsch hieb er der Dickedull den Kopf ab, und ritsch dem kleinen Riesen Mollakopp auch, und da lagen sie.

Nun machte er ein großes tiefes Loch gerade vor die Thüre des Schlosses und warf die Dickedull und Mollakopp hinein und deckte das Loch oben ganz dünne mit Zweigen und Blättern zu; dann steckte er in allen Stuben des Schlosses eine Menge Lichter an und nahm einen großen kupfernen Kessel, da paukte er mit Kochlöffeln darauf und nahm einen blechernen Trichter, darauf blies er die Trompete und schrie immer dazwischen: „Vivat! es lebe Ihro Majestät, der König Rundumherum!" — —

Als Labelang Abends nach Hause kam und die vielen Lichter in seinem Schloß sah und das Vivatgeschrei hörte, ward er ganz rasend vor Zorn und rannte mit solcher Wuth gegen die Thüre, daß er, da er über das mit Zweigen bedeckte Loch laufen wollte, durchfiel und mit großem Geschrei in der Grube gefangen lag, welche Witzenspitzel dann mit Erde und Steinen über ihm zufüllte.

Hierauf nahm Witzenspitzel den Schlüssel des Riesenschlosses und brachte ihn dem König Rundumherum, der sich sogleich mit der Königin Flugs und ihrer Tochter, der Prinzessin Flink und dem Witzenspitzel nach dem Schloß begab und Alles betrachtete. Nachdem sie vierzehn Tage lang alle die vielen Stuben, Kammern, Kellerlöcher, Dachlücken, Ofenlöcher, Feueröfen, Küchenherde, Holzställe, Speisekammern, Rauchkammern und Waschküchen u. dgl. betrachtet hatten und fertig waren, fragte der König den Witzenspitzel, was er zur Belohnung für seine treuen Dienste haben wollte: da sagte er, die Prinzessin Flink, und die war es auch zufrieden; da wurde Hochzeit gehalten, und Witzenspitzel und die Prinzessin Flink blieben auf dem Riesenschloß wohnen, wo sie bis auf diesen Tag zu suchen sind.

Das Märchen von dem Myrtenfräulein.



Im sandigen Lande, wo nicht viel Grünes wächst, wohnten einige Meilen von der porzellanenen Hauptstadt, wo der Prinz Wetschwuth residirte, ein Töpfer und seine Frau mitten auf ihrem Thonfeld neben ihrem Töpferofen, Beide ohne Kinder, einsam und allein. Das Land war ringsum so flach wie ein See, kein Baum und kein Busch war zu sehen, und es war gar betrübt und langweilig. Täglich beteten die guten Leute zum Himmel, er möge ihnen doch ein Kind bescheren, damit sie eine Unterhaltung hätten, aber der Himmel erhörte ihre Wünsche nicht. Der Töpfer verzierte alle seine Gefäße mit schönen Engelsköpfen, und die Töpferin träumte alle Nacht von grünen Wiesen und anmuthigen Gebüschen und Bäumen, bei welchen Kinder spielten; denn wonach das Herz sich sehnt, das hat man immer vor Augen.

Einstens hatte der Töpfer seiner Frau zwei schöne Werke auf ihren Geburtstag verfertigt, eine wunderschöne Wiege von dem weißesten Thon, ganz mit goldenen Engelsköpfen und Rosen verziert, und ein großes Gartengefäß von rothem Thon, rings mit bunten Schmetterlingen und Blumen bemalt. Sie machte sich ein Bettchen in die Wiege und füllte das Gartengefäß mit der besten Erde, die sie selbst stundenweit in ihrer Schürze dazu herbei trug, und so stellte sie die beiden Geschenke neben ihre Schlafstelle, in beständiger Hoffnung, der Himmel werde ihr ihre Bitte gewähren, und so betete sie auch einst Abends von ganzer Seele:

„Herr! ich flehe auf den Knieen,
Schenke mir ein liebes Kind,

Fromm will ich es auferziehen:
Ist's ein Mägdlein, daß es spinnt
Einen klaren reinen Faden
Und dabei hübsch singt und betet;
Ist's ein Sohn durch deine Gnaden,
Daß er kluge Dinge redet
Und ein Mann wird treu von Worten,
Stark von Willen, kühn von That,
Der geehrt wird aller Orten,
Wie im Kampfe, so im Rath.
Herr! bereitet ist die Wiege,
Gib, daß mir ein Kind drin liege!
Ach, und sollte es nicht sein,
Gib mir doch nur eine Wonne,
Wär's auch nur ein Bäumelein,
Das ich in der lieben Sonne
Könnte ziehen, könnte pflegen,
Daß ich mich mit meinem Gatten
Einst im selbsterzognen Schatten
Unter ihm ins Grab könnt' legen."

So betete die gute Frau unter Thränen und ging zu Bett. In der Nacht war ein schweres Gewitter, es donnerte und blitzte, und einmal fuhr ein heller Glanz durch die Schlafkammer. Am andern Morgen war das schönste Wetter, ein kühler Wind wehte durch das offene Fenster, und die gute Töpferin lag in einem süßen Traum, als sitze sie unter einem schönen Myrtenbaum bei ihrem lieben Manne. Da säuselte das Laub um sie, und sie erwachte, und siehe da! ein frisches junges Myrtenreis lag neben ihr auf dem Kopfkissen und spielte mit seinen zarten, im Winde bewegten Blättern um ihre Wangen. Da weckte sie mit großen Freuden ihren Mann und zeigte es ihm, und sie dankten Beide Gott auf ihren Knieen, daß er ihnen doch etwas Lebendiges geschenkt hatte, das sie könnten grünen und blühen sehen. Sie pflanzten das Myrtenreis mit der größten Sorgfalt in das schöne Gartengefäß, und es war täglich ihr liebstes Geschäft, das junge Stämmchen zu begießen und in die Sonne zu setzen und

vor bösem Thau und rauhen Winden zu schützen. Das Myrtenreis wuchs zusehens unter ihren Händen und duftete ihnen Fried' und Freude ins Herz.

Da kam einstens der Landesherr, Prinz Wetschwuth, in diese Gegend mit einigen Gelehrten, um neue Porzellanerde zu entdecken; denn es wurden in seiner Hauptstadt Porzellania so viele Häuser gebaut, daß diese Erde in der Nähe der Stadt selten geworden war. Da er in die Wohnung des Töpfers eintrat, ihn um seinen Rath zu fragen, ward er bei dem Anblick des Myrtenbäumchens so durch dessen Schönheit hingerissen, daß er alles Andere vergaß und in lauter Verwunderung ausrief: „O wie lieblich, wie reizend ist diese Myrte! ihr Anblick hat für mein Herz etwas ungemein Erquickendes, ich möchte immer in der Nähe dieses Baumes leben — nein, ich kann ihn nicht entbehren, ich muß ihn besitzen, und müßte ich ihn mit einem Auge erkaufen.“ Nach diesem Ausruf fragte er sogleich den Töpfer und seine Frau, was sie für die Myrte verlangten. Diese guten Leute erklärten auf die bescheidenste Weise, daß sie den Baum nicht verkaufen wollten, und daß er das Liebste sei, was sie auf Erden hätten. „Ach,“ sagte die Töpferin, „ich könnte nicht leben, wenn ich meine Myrte nicht vor mir sähe; ja sie ist mir so lieb und werth, als wäre sie mein Kind, und kein Königreich nähme ich für diese meine Myrte.“ Da der Prinz Wetschwuth dies hörte, ward er sehr traurig und begab sich nach seinem Schlosse zurück. Seine Sehnsucht nach der Myrte war so groß, daß er in eine Krankheit fiel und das ganze Land um ihn bekümmert wurde. Da kamen Abgesandte zu dem Töpfer und seiner Frau und forderten sie auf, die Myrte dem Prinzen zu überlassen, damit er nicht vor Sehnsucht sterben möchte. Nach langen Unterhandlungen sagte die Frau: „Wenn er die Myrte nicht hat, so muß er sterben, und wenn wir die Myrte nicht haben, so können wir nicht leben; will der Prinz nun die Myrte haben, so muß er uns auch mitnehmen, wir wollen sie ihm überbringen und ihn anflehen, daß er uns als treue Diener in sein Schloß aufnehme, damit wir die geliebte Myrte dann und wann sehen und uns

an ihr erfreuen können." Das waren die Abgesandten zufrieden, sie schickten gleich einen Reiter in die Stadt mit der frohen Nachricht, die Myrte werde ankommen, der Prinz sollte Muth fassen. Nun stellte der Töpfer das Gefäß mit der Myrte auf eine Tragbahre, über welche die Frau ihre schönsten seidenen Tücher gebreitet hatte, und sie trugen Beide, nachdem sie ihre Hütte verschlossen hatten, den geliebten Baum nach der Stadt, wohin sie von den Abgesandten begleitet wurden. Von der Stadt kam ihnen der Prinz selbst in einem Wagen entgegen und hatte ein goldenes Gießkännchen in der Hand, womit er die geliebte Myrte begoß, bei deren Anblick er sich sichtbar erholte. Vier weißgekleidete, mit Rosen geschmückte Jungfrauen kamen mit einem rothseidenen Traghimmel, unter welchem die Myrte nach dem Schloß getragen wurde. Kinder streuten Blumen, und alles Volk war froh und warf die Mützen in die Höhe. Nur neun Fräulein in der Stadt waren nicht bei der allgemeinen Freude zugegen, denn sie wünschten, daß die Myrte verdorren möchte, weil der Prinz, ehe er die Myrte gesehen hatte, sie oft besuchte und jede von ihnen gehofft hatte, einst Beherrscherin der Stadt Porzellania zu werden. Seit aber von der Myrte die Rede war, hatte er sich nicht mehr um sie bekümmert, drum waren sie auf den unschuldigen Baum so erbittert, daß sich an diesem Freudentage keine von ihnen erblicken ließ. Der Prinz ließ die Myrte an das Fenster seiner Stube stellen und gab dem Töpfer und seiner Frau eine Wohnung im Schloßgarten, aus deren Fenster sie die Myrte immer erblicken konnten, womit die guten Leute dann auch wohl zufrieden waren.

Der Prinz war bald wieder ganz gesund; er pflegte den Baum mit einer unbeschreiblichen Liebe und Sorgfalt; auch wuchs dieser und breitete sich aus zu Aller Freude. Einstens setzte sich der Prinz Abends neben dem Baume auf sein Ruhebett. Alles war ruhig im Schloß, und er entschlummerte in tiefen Gedanken. Da nun die Nacht Alles bedeckt hatte, hörte er ein wunderbares Säuseln in seinem Baum und erwachte und lauschte; da vernahm er eine leise Bewegung in seiner Stube herum, und ein süßer

Duft breitete sich umher. Er war stille, stille und lauschte immer fort; endlich, da es ihm wieder so wunderbar in der Myrte säuselte, begann er zu singen:

„Sag', warum dies süße Rauschen,
Meine wunderschöne Myrte!
O, mein Baum, für den ich glühe?"

Da sang eine liebliche leise Stimme wieder:

„Dank will ich für Freundschaft tauschen
Meinem wundergüten Wirthe,
Meinem Herrn, für den ich blühe!"

Da war der Prinz über die Stimme so entzückt, daß es nicht auszusprechen ist; aber bald ward seine Freude noch viel größer, denn er bemerkte, daß sich Jemand auf den Schemel zu seinen Füßen setzte, und da er die Hand darnach ausstreckte, ergriff eine zarte Hand die seinige und führte sie an die Lippen eines Mundes, welcher sprach: „Mein theurer Herr und Prinz! frage nicht, wer ich bin; erlaube mir nur dann und wann in der Stille der Nacht zu deinen Füßen zu sitzen und dir zu danken für die treue Pflege, welche du mir in der Myrte bewiesen, denn ich bin die Bewohnerin dieser Myrte; aber mein Dank für deine Zuneigung ist so gewachsen, daß er keinen Raum mehr in diesem Baume hatte, und so hat es mir der Himmel vergönnt, in menschlicher Gestalt dir manchmal nahe zu sein." Der Prinz war entzückt über diese Worte und pries sich unendlich glücklich durch dies Geschenk der Götter. Sie unterhielten sich einige Stunden, und sie sprach so weise und klug, daß er vor Begierde brannte, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Das Myrtenfräulein aber sagte zu ihm: „Lasse mich erst ein kleines Lied singen, dann kannst du mich sehen," und sie sang:

„Säusle, liebe Myrte!
Wie still ist's in der Welt,
Der Mond, der Sternenhirte
Auf klarem Himmelsfeld,

Treibt schon die Wolkenschafe
Zum Born des Lichtes hin,
Schlaf, mein Freund, o schlafe,
Bis ich wieder bei dir bin."

Dazu säuselte die Myrte, und die Wolken trieben so langsam am Himmel hin, und die Springbrunnen plätscherten so leise im Garten, und der Gesang war so sanft, daß der Prinz einschlief, und als er kaum nickte, erhob sich das Myrtenfräulein leise, leise vom Schemel und begab sich wieder in die Myrte.

Als der Prinz am Morgen erwachte, erblickte er den Schemel leer zu seinen Füßen, und er wußte nicht, ob das Myrtenfräulein wirklich bei ihm gewesen war, oder ob er nur geträumt habe; aber da er das Bäumchen ganz mit Blüthen übersät sah, die in der Nacht aufgegangen waren, ward er der Erscheinung immer gewisser. Nie ward die Nacht so sehnsüchtig erwartet, als von ihm; er setzte sich schon gegen Abend auf sein Ruhebett und harrte. Endlich war die Sonne hinunter, es dämmerte, es ward Nacht. Die Myrte säuselte, und das Myrtenfräulein saß zu seinen Füßen und erzählte ihm so schöne Sachen, daß er nicht genug zuhören konnte, und als er sie wieder bat, Licht anzünden zu dürfen, sang sie ihm wieder ein Liedchen:

„Säusle, liebe Myrte!
Und träum' im Sternenschein,
Die Turteltaube girrte
Auch ihre Brut schon ein.
Still ziehn die Wolkenschafe
Zum Born des Lichtes hin,
Schlaf, mein Freund, o schlafe,
Bis ich wieder bei dir bin."

Da schlummerte der Prinz wieder ein und erwachte am Morgen wieder mit gleicher Ueberraschung und erwartete die Nacht wieder mit gleicher Sehnsucht. Aber es ging ihm auch diesmal, wie in der ersten und zweiten Nacht, sie sang ihn immer in den Schlaf, wenn er sie zu sehen verlangte. Sieben Nächte

ging dies so fort, während welchen sie ihm so vortreffliche Lehren über die Kunst zu regieren gab, daß seine Begierde, sie zu sehen, nur noch größer ward. Er ließ daher am andern Tage an die Decke seiner Stube ein seidenes Netz befestigen, welches er ganz leise niederlassen konnte, und so erwartete er die Nacht. Als das Myrtenfräulein wieder zu seinen Füßen saß und ihm die tiefinnigsten Lehren über die Pflichten eines guten Fürsten gegeben hatte, wollte sie ihm wieder das Schlaflied singen, aber er sprach zu ihr: „Heute will ich einmal singen,“ und sie gab es nach vielen Bitten zu, da sang er folgendes Liedchen:

„Hörst du, wie die Brunnen rauschen?
Hörst du, wie die Grille zirpt?
Stille, stille, laß uns lauschen,
Selig, wer in Träumen stirbt;
Selig, wen die Wolken wiegen,
Wem der Mond ein Schlaflied singt!
O! wie selig kann Der fliegen,
Dem der Traum den Flügel schwingt,
Daß an blauer Himmelsdecke
Sterne er wie Blumen pflückt:
Schlafe, träume, flieg, ich wecke
Bald dich auf und bin beglückt.“

Und dies Lied wirkte so durch die sanfte Weise, in welcher er es sang, daß das Myrtenfräulein zu den Füßen des Prinzen entschlummerte; da ließ er das Netz nieder über sie und zündete seine Lampe an, und o Himmel! was sah er? Die wunderschönste Jungfrau, welche jemals gelebt, im Antlitz wie der klare Mond so mild und rein, Locken wie Gold um die Stirne spielend und auf dem Haupt ein Myrtenkrönchen; sie hatte ein grünes Gewand an mit Silber gestickt, und ihre Hände gefaltet wie ein Engelchen. Lange betrachtete er seine Freundin und Lehrerin mit stummem Erstaunen, dann konnte er seine Freude nicht mehr fassen, er brach in lauten Jubel aus und rief: „O Tugend! o Weisheit! wie schön ist deine Gestalt, wer kann leben ohne dich, wenn er dich einmal erblickte.“ Dann ergriff er ihre Hand

und steckte ihr seinen Siegelring an den Finger und sprach: „Erwache, o meine holdselige Freundin! nimm meinen Thron und meine Hand und verlasse mich nie wieder.“ Da erwachte das Myrtenfräulein, und als es das Licht erblickte, erröthete es über und über und blies die Lampe aus. Dann klagte sie, daß er sie gefangen habe, und sagte, daraus wird gewiß Unglück kommen; aber der Prinz bat sie so sehr um Vergebung, bis sie ihm verzieh und versprach, die Fürstin seines Landes zu werden, wenn ihre Eltern es erlaubten, er sollte nur alle Anstalten zur Hochzeit machen und dann ihre Eltern fragen, bis dahin sollte er sie aber nicht wiedersehen. Der Prinz willigte in Alles ein und fragte sie, wie er sie rufen solle, wenn er alle Anstalten getroffen habe, und sie sagte: „Befestige eine kleine Silberglocke an die Spitze meines Bäumchens, und sobald du klingelst, werde ich dir erscheinen.“ Nun zerriß sie das Netz, der Baum rauschte, und fort war das Myrtenfräulein.

Der Tag war kaum angebrochen, als der Prinz auch schon alle seine Minister und Räthe zusammenberief und ihnen bekannt machte, daß er sich nächstens zu vermählen gedenke und daß sie alle Anstalten zu dem prächtigsten Hochzeitsfeste treffen sollten, das jemals im Lande gewesen. Die Räthe waren sehr erfreut darüber und fragten ihn unterthänigst um den Namen der Braut, damit sie ihren Namenszug bei der Illumination anbringen könnten. Da sagte der Prinz: „Der erste Buchstab ihres Namens ist M, und es sollen beim Feste überall Myrtenzweige hingemalt werden, wo es sich schickt.“ Da wollten die Herren ihn schon verlassen, als plötzlich eine Botschaft kam, daß ein wildes Schwein in dem fürstlichen Thiergarten toll geworden wäre und in dem darin befindlichen gläsernen Lusthause alles chinesische Porzellan zertrümmert habe; es sei äußerst nöthig, es sogleich zu erlegen, damit es nicht andere Schweine beiße und auch toll mache, welche dann leicht die ganze Stadt Porzellania über den Haufen werfen könnten. Da durfte der Prinz nicht länger zaudern; er befahl seinen Räthen, einstweilen die Hochzeit zuzubereiten, und zog mit seinen Jägern hinaus auf die Jagd.

Als der Prinz aus dem Schloß ritt, lagen die neun bösen Fräulein, welche sich nicht mit gefreut hatten, als die Myrte so feierlich in die Stadt gebracht wurde, sehr schön geputzt am Fenster, in der Hoffnung, der Prinz werde sie bemerken und grüßen; aber vergebens, wenn sie sich gleich so weit herauslegten, daß sie leicht hätten auf die Straße fallen können; der Prinz that nicht, als wenn er sie bemerkte. Hierüber aufgebracht, kamen sie zusammen und faßten den Entschluß, sich zu rächen. Die Geschichte mit dem tollgewordenen wilden Schwein war auch nur von ihnen ausgesprengt, damit der Prinz, der sich gar nicht mehr sehen ließ, über die Straße reiten sollte. Sie hatten das chinesische Porzellan in dem Lusthaus durch ihre Diener zerschlagen lassen. Als sie eben versammelt waren, trat der Vater der Aeltesten, der einer der Minister war, herein und machte den Damen bekannt, sie möchten sich zum Hochzeitsfest des Prinzen vorbereiten; der Prinz werde eine Prinzessin M. heirathen, auch sei von vielen Myrtenverzierungen bei der Illumination die Rede. Kaum waren sie wieder allein, als sie ihrem ganzen Zorn den Lauf ließen; denn sie hatten sich alle Neun eingebildet, den porzellanenen Thron zu besteigen. Sie ließen sich einen Maurer kommen, der mußte ihnen einen unterirdischen Gang bis in die Stube des Prinzen machen; denn sie wollten sehen, wen er dort versperrt habe. Als der Gang fertig war, beredeten sie noch ein zehntes junges Fräulein, der sie jedoch ihr Vorhaben verschwiegen, mit zu gehen, welches es auch that, doch nur aus Neugier und nicht aus bösem Willen; sie nahmen sie aber nur mit, um sie dort zurück zu lassen, als habe sie Alles gethan. Hierauf begaben sie sich in einer Nacht mit Laternen versehen durch den Gang in die Stube des Prinzen und suchten Alles durch, sehr verwundert, nichts Besonderes darin zu finden, außer der Myrte. An dieser ließen sie nun alle ihren Grimm aus, rissen ihre Zweige und Blätter ab, und als sie auch den Wipfel herunterrissen, klingelte das Glöckchen, und das Myrtenfräulein, welches glaubte, es sei dies das Zeichen zu ihrer Hochzeit, trat plötzlich in dem schönsten Braut-

kleide aus der Myrte. Anfangs verwunderten sich die bösen Geschöpfe, aber bald waren sie einig, dieses müßte die künftige Fürstin sein, und somit fielen sie über sie her und ermordeten sie auf die unbarmherzigste Weise, indem sie das arme Myrtenfräulein mit ihren Messern in viele kleine Stücke zerhackten; jede nahm sich einen Finger von dem armen Myrtenfräulein mit; nur das zehnte Fräulein hatte nicht mit geholfen und nur immer gejammert und geweint, wofür sie sie dann einsperrten und nun auf demselben Wege entwichen.

Als der Kammerherr des Prinzen, welchem dieser bei Lebensstrafe befohlen hatte, die Myrte täglich zu begießen und täglich die Stube aufzuräumen, als wenn der Prinz da wäre, zu seiner Verrichtung hereintrat, war sein Entsetzen unbeschreiblich, da er das zerfleischte Myrtenfräulein in dem Blute an der Erde herum liegen und den Myrtenbaum zerknickt und entblättert sah. Er wußte nicht, was dies sein konnte, denn er wußte von dem Myrtenfräulein nichts; da erzählte ihm das junge Fräulein, welches weinend in einer Ecke saß, Alles. Sie nahmen unter bittern Thränen alle Glieder und Knochen der Unglücklichen zusammen und begruben sie unter den zerstörten Myrtenbaum in das Gefäß, so daß Alles einen kleinen Grabhügel bildete; sodann wuschen sie den Boden, so rein sie konnten, und begossen den Baum mit dem blutvermischten Wasser, räumten die Stube auf, schlossen sie zu und flohen in großer Angst miteinander; doch nahm das Fräulein eine Locke der unglücklichen Gemordeten zum Andenken mit.

Unterdessen waren die Vorbereitungen zu der Hochzeit beinahe fertig, und der Prinz, der das wilde Schwein vergebens aufgesucht hatte, kehrte nach der Stadt zurück. Sein erster Gang war zu dem guten Töpfer und seiner Frau, welchen er seine Geschichte mit dem Myrtenfräulein erzählte und sie um die Hand ihrer Tochter bat. Die guten Leute waren vor Entzücken fast außer sich, als sie vernahmen, daß in ihrem Myrtenbaum ihnen eine Tochter erwachsen sei, und wußten nun, warum sie denselben so ungemein lieb gehabt hatten. Freudig willigten sie in

die Bitte des Prinzen ein und begleiteten ihn in das Schloß, um ihre wunderbare Tochter zu sehen. Als sie nun zusammen in das Zimmer traten, wo die Myrte stand, sahen ihre Augen ein trauriges Schauspiel: — am Boden noch viele blutige Spuren, und der geliebte Baum entblättert und verletzt, neben ihm aber ein Grabhügel. Der Prinz rief, der Töpfer rief, die Töpferin rief: „O meine geliebte Braut! o mein theures Kind! mein einziges liebes Töchterchen! o wo bist du, laß dich sehen vor deinen unglücklichen Eltern!“ Aber nichts rührte sich, und ihre Verzweiflung war unbegrenzt. Die drei armen Unglücklichen saßen nun ganze Tage und begossen den Myrtenbaum mit ihren Thränen, und das ganze Land ward bestürzt und traurig.

Unter solchen Schmerzen pflegten und warteten der Prinz und der Töpfer nebst seiner Frau den kranken Myrtenbaum aufs Zärtlichste, und er begann wieder Zweige zu treiben, worüber sie sehr erfreut wurden, und er war schon wieder ganz hergestellt, nur fehlten ihm an dem Wipfel einige Blätter und an einem seiner beiden Hauptäste die äußersten fünf Sproßen und an dem andern vier, neben welchen der fünfte zu keimen anfing. Diesen fünften Sproß beobachtete der Prinz alle Tage, und wie entzückt war er nicht, als er eines Morgens diesen Sproß ganz erwachsen und den Ring, den er dem Myrtenfräulein gegeben, an demselben wie an einem Finger befestigt sah. Sein Entzücken war unbeschreiblich; denn er glaubte nun, das Myrtenfräulein müsse noch leben. In der nächsten Nacht saß er mit dem Töpfer und der Töpferin bei dem Baum, und sie flehten die Myrte so zärtlich um ein Lebenszeichen an, daß der Baum endlich zu säuseln begann und folgende Worte sang:

„Habt Erbarmen,
An zwei Armen
Fehlen mir neun Fingerlein.
Lieber Prinz! in deinem Reiche
Wachsen jetzt neun Myrtenzweige,
Und sie sind mein Fleisch und Bein.

Habt Erbarmen,
Schafft mir Armen
Wieder die neun Fingerlein."

Der Prinz und die Eltern waren durch dies traurige Lied sehr gerührt, und der Prinz ließ den andern Tag im ganzen Lande bekannt machen, wer ihm die schönsten Myrtenzweige bringe, den wolle er mit seiner königlichen Hand belohnen. Dieses kam auch zu den Ohren der Mordfräulein, welche die arme Myrte so schrecklich gemartert hatten, und sie waren sehr froh darüber; denn sie hatten die neun Finger des Myrtenfräuleins, jede den ihren in einen Topf mit Erde vergraben, und es waren kleine Myrtensprossen daraus gewachsen. Sie putzten sich gleich schön an und kamen eine nach der andern mit ihren Myrtenzweigen ins Schloß; denn sie glaubten, die Worte des Prinzen wollten so viel sagen, als wolle er die Ueberbringerin der schönsten Myrte heirathen. Der Prinz ließ ihnen die Myrtenzweige abnehmen und versprach ihnen seiner Zeit Antwort sagen zu lassen; sie möchten sich nur zum Feste vorbereiten. Als er nun alle die neun Zweige neben den großen Baum gestellt hatte, sprach die Stimme aus dem Baum:

„Willkomm, willkomm neun Zweigelein!
Willkomm, willkomm neun Fingerlein!
Willkomm, willkomm mein Fleisch und Bein!
Willkomm, willkomm zum Topf herein!"

Da begrub der Prinz die neun Zweige und die neun Finger unter die Myrte, welche noch denselben Tag die neun fehlenden Sprossen trieb. Nun aber kam noch das jüngste Fräulein, welches nur die Haarlocke genommen und ihr den Ringfinger gelassen hatte, und warf sich dem Prinzen zu Füßen und sagte: „Herr! ich habe keine Myrte und habe auch keine haben wollen; aber diese Locke gebe ich in deine Hand und bitte dich um eine Gnade." Der Prinz versprach sie ihr, und sie erzählte ihm, wie die ganze Mordthat geschehen sei, und bat ihn, er möge seinem

entflohenen Kammerherrn verzeihen und sie mit demselben vermählen. Da gab ihr der Prinz einen Gnadenbrief für denselben, und sie lief zu ihm in den Wald, wo er sich in einen hohlen Baum versteckt hatte, in den sie ihm täglich zu essen gebracht. Der Kammerherr erfreute sich sehr über sein Glück und kam mit ihr wieder in die Stadt. Als aber der Prinz die Haarlocke auch vergraben hatte, sprach die Myrte:

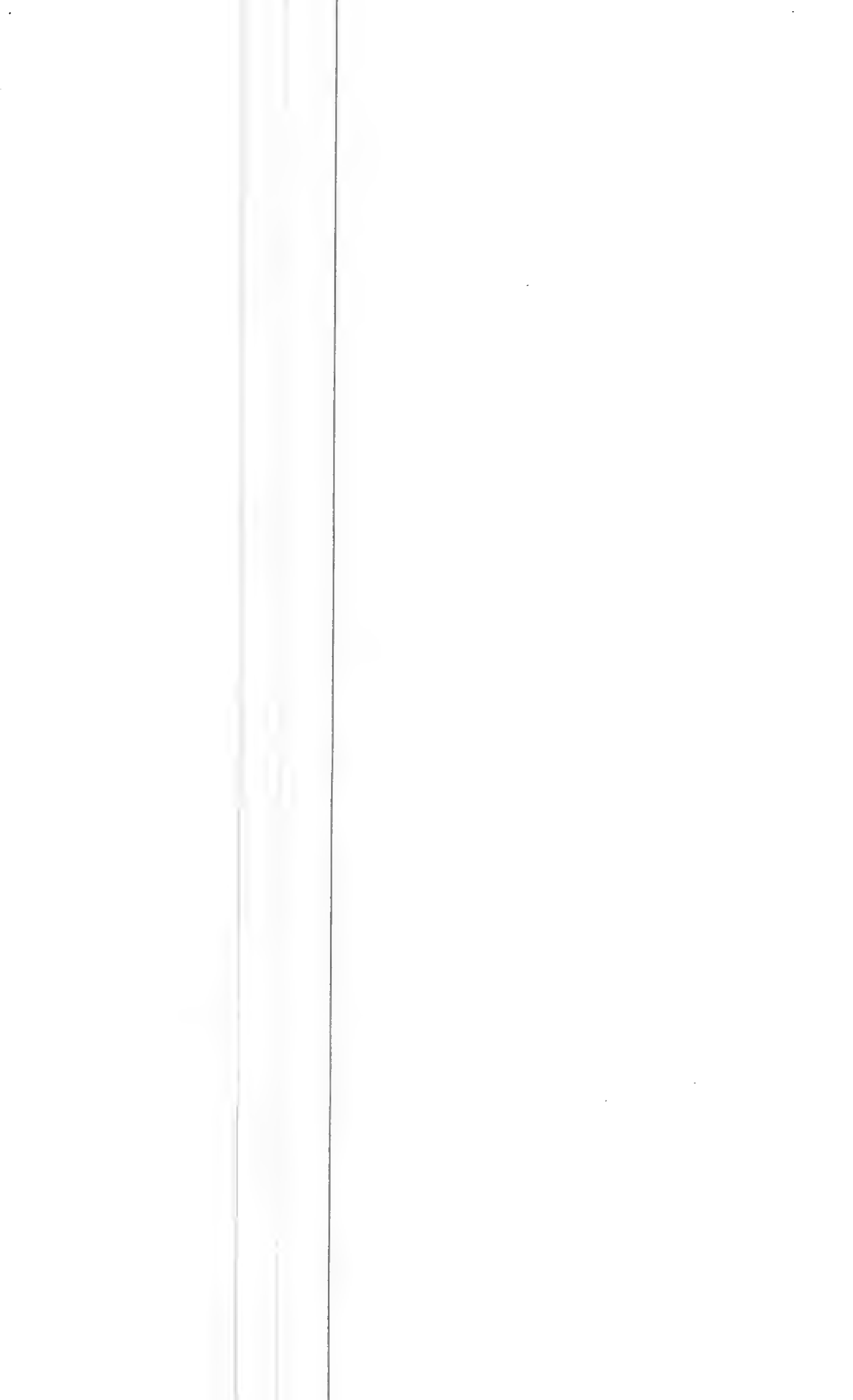
„Nun bin ich ganz
Im alten Glanz,
Bring mir den Kranz
Und führe mich zum Hochzeitstanz.“

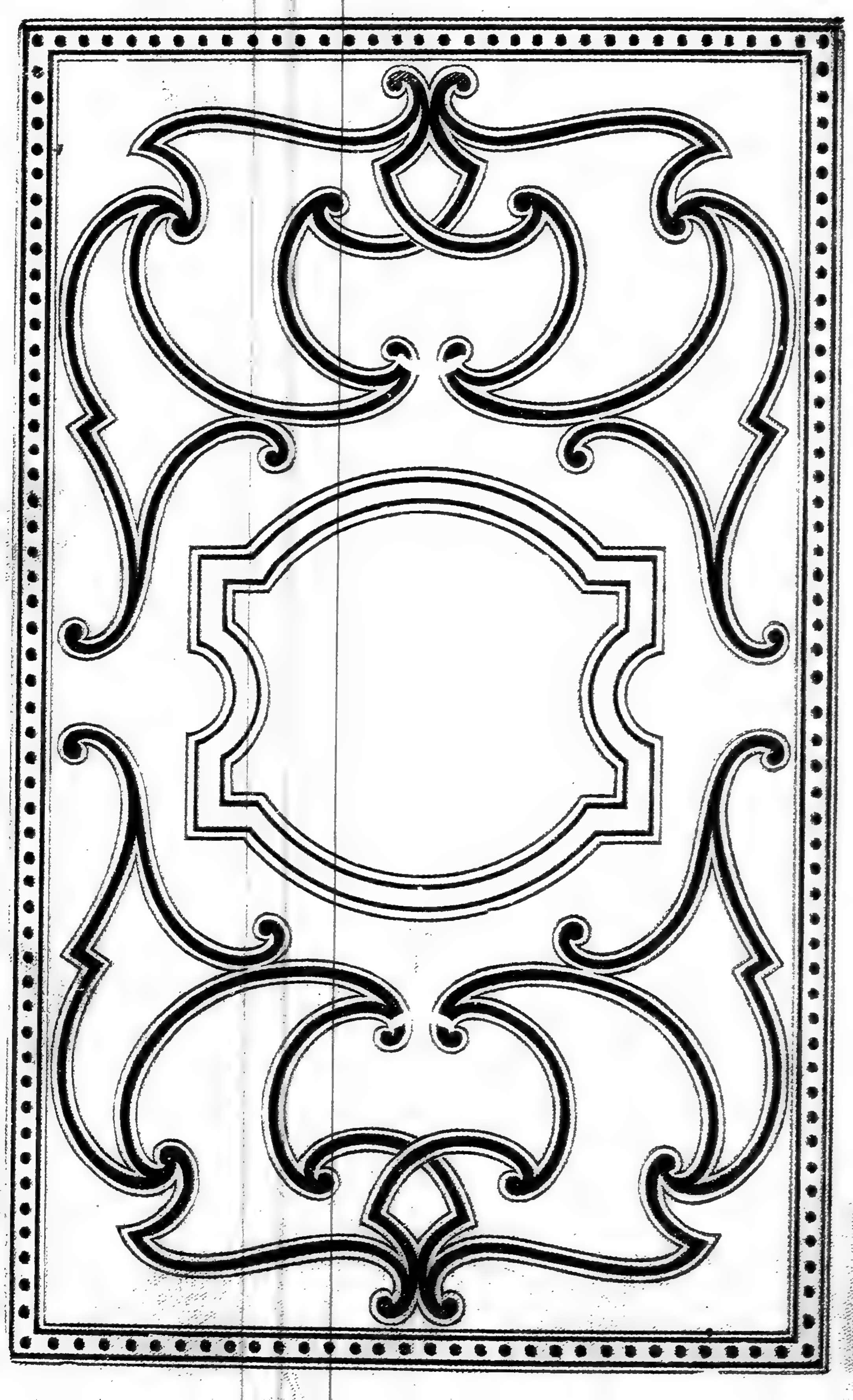
Da ließ der Prinz ein großes Fest vor allem Volke im Schloßgarten ansagen; da Alles versammelt war, ward die Myrte unter einen Thronhimmel gestellt, und der schönste Blumenkranz, mit Gold durchwunden, ward ihr von dem Töpfer und der Töpferin aufgesetzt, und als dies kaum geschehen war, trat das Myrtenfräulein, wie die schönste Braut geschmückt, aus dem Baum hervor und ward von ihren Eltern, welche sie noch nie gesehen hatten, unter Freudenthränen und dann von dem glücklichen Prinzen als seine Braut herzlich umarmt. Da standen die neun Mordfräulein wie auf heißen Kohlen; der Prinz aber sprach: „Was verdient Der, welcher diesem Myrtenfräulein etwas zu Leide thut?“ Und Einer sagte da nach dem Andern irgend eine harte Strafe her, und als die Frage an die neun Fräulein kam, sagten sie alle zusammen: „Daß ihn die Erde verschlinge und seine Hand aus der Erde wachse;“ und kaum hatten sie es gesagt, als die Erde sie auch verschlang und über ihnen Fünffingerkraut hervorwuchs. Nun wurde die Hochzeit gehalten, und der Kammerherr hielt mit dem jüngsten Fräulein auch Hochzeit. Es schenkte dem Prinzen der Himmel auch bald ein kleines Myrtenprinzchen, das ward in der schönen Wiege des alten Töpfers gewiegt, und das ganze Land war froh und glücklich.

Der Myrtenbaum aber ward bald so stark und groß, daß man ihn ins freie Feld setzen mußte. Da begehrte die Prinzessin

Myrte, daß er neben die ehmalige Hütte ihrer Eltern gesetzt werde; das geschah auch, und die Hütte ward zu einem schönen Landhaus verändert, und endlich ward aus dem Myrtenbaum ein Myrtenwald, und die Enkel des Töpfers und seiner Frau spielten darin, und die beiden guten Leute wurden dort, wie sie gewünscht hatten, unter dem Myrtenbaum begraben. Der Prinz und das Myrtenfräulein ruhen wohl auch schon dort, wenn sie nicht mehr leben sollten, woran ich fast zweifle; denn es ist schon sehr lange her.

Myrte, daß er neben die ehmalige Hütte ihrer Eltern gesetzt werde; das geschah auch, und die Hütte ward zu einem schönen Landhaus verändert, und endlich ward aus dem Myrtenbaum ein Myrtenwald, und die Enkel des Töpfers und seiner Frau spielten darin, und die beiden guten Leute wurden dort, wie sie gewünscht hatten, unter dem Myrtenbaum begraben. Der Prinz und das Myrtenfräulein ruhen wohl auch schon dort, wenn sie nicht mehr leben sollten, woran ich fast zweifle; denn es ist schon sehr lange her.





UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class 834B75 Book KG68 Volume 2

Mr10-20M

Return this book on or before the *Latest Date* stamped below. A charge is made on all overdue books.

U. of I. Library

JUL 15 36

9324-S



Die Märchen

des

Clemens Brentano.

Herausgegeben von

Guido Görres.

Dritte Auflage.

Zweiter Band.



Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1879.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

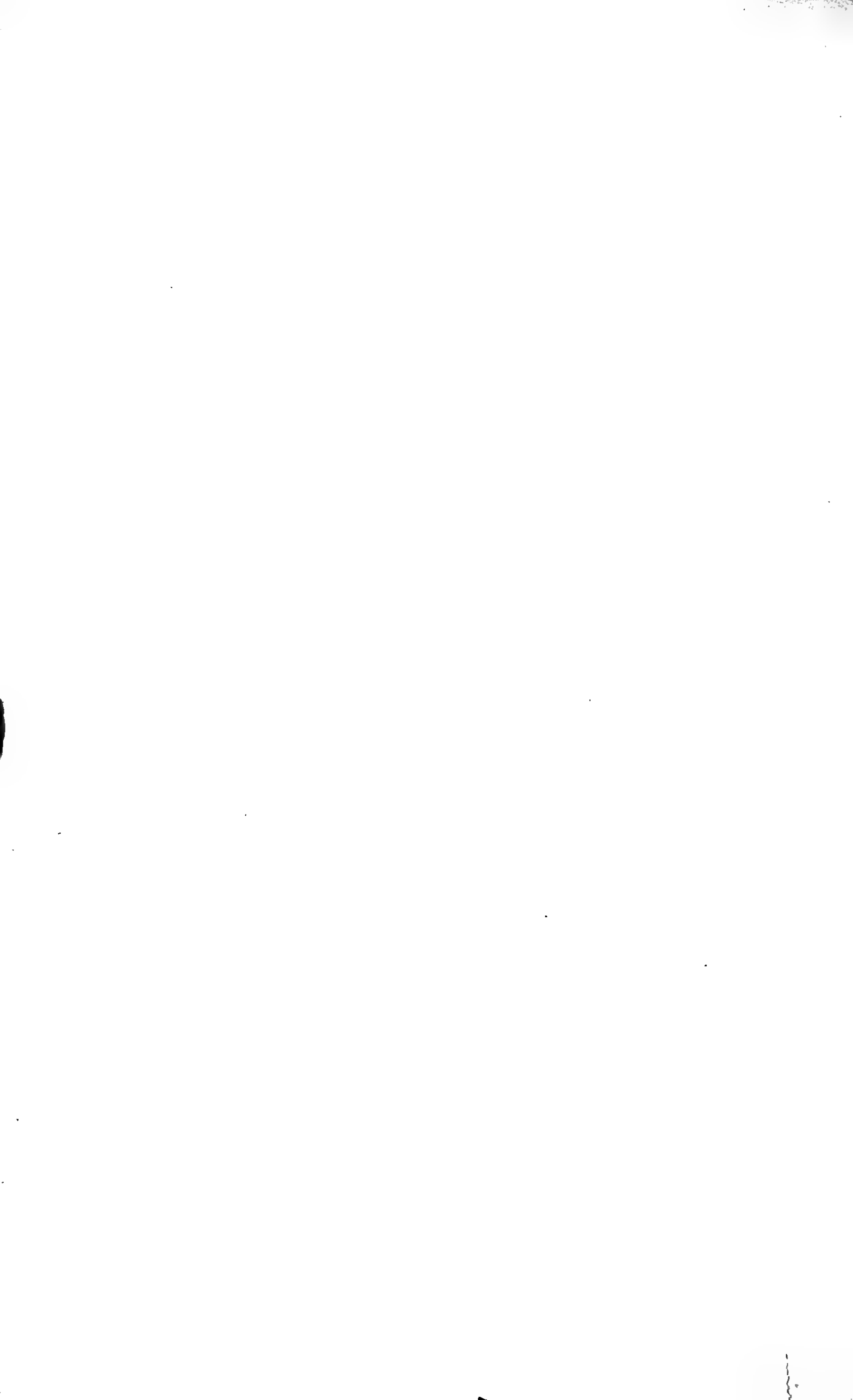
176945



Das Märchen von den Märchen

oder

Liebseelchen.



Es war einmal ein König von Schattenthalien, der hatte eine einzige Tochter, die er sehr liebte und darum Liebseelchen nannte. Aber leider war sie unter einem traurigen Stern geboren und stets so still und traurig und nie zum Lachen zu bringen, daß Alle, die sie kannten, sie, statt Liebseelchen, Trübseelchen nannten, weil sie immer so trübselig aussah. Hierüber war nun ihr königlicher Herr Vater, der lieber gewollt hätte, sie möge sich bucklich lachen, sehr unwillig und wendete Alles an, um sie aufzuheitern.

Bald ließ er die Hoftrompeter auf Sechspfennigstrompeten zur Tafel blasen; aber sie lachte nicht und fand die Musik sehr ernsthaft; bald ließ er allen Gänsen, die der Hirt zum Thore hinaustrieb, papierne Haarbeutel anhängen; aber sie lachte nicht und fand den Zug sehr anständig; bald ließ er eine Menge Hunde wie die bekanntesten Hofnarren ankleiden, und sie mußten ihm durch die Beine tanzen, wozu er auf der Geige spielte, ohne daß er es konnte; aber sie lachte nicht und meinte, der Hofball wäre recht angenehm, weil man sie nicht aufforderе, — und noch tausend andere solche Späßchen hatte er umsonst versucht; sie blieb immer, ohne eine Miene zu verziehen, so ernsthaft wie ein Arzneiglas, und der König hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, sie jemals lachen zu sehen, als ihm noch ein Gedanke einfiel, der ihm selbst so possirlich vorkam, daß er laut zu lachen anfing. „Wohlan!" sagte er, „will Liebseelchen nicht drüber lachen, so will ich mir doch einmal eine lustige Stunde geben; denn ich armer König bin vor lauter vergeblichem Spaßmachen selbst ganz betrübt geworden."

Der Platz vor dem Schlosse war von spiegelglatt geschliffenem Marmor. In der Mitte dieses Platzes ließ er einen Springbrunnen von Oel machen, der sich über den Platz ergoß und denselben noch schlüpfriger machte, so daß es nicht leicht möglich war, über den Platz zu gehen, ohne zu fallen. Es war am Neujahrstag, als er diesen Spaß anstellen wollte, weil er wußte, daß dann auf diesem Platze eine außerordentliche Menge geputzter und gezierter Leute in allerlei närrischen neuen Modekleidern herumzuspazieren pflegten, um sich einander das neue Jahr abzugewinnen. Er versprach sich tausend Spaß, wenn er dachte, wie die Putznarren und -Närrinnen gleich Grillen und Heuschrecken auf dem Platze herumspringen würden, um sich keine Oelflecken in ihre Neujahrsröcke zu machen, und wie sie endlich doch zur Strafe ihrer Eitelkeit an die Erde fallen müßten.

Als der Morgen herankam und das Neujahr schon mit Glockengeläut, Pauken und Trompeten in der Stadt angekündigt war, kam die Prinzessin Liebseelchen zu ihrem Vater an das Bett, küßte ihm die Hand und sprach so ernsthaft als ein Putzhahn: „Ich wünsche Eurer Majestät ein glückseliges neues Jahr, und daß Sie noch viele unterthänigste Jahre in Allerhöchstem Wohlsein zu verleben geruhen mögen." Der König umarmte seine Tochter und sprach: „Gleichfalls, liebstes Liebseelchen! aber, wenn du mich nicht vor der Zeit unter die Erde bringen willst, so thue mir die Liebe an und lache einmal von Herzensgrund." Das war aber fehlgegriffen; denn Liebseelchen fing an zu weinen und sagte: „Wie soll ich lachen, wenn Eure Majestät vom Sterben reden?" Da sprang der König aus dem Bett, setzte geschwind seine Krone auf, nahm seinen Scepter in die Hand und wollte mit den Worten: „Ei! das müßte doch der Kukuk sein, wenn ich dich nicht sollte zum Lachen bringen!" im Schlafrock, wie er war, mit der Prinzessin hinaus auf den Balkon treten. Liebseelchen aber sagte: „Herr Vater! vergessen Sie nicht, Ihren Mantel anzulegen." Zornig legte er seinen goldenen Mantel an; denn er dachte für sich: daß ich so im Schlafrock und ohne Perrücke, die Krone auf der Nachtmütze tragend, hinaus vor das Volk treten

wollte, darüber hätte sie eigentlich schon ordentlich lachen können; aber es ist nichts mit ihr anzufangen.

Da er nun ganz königlich angekleidet war, setzte er sich mit ihr auf den Balkon, um zu sehen, wie die Leute sich auf dem Oelplatze betragen würden. Zuerst kamen die Bauern, um dem Könige Glück zu wünschen. Da sie aber theils barfuß gingen, theils tüchtige, mit Nägel beschlagene Stiefel an hatten, so gingen sie recht fest auf dem glatten Boden, und die, welche Stiefel an hatten, patschten mit Vergnügen in dem Oel herum, weil ihnen das ihr Lederwerk dauerhaft und geschmeidig machte. Viele, die mit Holzschuhen kamen, zogen diese aus und nahmen sie mit Oel gefüllt nach Hause und bedankten sich noch recht schön bei Ihrer Majestät.

Aber als später allerlei geputzte und gezierte Stadtleute kamen, gab es Mancherlei für den König zu lachen, wenn sie, um sich nicht zu beschmutzen, auf den Fußspitzen einherhüpften und bei dem ersten Bückling, den sie machten, ausglitten und über einander herfielen; aber auch bei den lächerlichsten Zufällen lachte die Prinzessin Liebseelchen nicht, sondern bedauerte immer nur die armen Leute, mit welchen der König einen so unschicklichen Spaß trieb, worüber dieser sehr ergrimmt den Balkon verließ und ihr sagte, sie sei ein recht widerwärtiger Sauertopf.

Liebseelchen aber blieb allein auf dem Balkon sitzen und fiel in eine tiefe Traurigkeit über den Unwillen ihres Vaters; denn sie konnte gar nicht begreifen, wie es nur möglich sei, über etwas zu lachen, wodurch andere Leute in Schaden oder Spott kämen. Indem sie so über den Oelplatz sah, von welchem sich die Neujahrsgratulanten, auf allerlei Art verunglückt, beinahe schon alle zurückgezogen hatten, kam auf einmal eine sehr kuriose Figur anspaziert, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog: nämlich eine sehr alte, französische Mademoiselle, welche in der Residenz der Schrecken aller Kinder war, die bei ihr in die Schule gingen, und die der armen Prinzessin mit ihren verdrehten und verzwickten Sitten und ihren vielen Regeln des guten Betragens und feinen Accentes, den sie durch ihre spitze Nase hervortrompetete,

auch manche qualvolle Stunde gemacht hatte, da sie früher Unterricht bei ihr hatte.

Diese französische Närrin ließ sich von zwei ebenso lächerlichen französischen Tanzmeistern auf einem vergoldeten Tragsessel gegen das Schloß hintragen. Sie war nach der lächerlichsten neuen Mode gekleidet und eingeschnürt wie eine Spindel, dazu geschminkt roth und weiß und blau wie eine französische Nationalkokarde; schnitt Gesichter rechts und links und drehte sich wie ein Ohrwurm, der in den Honigtopf gefallen. Die beiden Tanzmeister machten die lächerlichsten Sprünge mit ihr durch das Oel, aber sie fielen nicht; denn wenn sie auch ein wenig stolperten, so machten sie gleich einen Entrechat hintendrein, daß es immer aussah, als wäre es lauter Kunst.

Da diese lächerliche Gesellschaft mitten auf dem Platze angekommen war, wendete sich die alte Hexe — denn das war sie — gegen die Prinzessin und begann einen langen französischen Neujahrswunsch mit den affektirtesten Stellungen von dem Tragstuhl herab zu deklamiren, wo immer das erste Wort „amour“, das zweite „plaisir“, das dritte „le coeur“, das vierte „souvenir“, das fünfte „bonheur“, das sechste „douceur“ war, und als sie recht in die Furie der Begeisterung kam, trat die alte Zieräffin auf den Sitz des Tragstuhls und machte eine Stellung, als ob sie fliegen wollte, und sagte:

„Ce sont les voeux que tracent
Les amours et les graces
Avec le griffle de l'histoire
Dans le marbre de la memoire;
Acceptez, princesse, les offrandes
De votre très humble servante,
Mademoiselle
Zephise
la marquise
de Pimpernelle.“

Aber, perdauz! da flog sie vom Tragstuhl herunter in das Oelbad, und die beiden Herrn Tanzmeister fielen mit über den

Haufen, und es war, als ob der Prinzessin alle Schnürbänder zerplatzten; denn hi, hi, hi, und ha, ha, ha fing sie so entsetzlich an zu lachen, daß sie sich den Leib mit beiden Händen halten mußte, und hi, hi, hi, und ha, ha, ha ging es immer fort; dazu bliesen hundert Trompeter und wirbelten fünfzig Pauker und wurden hundert Kanonenschüsse gelöst und mit allen Glocken geläutet; denn der König hatte alles Dies vorausbestellt, wenn die Prinzessin lachen sollte; und da er hinter einem Fensterladen zugesehen, hatte er gleich bei dem Gelächter Liebseelchens eine Pistole zum Fenster hinausgeschossen, welches das Zeichen war, daß die Festivitäten los gehen sollten.

Indessen waren viele Menschen herzugelaufen und lachten auch über die Strafe, welche die unvernünftige Mademoiselle Pimpernelle erlebt hatte. Die hatte sich endlich ohne alle Grazie, so beschmiert sie war, aufgemacht, und vor Zorn glühend machte sie zwei Fäuste gegen die lachende Liebseelchen und schrie:

„Du lachst über mich, Liebseelchen!
Du sollst weinen über mich, Trübseelchen!
Denn keinen andern Mann sollst du haben,
Als einen, der ist schon längst begraben:
Aus dem kalten Grab von Marmorsteinen
Sollst du den Prinzen Röhropp heraus weinen!
Diesen Fluch gibt dir die Mademoiselle
Zephise Marquise de Pimpernelle.“

Und als sie diese Worte in heftigem Zorne ausgesprochen, fing sie an, an allen Orten wie ein Feuerwerk zu brennen; die zwei Tanzmeister drehten sich auch wie Feuerräder; sie knisterten und knasterten, und mit Zisch und Zasch und Rakedakdakdak fuhr die ganze Gesellschaft wie Raketen in die Luft und verschwand über der Stadt mit einem Pech- und Schwefelgeruch. Eine alte Schnürbrust, eine Perrücke und ein Paar Fischbeine fielen an die Erde; sonst sah man nichts mehr.

Der König begab sich nun voller Freuden zu Liebseelchen, um ihr für ihr Lachen zu danken. Er fand in ihrem Vorzimmer einen jungen Pagen. Der warf sich ihm zu Füßen und sprach:

„Gnädiger König! wollt mir eine Belohnung geben, denn ich bin eigentlich Schuld an dem ganzen Gelächter. Da die abscheuliche Pimpernelle so lächerlich auf dem Tragstuhl stand, reichte ich den beiden Tanzmeistern, welche den Tragstuhl hielten, eine Prise vom feinsten Schnupftabak, und weil sie mit beiden Händen die Arme des Tragstuhles hielten, mußte ich ihnen die Prise in die Nase reiben, worauf sie so heftig niesten, daß die Pimpernelle durch die Erschütterung sammt ihnen über den Haufen fiel." Der König lachte hierüber nochmals von Herzen und machte ihm eine goldene Schnupftabaksdose mit seinem Gemälde in Brillanten gefaßt zum Geschenke, mit dem Befehl, daß er sie an dem Strumpfband der Pimpernelle, das man auf dem Platz gefunden, an dem Hals tragen solle. Hierauf gab er ihm noch den Auftrag, daß heute Abend die ganze Stadt solle erleuchtet sein, und ging dann in die Stube der Liebseelchen.

Aber wie erstaunte der König, da er diese nichts weniger als lachend antraf; sie war vielmehr trauriger, als je, und wiederholte immer den Fluch der Pimpernelle:

„Aus dem kalten Grab von Marmorsteinen
Sollst du den Prinzen Röhropp heraus weinen."

Der König gab sich alle Mühe, ihr dies auszureden, aber Alles war vergebens, so daß er sie endlich verließ, um nähere Anstalten zu der Beleuchtung zu treffen, in der Hoffnung, sie werde vielleicht heute Nacht die Grillen verschlafen.

Die Sonne ging unter, die Nacht kam heran, und viele tausend Lampen brannten an allen Fenstern der Stadt. Alle Gassen waren voll lustiger, lachender Leute; besonders waren viele junge Fräuleins, welche die garstige Mademoiselle Zephise Marquise Pimpernelle sehr gequält hatte, voller Freude und sangen durch alle Straßen:

„Die Mademoiselle
Zephise Marquise
De Pimpernelle
Fuhr in die Hölle."

Und so ging der Zug nach der Wohnung der alten Zauberin. Man brach die Thüren ein und warf alle ihre Perrücken, Schnürbrüste, Schminktöpfe, Fischbeine und allen Lumpenkram zum Fenster hinaus, machte ein großes Feuer daraus und tanzte und sprang herum; dabei stand der lustige König und lachte so herzlich, daß er ganz seine Tochter Liebseelchen vergaß.

Während dieser allgemeinen Freude hatte Liebseelchen etwas ganz Anderes vor. Der Gedanke an den Prinzen Röhropp, den sie aus dem Grab weinen sollte, hatte ihre Seele so eingenommen, daß sie keine Ruhe und keine Rast mehr hatte. Sie machte sich ein Bündel Kleider zusammen, legte alle ihre Juwelen hinein, schlich sich in den Stall, packte das Bündelchen auf ihr kleines weißes Pferdchen, setzte sich darauf und ritt hinten durch den Schloßgarten zur Stadt hinaus. Kein Mensch bemerkte sie, denn alle Dienerschaft des Schlosses lief in der Stadt herum, die Beleuchtung zu sehen.

Bald verlor sie die lärmende, flimmernde Stadt aus den Augen und ritt in einen tiefen Wald hinein, wo sie in der Dunkelheit der Nacht ihrer Trauer recht nachhängen konnte. Auf einmal kam sie mit ihrem Pferdchen an einen reißenden Bach, an welchem drei alte Mütterchen saßen. Die waren steinalt, krumm gebückt und stützten sich auf Krücken und sprachen:

„Da stehn wir mit der Krücke
Am Wasser ohne Brücke,
Wir tragen wohl hundert Jahre schwer,
Ach! wer nur erst überm Wasser wär."

Da sprach Liebseelchen zu ihnen:

„Meinem Schimmelchen sein Rücken,
Der ist so gut wie Brücken,
Sitzt hinter mich hübsch nach der Reih',
Hinüber trag ich euch alle Drei."

Da setzte sich das eine alte Mütterchen hinter Liebseelchen, und sie trieb ihr Pferdchen ins Wasser und schwamm hinüber

und setzte die Alte ans Land, schwamm wieder zurück und holte die zweite und zuletzt die dritte Alte glücklich hinüber. Als sie alle drüben waren, dankten sie Liebseelchen sehr, und da sie sagten, daß sie noch ein Stückchen Wegs an den Ort ihrer Bestimmung hätten, setzte Liebseelchen sie immer abwechselnd auf ihr Pferdchen, damit sie nicht so müde würden. Unterwegs plauderten die Alten allerlei; aber Liebseelchen war immer still und dachte an den Prinzen Röhropp in den Marmorsteinen, den sie herausweinen sollte aus dem Grabe.

Auf einmal kamen sie an einen freien Platz im Wald; da schien der Mond so hell wie Silber, und in der Mitte stand ein großer Nußbaum voll Nüsse, die klinkerten und klankerten vom Winde bewegt wie goldene Glocken. „Nun," sagten die Alten, „sind wir da:

Wir Alten mit den Krücken,
Am Wasser ohne Brücken,
Kamen auf Schimmels Rücken,
Wo wir jetzt Nüsse pflücken.
Das Klettern fällt uns gar zu schwer,
Ach! wenn nur eine Leiter da wär!"

Da sprach Liebseelchen:

„Ich steig auf Schimmelchens Rücken
Und schlag die Nüsse mit den Krücken,
Das ist so gut wie Pflücken,
Klinkele, klankele in dem Wind,
Nun hebt die Nüsse auf geschwind."

Und das ging prächtig. Liebseelchen stellte sich auf ihren Schimmel und schlug mit einer Krücke die Nüsse herunter; aber die Alten waren noch nicht zufrieden und sangen:

„Wir Alten mit den Krücken,
Wir haben müde Rücken
Und können uns nicht bücken,

Das Nüsselesen fällt gar zu schwer,
Ach! wenn nur Alles im Sack drinne wär."

Aber Liebseelchen war unermüdet gefällig und sammelte den Alten alle Nüsse in den Sack, so daß sie endlich sehr müde ward, und da die alten Mütterchen sie seufzen hörten, sagten sie: „Genug, mein Kind! genug, du seufzest so schwer, du bist so müde." — „Ach!" sagte Liebseelchen,

„Ich seufze nicht aus Müdigkeit,
Ich seufze aus großem Herzeleid,
Prinz Röhropp liegt todt in Marmorsteinen,
Den muß ich aus dem Grab heraus weinen."

„O weh! o weh!" sagten da die alten Mütterchen, „das wird viel Thränen kosten, da wirst du viel weinen müssen, armes Kind!

Doch fasse Muth,
Wir sind dir gut,
Wir wollen dir hier schenken
Drei Nüsse zum Angedenken.
Kommst du in Noth und große Pein:
So knacke eine Wünschelnuß,
Dann wird dir gleich geholfen sein
Zu Lust und Freud und Ueberfluß."

Da gab ihr Jede eine Nuß, die knüpfte sie in ihre Schürze und stieg zu Pferd, und die Alten riefen:

„Leb wohl! leb wohl! grad aus,
So kömmst du aus dem Wald hinaus."

Und nach diesen Worten verschwanden die Alten in der Luft, und der Schimmel flog mit Liebseelchen durch die Büsche, daß ihr die Haare sausten und die Nüsse in der Schürze klingelten.

Schon war sie über Berg und Thal gekommen, da hörte der Schimmel auf zu galoppiren und trabte.

Schon war sie durch den jungen Wald und über die Moosheide gekommen, und der Himmel war voll Sterne, und der Mond ging unter. Da hörte der Schimmel auf stark zu traben und ging einen starken Schritt.

Schon war der Himmel weiß gegen Morgen, die Hasen gingen schon in die Kohlfelder nach ihrem Morgenbrod; Hähne krähten in der Ferne, und die Haare Liebseelchens und die Mähne ihres Schimmelchens waren naß vom Morgenthau. Da ging der Schimmel einen sehr langsamen Schritt, und Liebseelchen matt und müde nickte mit dem Kopfe und schlief ein und wußte nichts mehr von sich; aber der Schimmel ging seinen leisen Schritt fort und fraß hie und da ein Bischen Gras, das am Rande der Gartenfelder stand, durch welche bereits der Weg ging.

Auf einmal stand der Schimmel still. Wasser spritzte Liebseelchen ins Gesicht; sie wachte auf, rieb sich die Augen; da sah sie, daß ihr Roß aus dem Becken eines Springbrunnens trank, dessen Strahl sie benetzt hatte. Dieser Springbrunnen stand auf einem großen freien Platz, an der einen Seite eines marmorsteinernen Grabmals, auf welchem ein geharnischter Ritter mit gefalteten Händen lag, und zur andern Seite des Grabmales sprang noch ein Springbrunnen; auf dem Grabmale aber sang eine Schwalbe ihr Morgenlied.

Das weiße Grabmal schimmerte röthlich von der Morgensonne, welche in der Ferne über den Thürmen einer großen Stadt aufzog. Der Schimmel schlürfte ruhig das Wasser ein und schüttelte sich. Da kam Liebseelchen erst recht zu sich, sprang vom Sattel und sagte: „O du lieber Himmel! Das ist gewiß

Prinz Röhropp in den Marmorsteinen,
Den ich aus seinem Grab soll weinen.“

Da ging die Sonne in die Höhe, und sie las auf der einen Seite des Grabmals folgende Inschrift:

„Brunnen! ihr mögt ewig weinen,
Strudelnd, sprudelnd ab und auf,

Röhropp in den Marmelsteinen
Wacht nicht auf von eurem Lauf;
Nimmer, nimmer ist's genug!
Wenn der schwarze Thränenkrug,
Der hier hänget an dem Grabe,
Erst von Thränen überquillt:
Dann erwacht das Marmorbild
Und reicht für die Thränengabe
Kron und Scepter, Leut' und Land,
Lieb und Freundschaft, Herz und Hand
Dann der frommen Weinerin
Gerne hin.
Also heißt der Zauberspruch
In dem alten Plunderbuch."

Und neben dieser Inschrift hing ein großer Thränenkrug, in welchen wohl zwei Maaß gingen. Liebseelchen nahm diesen Krug herab, setzte sich auf die Bank an den einen Springbrunnen hin, nahm den Krug zwischen die Kniee, hängte das Haupt über ihn nieder, und es kamen ihr so traurige Gedanken, daß ihr die Augen wie zwei Krystallquellen von Thränen überflossen. So saß sie da in bitterer Wehmuth und weinte. Ihr Pferdchen graste rings herum und kam manchmal zu trinken zu ihr an den Brunnen. Und die Sonne stieg, und das Grabmal warf einen Schatten, und der Schatten ward kleiner und verschwand; und die Sonne stand hoch oben, es war Mittag; und der Schatten fiel nach der andern Seite und ward groß und größer, es ward Abend, die Sonne sank; es ward Nacht, die Sterne kamen und der Mond; und der Morgen kam und fand Liebseelchen immer weinend.

Der zweite Tag verging und die zweite Nacht; da war das arme Liebseelchen so müde und so abgeweint, daß ihr alle Gedanken vergangen und ihr der Kopf auf den Rand des Brunnens sank. Sie schlief ein, und der Krug war erst drei Viertel voll; da kam das Pferdchen zu ihr herangelaufen und schaute sie an, und da es seine liebe Prinzessin so blaß und so verwirrt sah, ward es gar betrübt, und es flossen dem treuen Thiere auch

große Thränen aus den Augen und in das Gefäß nieder, so daß in wenig Minuten der Krug bis auf einen Finger breit voll war.

Aber nun kam eine häßliche, böse, schwarze Mohrin mit einem Eimer an den Brunnen, Wasser zu holen, und da der Schimmel nie Mohren gesehen hatte, erschrack er und trabte weg in die Ferne. Diese Mohrin kannte sehr wohl den Zauberspruch, der an dem Brunnen stand, und da sie sah, daß Liebseelchen den Krug beinahe vollgeweint hatte, nahm sie ihr denselben leise zwischen den Knieen weg, holte eine Zwiebel aus der Tasche und rieb sich die Augen damit, worüber ihr die Thränen so reichlich niederflossen, daß der Krug bald voll wurde. Als sie den letzten Tropfen hineinweinte, fing der Krug an überzufließen. Das Steinbild des Prinzen Röhropp rührte sich, rieb sich die Augen, streckte sich, gähnte wie Einer, der vom Schlaf erwacht, richtete sich auf, stieg herab und umarmte die garstige Russika, so hieß die Mohrin, pochte dann mit seinem Schwerte an das Grab. Das that sich auf; da kamen allerlei Kammerdiener und Hofdamen heraus und viele Pagen; die legten der Mohrin einen goldenen Mantel um und setzten ihr eine Krone auf; dann kamen auch allerlei Musikanten heraus, und alle ordneten sich in einen Zug, und die Musikanten zogen voraus und spielten, und sie zogen wie eine Hochzeit nach der Stadt, welche mit allen Glocken zu läuten anfing, um ihren entzauberten Prinzen nebst seiner Braut zu empfangen.

Sie waren schon ein Stückchen Wegs weggezogen, als das Pferdchen zu Liebseelchen herankam und so heftig zu wiehern begann, daß sie erwachte. Da sah sie dem Zuge nach und begriff bald ihr Unglück. Sie rang die Hände und raufte die Haare und weinte genug, um den Krug nochmals zu füllen; aber verschlafen war verschlafen! Da rasselten, wie sie sich die Augen trocknen wollte, die goldenen Wünschelnüsse der drei alten Mütterchen in ihrer Schürze, und sie gedachte des Spruches der Alten, daß die ihr in der Noth helfen sollten.

„Wohlan! ich will," sprach sie, „mein Heil versuchen," — setzte sich auf das Schimmelchen und ritt ruhig nach der Stadt.

In der Stadt fand sie Alles voll Jubel und Freude, daß der Prinz Röhropp von seinem Zauberschlaf erlöst sei, und sie kaufte sich seinem Palaste gegenüber, worin er mit der bösen Mohrin wohnte, ein prächtiges Haus für die Edelsteine, die sie aus Schattenthalien mitgebracht, miethete sich viele hübsche und fromme Mägde, welche sie alle in weiße Kleider mit rothen Bändern geschmückt kleidete; sie selbst aber ging immer schwarz, zum Zeichen ihrer Trauer, nur trug sie oft eine grüne Schärpe, zum Zeichen, daß sie noch hoffe glücklich zu werden. Ihr gutes Schimmelchen hatte einen marmornen Stall und eine Krippe von Elfenbein, und sie fütterte und tränkte es mit ihren eigenen Händen. Ihren Dienerinnen hatte sie lauter schwarze Pferde gekauft und ritt manchmal mit ihnen, zur großen Verwunderung der Stadt, vor ihnen auf ihrem Schimmelchen spazieren. Wenn sie zu Hause war, saß sie meist auf einem kleinen Thurm und sah mit großer Betrübniß in den Schloßgarten gegenüber, wie Prinz Röhropp unermüdlich mit tausend Gefälligkeiten um die falsche schwarze Mohrin beschäftigt war, gleich einer Fledermaus, die um die Nacht herumfliegt. Aber es sollte bald anders werden; er sollte sich bald um Liebseelchen bemühen wie ein Adler, der um die Sonne fliegt.

Einstens Morgens, da Prinz Röhropp zu der schwarzen Russika kam, hatte diese eine goldene Wiege neben sich stehen und in ihrem Arm ein mit Purpurwindeln bedecktes Päckchen. „Ach!" rief Prinz Röhropp aus, „hätte der Himmel meine Wünsche erhört und mir ein kleines Kindchen geschenkt! o zeige mir es, liebste Russika!" — „Ja," erwiederte diese,

„Ein schönes Kind,
Doch zeig ich's nicht,
Es wird sonst blind
Vom Sonnenlicht.

Gedulden Sie sich, mein Prinz, Sie werden es schon früh genug sehen." Hierüber ward der Prinz betrübt und sah zum

Fenster hinaus, und da ritt Liebseelchen gerade auf ihrem Schimmelchen vor ihren schönen Dienerinnen über den Platz.

Da der Prinz sie sah, grüßte er sie; sie erwiederte den Gruß und ließ ihr Pferdchen so schön springen und tanzen, daß der Prinz vor Freuden ausrief: „Ach, welche wunderschöne Prinzessin! die ist ja, als wenn sie gerade aus dem Himmel herabgekommen wäre!" — Da Russika dies hörte, sagte sie voll Zorn:

„Prinz Röhropp du!
Mach's Fenster zu,
Oder ich bringe dir große Noth,
Steche mit der Nadel das Prinzchen todt."

Da erschrak Röhropp sehr, machte das Fenster zu und sah nicht mehr hinaus.

Liebseelchen war sehr erfreut gewesen über den freundlichen Gruß Röhropps. Aber das war eine kurze Freude. Sie lauerte wohl Tage lang am Fenster, er ließ sich wegen der Drohung der Mohrin nicht mehr sehen.

Als Liebseelchen einstens in traurigen Gedanken am Fenster saß, erblickte sie gegenüber die böse Russika mit ihrem bedeckten Wickelkind auch am Fenster sitzen. Da ward sie so betrübt, daß sie aus großer Noth und Pein eine von den goldenen Wünschelnüssen der alten Mütterchen aufbiß, und siehe! ein wunderschöner, bunter, kleiner Papagei flog heraus und um Liebseelchen herum und gaukelte wie ein Aeffchen und plauderte und sang allerlei allerliebstes Zeug durcheinander.

Russika hatte kaum den Vogel gesehen, als sie rief: „Röhropp! Röhropp!" und da der Prinz ihr nahte, zeigte sie auf den Vogel und sagte:

„Prinz Röhropp, gleich
Papperle mir reich!
Oder ich bringe dir große Noth,
Steche mit der Nadel das Prinzchen todt."

Was sollte der arme Prinz anfangen? Er mußte gleich einen Edelknaben hinüber zu Liebseelchen schicken und sie fragen lassen,

ob sie ihm das schöne Papperle nicht verkaufen wolle. Liebseelchen erwiederte dem Boten, sie sei keine Krämerin, sie habe nie etwas verkauft; aber sie mache sich eine Ehre daraus, dem Prinzen das Papperle zu schenken, und so überreichte sie dem Edelknaben den Vogel, der ihn hinüber zur garstigen Russika brachte.

Vier Tage darauf saßen Liebseelchen und Russika wieder am Fenster, und Liebseelchen knackte die zweite Wünschelnuß auf. Aus der kam eine schöne goldene Henne mit zwölf goldenen Küchelchen, welche um sie herumpickten und pipten. Die Henne gluckte so süß wie eine Flöte und nahm sie unter die Flügel, und das war so wunderlieblich anzusehen, daß Russika die kleine goldene Brut kaum erblickt hatte, als sie rief: „Röhropp! Röhropp!" Der Prinz kam. Die Mohrin zeigte hinüber und sagte:

„Prinz Röhropp, gleich
Goldglucke mir reich,
Oder ich bring dir große Noth,
Steche mit der Nadel das Prinzchen todt."

Röhropp kannte die zornige Gemüthsart der Russika; er konnte nicht anders; er schickte abermals den Edelknaben hinüber und ließ tausendmal um Entschuldigung bitten, daß er so unglücklich sei, um die Goldglucke bitten zu müssen; und Liebseelchen gab die Goldglucke und die zwölf Küchlein hin.

Vier Tage gingen abermals vorbei. Liebseelchen saß wieder am Fenster, und gegenüber die böse Mohrin. Da knackte Liebseelchen die dritte Nuß auf, und sieh! eine kleine wunderschöne Puppe kam heraus. Sie hatte einen kleinen Spinnrocken in der Hand und spann Gold und drehte die Spindel so artig und leckte die Fingerchen so zierlich, daß es eine Freude war, sie anzusehen. Kaum hatte Russika dieses Wunderpüppchen gesehen, als sie dem Prinzen rief, hinüberzeigte und sprach:

„Prinz Röhropp, gleich
Spinnpuppe mir reich!
Oder ich bringe dir große Noth,
Steche mit dem Messer das Prinzchen todt."

Röhropp war in Verzweiflung über die Unverschämtheit der Mohrin, die Alles haben wollte, was sie sah, und weil er sich schämte, den Edelknaben wieder hinüber zu schicken, ging er selbst in die Wohnung seiner Nachbarin.

Liebseelchen empfing ihn mit der größten Freundlichkeit. Er brachte sein Anliegen mit großer Verlegenheit vor, und als Liebseelchen, um ihn länger bei sich zu sehen, allerlei Schwierigkeiten machte, ihm die Puppe zu schenken, sagte er endlich: „Verehrte Prinzessin! ach! ich will Ihnen ja gern Alles, was mein ist, drum geben; schenken Sie mir nur die Puppe und retten Sie meinem Prinzchen das Leben. Bedenken Sie, daß ich der Russika, welche die Puppe haben will, mein eigenes Leben verdanke. Sie ist es, die mich aus dem Grabe herausgeweint; aber ich muß sagen, sie hat mir keinen Gefallen damit gethan, ich wollte lieber ewig versteinert liegen geblieben sein, als daß ich jetzt so von ihr gequält und gepeinigt bin.“ — Da Liebseelchen dies hörte, ward sie sehr traurig über den Betrug und die Undankbarkeit der Mohrin. Sie gab dem Prinzen Röhropp die Puppe mit Thränen und verschloß sich in ihre Kammer und weinte. Röhropp, nicht weniger betrübt als Liebseelchen, brachte die spinnende Puppe seiner bösen Mohrin. Diese nahm die Puppe auf den Arm und trieb sie immer an zu spinnen mit den Worten:

„Spinn, Puppe! spinn!
Spinn ein königliches Kleid,
Zwanzig Ellen lang und breit,
Und wird dir der Faden brechen,
Will ich dich mit Nadeln stechen,
Spinn, Puppe! spinn!“

Da spann die kleine Puppe immer emsiger und emsiger. Da Russika aber sie immer noch mehr antrieb und endlich eine Nadel hervorzog, guckte die kleine Puppe sie zornig an und sprach:

„Russika, du treibst's zu toll,
Wenn ich immer spinnen soll,
Mußt du Märchen mir erzählen
Und nicht schmähen stets und quälen;

Willst du nicht in zehen Tagen
Fünfzig Märchen her mir sagen,
So will ich dem Röhropp klagen:
Daß du ihn so grob belogen,
Daß Liebseelchen du betrogen;
Denn du stahlst den Thränenkrug,
Merk dir das und werde klug!"

Als die Mohrin dies gehört hatte, ward es ihr angst und bang. Denn sie wußte auch gar keine einzige Geschichte als eine, die erzählte sie gleich:

„Es war einmal ein Mann,
Der hieß Pumpan,
Pumpan hieß er,
An einen Stein stieß er
Und fiel dann in ein Loch,
Ich glaub', da liegt er noch."

Die Puppe aber sagte: Dies Märchen sei sehr dumm, sie wolle etwas Besseres hören, und wenn nicht gleich eine ganze Spinnstube voll Erzählerinnen herbeigeschafft werde, so wolle sie gleich dem Prinzen Röhropp Alles sagen; denn hören müsse sie oder schwätzen. Da wünschte Russika die Puppe über alle Berge und rief: „Röhropp!" — Der kam und ward von ihr mit den Worten empfangen:

„Röhropp! such zehn Spinnerinnen,
Die auf fünfzig Märchen sinnen,
Sonst bring ich dir große Noth,
Steche mit dem Messer das Prinzchen todt."

Da ließ Prinz Röhropp voll Herzensangst in der Stadt und auf dem Lande durch Trompeter bekannt machen: Alle alten Mütterchen, welche schöne Geschichten erzählen könnten, sollten sich morgen Abend mit ihren Spinnrädern vor dem Schlosse einstellen. Da entstand eine Bewegung im ganzen Land. Aus allen Winkeln, hinter allen Oefen hervor, aus allen Bodenkammern,

von allen Kirchenthüren weg kamen die alten Mütterchen zusammengelaufen. Sie wuschen und trockneten und flickten und plätteten alle ihre schönsten Kleider. Da rasselten die Schlüssel, da knarrten die alten Kastendeckel, da knarrten die alten Schrankthüren im ganzen Land, als sie ihren alten Putz hervorsuchten; dabei war ein Geplapper und Geschnatter und Gezische und ein Spektakel ohne End. Sie wuschen die alten Spinnräder und schmierten sie mit Oel und legten den schönsten Flachs um den Rocken, und so ging der Zug von allen Seiten auf die Stadt und auf den Schloßplatz zu.

Da ließ sie der Prinz Röhropp in einen großen Kreis sitzen mit ihren Spinnrädern, und die Zehn, welche zuerst ihren Rocken abgesponnen, die sollten die Ehre haben, der Prinzessin Russika Märchen zu erzählen. Kaum war dies bekannt gemacht, als Alle im Kreise geschwind wie der Wind die Brillen auf der Nase hatten, und nun ging es an ein Schnurren von einigen hundert Rädern, und die Zehn, welche zuerst fertig wurden, waren nach der Reihe: die lange Jungfer Elsefinger, das magere Fräulein Klarefädchen, die muntere Frau Zipflore, die bucklichte Jungfer Radebärbl, die witzige Fräulein Spuhlendoris, die scharfsinnige Frau Hecheltonie, die Jungfer Weifenseppel, die eifrige Fräulein Haspelrosa, die emsige Frau Spindelmarthe und die zierliche Jungfer Kunkelriecke.

Die zehn Auserwählten mußten sich im Schloßgarten mit ihren Spinnrocken im Halbkreise setzen. In der Mitte saß die böse Mohrin Russika; auf dem Schooße hatte sie das mit rothen Windeln zugedeckte Prinzchen, auf dem Arm die goldspinnende Puppe, zur Linken saß der schöne Papagei auf einer Stange, zu ihren Füßen in einem silbernen Hühnerkorb aber die Goldglucke mit den zwölf Küchlein, und über die ganze Gesellschaft war ein Teppich gegen die Sonne gespannt; und damit die Gesellschaft recht vollkommen sei, hatten sich ein Klapperstorch, ein Gockelhahn und ein Pfau oben auf den Baldachin gesetzt; auch viele Vögel, Katzen, Kaninchen und Hündchen fanden sich ein, und einige Edelknaben trugen mancherlei Zuckerwerk, Einge-

machtes, getrocknete und frische Früchte umher, und auch süße Weine wurden im Ueberfluß gereicht, nach welcherlei Leckereien die alten Spinnerinnen sehr lecker sind und die Finger darnach lecken, was zum Spinnen sehr nöthig ist.

Sie hatten sich alle erquickt und wollten so eben den nahen Springbrunnen, der wie ein Schulmeister solcher Gesellschaft ihnen unermüdet vorplauderte, plätscherte und murmelte, mit Geschwätz und Rädergeschnurr überlärmen, als Röhropp sich erhob und sprach: „Tugendbare, wehrlose Jungfern, ehegeborne lehnreiche Fräulein und hochachtzigbare und hochwürdige Matronen des edlen Spinnerordens, kunkelhafte Spuhldamen, Spindelfräulein und Rockenmägdlein! Sie haben sich hier versammelt, um die große Begierde meiner theuern Russika nach Märchen zu stillen. Wir werden also alle Abend hier beisammen sitzen und der Reihe nach die schönsten Geschichten hören, welches meiner Russika zum Trost, allen Zuhörern zum Vergnügen und der Erzählerin zur Ehre gereichen wird. Denn nichts ziert einen erfahrnen Menschen so sehr, als wenn er schöne Geschichten zu erzählen weiß, Geschichten, bei deren Anhörung der Weber sein Schiff, der Advokat seine Feder, der Apotheker seinen Mörser, der Scheerenschleifer sein Rad und Kinder ihr Butterbrod ruhen lassen, um besser zuhören zu können. Es ist die Neugierde meiner Russika sehr wohl zu entschuldigen; denn es sprechen große Philosophen: „Wie uns an der Wiege gesungen wird, so werden wir wieder singen," und so erzählt denn nach der Reihe schöne Geschichten, damit mein schönes Prinzchen, welches so munter unter der Purpurdecke im Schooße Russikas schnarchet, sich etwas Angenehmes träumen lasse." Nach diesen Worten sagte die neugierige Frau Spindelmarthe, ob es denn nicht erlaubt sei, den kleinen allerliebsten Prinzen ein wenig zu betrachten, worauf Russika befehlend antwortete:

„Mein schönes Kind,
Das zeig ich nicht,
Es wird mir blind
Vom Sonnenlicht."

Da versetzte Fräulein Spuhlendoris: „Die Sonne ist schon unter, es kann ihm gar nichts schaden.“ Russika aber machte ein so zorniges Gesicht, daß Prinz Röhropp sagte: „Meine Damen! beunruhigen Sie meine Russika nicht! habe ich doch das Glück selbst noch nicht gehabt, das liebe Prinzeßchen zu sehen. Lassen Sie uns zu unsern Erzählungen schreiten. Fünf Geschichtchen an jedem Abend, so sind wir in zehn Tagen mit den fünfzig Märchen fertig. Wohlan, Jungfer Elsefinger!“ welche ihren Rocken zuerst abgesponnen hatte, „Sie haben die erste Stimme.“

Jungfer Elsefinger rückte sich zurecht, nahm eine frische Feige in den Mund, damit er ihr beim Erzählen und Fingerlecken nicht trocken werden solle. Da rückten sich Alle in die Ordnung und horchten: die Frauen, die Spinnpuppe, das Papperle, die Goldglucke mit den Küchlein, der Pfau, der Storch, der Gockelhahn und die Turteltaube und die Katze und das Seidenhäschen, und das Hündchen und das Mäuschen schwiegen mausstill, der Brunnen plätscherte leiser, die Grillen hörten auf zu zirpen, die Käfer brummten nicht mehr, die Bienen schlüpften in die Lilienkelche und lauschten; aber leuchtende Johanniskäfer schwebten durch die warme Luft, und die Spindeln schnurrten angenehm um die Gesellschaft herum. Jungfer Elsefinger aber erzählte:

Das Märchen

von dem

Schulmeister Klopfstock

und

seinen fünf Söhnen.



Es war einmal ein Mann, der hieß Klopfstock und hatte fünf Söhne: der erste hieß Gripsgraps, der zweite hieß Pitschpatsch, der dritte hieß Piffpaff, der vierte hieß Pinkepank, der fünfte hieß Trilltrall.

Der gute Klopfstock hatte seine Söhne sehr lieb und wollte sie gerne etwas Rechts lernen lassen; aber bei ihm war Noth in allen Ecken, das Dorf, wo er Schulmeister war, war abgebrannt und die Schule auch und die Bauern auch und die Schuljungen auch; er war mit seinen fünf Söhnen allein übrig geblieben.

Er setzte sich also auf einen Stein mitten in dem abgebrannten Dorf, und seine fünf Söhne traten um ihn her, und er sprach zu ihnen: „Herzliebe Jungen! ich bin plötzlich ein armer Mann geworden, und so gern ich euch auch zu gelehrten Leuten aufziehen wollte, fehlen mir doch alle Mittel dazu; denn erstens kann ein leerer Magen nicht viel Gelehrtes sagen, und zweitens sind mir alle meine ABC-Bücher in der Schule verbrannt. Ich muß euch daher in alle Welt schicken, daß ihr euch selbst etwas versucht; ihr seid schon große Bursche und müßt sehen, wo ihr Herrn findet, denen ihr dienen und bei denen ihr etwas lernen könnt. So lebet denn wohl, ein Jeder folge seinem Beruf, und nach einem Jahr besucht mich wieder, da will ich euch examiniren, ob ihr etwas gelernt habt. Bis dahin will ich sehen, ob ich aus dem herumliegenden Holz mir wieder eine Hütte zusammengebaut habe, damit ich euch beherbergen kann.“ — Da sagten die Söhne: „Wir wollen treulich thun, was du uns befohlen, aber, du hast gesprochen, ein Jeder folge seinem Beruf: was ist nun dann der Beruf?“ Da wußte der Schulmeister nicht gleich, was er sagen

sollte, was Beruf sei, und rieb sich die lange Stirne. Endlich sagte er: „Beruf kommt her von rufen, was euch ruft, das ist euer Beruf." — Da fragten die Söhne wieder: „Aber Vater! was ruft uns denn?" und der Schulmeister sagte: „Euer Namen ruft euch." — Da sagten die Söhne wieder: „Ihr Vater heißt Klopfstock, euer Name ist Klopfstock, was ist nun euer Beruf?" Da wurde der Vater ungeduldig und sagte: „Ein Narr kann mehr fragen, als zehn gelehrte Leute beantworten können, ja mein Name ist Klopfstock, und mein Beruf ist Klopfstock, nämlich ich soll so dumme Narren mit dem Stocke recht ausklopfen," — und da nahm er seinen Stock und wollte seinen Söhnen einen Denkzettel mitgeben; aber sie nahmen die Beine auf die Schultern und liefen, so schnell sie konnten, davon.

Als sie ein Stück Wegs zurückgelegt hatten, war es Abend, und sie legten sich in einem Walde nieder und redeten davon, was doch Jeder für einen Beruf haben möchte. Da hörten sie auf einmal Leute sprechen, die vorbeigingen. Einer sagte zum Andern: „Viele Mühe hat es gekostet, bis wir hinauf kamen, dann ging es aber auch lustig, gripsgraps." — Kaum hatte Gripsgraps seinen Namen nennen hören, als er von seinen Brüdern aufsprang und zu ihnen sagte: „Gripsgraps heiß ich, Gripsgraps ruft's mich, Gripsgraps ist mein Beruf, zu dem mich Gott im Himmel schuf; übers Jahr sehen wir uns wieder beim Vater." Da sagten sie sich Lebewohl, und er eilte den Leuten nach, die von Gripsgraps gesprochen hatten.

Gegen Morgen hörte der jüngste Bruder Trilltrall die Vögel im Wald so trillern und trallern, da sagte er zu den Andern: „Lebt wohl, lieben Brüder! Trilltrall heiß ich, Trilltrall ruft's mich, Trilltrall ist mein Beruf, wozu Gott mich im Himmel schuf." Und da nahm er Abschied und lief tiefer in den Wald.

Als sie noch weiter kamen, gingen sie auf eine Wiese, da stand eine Menge Volks und schoß mit der Büchse nach der Scheibe, und das ging immer: piff paff. Da sagte der eine Bruder: „Piffpaff heiß ich, Piffpaff ruft's mich, Piffpaff

ist mein Beruf, zu dem mich Gott im Himmel schuf.“ Und da nahm er auch Abschied und ging zu den Schützen.

Die zwei Andern gingen durch die Stadt, da hörten sie auf einmal pinke pank, pinke pank klingen und guckten sich um, da stand ein Apotheker und stieß im Mörser pinke pank, pinke pank.

Da nahm der eine Bruder Abschied vom andern mit den Worten: „Pinkepank heiß ich, Pinkepank ruft's mich, Pinkepank ist mein Beruf, zu dem mich Gott im Himmel schuf,“ und ging zum Apotheker.

Da war nun der Bruder Pitschpatsch allein, und da kam er an einen Fluß und wollte überfahren und rief den Schiffleuten jenseits zu: „Hol über! hol über!“ Die setzten sich in den Kahn, und die Ruder gingen pitsch patsch, pitsch patsch, und da sprang er freudig in den Kahn und sagte: „Pitschpatsch heiß ich, Pitschpatsch ruft's mich, Pitschpatsch ist mein Beruf, zu dem mich Gott im Himmel schuf,“ und blieb bei den Schiffleuten.

Als das Jahr herum war, hatte sich der Schulmeister Klopfstock seine Hütte bereits wieder aufgebaut bei einem großen schattigen Baum, und als der Tag herankam, an welchem seine Söhne wieder aus der Fremde kommen sollten, setzte er eine Schüssel voll Kartoffeln auf den Tisch und Bänke drum herum; da pochte es an der Thüre, und vier seiner Söhne kamen anständig und wohlgekleidet herein, nur Trilltrall fehlte noch.

Klopfstock umarmte sie alle Vier und fragte, wo denn Trilltrall sei, da sprachen sie: „Der steht vor der Thür und schämt sich, weil er so häßlich aussieht.“ Da ging der Vater hinaus und sah den Trilltrall unter einem Baum stehen. Er sah ganz wild und lumpig aus, die Haare waren ihm so lang gewachsen, und er war ganz braun im Gesicht und redete kein Wort als st! st! still! horch! still! Wozu er den Finger auf den Mund legte. Da sagte der Vater: „Laßt den armen Schelm stehen, er ist ein Narr geworden, wir wollen ihm hernach ein paar Kartoffeln hinausbringen, kommt und eßt.“ Da setzten sie sich zu Tisch und

aßen, und der Vater fragte den Aeltesten: „Gripsgraps! was hast du gelernt in der Fremde?“ Da sagte dieser:

„Gripsgraps heiß ich,
Gripsgraps rief's mich,
Gripsgraps ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf.

Vater! ich habe gelernt Gripsgraps machen und bin ein so geschickter Dieb, daß ich Alles zu stehlen weiß, und läge es unter hundert Schlössern verschlossen! Auch kann ich mit zwei Dolchen an einem steilen Thurm hinaufklettern, wie auf einer Leiter!“ —

„O! du unglücklicher Sohn!“ rief der Vater aus, „was für eine gottlose Kunst hast du gelernt, ich bitte dich um Gotteswillen, lege dich bei Zeiten auf etwas Anderes, sonst mußt du lernen ohne deine zwei Dolche an den lichten Galgen hinaufsteigen!“ — „Aber was hast du gelernt?“ sagte er zu dem Zweiten, und dieser sagte:

„Piffpaff heiß ich,
Piffpaff rief's mich,
Piffpaff ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf.

Ich bin zu den Schützen gekommen und habe so vortrefflich schießen gelernt, daß ich einer fliegenden Schwalbe das Aug aus dem Kopf heraus schießen kann.“ —

„Das läßt sich hören,“ sagte der Vater, „das ist ein herrliches Handwerk, da kannst du uns manchen Braten auf der Jagd schießen; Gott segne dich dafür.“ Dann sagte er zu dem Dritten: „Was hast du denn erlernt?“ Der antwortete:

„Pinkepank heiß ich,
Pinkepank rief's mich,
Pinkepank ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf.

Ich habe den Apotheker hören im Mörser pinkepank stoßen und bin ein Apotheker geworden und kenne ein Kräutchen Steh auf! — damit kann ich die Todten lebendig machen.“ —

„Gelobt sei der Herr!" sagte der Vater, „du hast etwas Herrliches gelernt; du kannst uns Allen helfen, und wenn dein Kräutchen Steh auf! Wort hält, sehen wir einem Aufstand entgegen, der uns zu den reichsten Leuten auf der Welt machen wird." — Nun fragte er den Vierten: „Was hast denn du gelernt?" Der sagte:

„Pitschpatsch heiß ich,
Pitschpatsch rief's mich,
Pitschpatsch ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf.

Ich habe die Ruder der Schiffleute hören pitschpatsch im Wasser machen, und da bin ich ein Schiffer und Schiffbaumeister geworden und habe gelernt ein Schifflein zu bauen, welches so geschwind fährt, wie eine Schwalbe, die über das Wasser hinstreicht."

„Vortrefflich!" sagte der Schulmeister, „du hast eine ehrbare gute Kunst gelernt, und wir können einmal auf deinem Schiffe um die ganze alte Welt herumreisen und eine ganz neue Welt entdecken."

Nun rief der Schulmeister zur Thüre hinaus: „Trilltrall! komm herein und esse und erzähle, was du Gutes in der Fremde gelernt hast. Ich glaube schier, du hast dich auf die Bärenhäuterei gelegt, weil du so wild und zottig aussiehst."

Der gute Trilltrall aber sagte nichts und winkte immer mit der Hand: st! st! sie sollten kein Geräusch machen. Darüber ärgerte sich der Vater und sagte zu seinen andern Söhnen: „Wir wollen nur fertig essen, der närrische Kerl weiß nicht, was er will." — Nun aßen sie lustig auf, was da war, und erzählten sich, was sie Alles mit ihren Künsten erringen wollten. Da patschte Trilltrall unter dem Baum auf einmal in die Hände und schrie aus: „Juchheisa! Viktoria! nun ist Alles richtig," — und kam vergnügt in die Stube gesprungen.

„Was ist richtig? ich glaube in deinem Kopf ist es nicht richtig," sagte der alte Klopfstock. „Pfui! wie siehst du aus, wie die Erde so schwarz, man könnte auf dir ackern und säen, zu

essen ist auch nichts mehr da, warum bist du nicht gekommen, als ich dich gerufen?" — „Seid nicht böse, Vater," erwiederte Trilltrall, „aber es ist doch Alles richtig." — „Nun, womit ist es denn richtig?" fragte der Schulmeister ungeduldig. „Das will ich euch hernach erzählen," erwiederte Trilltrall, „erst muß ich essen; aber ich sehe, es ist nichts mehr da; nun muß ich mich selbst umsehen." — Da lief er zur Thüre hinaus in des Schulmeisters Garten und kam mit einem großen Kohlkopf wieder, in den er wie in einen Apfel biß.

Der Vater und die Brüder mußten recht über ihn lachen, daß ihm der rohe Kohl so schmeckte. „Ja, du mein Gott!" sprach Trilltrall, „man muß viel lernen auf der Welt, ländlich, sittlich," und auf einmal schnappte er mit dem Maule so heftig nach einer dicken Fliege, die durch die Stube schnurrte, daß er beinahe den Tisch umgestoßen hätte. „Delikat!" sprach er, „es war eine spanische, die erhitzt mir den Magen; da kann ich den Kohl besser vertragen, habt ihr denn gar keine Spinnen hier, Vater?" —

„O! du Abscheu!" sprach der Schulmeister, „willst du gar Spinnen essen!" — „Ihr wißt nicht, was gut ist, lieber Vater! weil Ihr es noch nicht versucht habt. Hat der heilige Johannes Heuschrecken in der Wüste gegessen, so wüßte ich nicht, warum ich so stolz sein sollte, die Spinnen zu verschmähen." Da sprach Klopfstock: „Nun, ich bin recht begierig, was du magst erlernt haben, ich glaube gar das Einsiedlerhandwerk."

„Du hast es beinahe getroffen, lieber Vater!" erwiederte Trilltrall, „aber das lernt sich sehr leicht; nun höre: Du sagtest, wir sollten unserm Beruf nachgehen, und ich fragte, was der sei, da sagtest du, was euch ruft, das ist euer Beruf. Wie ich nun durch den Wald ging und die tausend Vögel so trillern und trallern hörte, dachte ich:

> Trilltrall heiß ich,
> Trilltrall ruft's mich,
> Trilltrall ist mein Beruf,
> Zu dem mich Gott im Himmel schuf,

und ging dem Gesang der Vögel immer weiter nach bis in den tiefen, tiefen Wald; und je dunkler und dichter der Wald ward und je höher die Felsen, je lauter rief es mich und je stärker ward mein Beruf; denn die Vögel trillerten und trallerten immer lebendiger, und so kam ich endlich an einen ganz einsamen stillen Fleck, und da war ein hoher Fels und ein schöner Quell und ein recht angenehmer Rasenplatz, und ringsum standen die schönsten Eichen, Buchen, Birken, Linden, Tannen und Fichten durcheinander; und da es schon Abend war und die Sonne unterging, setzte ich mich an einen Eichenstamm dem Felsen gegenüber und zog das Stück Brod aus der Tasche, welches ich noch von dem übrig hatte, das Ihr Jedem von uns mitgegeben, und aß.

Nun kamen auf einmal eine ganz erstaunliche Menge Vögel schaarenweise von allen Seiten angeflogen und nahmen von den großen Bäumen Besitz und fingen ein solches Trillern und Trallern an, daß man hätte denken sollen, jedes Blättchen auf allen Bäumen fange an zu singen. Auf einmal aber geschah ein lautes Pfeifen dazwischen, und alle waren so plötzlich still, als wäre ihnen die Pfeiferei Allen vor dem Schnabel auf einmal mit einem scharfen Messer abgeschnitten, gerade so, als wenn du sonst in der Schule mit dem Bakel auf den Tisch schlugst und silentium! riefst, liebster Vater! und nun fing einer allein an zu pfeifen und dann alle mit; aber gar nicht durcheinander, sondern alle das Nämliche und sehr schön im Takt, und nach den verschiedenen Stimmen pfiffen sie die Melodie des Abendlieds: „Nun ruhen alle Wälder,“ worüber ich in das größte Erstaunen gerieth und endlich leise anfing mitzupfeifen. Da sie den letzten Vers gepfiffen hatten, waren sie ein paar Minuten still, als beteten sie für sich, und dann war wieder ein ganz außerordentliches Gezwitscher durcheinander, als wünschten sich die Vögel gute Nacht, worauf sie auseinander in die verschiedenen Bäume nach ihren Nestern flogen.

Ich war durch diese wunderschöne und verständige Musik der Vögel ganz nachdenklich geworden und faßte schon den Entschluß, dort wohnen zu bleiben, bis ich ihren Gesang recht verstehen

gelernt. Weil aber die Gegend sehr wild war, so wollte ich doch die Nacht nicht an der Erde zubringen, denn ich hörte manchmal in den Büschen rasseln, als wenn allerlei wilde Thiere da herumstreiften. Kaum war ich nun auf den Baum gestiegen, als ich von einem benachbarten Baume ein großes Thier herunterkommen sah, welches ich aber wegen der Nacht nicht recht erkennen konnte, es kroch auf allen Vieren nach der Quelle und trank. Nun kam auch noch ein großes wildes Schwein, welches ich an seinem Grunzen erkannte, an das Wasser, und da es sich in den Bach wälzen wollte, ärgerte sich das andere Thier und grunzte auch ein wenig, gerade als wenn es mit ihm zanke, daß es ihm das Bächlein trübe mache. Das Schwein aber ließ sich nicht stören, da gab ihm das andere Thier eine ganz gewaltige Ohrfeige, so daß das Schwein mit großem Klagegeschrei in den Wald fortlief.

Mit großem Erstaunen hatte ich das angesehen und war nicht wenig erschrocken, als das Thier gegen meinen Baum herkam und auf ihn hinaufzuklettern begann. Ich zitterte am ganzen Leibe und dachte: Ach, du mein Gott! was wird es mir erst für Ohrfeigen geben! In dieser Angst fing ich an, höher im Baum hinaufzuklettern; als das Thier nun meine Bewegung hörte, begann es zu bellen, wie ein Hund, und kroch immer hinter mir drein. Das Thier schien die Zweige des Baumes besser zu kennen, als ich; denn es that keinen Fehltritt und bellte immer hinter mir drein; ich aber kam auf immer dünnere Zweige, und auf einmal sah ich vor mir ein Paar großer feuriger Augen; es knappte eine Eule mit ihrem Schnabel gegen mich und schlug mit den Flügeln, und dicht hinter mir war das große bellende Thier. Ich wußte nicht mehr wohin, um mich zu retten; der Ast brach unter mir, und plumps fiel ich mit großem Geprassel von Zweig zu Zweig hinab an die Erde.

Zum guten Glück hatte ich mir keinen besonderen Schaden gethan; aber meine Angst war ganz entsetzlich, und ich hatte den Muth nicht, mich im Mindesten zu rühren oder einen Laut von mir zu geben. Ich blieb ruhig liegen, wo ich hingefallen war, und lauerte ganz scharf, ob das schreckliche Thier mir nachkommen

würde. Es kam aber nicht, bellte nur noch eine Zeitlang hinter mir her und wurde hernach ganz ruhig. Da aber durch das Herumkriechen in dem Baume die Vögel aufrührerisch geworden waren, so hörte ich hie und da ein Gepfeife in den Bäumen und Einen, der sehr seltsam pfiff, wie ich noch nie etwas gehört. Sodann wurden sie Alle nach und nach stille.

Ich rührte mich nicht und hörte nach einer Weile ein ganz entsetzliches Schnarchen, als wenn man Holz säge. Ach, dachte ich, was muß das Thier für ein abscheuliches Maul haben, daß es so gewaltig schnarchen kann! Nun ging der Mond über dem Walde auf und goß seinen wunderbaren Glanz durch die Bäume; da blickte ich mit Angst in das Gelaube des Baumes hinein, von dem ich gefallen war, um etwa zu erkennen, wie das Thier aussähe, weil ich in meinem Leben nichts von einem Thiere gehört hatte, das einem Wildschweine eine Ohrfeige gäbe und dann wie ein Hund bellend in den Bäumen herumlaufe. Bald sah ich seinen schwarzen Schatten in einem Astwinkel liegen, wo es schnarchte; aber es wehten so lange Haare herum, daß ich es nicht erkennen konnte. Indem ich so hinaufsah, hatte ich einen neuen Schrecken: das Thier streckte sich und gähnte ganz entsetzlich uah, uah, und nieste so heftig, daß die Eicheln wie ein Hagelwetter mir auf die Nase rasselten. Aber ich wagte nicht, mich zu rühren, und wie groß war mein Erstaunen, als ich das Thier auf einmal mit lauter und heller Stimme folgendes schöne Lied singen hörte:

„Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm' mit Freudenschall
Aufs Lieblichste erklingen;
Komm, komm und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vöglein schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen;
Laß dein Stimmlein laut erschallen,
Denn vor Allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Obschon ist hin der Sonnenschein
Und wir im Finstern müssen sein,
So können wir doch singen
Von Gottes Güt' und seiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht,
Sein Lobe zu vollbringen:
Drum dein Stimmlein laß erschallen,
Denn vor Allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Echo, der wilde Wiederhall,
Will sein bei diesem Freudenschall
Und lässet sich auch hören;
Verweist uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben alle Zeit,
Lehrt uns den Schlaf bethören;
Drum dein Stimmlein laß erschallen,
Denn vor Allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Die Sterne, die am Himmel stehn,
Sich lassen zum Lobe Gottes sehn
Und Ehre ihm beweisen;
Die Eul' auch, die nicht singen kann,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß sie Gott auch thu' preisen;
Drum dein Stimmlein laß erschallen,
Denn vor Allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Nur her, mein liebstes Vögelein!
Wir wollen nicht die Faulsten sein
Und schlafend liegen bleiben;
Vielmehr, bis daß die Morgenröth'
Erfreuet diese Wälder öd';
In Gottes Lob vertreiben;

Laß dein Stimmlein laut erschallen,
Denn vor Allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.“

„Ei, das war sein Lebtag kein wildes Thier, welches dieses Lied sang!“ rief der Schulmeister Klopfstock aus, und Trilltrall sagte: „Ihr habt gut reden, lieber Vater! ihr habt es nicht gesehen auf allen Vieren ans Wasser kriechen, dem Wildschweine die Ohrfeige geben und dann auf dem Baum herumbellen; freilich, als es das schöne fromme Lied so recht aus Herzensgrund durch den Baum sang, in welchen der Mond hineinschien, wie in eine schöne Kirche, und als Echo, der wilde Wiederhall, und die liebe Frau Nachtigall auch sangen zu diesem Freudenschall, und der Quell lieblicher rauschte und der Wald andächtiger lauschte, da zogen die Wölkchen am Himmel nicht mehr so schnell, und der Mond ward noch einmal so hell, und alle meine Angst besänftigte sich, meine Seele, welche gewesen war wie ein Meer, in welches ein großer Felsen hineinstürzte, verwirrt und betrübt voll niederschlagender Wellen, wurde nach dem ersten Verse schon wie ein See, in den ein Fisch, den ein Geier herausgeraubt, frisch und gesund wieder hineinfällt; und nach dem zweiten Vers wie ein See, auf welchen ein singender Schwan niederfliegt und schimmernde Gleise zieht; und nach dem dritten Vers wie ein See, in welchen eine vorüberreisende Taube ein Zweiglein von dem friedlichen Oelbaum fallen läßt; und nach dem vierten Vers wie ein See, in den ein vorüberziehendes Lüftlein ein Rosenblatt weht; und nach dem fünften Vers war es mir, als sei ich wie ein müdes Bienlein, das über den See fliegen wollte und gar nicht weiter konnte und in großer Angst war, da es zum Wasser herabfiel, auf dieses Rosenblatt gefallen, und als schiffe ich sicher und ruhig auf dem Rosenblättlein hinüber und lande jenseits in einem blumenvollen Garten, aus dem mir die Nachtigallen entgegenschmetterten; mein Herz war so ruhig wie ein Spiegel, in dem sich der Mond anschaut und vor dem der Friede sang:

„Ach, hört das süße Lallen
Der kleinen Nachtigallen!“

Nach diesen Worten sagte Gripsgraps: „Du bist doch ein recht närrischer Kerl, mein lieber Trilltrall! Du siehst so zottig aus wie ein Zeiselbär und sprichst dabei wie Honig so süß; warum sagst du nicht, es sei dir so ängstlich gewesen als mir, da ich zum ersten Mal Gripsgraps machte.“ — „So war es mir nicht,“ sagte Trilltrall, „denn ich hatte nichts Böses gethan; ach, lieber Gripsgraps! du hast ein schlimmes Handwerk; aber ich hoffe, wir werden es bald nicht mehr nöthig haben.“ — „Gott geb es!“ sagte Gripsgraps und ward ganz ernsthaft.

„Ich kann mir recht denken,“ sagte Piffpaff, „wie dir am Anfange bange war; es war dir gewiß so wie mir damals, als ich mich verschworen hatte, einem schlafenden Kinde einen Apfel aus der Hand zu schießen, den ihm seine Mutter geschenkt hatte. Der Apfel hatte so rothe Bäckchen wie es selbst, und es hatte ihn darum an sein Herz gedrückt. Ach, wie war ich in Aengsten! aber ich konnte es nicht lassen, ich mußte schießen; ich zitterte am ganzen Leibe; ich drückte los — paff — da lag das Kind, und ich stürzte auch mit dem Bogen zusammen. Es war mir, als falle ein Berg auf mich; aber wie war mir, da das Kind mich an den Locken zupfte und vor mir stand und weinend sagte: „Nun mußt du mir einen andern Apfel geben, du hast einen Pfeil meinem Apfel durch die rothen Bäckchen geschossen; ach, mein Apfel! mein Apfel!“ — O! so selig war da Niemand als ich, als es mir den von dem Pfeil durchspießten Apfel reichte! Seht, da trag ich ihn zum ewigen Andenken in meinem Köcher.“ Piffpaff zog den Apfel mit dem Pfeile aus dem Köcher, und die Thränen standen ihm dabei in den Augen. Trilltrall umarmte ihn und sprach: „Es freut mich sehr, lieber Bruder! daß deine frevelhafte Kühnheit dich so reut; aber es war mir nicht wie dir damals, denn du hattest dich zu einem abscheulichen Wagnisse entschlossen. Ach! du treibst ein sehr gefährliches Handwerk, wenn du solchen bösen Gelüsten nachgibst; aber ich hoffe, du wirst es

bald nicht mehr nöthig haben.“ Da wurde Piffpaff ganz roth und sprach: „Ich will so etwas nie wieder thun, darum trage ich diesen Pfeil mit dem Apfel immer in meinem Köcher,“ und nun schob er diesen Pfeil wieder zu den andern Pfeilen.

„Ich kann mir deine Angst recht denken,“ sagte Pinkepank, „es muß dir gerade gewesen sein wie mir in der Apotheke. Da sollte ich einmal Pillen machen für eine kranke Mutter, deren Kind zu mir kam und sprach: „Ach! lieber Herr Subjekt! gebe er mir etwas recht Gutes und Süßes für die Mutter, das ihr gut schmeckt und sie recht bald gesund macht; denn wenn sie nicht bald gesund wird, so kann sie nicht spinnen, und wenn sie nicht spinnt, kriegt sie kein Garn, und wenn sie kein Garn kriegt, kann ich und die Schwestern keine Strümpfe stricken, und können wir keine Strümpfe stricken, so können wir keine verkaufen, und können wir keine Strümpfe verkaufen, so kriegen wir kein Geld, und kriegen wir kein Geld, so kann die Mutter kein Brod kaufen und müssen wir alle verhungern. Da wollte ich dem Kind etwas recht Gutes geben und griff unter den Arzneibüchsen hin und her und holte weißen Zucker aus einer Büchse, in dem rollte ich die Pillen hin und her und gab sie dem Kind und ließ es selbst eine Messerspitze voll ablecken, worauf es sagte: „Ach! das ist süß, das wird der Mutter sehr gut schmecken. Wenn sie gesund wird, Herr Subjekt! will ich Ihm ein Paar Strümpfe mit rothen Blumenzwickeln und oben einen Sternenrand darum stricken,“ worauf es fröhlich die Apotheke hinauslief. Als ich die Büchsen wieder an ihre Stellen ordnen wollte: O du allmächtiger Gott! in welches Elend kam ich! ich las, daß auf der Büchse, aus der ich geglaubt hatte weißen Zucker zu nehmen, mit großen Buchstaben stand: „Bleizucker,“ welcher ein weißes Gift ist, das ganz wie Zucker aussieht. Wie ein Rasender stürzte ich die Thüre hinaus und rannte durch alle Straßen nach dem Kinde und fragte überall nach dem Kinde, denn ich wußte nicht, wo es wohnte, ach! und Niemand hatte es gesehen; ich konnte es nicht finden. Jetzt wird die Mutter die Pillen schon gegessen haben und gestorben sein von

dem Gift, dachte ich, und das Kind wird auch gestorben sein, dem ich eine Messerspitze voll davon gab. In solcher Verzweiflung rannte ich zur Thüre hinaus und kam an eine kleine verfallene Kapelle. Allerlei wilde Kräuter wuchsen um den kleinen zerbrochenen Altar, der drin vor einem Kreuze stand; wie ein Verzweifelter kniete ich da nieder und rang die Hände und betete zu Gott, er möge sich meiner erbarmen und möge die arme Mutter und das Kind am Leben erhalten. Indem ich so betete, raschelte neben mir etwas in den Kräutern, und ich sah da eine Eidechse, die auf einem Stein lag und sich hin und her wand, als habe sie große Schmerzen, und andere kleine Eidechschen saßen um sie herum, als wären sie sehr traurig; ach! da fiel mir die Mutter mit den Kindern wieder recht in die Seele, und als die kranke Eidechse auf einmal ganz still wurde und todt von dem Stein herabfiel, schrie ich: weh! weh! jetzt ist sie todt, ach! die gute Mutter, der ich aus Unachtsamkeit Gift statt Zucker geschickt, ist jetzt gewiß todt, — und da betete ich wieder recht innig zu Gott. Sieh! da raschelte es an der andern Seite, und ich sah die kleinen Eidechschen Blätter von einem Kraute abbeißen, welches da in großer Menge wuchs, und sah, daß sie mit den Blättern zu der todten Eidechse hinliefen und ihr Saft davon in den Mund flößten, und sah, daß die todte Eidechse davon wieder lebendig wurde und frisch und gesund davon lief und die Jugend hinter ihr drein. Wie ein Blitz lief's mir durch die Seele, ich wollte die Mutter aufsuchen, und wenn sie auch schon begraben wäre, so wollte ich sie mit diesem Kraut lebendig machen. Ich nahm viel von dem Kraut und lief schnell in die Stadt zurück und fragte von Haus zu Haus, konnte sie aber nirgend finden. Als ich am andern Thor endlich bei dem Thorwärter fragte, sagte er mir, daß heute Morgen ein solches Kind, wie ich gesagt, vom Lande in die Stadt gekommen sei und ihn nach der Apotheke gefragt habe, daß es auch bald wieder hinausgegangen sei, aber daß er nicht wisse, wohin. Da war meine Angst wieder so groß als vorher, und ich lief nach der Apotheke zurück und wollte nun auch von dem nämlichen Gift essen, um

zu sterben. Ich stürzte nach der Büchse hin und riß sie auf und aß in der Verzweiflung Alles, was darin war. Aber auf einmal kam der Apotheker heraus mit einer großen Süßholzwurzel in der Hand und kriegte mich beim Schopfe zu fassen und prügelte mich ganz abscheulich und rief immer dabei: „O! du naschhafter Zuckerschlecker! da hast du auch Süßholz dazu, du Bengel! Erst läufst du den ganzen Tag auf der Straße herum und kömmst Abends nach Haus und schleckst mir noch dazu die Zuckerbüchse aus, da nimm Süßholz, Süßholz dazu!“ und dabei prügelte er immer darauf los. Ich aber rief immer dazu: „O! Herr Prinzipal! schlagen Sie mich todt, um Gotteswillen, schlagen Sie mich todt, wenn das Gift mich nicht schon umbringt.“ — Der Herr Prinzipal aber war schon ganz müd und sprach: „Was redest du von Gift, du Narr!“ — „Ei!“ sagte ich, „war denn kein Bleizucker in der Büchse, es steht ja darauf geschrieben?“ — „Nein, es war Zucker darin,“ sagte der Prinzipal, „ich werde dir Bleizucker dahin stellen, du unachtsames Naschmaul! daß du mir die Leute vergiftest; ich habe alle solche Sachen unter Schloß und Riegel liegen, damit kein Unglück geschieht, und in allen Büchsen, wo hier Gift darauf geschrieben steht, ist nichts als weißer Zucker, damit ihr mir das Naschen fein lasset.“

Ihr könnt euch mein Entzücken denken bei dieser Nachricht; ich kriegte meinen Prinzipal bei den Ohren zu fassen und küßte und drückte ihn viel tausendmal und tanzte wie ein Narr mit ihm in der Apotheke herum, so daß er anfing um Hülfe zu rufen, weil er glaubte, ich sei rasend geworden. Da kam die Apothekerin herzugelaufen und schlug die Hände über dem Kopf zusammen über den Spektakel, und der Mann schrie zu ihr: „O Quassia! liebe Quassia! gib ihm Süßholz.“ — Da nahm die Frau Quassia die Süßholzwurzel wieder und prügelte auf mich los ganz erbärmlich, daß ich den Prinzipal fahren ließ und in der Apotheke herumsprang, daß alle Büchsen auf den Brettern tanzten und die Mörser zu klingeln anfingen. Bratsch fiel eine große Flasche mit Jalap an die Erde und eine andere mit Oxymel simplex hinten nach; sie ließen mich los und eilten, ferneres Unglück zu

verhüten. Ich aber rannte so gegen die Thüre, daß ich alle Fenster einstieß und den König Salomon, der als Schild an der Thüre stand, über den Haufen rannte. Wie unsinnig flog ich zur Stadt hinaus nach der kleinen Kapelle und kniete nieder vor dem kleinen Altar und betete die ganze Nacht, bis ich vor Müdigkeit einschlief.

Am andern Morgen konnte ich von dem vielen genossenen Süßholz meinen Rücken kaum bewegen, da nahm ich von dem Kraut, was neben mir wuchs, und rieb mir den Rücken mit, und auf einmal war ich frisch und gesund. Da betrachtete ich das Kraut sehr genau und nahm mir Samen davon mit und Blätter und spazierte fort, in die Welt hinein.

Als ich einige Tage fortgezogen war, kam ich in einen Wald, da hörte ich ein Kind außerordentlich weinen, ich ging nach der Gegend hin, und da sah ich dasselbe kleine Mägdlein an der Ecke sitzen und an einem großen Strumpfe stricken und immer dazu weinen. Ich trat näher und sah, daß es einen kleinen Hund im Schooße liegen hatte und bitterlich auf ihn nieder weinte. „Liebes Kind!“ sagte ich, „ach, die Mutter ist gewiß gestorben, weil du so weinst?“ Da sprang aber das Mägdlein auf und sprach: „Ach nein, lieber Herr Subjekt! die Mutter ist frisch und gesund von Seinen guten Pillen, und die Strümpfe für Ihn sind auch gleich fertig; ich habe Tag und Nacht gestrickt; seh Er die schönen rothen Zwickel“ — und da breitete sie einen schönen fertigen Strumpf vor mir aus. „Ziehe Er den nur gleich an, indeß stricke ich den andern fertig.“ — Ich setzte mich hin, den Strumpf anzuziehen, und während ich meine Schuhe auszog und den Staub herausschüttelte, fragte ich: „Aber, Kind! warum hast du denn so geweint?“ — Da fing die Kleine, die über meine Ankunft ihren Kummer vergessen hatte, wieder an zu weinen und sagte: „Ach! lieber Herr Subjekt! ich wollte zu Ihm in die Stadt und wollte Ihm danken und Ihm die Strümpfe bringen, den einen wollt' ich unterwegs fertig machen; da nahm ich auch unser treues Hündchen Wackerlos mit, das krank war, und wollte Ihn bitten, Er solle dem Hündchen doch eine von Seinen Pillen geben, ich wollte

Ihm ein Paar Winterhandschuhe von Seidenhasenhaaren dafür stricken; ach! und denke Er sich, als ich bis hier her kam, wollte das treue Hündchen Wackerlos nicht mehr fort. Ich nahm es auf meinen Schooß und setzte mich hier hin, und da sah es mich traurig an und wedelte ein Bischen mit dem Schwanz und streckte sich, ach! und jetzt ist es still und ist todt. Ach! wäre Er nur eher gekommen, da hätte Er ihm vielleicht helfen können; aber jetzt geht es wohl nicht mehr?" — Dabei sah mich das gute Mäuslein in großen Sorgen an; ich aber hatte den einen Strumpf schon angezogen und sprach: „Wir wollen es versuchen, liebes Kind!" Da brachte sie mir das Hündlein Wackerlos geschwind herbei; ich nahm von meinen Kräutern und drückte ihm Saft davon in den Mund, da that es die Augen auf; noch ein wenig Saft, da wedelte es ein Bischen mit dem Schwanz; noch ein wenig Saft, da leckte es mir die Hände und sprang an dem guten Mägdlein freudig in die Höhe, welches gar nicht aufhören konnte, mir zu danken. Aber schnell setzte es sich hin und strickte den Strumpf aus, während das Hündchen Wackerlos mir alle seine Künste vormachte: Apportiren, Suchverloren, Aufwarten, Bitten, Schildwachstehen, über den Stock Springen, wie spricht der Hund, Tanzen, sich todt Stellen, nach welchem letzten Kunststück das Hündchen immer zu mir kam und mir die Hände leckte, um mir zu danken, daß ich es lebendig gemacht. „Nun bin ich fertig," sprach das Mägdlein und rief den Wackerlos, und der mußte mir den Strumpf bringen. Ich zog diesen Strumpf auch an, und diese Strümpfe stehen mir recht hübsch, an Sonn- und Feiertagen werdet ihr sie an meinen Beinen sehen. Darauf brachte mich das Mägdlein zu seiner Mutter, die mir nochmals sehr dankte; den andern Tag aber machte ich mich auf die Reise hieher und habe unterwegs noch einige Menschen lebendig gemacht mit meinem Kraut."

„Nun," sprach Trilltrall, „deine Geschichte, lieber Pinkepank! war sehr rührend, aber meine Angst und Ueberraschung war doch ganz anders, als die deinige in der Apotheke; denn du hattest ein böses Gewissen und glaubtest durch Unachtsamkeit Jemand

vergiftet zu haben, der Hülfe bei dir suchte. Aber ich bin versichert, so etwas wird dir nie mehr geschehen." — „Gewiß nicht," sagte Pinkepank, „die große Angst und das viele Süßholz haben mich auf ewig gewarnt."

„Alle die Brüder," begann nun Pitschpatsch, „haben von großer Angst geredet, um sie mit deinem Schrecken vor dem vermeinten wilden Thiere zu vergleichen, so muß ich denn auch einmal einen rechten Schrecken von mir erzählen: Ich fuhr einstens in einem kleinen Boote auf das Meer hinaus zu fischen, und ein anderer Fischer, ein sehr rauher und harter Mann, den ich kannte, war auch ausgefahren; ich konnte sein Boot von Weitem erkennen. Ich warf mein Netz aus und that einen guten Fang; besonders war ein großer Fisch dabei, der sich sehr wehrte und mit dem Schwanz um sich schlug; ich gab ihm deßwegen Eins mit dem Ruder auf den Kopf und schnitt ihm den Bauch auf. Stellt euch meine Verwunderung vor, als ich einen schönen Goldring in seinem Magen fand. Ich steckte ihn freudig an den Finger und wollte eben mein Netz zum zweiten Male auswerfen, als ich zwischen meinem Schiffchen und dem des andern Fischers das Meer große Wellen hervorwerfen sah, aus welchem Strudel ein Meerfräulein hervortauchte, das schöne, lange, grüne Haare hatte und ein goldenes Perlenkrönlein auf dem Kopf und eine Menge Muscheln und Korallen um den Hals. Es rang die Hände und weinte sehr beweglich; ich sah, daß es sich dem Boote des bösen Schiffers näherte, und weil ich schon ahnte, daß das arme Meerfräulein nichts Gutes bei ihm zu erwarten habe, ruderte ich gegen jenen Schiffer zu. Aber ich hatte ihn noch nicht erreicht, als er dem Meerfräulein, welches weinend gegen sein Schiff schwamm, einen kleinen Spieß, den er, um Wallfische zu tödten, bei sich führte, in die Seite warf. Das arme Meerfräulein stieß einen herzzerreißenden Schrei aus und wollte untertauchen; aber sie konnte nicht mehr recht schwimmen, weil sie verwundet war, und wendete sich nun nach meinem Boote, das ich ihr mit angestrengtem Ruderschlage entgegentrieb. Der böse Schiffer fuhr mit eben so großer Gewalt hinter ihr drein. Schon

war sie meinem Schifflein nah und streckte die Arme, um Rettung flehend, gegen mich aus, und ich sah das rothe Blut aus ihrer Wunde rieseln und sich mit dem Meerwasser vermischen, da rief sie aus: „Ach! um des allmächtigen Gottes willen, vor welchem auch du mein Bruder bist, flehe ich dich an, rette mir mein junges Leben!“ Da that sie mir so leid, daß ich sie in mein Boot hereinzog und sie zu meinen Füßen bettete; aber nun war mir der böse Schiffer auch so nahe gekommen, daß ich ihm nicht mehr entfliehen konnte. „Pitschpatsch!“ rief er aus, „gib mir mein Meerfräulein, oder ich schlag' dich mit dem Ruder todt!“ — „Ich kann sie dir nicht geben,“ antwortete ich, „denn sie hat eine Zuflucht im Namen Gottes bei mir gesucht, und ich habe ihr meinen Schutz im Namen Gottes versprochen; auch hast du kein Recht an sie, da du sie nur verwundet, ich aber sie gefangen.“ Hier kamen wir in einen heftigen Streit, während welchem unsere aneinander gehakten Schiffe von einem heftigen Sturme in die offene See getrieben wurden. Ich bot dem bösen Schiffer meinen ganzen Fischzug für das Meerweib, er verlangte immer mehr; er wollte auch mein Netz und endlich mein Boot, und wenn ich sagte: „Ach! das kann ich nicht,“ so wimmerte das Meerfräulein immer zu meinen Füßen: „Gib! gib! um Gottes willen, gib!“ so gestand ich auch dies zu. Nun trieb uns der Wind gegen eine Sandbank, und da stieß mich der böse Schiffer aus meinem Boote hinaus und warf mir das arme Meerfräulein nach. Ich flehte ihn um Gottes willen an, er möge mich hier nicht zurücklassen, ohne Fahrzeug mitten im weiten Meer, auf der wüsten Sandbank; er wollte mich aber nicht mitnehmen, es sei denn, daß ich ihm den Ring geben wolle, den er an meinem Finger glänzen sah. Es war derselbe, den ich in dem Fische gefunden. Schon war ich im Begriff, ihm den Ring zu übergeben, als das Meerfräulein heftig ausschrie: „Mein Ring! mein Ring! um Gottes willen, mein Ring!“ und sich nach mir aufrichtete und mir den Ring entriß. Da wollte der böse Schiffer nach ihr schlagen; aber ich trat ihm entgegen, und wir rangen mit einander. Er war viel stärker als ich und warf mich zu Boden. Da rieb das Meer-

fräulein den Ring heftig und schrie in den See hinaus mit einer Stimme scharf wie die Waffe eines Schwertfisches:

„Korali, hilf, Mord und Weh!
Margaris stirbt über See!"

Da hoben sich die Wellen haushoch und schlugen über die Sandbank hin, und eine Welle riß den bösen Schiffer, der mir eben mit seinem Ruder die Brust einstoßen wollte, von mir weg und schleuderte ihn weit in die Wogen hinaus. Auch beide Boote wurden fortgerissen, und die See beruhigte sich wieder. Nun saß ich mit dem verwundeten Meerfräulein einsam und allein auf der Sandbank; keine Hülfe nah und fern; die Nacht kam heran, ich sah kein Land rings umher, und mein Tod war gewiß. „Unglückseliges Meerfräulein!" sprach ich, „in welches Elend hast du mich gebracht! Ohne Boot muß ich hier verhungern oder von den Wellen verschlungen werden um deinetwillen, und wenn du noch ein Mensch wärest; aber dein Leib, der sich von den Hüften hinab in einen schuppigten Fischschwanz verwandelt, macht mich schaudern, wenn ich dich ansehe." — „O, du armer Pitschpatsch!" sagte sie, „ärgere dich nicht, daß du menschlich an mir gehandelt hast; und was meinen Leib angeht, so bedenke, daß mir deine gespaltenen nackten Beine, die in der Mitte geknickt sind, auch eben nicht sehr schön vorkommen; thue lieber das Gute, das du mir erwiesen, ganz: ziehe mir den Speer aus der Wunde und sauge mir das Blut aus und verbinde mich." — Ich fand ihre Worte recht vernünftig und that, was sie von mir begehrte. Während ich das Blut aus ihrer Wunde sog und sie verband, sang sie mit einer bezaubernd lieblichen Stimme:

„Süß ist mein Blut, süß ist mein Blut,
Nun wird dir das Meer nicht mehr bitter sein;
Auf stiller und auf wilder Fluth
Wirst du nun der seligste Ritter sein;
Du wirst schwimmen, segeln, tauchen,
Wirst kein Schiff, kein Ruder brauchen;
Zu Füßen dir der Sturm sich schmiegt,
Und deinen Winken folgt Welle und Wind,

Das weite Meer so treu sich wiegt,
Als eine Mutter je wieget ihr Kind.
Wer aus Meerweibs Wunden trinket,
Nimmer Dem sein Schifflein sinket."

Ihr Gesang war so lieblich und rann mir wie ein süßes Bächlein durch das Ohr, und ums Herz ward mir so kühl, als wenn man im heißen Sommer in klaren Wellen sich badet. Da zerrannen mir alle Gedanken, und mir war, als sänke ich immer tiefer und tiefer hinab. Ich war entschlafen, und das Meerfräulein zog mich durch die Wellen hinab, und ich konnte darin athmen wie in blauer Himmelsluft; da sah ich den Leib des bösen Schiffers in den Zweigen eines rothen Korallenbaumes hängen, und häßliche Meerungeheuer fraßen sein Herz. Als wir auf den Grund des Meeres kamen, pochte das Meerfräulein an einer Thüre von Perlmutter an und rief:

„Korali, auf! thu' auf die Thür!
Margaris, deine Braut, ist hier."

Da antwortete der Meermann:

„Ich thu' nicht auf das Perlenthor,
Margaris meinen Ring verlor."

Meerfräulein:

„Ich bringe den Ring, den Schiffer auch,
Der ihn gefunden in Fisches Bauch."

Meermann:

„Den Fischer schlag' ich mit Steinen todt
Und häng' ihn in die Korallen roth."

Meerfräulein:

„Er hat gegeben sein Ruder und Netz,
Daß er mich wieder in Freiheit setz'."

Meermann:

„So geb' ich ihm Ruder und Netz so gut,
Das Fehlschlag nie, noch Fehlzug thut."

Meerfräulein:

„Er hat gegeben sein Fischerboot,
Zu retten mich aus Todesnoth.“

Meermann:

„So lehr' ich ihn bauen ein solches Schiff,
Das führet über Sand und Felsenriff.“

Meerfräulein:

„Aus meiner Wunde saugte sein Mund
Das süße Blut, da ward ich gesund.“

Meermann:

„So soll er nun athmen im bittern Meer,
Als ob es die lichtblaue Himmelsluft wär.“

Nun machte der Meermann das Perlmutterthor auf und umarmte seine Braut sehr freundlich; aber sie mußte ihm vorher den Ring zeigen, den sie nachlässig von jenem Fisch hatte verschlingen lassen, in dessen Leib ich ihn wieder fand. Der Meermann verwies ihr ihre Nachlässigkeit und sagte: „Dieser Ring ist bezaubert, und hättest du mir ihn nicht wieder gebracht, so wäre ich gestorben.“ Als ich ihm aber erzählte, welche große Schmerzen und Angst sie ausgestanden, mußte der gute Meermann vor großer Theilnahme weinen und erwies ihr tausend Gutes. Mir dankte er nun recht von Herzen und gab mir Alles, was er mir versprochen, erstens: ein Ruder ganz von Fisch, Schildkrot und Perlmutter, das Einen nie müde macht, sondern je mehr man rudert, desto kräftiger; zweitens: ein Netz von grünen Meerfräuleinshaaren, in das die Fische mit der größten Freude hineinspringen; dann baute er mir ein Schiff aus Binsen mit Fischhaut überzogen und mit beweglichen Floßfedern wie ein Fisch, so leicht, daß es wie eine Schwalbe über das Wasser streift. Die Gabe aber, unter dem Wasser wie auf der Erde zu leben, habe ich, seitdem ich die Wunden des Meerfräuleins aussog.

„Als er mir alles Das geschenkt hatte, wollte er, ich sollte auf seiner Hochzeit bleiben; aber ich sagte ihm, daß der Tag heran-

nahe, an dem ich meinen Vater besuchen müsse, und da sagte er: „Das geht freilich vor,“ und legte mir noch die schönsten Muscheln, Perlen und Korallen in das Schiff, und ich mußte mich hineinsetzen, er aber und das Meerfräulein faßten es an den Seiten, und so stieg es leise, leise mit mir dem lieben Sonnenlichte entgegen; das Schifflein kam an einem ganz einsamen, von Gebüschen versteckten Felswinkel an die Oberfläche des Wassers, der Meermann und seine Braut umarmten mich mit Thränen und baten mich, wenn ihnen Gott ein kleines Meersöhnchen schenke, sein Taufpathe zu werden. Ich versprach es ihnen von Herzen, wenn sie es mir anzeigen wollten. Worauf sie unter den freundlichsten Versicherungen ewiger Dankbarkeit in den Wogen verschwanden. Mein herrliches Schifflein voll der größten Kostbarkeiten habe ich in der einsamen Bucht ganz im Schilf versteckt, daß es kein Mensch finden kann, als ich, und so bin ich hieher gereist, Euch, lieber Vater! und die Brüder wieder zu sehen.“

„Deine Geschichte, lieber Pitschpatsch! war recht schön,“ sagte Trilltrall, „und deine Angst vor dem bösen Schiffer ging schnell vorüber und ward reichlich belohnt, weil du einem armen Geschöpfe Hülfe geleistet.“

„Aber,“ sagte der Schulmeister, „ich dächte, Trilltrall, du erzähltest weiter; noch immer wissen wir nicht, was für ein wildes Thier es war, welches das schöne Lied an die Nachtigall sang, das dich so sehr erfreut.“ Da fuhr Trilltrall fort:

„Ich war von dem schönen Lied und der Nachtigall und dem Wiederhall so sehr erfreut, daß, als sie aufhörten, ich mich aufrichtete und auf den Baum losging, um den Sänger zu bitten, er möge wieder anheben; aber kaum machte ich einiges Geräusch, so fing es auch gleich an, wieder wie ein Hund zu bellen, und warf noch dazu mit abgebrochenen dicken Zweigen nach mir, deren mir einer so stark auf die Nase schlug, daß ich laut zu schreien anfing: „Ach Gott! ach Gott! meine Nase!“ und auf dieses mein Geschrei war das Wesen wie der Blitz von dem Baume herunter, und ich konnte so geschwind nicht entlaufen, daß es mich nicht mit beiden Armen umfaßte und ausrief: „Ach! ich bitte tausend-

mal um Verzeihung, ich habe es nicht gern gethan!“ und dabei tappte es mit so harten knöchernen Fingern, an welchen lange krumme Nägel waren, mir an der Nase herum, daß es mich nicht weniger schmerzte, als der niederfallende Zweig. „Wer bist du denn?“ fragte ich, „daß du so ganz voller Haare bist und bald wie ein Vogel pfeifst, bald wie ein Hund bellst, auf den Bäumen herumkletterst wie eine wilde Katze, auf allen Vieren zum Bächlein trinken gehst und dann wieder so schöne Lieder singst? Bist du denn ein ordentlicher Christenmensch und kein wildes Thier?“ — „Ich bin,“ erwiederte er mir, „der Holzapfelklausner und lebe seit achtzig Jahren hier allein im Wald und bin ein Vogelsprachforscher und habe hier eine hohe Schule der Vogelsprache, welche mein eigentliches Hauptfach ist; auch beschäftige ich mich nebenbei mit der Sprache der wilden Schweine und Katzen und habe hier in der Einsamkeit alle Sitten und Gebräuche der wilden Thiere angenommen, um mich in ihrer Gesellschaft als ein Mann von Anstand und Erziehung aufführen zu können; da nun, seit ich hier lebe, kein Mensch sich hier hat sehen lassen, so habe ich, da du auf dem Baume herumkrochst, geglaubt, du wärest eine wilde Katze, welche mir meine Studenten, die Vögel, wegfressen wollte, und drum bellte ich wie ein Hund, um dich zu verjagen.“ — Nun sagte ich ihm, wer ich sei, und daß ich Trilltrall heiße, und daß Trilltrall mein Beruf sei, und daß ich ebendeßwegen mich in den wilden Wald begeben hätte, um die Vogelsprache zu erlernen. „Brav,“ sagte er, „sehr brav, da bist du nun gerade an den rechten Mann gekommen, und ich freue mich auch recht sehr, daß ich einen Menschen gefunden, welchem ich meine große Gelehrsamkeit überlassen kann; denn ich bin schon sehr alt und werde nicht lange mehr leben. Du kannst dann nach meinem Tod die Schule hier fortsetzen und besonders darüber wachen, daß die Vögel hier reines Vogeldeutsch reden und keine französischen Wörter hineinmischen.“ — Mir war Das alles sehr angenehm; der Morgen kam heran, und ich besah mir nun den Klausner bei Tage. Da wunderte ich mich nicht, daß ich ihn für ein wildes Thier gehalten, denn er sah aus wie ein

uralter Affe und war ganz von seinen weißen Haupt- und Barthaaren bedeckt. Da er mit den Vögeln ein schönes Morgenlied gesungen, sagte er ihnen Lebewohl. „Sie haben jetzt Ferien," sprach er zu mir, „weil sie Nester bauen, Eier legen und Junge ausbrüten müssen, da kann ich dich einstweilen im ABC unterrichten."

So lebte ich denn eine Zeit lang mit dem Klausner ruhig und lernte fleißig. Vieles Essen und Trinken hinderte uns nicht, wir aßen nichts als Wurzeln und Kräuter, besonders aber Vogelfutter: Mücken, Spinnen, Käferchen, Ameiseneier, Wachholderbeeren u. s. f., und ich mußte besonders immer das Lieblingsfutter des Vogels essen, dessen Mundart und Sprache ich gerade lernte, wie mir denn die Wiedehopfssprache am schwersten fiel, weil sie sehr schmutzige Küche halten. Wir waren bis zu der Krametsvogelsprache gekommen, und ich steckte eben in einem dichten Wachholderbusch und aß Beeren, um mich vorzubereiten, als ich in der Nähe folgendermaßen sprechen hörte: „Ach! warum bin ich von der Seite meines königlichen Herrn Vaters weg hier in das Gebüsch gegangen!" klagte eine sehr liebliche Prinzessinnenstimme, „ach! jetzt bin ich verirrt, und Ihro Majestät, mein Vater, der König Pumpam, wird mich nicht wieder finden!"

Da antwortete eine plumpe Stimme: „Allergehorsamste, unterthänigste Prinzessin Pimperlein! Der schwarze Feldprediger, welcher mit der Kuhglocke, als sie Ihnen von Ihrem kohlrabenweißen Hals herabfiel, auf und davon ging, ist nach dieser Seite der unvernünftigen Wildniß entflohen; Sie haben mir befohlen, den Dieb mit Ihnen zu verfolgen; anfangs ging das gut, so lange wir den Klang der Glocke hörten, die er trug, aber nun stehen die Ochsen am Berg; ich höre nichts und sehe nichts, ich weiß keinen Weg, als den in Küche und Keller und Bett, und hier ist nichts von solchen angenehmen Anlagen zu sehen."

Nach diesen Worten kamen sie an mir vorüber, und ich sah die allerschönste Prinzessin von der Welt. Sie hatte ein graues Reisekleid, mit Gold gestickt, an, das bis auf die Kniee aufgeschürzt war, und dazu roth saffianene Stiefel mit goldenen Spornen, und auf dem Kopfe hatte sie einen grünen Hut, auf

welchem eine kleine goldene Krone blinkte; mit ihr ging ein untersetzter Mann mit Jacke und Beinkleidern von allen möglichen Farben, einen weißen trichterförmigen Hut und eine Pritsche in der Hand; er sah so närrisch aus, daß man ihn ohne Lachen nicht ansehen konnte. Aber ich kümmerte mich gar nicht um ihn, denn ich konnte gar kein Auge von der allerschönsten Prinzessin Pimperlein wenden.

Als die Prinzessin die vielen kleinen Glockenblumen sah, die an diesem Orte der Wildniß wuchsen, rief sie aus: „Ach! wie viele schöne blaue Glöckchen, welche artige Pimperlein! aber sie geben keinen Klang; so was habe ich nie gesehen; hier will ich mich hinsetzen und mir einen Kranz flechten. Gehe du, lieber Hanswurst! und sieh dich um, ob du Niemand findest, der uns den Weg zu der Landstraße zurück zeigen kann." — „Prinzessin Pimperlein," sagte der närrische Hans, „wenn hier ein Bär kommt und frißt Sie wie einen Honigfladen auf, so müssen Sie es selbst verantworten, daß ich Sie verlasse." — „Gehe und folge meinem Befehl," sprach sie, „und störe mich nicht in meinen Betrachtungen." Da sagte er: „Ich bin kein Stör, ich bin der Reisemarschall und wollte gerne Pimperleins Befehlen folgen; aber ich weiß nicht, wo sie hingegangen sind, sie mögen sich auch verirrt haben, wie wir." Da sagte Pimperlein: „Gehe dort nach jenen alten Eichen, ich sehe Fußstapfen im Sand, die dahin führen, und suche dort einen Wegweiser." — Da sagte der Narr: „Wenn Sie sich so auf Schuhlappen verstehen, Prinzessin, so ist uns geholfen." — „Wie so?" sagte Pimperlein, und er antwortete: „Wir wollen dann hier wohnen bleiben und Schuhflickerei treiben und den wilden Thieren die Schuhe flicken. Das nährt seinen Mann, denn wenn ich auf meine fünf Zehen trauen darf, sind dies hier Bärenpfoten und keine Menschentritte." Nun ward Prinzessin Pimperlein ungeduldig und befahl ihm, kein Wort mehr zu sprechen und hinzugehen, wie sie befohlen. Da wusch sich der Narr seine Hände im Bach, machte eine tiefe Verbeugung und ging den Fußtritten nach. Die Prinzessin aber machte sich einen Kranz von Glockenblumen und sang dazu:

„Silberglöckchen klingen schön,
Wenn sie spielen in dem Wind:
Pim pim Pimperlein;
Aber schöner anzusehen
Doch die Glockenblümchen sind,
Läuten sie den Frühling ein.

Rabe fliege immer hin,
Der mein Glöckchen mir geraubt,
Pim pim Pimperlein;
Glockenblümchen sollen blühn
Künftig um mein blondes Haupt,
Friede läuten sie mir ein.

Eh' das Glöckchen ich verlor,
Tönt' ich, wo ich stand und ging,
Pim pim Pimperlein;
Und jetzt hört kein menschlich Ohr,
Wenn ich durch die Wiese spring,
Glockenblümchen schweigen fein.

Die Prinzessin gehet dort,
Sprach gleich Jeder, wenn es klang:
Pim pim Pimperlein;
Jetzt kann ich an stillem Ort
Lauschen auf der Vögel Sang,
Glockenblümchen klingt nicht drein.

Ach! wie war die Welt so kalt,
Als ich immer hören mußt:
Pim pim Pimperlein;
Vöglein singt im stillen Wald,
Herzchen pocht in sel'ger Brust,
Seit die Glockenblümchen mein."

Dies Liedchen sang die liebe Jungfrau mit so süßer Stimme, daß alle Vöglein schwiegen und lauschten, daß der Quell leiser murmelte und horchte, und die kleinen Glockenblümchen neigten sich freundlich zu ihr, um gebrochen zu werden.

Der närrische Hans war mit furchtsamen Schritten bis an eine alte hohle Eiche gegangen, in welcher der Holzapfelklausner ganz zusammengedrückt saß, so daß nur sein weißer Bart wie ein Wasserfall heraushing und seine lange Nase hervorsah, worüber der Hanswurst vor Schrecken mit einem lauten Geschrei sechs Burzelbäume bis zu den Füßen der Prinzessin zurück schlug. „Ach!" rief er aus, „dort der Eichbaum hat einen Ziegenbock gefressen, der Bart hängt ihm noch aus dem Maule; nun wird er uns Beide auch verzehren." Da sah die Prinzessin nach der Eiche und sprach: „O, du furchtsamer Diener! ich sehe an der langen Nase, daß es ein Mensch ist; gehe hin und frage ihn, wer er ist." Da ging der Hans hin und machte einen langen Hals gegen den Klausner und sprach:

„Nase groß und Bart nicht klein!
Einen schönen Gruß von Pimperlein
Bringe ich und frag euch Beide:
Ob ihr ordentliche Menschenleute."

Da brummte der Klausner mit dunkler Stimme und zog die Worte gewaltig lang:

„Ich bin ein alter Waldbrudererere."

Hans lachte und sagte zu Pimperlein, indem er die Worte auch sehr lang zog:

„Er sagt, er sei ein kalter Stallbrudererere."

Da sprach Pimperlein:

„Geh hin und frage noch einmal:
Was soll in diesem Felsenthal
Wohl ein alter Stallbruder machen,
Das ist gesprochen, um zu lachen."

Hans ging wieder hin und sprach:

„Nase groß und Bart nicht klein!
Der Prinzessin Pimperlein
Ein Stallbruder zum Lachen ist,
Ich soll fragen, wer du bist."

Da brummte der Klausner wieder sehr lange:

„Ich bin ein alter Eremitetete.“

Da sprach Hans zu Pimperlein:

„Er sagt, er sei ein alter Scheerenschmiedete.“

Da sprach Pimperlein:

„Geh hin und frage noch einmal:
Was soll in diesem Felsenthal
Wohl thun ein alter Scheerenschmied,
Die Krebse bringen ihre Scheeren mit.“

Hans fragte nun wieder:

„Nase groß und Bart nicht klein!
Die Prinzessin Pimperlein
Glaubet nicht an Scheerenschmied,
Sag mir, wer du bist, ich bitt.“

Da schnurrte der Klausner wieder:

„Ich bin ein alter Einsiedlererere.“

Und Hans sagte wieder zu Pimperlein:

„Er sagt, er sei ein kalter Leimsiedererere.“

Da sprach Pimperlein:

„Geh hin und frage noch einmal:
Was soll in diesem Felsenthal
Ein alter Leimsieder wohl machen,
Das ist gesprochen, um zu lachen.“

Da fragte Hans wieder, und der Einsiedler sprach:

„Ich bin ein alter Anachoretetete.“

Da fragte Hans wieder, und der Klausner sprach:

„Ich bin ein alter Einödererere.“

Hans sprach, er sagt:

„Er ist ein alter Neuntödtererere.“

Die Prinzessin ließ fragen, wovon er hier lebe, und der Klausner sprach:

„Ich esse Blätter und Gräslein.“

Hans sagte:

„Er ißt Vetter und Bäslein.“

Der Klausner sagte ungeduldig nochmals:

„Ich esse Blätter und Gras,
Wurzeln und Kräuter,
Pilze, Schwämme und Beeren,
Käfer, Grillen, Mücken.“

Und Hans schnatterte ihm nach:

„Er ißt Bretter und Glas,
Schurzfell und Schneider,
Filze, Kämme und Bären,
Schäfer, Brillen und Krücken.“

Da ward der Klausner und ich und die Prinzessin Pimperlein sehr unwillig gegen den Hanswurst, der alle Worte verdrehte, und wir traten alle zugleich hervor: der Klausner aus der hohlen Eiche, ich aus dem Wachholderbusch und Pimperlein von ihren Glockenblumen, um ihn auszuprügeln; aber er sprang wie ein Hase über den Bach und lief in den Wald, und wir selbst waren so übereinander erstaunt, daß wir ihn laufen ließen. Als der Klausner der Prinzessin nun erzählt hatte, daß er Doktor der Vogelsprache und ich sein Student sei, faßte sie einen guten Muth und sprach: „Ich bin die Prinzessin Pimperlein und zog mit meinem Vater Pumpam, dem König von Glockotonia, hier durch den Wald; wir waren ausgereist, um den großen goldenen Glockenschwengel zu suchen, der neulich bei einem großen Wettgeläute aus der Hofglocke losriß und über die Stadt hinaus in die weite Welt flog. Ich war mit dem Hanswurst hinter dem Zug des Königs etwas zurückgeblieben, da stieß ich mit meiner Krone gegen einen Zweig und riß mir die kleine goldene Klingel von der Krone, welche immer die Kronprinzessin von Glockotonia

tragen muß und darum Pimperlein heißt; das Glöckchen blieb am Baume hängen, und während wir es mit Steinen herabwerfen wollten, kam ein Rabe geflogen und trug dies Glöckchen im Schnabel weg. Da wir es immer klingeln hörten, sind wir dem Klang nachgezogen bis hieher, wo der Ton auf einmal verschwand. Nun habe ich mich von meinem Vater Pumpam verirrt und weiß nicht, wo hinaus in diesem wilden Wald. Kannst du wohl, lieber Einsiedler! da du die Vogelsprache verstehst, von den Vögeln erfragen, ob sie den Raben nicht mit meinem Silberglöckchen gesehen haben, und ob sie den Weg wohl wissen, wo mein Vater hingezogen?" — „Ich will sie gleich zusammenrufen, theuerste Prinzessin!" sagte der Einsiedler und winkte mir, ihm zu helfen; da stiegen wir auf zwei Bäume und fingen an mit allen Vogelstimmen zu locken, und da kamen die Vögel heran von allen Seiten, worüber Pimperlein sich sehr freute; der Einsiedler fragte nun die Vögel, ob sie den Raben nicht gesehen hätten mit dem Glöckchen, und wo der König hingezogen sei. Da wußten die Vögel alle nichts, außer ein Rabe, der erzählte: sein Kamerad, der andere Rabe, sei mit dem Glöckchen auf das Schloß des Nachtwächter-Königs Knarratschki geflogen, das auf einem hohen Felsen im Meere liege, und auf dem sich auch der goldene Glockenschwengel befinde, der bei dem Geläute zu Glockotonia aus der Glocke gerissen und dort hingeflogen sei. Der König Pumpam sei auch dahin unterwegs, und wenn ihm die Prinzessin Pimperlein folgen wolle, so sei er bereit, ihr den Weg zu zeigen.

Der Einsiedler machte der Prinzessin diese guten Nachrichten bekannt, worüber sie sehr erfreut war und sich gleich entschloß, dem Raben zu folgen. Sie rief darum den Hanswurst, sich fertig zu halten; der kam nun mit großem Geplapper aus den Büschen gelaufen; denn er hatte sich alle Taschen mit Haselnüssen gefüllt, und seine Finger und sein Mund waren schwarz von Heidelbeeren, die er gegessen. Die Prinzessin Pimperlein dankte dem Einsiedler, der ihr eine frische Honigwabe auf die Reise mitgab, sehr; ich gab ihr noch eine Menge der schönsten Glockenblumen mit, die ich mit sammt der Wurzel und Erde dem Hanswurst in seinen

trichterförmigen Hut legte, worüber sie sich sehr freute; sie schenkte darauf dem Einsiedler eine goldene Schnupftabaksdose, worauf ihr Portrait mit Brillanten besetzt war, und mir schenkte sie einen brillantenen Ring mit ihrem Namenszug von ihren Haaren. Wir küßten ihr Beide mit Thränen den Saum ihres Rocks, da schrie der Rabe: „Marsch! marsch! es ist Zeit, wir haben gar weit.“ Sie reichte uns die Hände, und wir weinten bitterlich, da sie fortging.

Ich aber lief noch ein gutes Stück Wegs mit und bog ihr die verwachsenen Zweige auseinander, daß sie bequemer gehen sollte. Ich hatte mich schon sehr weit von unserer Heimat entfernt, als auf einmal eine Schnepfe geflogen kam und mir sagte: ich sollte geschwind zurückkommen, der Klausner sei nicht gar wohl; da empfahl ich mich der Pimperlein nochmals unterthänig, wünschte Glück auf die Reise; sie erlaubte mir, ihr die Hand zu küssen, und lud mich ein, sie einmal in Glockotonia zu besuchen, worauf wir uns trennten.

Ich weinte bis nach Haus, so lieb hatte ich die freundliche Pimperlein gewonnen. Da ich bei dem Klausner ankam, fand ich ihn mit Hacke und Spaten beschäftigt, eine Grube zu machen. Er rief mir zu: „Hilf, Trilltrall! hilf!“ und gab mir den Spaten; ich gehorchte ihm stillschweigend, denn wir sprachen selten mit einander; aber dann und wann unter dem Graben sah ich traurig fragend nach ihm, da legte er die Finger auf den Mund und winkte mir, auf die Stimmen der Vögel Acht zu geben. Da schrie ein Käutzlein sehr betrübt einige Male auf der hohlen Eiche, das schauerte dem Klausner durch Mark und Bein und ging mir wie ein Messer durchs Herz. Die Vöglein auf den Bäumen wurden ganz still und verkrochen sich und drückten sich ängstlich zusammen und flüsterten sich einander in die Ohren. Da streckte auf einmal der Specht den Kopf aus seinem Nest hervor und fragte:

„Sagt mir, was der Kautz so schreit?“

Da guckte die Turteltaube aus dem Nest und sprach:

„Kautz schreit: Klausner! es ist Zeit!“

Und nun schrie der Dompfaff:

„Kautz schreit: grab dein Grab bereit.“

Worauf der dicke Bülow rief:

„Kautz schreit: fünf Schuh lang, drei breit.“

Da rief die Amsel gar neugierig:

„Eine Grube! ei, wozu?“

Da sprach ein Staarmatz sehr ernsthaft:

„Ei nun, zu der ewigen Ruh.“

Nun fragte eine Schwalbe sehr betrübt:

„Wer drückt ihm die Augen zu?“

Da antwortete eine Lerche:

„Liebe Freundin! ich und du.“

Die Nachtigall aber sagte:

„Nein, ihr Freunde, ich es thu,
Schwalb und Lerche soll ihn wecken
Zu dem ew'gen Himmelslicht,
Ich muß ihm die Augen decken,
Wenn sein Herz im Tode bricht.

Wir haben manche fromme Nacht
Mit Gotteslob vereint durchwacht,
Drum drücke zu der ew'gen Ruh
Ich ihm die lieben Augen zu.

O! Klausner! lieber Klausner mein!
Grab deine Grube nicht zu klein,
Laß Platz für die Frau Nachtigall
Und ihres Leidenliedes Schall.“

Da der Klausner und ich diese rührenden Worte der lieben Nachtigall hörten, flossen uns die Thränen stromweis herab; das Grab war fertig, der Einsiedler stieg hinein, und ich sprang ihm nach und drückte ihn heftig an mein Herz. „Ach!“ rief ich aus,

„lieber Herr und Meister! ich lasse dich nicht, ich halte dich fest in meinen Armen; nein, nein, du mußt bei mir bleiben.“ Der Klausner aber drückte mich von sich und sprach:

„Troll, Trilltrall! aus dem Grabe
Dich, nimm mir nicht den Raum,
Den ich drin nöthig habe
Für mich und meinen Traum.
Ich sehne mich nach Stille,
Der grelle Vogelschrei,
Das grause Tiritille,
Das bunte Dudeldei
Macht mir so angst und bange,
Macht mir den Kopf ganz dumm,
Ich hört' es gar zu lange,
Geh raus, ich bitt dich drum.“

Da stieg ich aus dem Grabe heraus und sprach:

„Ach! lieber Meister! saget,
Warum auf einmal so?
Ihr seid gar hochbetaget,
Doch wart Ihr frisch und froh.“

Da sprach er sehr ernsthaft zu mir und mit einem Eifer, den ich nie an ihm früher bemerkt hatte, woraus ich sah, daß er ein starkes Fieber hatte:

„Ich schnupfte aus der Dose
Der guten Pimperlein,
Da ward mir sehr kuriose
In dem Gehirne mein.“

Da sagte ich zu dem guten Klausner:

„Ach! Meister hocherfahren!
Du hast dich nicht geschont,
Du bist seit langen Jahren
Das Schnupfen nicht gewohnt.“

Der Klausner antwortete mir hierauf strafend:

„So spricht allein der Schwache,
Allein der Feige gern
Und hält von ernster Sache
Sich so entschuld'gend fern.

Manch Kind will sich nicht waschen
Und nennt das Wasser kalt,
Doch gibt's etwas zu naschen,
Da kömmt ein jedes bald.

Arznei will's Kind nicht nehmen,
Schiebt immer auf die Stund'
Und steckt doch ohne Schämen
Den Zucker in den Mund.

Doch endlich bringt die Stunde
Den sauern Apfel heiß,
Ist auch kein Zahn im Munde,
So heißt es doch: Nun beiß!

Mein Stündlein ist gekommen,
Mit Prinzeß Pimperlein
Tabak hab ich genommen,
Der ging durch Mark und Bein.

Ich mußt' gleich einem Riesen
Mit prasselnder Gewalt
So ganz entsetzlich nießen,
Der Fels kriegt einen Spalt.

Das Echo brach in Stücke,
Der wilde Wasserfall
Fuhr in sich selbst zurücke
Von meiner Nase Schall.

Es fuhren in die Wurzeln
Die Eichen tiefer ein,
Und aus den Lüften purzeln
Sah ich die Vögelein.

Da fing ich an zu hören,
Da fing ich an zu sehn,
Daß wir gar Vieles lehren
Und wenig doch verstehn.

Die ganze Vogelsprache
Nebst der Grammatika
In meinem Thränenbache
Ich da ersaufen sah.

Wie Butter an der Sonnen
In lauter Ach und Weh
Ist mir allda zerronnen
Das Vogel-ABC.

Am Himmel sah ich brennen
Buchstaben lichterloh,
Da konnt' ich wohl erkennen
Ein großes A und O.

Und nun will ich mich strecken,
Wie mancher Andre lag,
Kein Vogel wird mich wecken
Bis an den jüngsten Tag."

Da legte sich der Einsiedler der Länge lang in das Grab; der Abend war herangekommen; die Vöglein sammelten sich rings in den Bäumen; aber sie zwitscherten nicht wie gewöhnlich fröhlich durcheinander, sie waren ganz still und guckten traurig auf den Klausner herab in das Grab. Da fing er nach seiner Gewohnheit an, das Abendlied zu singen: „Nun ruhen alle Wälder," — und die Vöglein sangen alle gar lieblich mit, worüber er einzuschlafen schien. Ich kniete neben ihm und weinte, und als die Vögel alle verstummt waren, kam die Nachtigall auf die Brust des Klausners geflogen, sie rupfte sich mit dem Schnabel ein Flaumfederchen aus und legte es ihm auf den Mund, und weil das Federchen sich gar nicht bewegte, hörte ich sie sagen: „Ach! er athmet nicht mehr, das Federchen regt sich nicht von seinem Athem; ach! der gute Klausner ist todt!" Da flog sie auf einen

Zweig gerade über das Grab des Klausners und fing so traurig an zu singen und immer heftiger und kläglicher, bis ihr nach einem tiefen Seufzer ihr treues Herzchen zersprang und sie zu dem Klausner todt herunter in das Grab fiel.

Am andern Morgen streuten die Vöglein Kräuter und Blumen auf ihn, und ich bedeckte ihn mit Erde; aber seinen langen weißen Bart ließ ich aus der Erde heraushängen, denn der Wind bat gar sehr darum, weil seine Kinder, die kleinen Sommerlüftchen, gar gern mit diesem Bart spielten, auch wollte sich die Grasmücke ein Nestchen darein bauen. Als ich alles Dieses verrichtet hatte, fiel mir ein, daß der Tag herangekommen sei, daß ich mich bei dir, liebster Vater! mit den Brüdern wieder einfinden sollte. So nahm ich, was mir der Klausner zurückgelassen hatte: die Dose mit dem Bild der Prinzessin Pimperlein; nahm von den Vögeln freundlich Abschied und bat sie, mich aufzusuchen, wenn es was Neues gäbe.

Als ich nun hierher kam, saß der Vogel Bülow, auch Pfingstdrossel genannt, auf dem Baum und hat mir eine Nachricht gebracht, die mich so sehr betrübt als erfreut. Der Rabe, der die gute Prinzessin Pimperlein und den Hanswurst zu dem Nachtwächterkönig Knarratschki führen wollte, wo ihr Glöckchen und und ihr Vater sein sollte, war ein Betrüger. Der König Pumpam war nicht dort, der böse Knarratschki kam über den See geflogen und trug die Prinzessin auf seinen hohen Felsen, wo sie den ganzen Tag sitzen muß und dem Knarratschki, der seinen Kopf in ihren Schooß legt, Eins singen muß, bis er einschläft; denn er schläft bei Tag, weil er Nachts die Nachtwächter regieren muß. Der Hanswurst aber muß den ganzen Tag am See stehen und mit seiner Peitsche hineinschlagen, damit die Frösche nicht schreien und den Knarratschki nicht aufwecken. Der Knarratschki will dem König Pumpam auch die Prinzessin Pimperlein nicht wiedergeben, weil ihm der goldne Glockenschwengel, der aus der Glocke zu Glockotonia losriß und bis auf diesen Felsen flog, seine Gemahlin, die Königin Schnarrassel, todt geschlagen. Nun hat aber der König Pumpam in aller Welt bekannt machen lassen,

wer ihm seine Tochter Pimperlein frei mache, der solle sie zur Gemahlin und sein halbes Königreich dazu haben, und Das ist es, was der Vogel Bülow erzählt, und warum ich so fröhlich ausrief: „Es ist richtig! Alles ist richtig!" denn ich denke, wir wollen nicht lange zögern, sondern uns gleich Alle miteinander aufmachen und die Prinzessin Pimperlein und das halbe Königreich gewinnen. Seht nur einmal hier das Bild der Prinzessin auf der Dose." Da zeigte er Allen die Dose herum, und sie waren Alle erfreut über die Schönheit und Freundlichkeit der Prinzessin.

Aber Keiner wollte aus der Dose schnupfen, weil es dem Klausner so schlecht bekommen war. Alle Brüder und der Vater Klopfstock waren es zufrieden, sogleich sich auf die Reise zu machen. Der Schulmeister zog seinen schwarzen Rock an und nahm sein spanisches Rohr in die Hand und schloß die Thüre zu, und so gingen sie fort. Trilltrall führte sie, Gripsgraps sagte: „Ich will sie dem Knarratschki schon wegholen, und den Felsen sollt ihr mich mit meinen zwei Dolchen hinauflaufen sehen, besser als eine Katze." Pitschpatsch sagte: „Ueber die See soll euch mein Schifflein führen geschwind wie der Wind." Piffpaff sagte: „Ich will dem Knarratschki Eins auf die Pelzmütze schießen, daß er sein Lebtag daran denken soll." Pinkepank sagte: „Und ich will euch mit meinem Kraut bei der Hand sein, wenn Einem ein Unglück geschieht." Klopfstock aber war ganz gewaltig froh und erzählte weitläufig, wie er gleich Geheimer Oberhof- und Landschulmeister werden wollte, wenn sie nur erst das Königreich hätten.

Unter diesen Reden kamen sie nach mehreren Tagreisen an die See. Da suchte Pitschpatsch sein künstliches Binsenschiff, das ihm der Meermann Koralli geschenkt, und fand es noch gar schön in dem Schilf versteckt und alle die Perlen und Muscheln drin. „Die wollen wir der Prinzessin zur Hochzeit schenken," sagte er, „munter! munter eingestiegen!" Da stiegen sie ein, er ruderte, und mit jedem Ruderschlag flog das Schiff eine Meile weiter in den See.

Bald kamen sie an einen hohen steilen Felsen mitten in der See, an dessen Fuß der arme Hanswurst immer ins Wasser schlug, daß die Frösche nicht schreien sollten, weil Knarratschki

oben schlief. Der arme Schelm hatte keine andere Wohnung, als ein altes zerlöchertes Nachtwächterhorn, das Knarratschki an den Felsen gelehnt hatte, und aus welchem er wie eine Schnecke herausguckte. Als er den Trilltrall erblickte, machte er tausend Freudenbezeigungen und winkte immer mit dem Finger auf dem Mund, man solle sich still halten.

Nun fuhren sie dicht mit dem Schifflein an den Fuß des Felsen, der wie eine hohe Mauer steil vor ihnen in die Höhe stieg. Da machte sich Gripsgraps fertig, den Felsen hinauf zu klettern; er schürzte sich die Aermel auf, nahm in jede Hand einen Dolch, und alle Brüder waren sehr neugierig, zu sehen, wie er hinaufkommen würde. Das machte er aber mit wunderbarer Geschicklichkeit also: Er stieß den Dolch in der rechten Hand in eine Felsspalte und hob sich an ihm in die Höhe, dann stieß er den zweiten Dolch in der Linken etwas höher in den Felsen und hob sich an diesem etwas höher, dann zog er den ersten Dolch mit der rechten Hand aus dem Felsen und stieß ihn wieder etwas höher in eine Steinritze und hob sich wieder höher hinan, worauf er den zweiten Dolch wieder höher steckte und so fortfuhr, bis er hinaufkam. Als seine Brüder und sein Vater ihn so schweben sahen, waren sie sehr besorgt um ihn und knieten in das Schifflein und beteten: Gott möge ihm glücklich hinaufhelfen.

Da er in der Mitte des Felsens an dem Dolch der linken Hand schwebend hing und eben den andern Dolch mit der Rechten höher einschlagen wollte, kam er in große Gefahr. Er stach nämlich in ein Adlernest, das in einer Felsenritze war, und zwei große Adler stürzten heraus und hackten und bißen auf ihn, so daß er vor Schrecken den Dolch aus der rechten Hand herab in das Meer fallen ließ. Ach! in welcher Noth war da Gripsgraps: mit der linken Hand an dem Dolche festgehalten, schwebte er über der entsetzlichen Meerestiefe, mit der Rechten mußte er sich gegen den grimmigen Adler wehren und konnte nicht rückwärts und nicht vorwärts. Als die Brüder dieses sahen, stürzte sich Pitschpatsch gleich auf den Grund des Meeres, um den herabgefallenen Dolch wieder zu holen, und Piffpaff legte gleich einen Pfeil auf

seine Armbrust und schoß den einen Adler herunter, daß er halb todt in das Schifflein fiel. Da ging Trilltrall zu ihm, und der Adler sagte ihm in der Adlersprache: „Ich habe wohl den Tod verdient, denn ich habe das Glöckchen der Prinzessin Pimperlein gestohlen; meine Frau, die zu Besuch ausgeflogen ist, hat es anhängen; sie will immer etwas vor andern Adlersfrauen voraushaben an Putzwerk und Geschmeide und hat mich zu dem Diebstahl beredet. Der Rabe, der droben nach dem Manne hackt, ist mein Knecht, welcher die Prinzessin Pimperlein bei dem Klausner belogen hat und sie in die Gefangenschaft des Riesen Knarratschki gebracht." So sprach er und starb.

Nun kam Pitschpatsch aus dem Meer heraus und brachte den Dolch wieder, den legte Piffpaff auf seine Armbrust und schoß ihn so geschickt gegen den Raben, der immer noch auf den armen schwebenden Gripsgraps loshackte, daß er diesen Verräther durchbohrte und an den Fels festnagelte. Nun hatte Gripsgraps den Dolch wieder und setzte seinen halsbrechenden Weg glücklich fort bis hinauf. Pinkepank aber drückte dem todten Adler ein wenig von seinem Kräutlein Stehauf in die Wunde, und er ward wieder lebendig; worauf Trilltrall zu dem Adler sagte: „Siehe, durch unsere Kunst warst du getödtet, durch unsere Kunst bist du wieder lebendig. Wenn du mir versprichst, sogleich deine Frau hierher zu bringen, daß sie uns das Glöckchen der Prinzessin Pimperlein bringt, so wollen wir dir das Leben und die Freiheit schenken." Das versprach der Adler und schwor bei seinen Schwungfedern. Da sagte Trilltrall: „Schwöre höher!" Da sprach der Adler: „Ich schwöre bei meinem Schnabel." — „Noch höher schwöre," sagte Trilltrall. „Ei! du verstehst es," sprach der Adler, „ich schwöre bei dem doppelten Adler des heiligen, deutschen, römischen Reichs, bei dem doppelten Hals, bei den zwei Köpfen, bei den zwei Kronen, bei Zepter, Schwert und Reichsapfel." — „Gut!" sagte Trilltrall, „aber schwöre noch höher." Der Adler aber guckte ihn an, lachte und sprach: „Höher geht es nicht, das weißt du wohl." — „Ja, ich weiß es," erwiederte Trilltrall, „halte deinen Schwur!" und da ließ er ihn fliegen.

Bald kehrte der Adler mit dem Glöckchen im Schnabel zurück, aber seine Frau war nicht bei ihm, und er sagte zu Trilltrall: sie schäme sich zu kommen, weil er ihr ihre große Eitelkeit verwiesen habe. Da schenkte ihm Pitschpatsch einige Muscheln für sie zum Halsschmuck, wofür er sehr dankte und davon flog. Als Gripsgraps auf den Felsen hinauf kam, sah er nichts als ein großes Nachtwächterhäuschen darauf, aus welchem er die Prinzessin Pimperlein folgendes Lied singen hörte, wozu der Riese Knarratschki schrecklich schnarchte:

„Schnarch! Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
Der Glockenschwengel schlug sie todt.
Der grobe Riese mir gebot,
Zu singen ihm bei trocknem Brod,
Vom Morgen- bis zum Abendroth.
O! weite See, schick mir ein Boot,
Das mich erlöst aus meiner Noth.

Schnarch! Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
Auf meinem Knie sein breiter Kopf,
Mein Arm gebunden an seinen Zopf,
Vor meinen Augen sein kahler Schopf,
Sein schnarchend Maul ein schwarzer Topf,
Sein rother Bart, sein dicker Kropf,
O, dazu sing' ich armer Tropf!

Schnarch! Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
Am Abend geht mein Elend los,
Er hebt den Kopf aus meinem Schooß
Und gibt mir manchen Rippenstoß;
In Eselsmilch muß einen Kloß
Ich kochen von isländ'schem Moos
So wie ein Schmiedeamboß groß.

Schnarch! Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;

Und hat er diesen Kloß im Schlund,
Brummt er: das ist der Brust gesund;
Und setzt das Tuthorn an den Mund,
Ut, ut, bläst er, da heult sein Hund,
Da bebt der Fels bis auf den Grund,
Und also geht's von Stund zu Stund.

Schnarch! Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
Er singt und ist recht drauf vernarrt,
Scharf wie ohne Schmalz ein Karrenrad knarrt,
Hart rasselnd mit der Hellepart
Er rappelnd übers Pflaster scharrt,
Rapp rapp die Klapperratsche schnarrt,
Daß mir das Blut in Adern starrt.

Schnarch! Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
Zu seinem Horn und Rasselschall
Hör' lärmen ich auch Knall und Fall
Auf Erden die Nachtwächter all,
Auf Straß und Mauer, Thurm und Wall;
Denn, ach! hier in dem Wiederhall
Ist dieses Volks Regierungsstall.

Schnarch! Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
O! Sternennacht so still vertraut,
Wo Mondlicht in die Bäumlein thaut,
Wo Schlaf ein buntes Schloß mir baut,
Wo Traum mir durch das Fenster schaut,
Bunt wie der Bräutigam zur Braut,
Wie bist du hier so wild und laut!

Schnarch! Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
Ohn' Flötenspiel, ohn' Harfenklang,
Ohn' Glock und Klingel ting tang tang
Muß singen ich den Schlafgesang,
Dem Mann, vor dem mir angst und bang,

Und Sonn und Mond gehn ihren Gang.
Ach Gott! wie wird die Zeit mir lang!

Schnarch! Knarrasper, schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
Pumpam, mein Vater, wohnet weit,
Das Meer ist tausend Meilen breit
Und bitter wie mein Herzeleid,
Und noch viel bittrer ist die Zeit,
Ach! ist kein Ritter denn bereit,
Der mich erlöst aus Einsamkeit!"

Während diesem Gesang war Gripsgraps rings um die Hütte gegangen und hatte einige große Brummfliegen und ein paar Heuschrecken und Grillen und Hummeln gefangen; dann machte er die Hüttenthüre leise, leise auf und flüsterte der armen Pimperlein, die vor Freuden zitterte, ganz sachte ins Ohr: „Sing immer fort und laß mich nur ruhig machen." Nun betrachtete er den abscheulichen Knarrasper erst recht; er sah dick, groß, breit, zottig und verdrießlich aus, wie ein alter Bär; er hatte ein paar kahle große Fledermausflügel an den Schultern, und hinten an seinem Kopf einen dicken langen Zopf, den er um den Arm der Pimperlein gebunden hatte, daß sie ihm nicht fortlaufen sollte. Seinen Kopf legte er auf ihren Schooß und schnarchte und blies mit der Nase, daß der Staub und Sand von der Erde in die Höhe flog. An der Wand hing sein Nachtwächterhorn, so groß, daß ein Mann drin schlafen konnte; daneben hing seine Nachtwächtertasche, so groß wie eine Stubenthüre, und in der Erde stand seine Helleparte.

Das Horn verstopfte ihm Gripsgraps, die Tasche zerbrach ihm Gripsgraps, die Helleparte versteckte ihm Gripsgraps, damit er keinen Lärm machen konnte, wenn er erwachte. Der Knarrasper hatte ein paar dicke Haarlocken über den Ohren, da steckte ihm Gripsgraps die Brummfliegen, die Heuschrecken, Grillen und Hummeln hinein und machte die Locken hinten und vornen zu. Wenn sie nun drinnen schnurrten und grillten, glaubte er, Pimperlein singe immer fort. Aber Pimperlein schwieg nun still. Grips=

graps band den Zopf von ihrem Arm und knüpfte ihn an den goldenen Glockenschwengel, der hinter ihr an der Wand lehnte. Nun holte Gripsgraps einen alten rußigen kupfernen Kessel, in welchem Pimperlein dem Knarrasper immer Abends den Kloß kochen mußte, und Pimperlein mußte leise, leise aufstehen, und Gripsgraps schob dem Knarrasper den rußigen Kessel unter den Kopf, so daß er ruhig fortschnarchte, als liege er noch auf Pimperleins Schooß. Nun nahm Gripsgraps die Prinzessin Pimperlein und setzte sich mit ihr in den Kübel, mit welchem dem Hanswurst sein Essen vom Felsen hinabgelassen wurde, und ließ sich schnell mit ihr hinab in das Schiffchen.

Ach! wie waren der Schulmeister und die Brüder froh, denen schon der Hals vor lauter Hinaufsehen weh that, als sie den Gripsgraps mit der Pimperlein ankommen sahen. Der Hanswurst sprang mit gleichen Füßen aus seinem Horn in das Schiffchen, Gripsgraps und Pimperlein stiegen auch hinein, alle Brüder küßten ihr die Hände, außer Pitschpatsch, der schlug mit seinem Ruder so kräftig ins Wasser, daß das Schifflein wie ein Pfeil von dem Felsen wegflog.

Aber sie waren nicht lange gefahren, als sie in eine große Noth kamen. Knarrasper hatte nicht lange geschlafen, als Gripsgraps mit Pimperlein fort war. Die Thierchen, welche ihm Gripsgraps in die Locke gesteckt, waren herausgekrochen, die Fliegen, die Grillen, die Heuschrecken auch, und waren zu der Thüre hinausgeflogen oder gehüpft; die Hummel aber hatte sich auf seine rothe Nase gesetzt. Wie sie nun nicht mehr vor seinen Ohren brummten und sangen, glaubte er, Pimperlein singe nicht mehr, und sprach halb im Schlaf: „Pimperlein! Pimperlein! singe los, oder ich gebe dir einen Rippenstoß.“ Da aber immer kein Pimperlein sang und ihn die Hummel recht tüchtig in die Nase stach, weil sie sich ärgerte, daß er so pustete, ward er zornig und wollte mit geballter Faust auf Pimperlein schlagen; aber er schlug so heftig auf den rußigen Kessel, daß er ein entsetzliches Auweh! ausstieß. Der Kessel brummte wie eine große Glocke, und er wollte im höchsten Zorn aufspringen; aber sein Zopf war an den

großen Glockenschwengel gebunden, und er riß sich abscheulich an den Haaren. Er machte sich mit Mühe los, er rannte auf dem ganzen Felsen herum, da war keine Pimperlein hinten, keine Pimperlein vornen. Aber auf der weiten See draus sah er das Schifflein schwimmen. „Ha! ha!“ sagte er, „kommst du mir so, so komm ich dir so,“ und griff nach seiner Helleparte; aber er konnte sie nicht finden. Da sprach er:

„Auf einen rußigen Kessel gelegt,
Das ist ein schöner Spaß!
An den Glockenschwengel gebunden,
Das ist ein schöner Spaß!
Die Helleparte gestohlen,
Das ist ein schöner Spaß!“

Da wollte er seine Ratsche nehmen, die war zerbrochen:

„Die Ratsch zerbrochen,
Das ist ein schöner Spaß!“

Nun wollte er in sein Horn stoßen und alle Nachtwächter zusammenrufen, aber es war ganz verstopft, und er blies sich fast die Backen entzwei. Da schrie er:

„Dem Nachtwächterkönig das Horn verstopft,
Das ist ein garstiger Spaß!

Aber warte, Pimperlein! ich will dich mit deinem Räuber treffen. Der Glockenschwengel deines Vaters Pumpam hat mir, als er hierher flog, mein Weib Schnarrassel todtgeschlagen; nun soll er ihm seine Tochter Pimperlein und ihren Räuber auch todtschlagen.“ — Da nahm er den großen Glockenschwengel auf die Schulter, spannte seine großen Fledermausflügel aus und flog, flatter, flatter, flatter, über den See hin, dem Schiffchen nach.

„Ach! um Gotteswillen, da kömmt der Knarrasper,“ schrie Pimperlein und legte sich glatt in das Schiff nieder, daß er sie nicht sehen sollte. Der Knarrasper aber kam wie eine schwarze Wolke geflogen und sang mit fürchterlicher Stimme:

„Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Der Knarrasper bringt den Klöppel getragen,
Der ihm Schnarrassel sein Weib erschlagen,
Nun geht es der Pimperlein an den Kragen.
Pimperlein, bewahr dein Lebenslicht,
Wenn dir der Klöppel den Hals zerbricht."

Ach, da kniete der Schulmeister und die Brüder um Pimperlein und beteten weinend um Hülfe, Pitschpatsch ruderte schnell; aber Piffpaff spannte seinen Bogen und sagte: „Pitschpatsch! halte ein wenig still, daß ich sicher zielen kann." Da hielt Pitschpatsch still, da war Knarrasper gerade über dem Schiff, paff schoß Piffpaff los, dem Knarrasper mitten durch das Herz, und patsch fiel er mit sammt dem Glockenschwengel todt in das Schiff herunter, das er mit seinen breiten Fledermausflügeln bedeckte.

Anfangs waren die Brüder alle still vor Angst und Schrecken, weil der Knarrasper über ihnen lag. Zuerst rührte sich der Schulmeister und sprach: „Ach Gott! meine Kinder! lebt ihr noch?" Da sprach Pitschpatsch: „Ja! aber der Kopf thut mir weh." Da sagte Trilltrall: „Meine Hand ist verstaucht." — Dann sprach Gripsgraps: „Meine Nase blutet." Dann sprach Piffpaff: „Mein Ohrläppchen ist geschwollen." Dann sagte Pinkepank: „Ich habe ein Loch im Kopf." — „Ach!" schrie der Hanswurst, „ach! ach! und aber weh! und ach! ich bin ein elender Krüppel, ich werde nicht mit dem Leben davon kommen, o weh! o weh! o weh!" — „Ei! was fehlt dir denn?" schrien sie Alle, da fing er an entsetzlich zu lamentiren und sprach: „Ach! meine Pritsche ist mir zerbrochen, und es ist mir ein Knopf von der Jacke gesprungen." — Da fingen sie Alle in ihrer Herzensangst über ihn zu lachen an, Trilltrall aber sagte: „Lachet nicht, Pimperlein redet kein Wort, Pimperlein ist gewiß todt; geschwind! geschwind! werft den Knarrasper hinaus, daß wir sie finden können." Da legten sie sich Alle auf Hände und Füße und stemmten sich mit dem Rücken gegen den Knarrasper und drückten, upp, schupp, upp, und patsch fiel er über das Schiff hinaus ins Wasser und ging unter.

Aber welches Elend sahen sie da! der große Glockenklöpfel war mitten in das Schiff auf die Prinzessin Pimperlein gefallen und hatte sie mausetodt geschlagen. Da jammerten die Brüder und der Vater und der Hanswurst und rissen sich die Haare aus. Pinkepank aber sagte: „Zieht sie nur unter dem schweren Glockenschwengel hervor, ich will schon helfen.“ — Da zogen die Brüder sie hervor, und Pinkepank drückte ihr ein wenig Saft von seinem Kräutlein Stehauf in ihren rosenrothen Mund, und sie sprang auf und war frisch und gesund.

Da war Freude an allen Ecken, pitschpatsch ging das Ruder, und sie waren bald am Lande. Da machte Pitschpatsch sich vier Räder an sein Schiff, und Trilltrall rief sechs Bären aus dem Wald und versprach einem jeden einen großen Pfefferkuchen, wenn sie sich wollten vorspannen lassen und sie Alle nach Glockotonia fahren. Sie waren es zufrieden, und die Reise ging geschwind fort.

Ach! wie verwunderten sich die Leute in Glockotonia über die wunderbare Kutsche mit den Bären bespannt. Hanswurst aber lief voraus zum König und erzählte ihm Alles; der kam ihnen mit allem seinem Hofstaat entgegen, außer mit den Glöcknern, die hatten zu viel zu thun, denn sie mußten mit allen Glocken läuten, und zu Glockotonia hat jedes Haus eine Glocke, jede Thüre eine Schelle, jeder Mensch eine Klingel am Hals und jedes Thier ein Glöckchen. Das war ein entsetzlich lustiges Pimpam, Tingtang, Bimpim, Klingkling. Nur der Hofglöckner ging in Trauer bei dem König, weil der Hofglockenklöpfel verloren war. Aber da er ihn im Schifflein liegen sah, trug er ihn gleich weg und hängte ihn in die große Glocke und fing auch nun an zu läuten pumpam.

Da umarmte Pumpam die Tochter und den Schulmeister und die Brüder, welche alle bei ihm frühstücken mußten. Worauf er sagte: „Nun muß ich Wort halten, ich habe Dem meine Tochter versprochen, der mir sie wieder bringt, und mein halbes Reich; wer soll sie aber haben, da ihr ein Vater und fünf Söhne seid.“ — Da sprach Gripsgraps: „Ich habe sie vom Fels geholt.“ — Da sagte Piffpaff: „Ich habe den Knarrasper getödtet.“ — Da

sagte Pitschpatsch: „Ich habe euch im Schiff hingefahren.“ — Da sagte Pinkepank: „Ich habe sie mit dem Kräutlein Stehauf lebendig gemacht.“ — Da sagte Trilltrall: „Ich habe sie sehr lieb und habe euch die Nachricht gegeben, wo sie sei.“ — Da sagte Klopfstock: „Ich bin euer aller Vater, mir gebührt sie.“ — „Ja,“ sagten die Söhne, „Ihr sollt sie haben.“

„Ich will sie gar nicht; ich wollte euch nur auf die Probe stellen; aber ihr seid gehorsame Kinder,“ sprach Kopfstock. „Und nun soll sie selbst sagen, bei wem sie leben will.“ Sie aber wollte es nicht sagen; da sagte der König: „So rede doch und schäme dich nicht.“ — Da machte sie ein spitzes Mäulchen und sprach: „Im Wald bei den Glockenblumen, bei den Vögeln, bei dem Trilltrall will ich wohnen,“ und da umarmte sie Trilltrall, und die Brüder waren es alle zufrieden. Da gab ihr Trilltrall auch das Glöckchen wieder, worüber sie sehr froh ward. Pumpam aber nahm ein großes Messer und schnitt sein Königreich in zwei Theile und fragte den Klopfstock: „Rücken oder Schneide?“ Da sagte er: „Schneide.“ Und Pumpam gab ihm die Hälfte, die an der Schneide des Messers lag. Klopfstock theilte das wieder in fünf Theile und gab jedem seiner Söhne ein Stück. Piffpaff legte sich einen Schützenplatz auf seinem Stück Königreich an, Pitschpatsch einen schönen Fischteich, Pinkepank einen botanischen Garten, Gripsgraps baute sich eine Einsiedelei und lebte fromm darin, und Trilltrall legte sich einen Thiergarten und eine Vogelhecke auf seinem Stück Königreich an. Klopfstock aber war geheimer Fünffünftelsschulmeister, zog im ganzen Land herum und hielt geheime Fünffünftelschule. Als Alles fertig war, ließ Pumpam die ganze Geschichte an die große Glocke hängen und tüchtig läuten, und da habe ich sie auch gehört.

Das Märchen

von

Gockel und Hinkel

in seiner ursprünglichen Gestalt.



In Deutschland in einem wilden Wald lebte ein altes Männchen, und das hieß Gockel. Gockel hatte ein Weib, und das hieß Hinkel. Gockel und Hinkel hatten ein Töchterchen, und das hieß Gackeleia.

Ihre Wohnung war in einem alten Schloß, woran nichts auszusetzen war, denn es war nichts darin, aber viel einzusetzen, nämlich Thür und Thor und Fenster. Mit frischer Luft und Sonnenschein und allerlei Wetter war es wohl ausgerüstet; denn das Dach war eingestürzt und die Treppen und Decken und Böden auch.

Gras und Kraut wuchs überall aus allen Winkeln, und Vögel vom Zaunkönig bis zum Storch nisteten in dem wüsten Haus. Es versuchten zwar einigemal auch Geier, Habichte, Weihen, Falken, Eulen, Raben und solche vornehme Vögel sich da anzusiedeln; aber Gockel schlug es ihnen rund ab, wenn sie ihm gleich allerlei Braten und Fische als Miethe bezahlen wollten. Da ihm nun auch sein Weib Hinkel sagte: „Mein lieber Gockel! es geht uns sehr knapp, warum willst du die vornehmen Vögel nicht hier wohnen lassen? Wir könnten die Miethe doch wohl brauchen; du läßt ja das ganze Schloß von allen möglichen Vögeln bewohnen, welche dir gar nichts dafür geben?“ — da antwortete Gockel: „O, du unvernünftiges Hinkel! vergißt du denn ganz und gar, wer wir sind? Schickt es sich auch wohl für Leute unserer Herkunft, von der Miethe solchen Raubgesindels zu leben? Und gesetzt auch, Gott suchte uns mit solchem Elende heim, daß uns die Verzweiflung zu solchen unwürdigen Hilfsmitteln triebe, was doch nie geschehen wird, denn eher wollte

ich Hungers sterben; womit würden die räuberischen Einwohner uns vor Allem die Miethe bezahlen? Gewiß würden sie uns alle unsere lieben Gastfreunde erwürgt in die Küche werfen, und zwar auf ihre mörderische Art zerrupft und zerfleischt. Die freundlichen Singvögel, welche uns mit ihrem lieblichen Gezwitscher unsere wüste Wohnung zu einem anmuthigen, herzerfreuenden Aufenthalte machen, willst du doch wohl lieber singen hören, als sie gebraten essen? Würde dir das Herz brechen, eine liebe Nachtigall, eine trauliche Grasmücke, einen fröhlichen Distelfink, oder gar das liebe treue Rothkehlchen in der Pfanne zu rösten oder am Spieße zu braten, und dann zuletzt, wenn sie alle die Miethe bezahlt hätten, nichts als das Geschrei und Geächze der gräulichen Raubthiere zu hören? Aber wenn auch alles Dieses zu überwinden wäre, bedenkst du denn in deiner Blindheit nicht, daß diese Spitzbuben allein so gerne hier wohnen möchten, weil sie wissen, daß wir uns von der Hühnerzucht nähren wollen? Haben wir nicht die schöne alte Glucke jetzt über dreißig Eiern sitzen? werden diese nicht dreißig Hühner werden? und kann nicht jedes wieder dreißig Eier legen? welche es wieder ausbrütet zu dreißig Hühnern, macht schon dreißig mal dreißig, also neunhundert Hühner, welchen wir entgegensehen! O, du unvernünftiges Hinkel! und zu diesen willst du dir Geier und Habichte ins Schloß ziehen? Hast du denn gänzlich vergessen, daß du eine Nachkömmling aus dem hohen Stamme der Grafen von Hennegau bist, und kannst du solche Vorschläge einem gebornen, leider armen, leider verkannten Raugrafen von Hanau machen? Ich kenne dich nicht mehr! O, du entsetzliche Armuth! ist es denn also wahr, daß du auch die edelsten Herzen endlich mit der Last deines leeren und doch so schweren Sackes zum Staube niederdrückest!" Also redete der arme alte Raugraf Gockel von Hanau in edlem hohen Zorn zu Hinkel von Hennegau, seiner Gattin, welche so betrübt und beschämt und kümmerlich vor ihm stand, als ob sie den Pips hätte.

Hinkel sammelte sich und wollte eben sagen: „Die Raubvögel bringen aber wohl manchmal junge Hasen —" aber es krähte

der alte schwarze, ungemein große Haushahn ihres Mannes, der über ihr auf einem Mauerrande saß, in demselben Augenblick so hell und scharf, daß er ihr das Wort wie mit einer Sichel vor dem Munde wegschnitt, und als er dabei mit den Flügeln schlug und Gockel von Hanau sein zerrissenes Mäntelchen auch auf der Schulter hin und her warf, so sagte die Frau Hinkel von Hennegau auch kein Pipswörtchen mehr; denn sie wußte den Hahn und den Gockel zu ehren.

Sie wollte eben umwenden und weggehen, da sagte Gockel: „O Hinkel! ich brauche dir nichts mehr zu sagen, der ritterliche Alektryo, der Herold, Wappenprüfer und Kreiswärter, Notarius Publikus und kaiserlich gekrönte Poet meiner Altvordern, hat meine Rede unterkräht: und somit protestirt, daß seinen Jungh̄intern, den zu erwartenden Hühnchen, die gefährlichen Raubvögel zugesellt würden."

Bei diesen letzten Worten bückte sich Frau Hinkel bereits unter der niedrigen Thüre und verschwand mit einem tiefen Seufzer im Hühnerstall.

Im Hühnerstall? Ja — denn im Hühnerstall wohnte Gockel von Hanau, Hinkel von Hennegau und Gackeleia, ihre Fräulein Tochter; und in der Ecke lag ein alter Schild voll Stroh, worauf die Glucke über den dreißig Eiern brütete, und von einer Wand zur andern ruhte eine alte Lanze in zwei Mauerlöchern, auf welcher sitzend der große schwarze Hahn des Nachts zu schlafen pflegte. Der Hühnerstall war der einzige Raum in dem alten Schlosse, der noch bewohnbar unter Dach und Fach stand.

Vor alten Zeiten war dieses Schloß eines der herrlichsten in ganz Deutschland; aber die Franzosen, welche es so zu machen pflegen, zerstörten es ganz und gar, als es der Urgroßvater Gockels von Hanau bewohnte, und weil sie außerordentlich gern Hühnerfleisch essen, verzehrten sie ihm all sein herrliches Federvieh. Dem alten Herrn blieb nichts, als sein schönster Hahn und seine beste Henne, mit welchen er sich im Wald versteckt hatte, und von diesen stammt der Hahn und die Henne Gockels ab.

Nach jenem Unfall haben die Vorfahren Gockels sich nie

wieder erholt und waren meistens Fasanen- und Hühnerminister bei den benachbarten Königen von Gelnhausen gewesen. Gockel hatte nach dem Tode seines Vaters diese Stelle auch gehabt; weil aber der letzte König ein übermäßiger Liebhaber von Eiern war und keine Brut von Hühnern aufkommen ließ, sondern sie alle als Eier verzehrte, so widersetzte sich Gockel diesem Mißbrauch so lebhaft, daß der erbitterte König ihm seine Stelle als Fasanen- und Hühnerminister nahm und ihm befahl, den Hof zu verlassen.

In den elendesten Umständen kam der alte Gockel von Hanau mit seiner Frau Hinkel von Hennegau und Gackeleia seiner Tochter auf dem zerstörten Schlosse seiner Vorfahren an, und sein einziger Reichthum war sein Stammhahn Alektryo und sein Stammhuhn Gallina, welche er von seinem Vater ererbt hatte, und die ihn nie verließen; aber er hatte, was mehr werth war als der Hahn und das Huhn, ein edles, stolzes Herz in seiner Brust und ein freies, schuldloses Gewissen dazu.

Frau Hinkel von Hennegau folgte zwar ihrem Manne gern in das Elend; aber sie seufzte doch oft unterwegs in dem wilden Wald, wenn sie an die Herrlichkeit der Stadt Gelnhausen gedachte, wo immer ein Haus um das andere ein Bäcker- oder Fleischerladen ist. Traurig dachte sie an die fetten aufgehängten Kälber, Hämmel und Schweine, in deren aufgeschlitzten Leibern dort weiße reinliche Tücher ausgespannt zu sein pflegten, und an die schön in Reih und Glied auf weißen Bänken aufgestellten braunglänzenden Brode und gelben Semmeln und schön lakirten Eierwecke, Bubenschenkel genannt.

Gackeleia, ihr Töchterchen, das sie an der Hand führte, fragte ein um das andere Mal: „Mutter! gibt es auch Bretzeln, wo wir hingehen?“. Da seufzte die Frau Hinkel; Gockel aber, der ernsthaft und freudig mit seinem Stabe voranschritt und auf der einen Schulter Alektryo, auf der andern Gallina, das Stammhuhn, sitzen hatte, sagte: „Nein, mein Kind Gackeleia! Bretzeln gibt es nicht, sie sind auch nicht gesund und verderben den Magen; aber Erdbeeren, schöne rothe Walderdbeeren, gibt es die Menge,“

und somit zeigte er mit seinem Stocke auf einige, die am Wege standen, welche Gackeleia mit vielem Vergnügen verzehrte.

Als Gackeleia diese gegessen hatte, fragte sie wieder: „Mutter! gibt es so schöne braune Kuchenhäschen, wo wir hingehen?" Da seufzte Frau Hinkel wieder, und die Thränen kamen ihr in die Augen; Gockel aber sagte freundlich zu dem Kind: „Nein, mein Kind Gackeleia! Kuchenhäschen gibt es da nicht, sie sind auch nicht gesund und verderben den Magen; aber es gibt da lebendige Seidenhäschen und weiße Kaninchen, aus deren Wolle du der Mutter auf ihren Geburtstag ein Paar Strümpfe stricken kannst, wenn du fleißig bist. Sieh, sieh, da läuft eines!" und somit zeigte er mit seinem Stocke auf ein vorüberlaufendes Kaninchen. Da riß sich Gackeleia von der Mutter los und sprang dem Hasen nach mit dem Geschrei: „Gib mir die Strümpfe, gib mir die Strümpfe!" aber fort war er, und sie fiel über eine Baumwurzel und weinte sehr. Der Vater verwies ihr ihre Heftigkeit und tröstete sie mit Himbeeren, welche neben der Stelle wuchsen, wo sie gefallen war.

Nach einiger Zeit fragte Gackeleia wieder: „Liebe Mutter! gibt es denn auch da, wo wir hingehen, so schöne gebackene Männer von Kuchenteig, mit Augen von Wachholderbeeren und einer Nase von Mandelkern und einem Munde von einer Rosine?" Da konnte die Mutter ihre Thränen nicht zurückhalten und weinte; Gockel aber sagte: „Nein, mein Kind Gackeleia! solche Kuchenmänner gibt es da nicht, die sind auch gar nicht gesund und verderben den Magen; aber es gibt da schöne bunte Vögel die Menge, welche allerliebst singen und Nestchen bauen und Eier legen und ihre Jungen füttern. Die kannst du sehen und lieben und ihnen zuschauen und die süßen und wilden Kirschen mit ihnen theilen." Da brach er ihr ein Zweiglein voll Kirschen von einem Baum, und das Kind ward ruhig.

Als Gackeleia aber nach einer Weile wieder fragte: „Liebe Mutter! gibt es denn dort, wo wir hingehen, auch so wunderschöne Pfefferkuchen, wie in Gelnhausen?" und die Frau Hinkel immer mehr weinte, da ward der alte Gockel von Hanau unwillig,

drehte sich um, stellte sich breit hin und sprach: „O, mein Hinkel von Hennegau! du hast wohl Ursache zu weinen, daß unser Kind Gackeleia ein so naschhafter Freßsack ist und an nichts als an Bretzeln, Kuchenhasen, Buttermänner und Pfefferkuchen denkt, was soll daraus werden? Noth bricht Eisen, Hunger lehrt beißen. Sei vernünftig und weine nicht; Gott, der die Raben füttert, welche nicht säen, wird einen Gockel nicht verderben lassen, der säen kann. Gott, der die Lilien kleidet, die nicht spinnen, wird die Frau Hinkel von Hennegau nicht umkommen lassen, welche sehr schön spinnen kann, und auch das Kind Gackeleia nicht, wenn es das Spinnen von seiner Mutter lernt." Diese Rede Gockels ward von einem gewaltigen Geklapper unterbrochen, und sie sahen alle einen großen Klapperstorch, der aus dem Gebüsche ihnen entgegentrat, sie sehr ernsthaft und ehrbar anschaute, nochmals klapperte und dann hinwegflog.

„Wohlan!" sagte Gockel, „dieser Hausfreund hat uns willkommen geheißen; er wohnet auf dem obersten Giebel meines Schlosses, gleich werden wir da sein; damit wir aber nicht lange zu wählen brauchen, in welchem von den weitläufigen Gemächern des Schlosses wir wohnen wollen, so will ich unsere höchste Dienerschaft voraussenden, damit sie uns die Wohnungen aussuche."

Nun nahm er den großen Stammhahn von der Schulter auf die rechte Hand und die Stammhenne auf die linke und redete sie mit ehrbarem Ernste folgendermaßen an: „Alektryo und Gallina! ihr stehet im Begriff, wie wir, in das Stammhaus eurer Voreltern einzuziehen, und ich sehe es an euren ernsthaften Mienen, daß ihr so gerührt seid, als wir. Damit nun dieses Ereigniß nicht ohne Feierlichkeit sei, so ernenne ich dich Alektryo, edler Stammhahn! zu meinem Schloßhauptmann, Haushofmeister, Hofmarschall, Astronomen, Propheten, Nachtwächter und hoffe, du wirst, unbeschadet deiner eigenen Familienverhältnisse als Gatte und Vater, diesen Aemtern gut vorstehen. Das Nämliche erwarte ich von dir, Gallina, edles Stammhuhn! indem ich dich hier zur Schlüsseldame und Oberbettmeisterin des Schlosses ernenne, zweifle ich nicht, daß du diesen Aemtern trefflich vorstehen

wirst, ohne deßwegen deine Pflichten als Gattin und Mutter zu vernachlässigen. Ist dies euer Wille, so bestätigt mir es feierlich."

Da erhob Alektryo seinen Hals, blickte gegen Himmel, riß den Schnabel weit auf und krähete feierlichst, und auch Gallina legte ihre Versicherung mit einem lauten, aber rührenden Gegacke von sich; worauf sie Gockel Beide an die Erde setzte und sprach: „Nun, Herr Schloßhauptmann und Frau Schlüsseldame! eilet voraus, suchet eine Wohnung für uns aus und empfangt uns bei unserm Eintritt." Da eilte der Hahn und die Henne in vollem Laufe, was gibst du, was hast du! in den Wald hinein und nach dem Schlosse zu.

Nun ermahnte Gockel auch noch die Frau Hinkel und das Kind Gackeleia zur Zufriedenheit, zum Vertrauen auf Gott und zu Fleiß und Ordnung in dem neu bevorstehenden Aufenthalt auf eine so liebreiche Art, daß Frau Hinkel und das Kind Gackeleia den guten Vater herzlich umarmten und ihm alles Gute und Liebe versprachen.

Nun zogen sie alle froh und heiter durch den schönen Wald, die Sonne sank hinter die Bäume, es ward so recht stille und vertraulich, ein kühles Lüftlein spielte mit den Blättern, und Frau Hinkel von Hennegau sang folgendes Liedchen mit freundlicher Stimme, wozu Gockel und Gackeleia leise mitsangen:

„Wie so leis die Blätter wehn
In dem lieben, stillen Hain,
Sonne will schon schlafen gehn,
Läßt ihr goldnes Hemdelein
Sinken auf den grünen Rasen,
Wo die schlanken Hirsche grasen
In dem rothen Abendschein.
Gute Nacht! Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

In der Quellen klarer Fluth
Treibt kein Fischlein mehr sein Spiel,
Jedes suchet, wo es ruht,
Sein gewöhnlich Ort und Ziel

Und entschlummert überm Lauschen
Auf der Wellen leises Rauschen
Zwischen bunten Kieseln kühl.
Gute Nacht! Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

Schlank schaut auf der Felsenwand
Sich die Glockenblume um,
Denn verspätet über Land
Will ein Bienchen mit Gesumm
Sich zur Nachtherberge melden
In den blauen, zarten Zelten,
Schlüpft hinein und wird ganz stumm.
Gute Nacht! Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

Vöglein, euer schwaches Nest,
Ist das Abendlied vollbracht
Wird wie eine Burg so fest;
Fromme Vöglein schützt zur Nacht
Gegen Katz und Marderkrallen,
Die im Schlaf sie überfallen,
Gott, der über Alle wacht.
Gute Nacht! Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

Treuer Gott! du bist nicht weit,
Und so ziehn wir ohne Harm
In die wilde Einsamkeit
Aus des Hofes eitlem Schwarm.
Du wirst uns die Hütte bauen,
Daß wir fromm und voll Vertrauen
Sicher ruhn in deinem Arm.
Gute Nacht! Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia!"

Als dies Lied zu Ende war, ward der Wald etwas lichter, und sie sahen den feurigen Abendhimmel durch die leeren Fensterbogen des Schlosses schimmern, an dessen offnem Thore sie standen. Ihr Empfang war feierlich.

Der Hahn Alektryo saß auf dem steinernen Wappen über dem Thore, schüttelte sich, schlug mit den Flügeln und krähte als ein rechtschaffener Schloßtrompeter dreimal lustig in die Luft, und alle Vöglein, die in dem verlassenen baumdurchwachsenen Baue wohnten und welchen der Hahn die Ankunft der gnädigen Herrschaft verkündigt hatte, waren aus ihren Nestern herausgeschlüpft und schmetterten lustige Lieder in die Luft, indem sie sich auf den blühenden Hollunderbäumen und wilden Rosenhecken schaukelten, welche ihre Blüthen vor den Eintretenden niederstreuten. Der Storch auf dem Schloßgiebel klapperte dazu mit seiner ganzen Familie, daß es schier wie eine große Musik mit Pauken und Trompeten klang.

Gockel, Hinkel und Gackeleia hießen alle willkommen und traten in die alte zerfallene Kapelle, wo sie sich an dem Altare neben die wilden Waldblumen niederknieten, ganz nahe dem Grabstein des alten Urgockels von Hanau, und Gott für ihre glückliche Reise dankten und ihn um Schutz und Hilfe anflehten.

Während ihres Gebetes waren alle Vögel ganz stille, und da sie sich von den Knien erhoben, lockten Alektryo und Gallina als Schloßhauptmann und Schlüsseldame an der Thüre, sie sollten ihnen nach dem ausgesuchten Gemache folgen. Sie thaten dies, und der Hahn und die Henne schritten gackernd und majestätisch über den Schloßhof auf den wohlerbauten ganz erhaltenen Hühnerstall zu, der eine große Thüre hatte.

Als Alektryo über die Schwelle schritt, bückte er sich tief mit dem Kopf, als befürchte er, mit seinem hohen rothen Kamme oben anzustoßen, da die Thüre doch für einen starken Mann hoch genug war; aber dieses war im Gefühle seines Adels, denn alle hohen Adeligen und alle gekrönten Häupter pflegen es so zu machen.

In diesem Hühnerstalle nun, dessen Fenster in ein kleines Gärtchen gingen, richteten sie sich ein, so gut sie konnten. Gockel machte von grünen Zweigen einen Besen und fegte mit Hinkel den Boden rein; dann machten sie ein Lager von Moos und dürren Blättern, worüber Gockel seinen Mantel und Hinkel ihre Schürze breitete und sich darauf schlafen legten. Gockel rechts,

Hinkel links, das Töchterlein Gackeleia in der Mitte zwischen Beiden. Der Hahn und die Henne nahmen auch ihren Platz ein, und von der Reise ermüdet, schliefen sie alle bald ein.

Gegen Mitternacht rührte sich Alektryo auf seiner Stange, und Gockel, der vor allerlei Gedanken, was er Alles vornehmen wolle, seine Familie zu ernähren, nicht fest schlief, ward munter und sah umher, was vorging. Da bemerkte er an der Thüre, durch welche der Mond schien, eine lauernde große Katze, die auf einmal einen Sprung herein that, und in demselben Augenblick hörte Gockel ein Gepfeife und fühlte, daß ihm etwas in den weiten Aermel seiner Jacke lief. Der Hahn und die Henne flatterten schreiend wegen der Katze herum; Gockel sprang auf und trieb die Katze hinaus, trat an die Thüre und zog die Thierchen, die ihm in den Aermel geschlüpft waren, hervor, da erkannte er zwei weiße Mäuschen von außerordentlicher Schönheit.

Sie waren nicht scheu vor ihm, sondern setzten sich auf die Hinterbeine und zappelten mit den Vorderpfötchen wie ein Hündchen, das bittet, was dem alten Herrn sehr wohlgefiel. Er setzte sie in seine Pudelmütze, legte sich wieder nieder und diese neben sich mit dem Gedanken, die guten Thierchen am folgenden Morgen seinem Töchterchen Gackeleia zu schenken, welche sehr ermüdet, wie ihre Mutter, nicht erwacht war.

Als Gockel wieder eingeschlafen war, machten sich die zwei Mäuschen aus der Pudelmütze heraus und unterhielten sich mit einander. Die eine sprach: „Ach Sissi! meine geliebte Braut! da hast du es nun selbst erlebt, was dabei herauskömmt, wenn man des Nachts so lange im Mondschein herumgeht, habe ich dich nicht gewarnt?“ Da antwortete Sissi: „O Pfiffi! mein werther Bräutigam! mache mir keine Vorwürfe, ich zittere noch am ganzen Leibe vor der schrecklichen Katze, und wenn sich ein Blatt regt, fahre ich zusammen und meine, ich sehe ihre feurigen Augen.“ Da sagte Pfiffi wieder: „Du brauchst dich nicht weiter zu ängstigen, der gute Mann hier hat der Katze einen so großen Stein nachgeworfen, daß sie vor Angst schier in den Bach hinein gesprungen ist.“ „Ach,“ sagte Sissi, „ich fürchte mich nur vor

unserer weiteren Reise; wir müssen wohl noch acht Tage laufen, bis wir zu deinem königlichen Herrn Vater kommen, und da jetzt einmal eine Katze uns ausgekundschaftet hat, werden sie an allen Ecken auf uns lauern." Da erwiederte Pfiffi: „Wenn nur eine Brücke über den Fluß wäre, der eine halbe Tagreise von hier durch den Wald zieht, so wären wir bald zu Haus; aber nun müssen wir die Quelle des Flusses umgehen."

Als sie so sprachen, hörten sie eine Eule draus schreien und krochen bang tiefer in die Mütze. „Auch noch eine Eule!" flüsterte Sissi, „o wäre ich doch nie aus der Residenz meiner Mutter gewichen!" und nun weinte sie. Der Mäusebräutigam war hierüber sehr traurig und überlegte her und hin, wie er seine Braut ermuthigen und vor Gefahren schützen solle. Endlich sprach er: „Geliebte Sissi! mir fällt etwas ein; der gute Mann, der uns in seine Pudelmütze gebettet hat, würde uns vielleicht sicher nach Haus helfen, wenn er unsere Noth nur wüßte. Lasse uns leise an seine Ohren kriechen und ihm recht flehentlich unsere Sorgen vorstellen; rede in deinen süßesten Tönen zu ihm, dann kann er nicht widerstehen, aber ja recht leise, damit er nicht aufwacht, denn nur im Schlafe verstehen die Menschen die Thiere."

Sissi war sogleich bereit und kroch an das linke Ohr Gockels und Pfiffi an das rechte und zischelten ihm mit ihren feinsten Stimmchen zu. Pfiffi sang, nachdem er sich auf die Hinterbeine gesetzt und seinen Schweif quer durch das Maul gezogen hatte, um eine rührendere Stimme zu bekommen:

„Ich bin der Prinz von Speckelfleck
Und führe heim die schönste Braut;
Die Katze bracht' ihr großen Schreck,
Sie bangt um ihre Sammethaut.
Ach, Gockel! bring uns bis zum Fluß
Und bau' uns drüber einen Steg,
Daß ich mit meiner Braut nicht muß
Den Quell umgehn auf weitem Weg.
Gedenken wird dir's immerdar
Ich und der hohe Vater mein;

Ist's auch nicht gleich, vielleicht aufs Jahr,
Stellt Zeit zu Dank und Lohn sich ein. —
Doch was braucht's da viel Worte noch,
Hart wird es mir, der edlen Maus,
Vor deinem großen Ohrenloch
Zu betteln. — Ich, der stets zu Haus
Als erstgeborner Königssohn
Gefürchtet und befehlend sitzt
Auf einem Parmesankästhron,
Der stolze Butterthränen schwitzt,
Sag' dir hiemit, erwähl' dein Theil,
Nimm mich und meine Braut in Schutz!
Schaff' uns nach Haus gesund und heil!
Sonst biete ich dir Fehd' und Trutz.
Wenn uns die Katze auch nicht beißt,
Maulleckend nur die Zähne bleckt,
Miauend meine Braut erschreckt,
Woran viel liegt, was du nicht weißt —
Krümmt sie uns nur ein einzig Haar,
Faßt uns ein wenig nur beim Schopf —
Vielmehr — frißt sie uns ganz und gar:
So kommt die That auf deinen Kopf,
Wonach du dich zu richten hast!

Gegeben vor dem Ohrenloch
Des Wirthes, auf der dritten Rast
Von unsrer Brautfahrt, da ich kroch
In seinen Aermel vor der Katz,
Nebst meiner Braut aus großem Schreck,
Worauf in seiner Mütze Platz
Er uns gemacht. Prinz Speckelfleck,
Punktum, Streusand, nun halte still,
Ins Ohr beiß' ich dir mein Sigill."

Nach dieser ziemlich unhöflichen Rede biß Speckelfleck dem ehrlichen Gockel ins Ohr, daß er mit einem lauten Schrei erwachte und um sich schlug.

Da flohen die beiden Mäuse in großer Angst wieder in die Pudelmütze. „Nein! das ist doch zu grob, Einen ins Ohr zu

beißen," sagte Gockel. Da erwachte Frau Hinkel und fragte: „Wer hat dich denn ins Ohr gebissen? du hast gewiß geträumt?" — „Ist möglich," sagte Gockel, und sie schliefen wieder ein.

Nun sprach Sissi zu Pfiffi: „Aber um alle Welt, was hast du nur gethan, daß der Mann so bös geworden?" — Da wiederholte ihr Pfiffi seine ganze Rede, und Sissi sagte mit Unwillen: „Ich traue meinen Ohren kaum, Pfiffi! kann man unvernünftiger und plumper bitten, als du? Die niedrigste Bauernmaus würde sich in unsrer Lage anders benommen haben. Alles ist verloren, ich bin ohne Rettung in die Krallen der Katze hingegeben durch deine übel angebrachte Hoffart. — Ach! mein junges Leben! o hätte ich dich niemals gesehn!" u. s. w.

Pfiffi war ganz verzweifelt über die Vorwürfe und Klagen seiner Braut und sprach: „Ach Sissi! deine Vorwürfe zerschneiden mein Herz; ich fühle, du hast recht; aber fasse Muth, gehe an das linke Ohr und wende alle deine unwiderstehliche Redekunst an, das linke Ohr geht zum Herzen, er erhört dich gewiß; o ich Unglücklicher! daß ich in die verwünschten königlichen Redensarten gefallen bin."

Da erhob sich Sissi und sprach: „Wohlan! ich will es wagen." Leise, leise schlüpfte sie an das linke Ohr Gockels, nahm eine rührende Stellung an, kreuzte die Vorderpfötchen über die Brust, schlang den Schweif wie einen Strick um den Hals, neigte das Köpfchen gegen das Ohr und flüsterte so fein und süß, daß das Klopfen ihres bangen Herzchens schier lauter war als ihre Stimme:

„Verehrter Herr! ich nahe dir
Bestürzt, beschämt und herzensbang;
Ich weiß, mein Bräutigam war hier
Und ziemlich grob vor nicht gar lang,
Auch war sein Siegel sehr apart,
Mit Recht hast du ihn angeschnarrt.
Weil er verwöhnt, von Noth entfernt,
Als einz'ger Prinz verzogen ward,
Hat er das Bitten nicht gelernt;
Drum, edler Mann! nimm's nicht so hart!

Wie Grobsein ihm, sei Höflichsein
Dir leicht, weil du erzogen sein.
Er meint's gewiß von Herzen gut;
Doch kömmt beim Sprechen er in Zug,
So regt sich sein erhabnes Blut,
Und er wird gröber als genug.
Bedenk', der Kinder Pfeife klingt,
Wie ihrer Eltern Orgel singt;
Doch reut's ihn immer hintendrein,
Und in der Pudelmütze sitzt
Jetzt krumm das arme Sünderlein
Und seufzt und wimmert, daß es schwitzt,
Und schimpft, daß ihm die Hofmanier
So grob entfuhr zur Ungebühr.
Bekennet hat er mir, der Braut,
Die ihn erst tüchtig zappeln ließ,
Ihm tüchtig wusch die grobe Haut,
Die Nas' ihm auf den Fehler stieß
Und endlich, nach manch bitterm Ach,
Dich zu versöhnen ihm versprach.
Doch, daß ich selbst mich nicht vergess',
Vergönne jetzt in Demuth mir
Zu sagen, daß ich, was Prinzeß
Bei Menschen ist, bin als ein Thier,
Und zwar als kleine weiße Maus,
So schütt' ich nun mein Herz dir aus! —
Prinzeß Sissi von Mandelbiß
Fleht dich um Ritterdienste an;
Du weißt aus dem Aesop gewiß,
Was für die Maus ein Löw' gethan,
Und wie ihm dankbar half die Maus
Dann wieder aus dem Netz heraus.
Auch meinem Bräutigam und mir
Hilf sicher in das Mäusereich —
Die Katz, das ungeheure Thier,
Macht mich vor Schreck ganz todtenbleich!
O, hättest du ein Bischen nur
Von Mausgeschmack und Mausnatur!
O, wüßtest du, wie weiß und zart,

Wie lieblich ich an Leib und Seel,
Gar nicht nach andrer Mäuse Art,
Ja, unter allen ein Juwel:
Du littest lieber selbst den Tod,
Als du mich ließ'st in Katzennoth.
Die Aeuglein sind wie Diamant,
Die Zähne Perl und Elfenbein,
Mein Leib ist zierlich und gewandt,
Die Pfötchen rosenroth und klein,
Die Ohrlein sind zwei Blumen zart,
Die Nase einer Blüthe gleich;
Wie Blüthenfäden ist mein Bart
So rein, so fein, so weiß und weich.
Schweig, Mäulchen! pfiffiglich gespitzt,
Von Schönheit, die der Leib besitzt;
Sprich von der Kunst, dem Sinn, dem Geist,
Von Leistungen, die Jeder preist; —
Denn, wie Frau Katalani singt,
Mein Stimmlein bei den Mäusen klingt.
Man hat mich drum als Gegensatz
Oft Mausalani auch genannt,
Weil Kata etwas klingt wie Katz,
Hat man das Wort so angewandt;
Das Lani ließ man angehängt,
Weil man dabei an Wolle denkt.
Verleugne nicht dein Zartgefühl,
Laß rühren dich durch meinen Sang,
Denn lockender als Flötenspiel,
Als Harfenton und Geigenklang
Fleht er aus meiner Brust heraus:
Beschütz die kleine weiße Maus!
Bei deiner hohen Adelspflicht,
Die dich zum Schutz der Damen weiht,
Beschwör' ich dich, verlaß mich nicht!
Vielleicht ist ja der Tag nicht weit,
Daß ich dir wieder helfen kann —
Doch darnach frägt kein Edelmann!
Wer, mich zu retten, einen Stein
Der Katze in die Rippen warf,

Wer zugab, daß der Liebste mein
An meiner Seite schlummern darf
In seiner Mütze weich und warm,
Der schützt mich auch mit starkem Arm!
Erlaub' nun, daß dir als Sigill
Der Wahrheit, ohne Hinterlist
Hier einsamlich und in der Still,
Das Ohrläppchen demüthig küßt,
Was niemals sie noch that gewiß,
Prinzeß Sissi von Mandelbiß."

Nun küßte sie ganz leise das Ohrläppchen Gockels, und weil er im Schlafe etwas durch die Nase pfiff, glaubte sie, er sage ihr in der Mäusesprache die allerartigsten Sachen und verspreche ihr seine Hilfe für gewiß. Mit leichtem Herzen begab sie sich daher nach der Pudelmütze zurück und verkündigte ihrem Bräutigam den guten Erfolg ihrer Bitten, worauf dieser sie zärtlich umarmte.

Jetzt aber war die Stunde gekommen, da die schwarze Nacht gegen Morgen ergrauet, und Alektryo als ein getreuer Burgvogt streckte dem anbrechenden Lichte seinen Hals entgegen, um es zum ersten Mal mit einem krähenden Trompetenstoß hier zu bewillkommen. Da erwachte Gockel und Frau Hinkel, Gackeleia aber schlief fest.

Frau Hinkel fragte ihren Mann, warum er denn heute Nacht so unruhig gewesen, und wie er nur geträumt habe, daß ihn Jemand ins Ohr gebissen. Da zeigte ihr Gockel die weißen Mäuschen in seiner Pudelmütze und erzählte ihr, wie sie vor der Katze, die er verjagt, zu ihm geflohen, und wie er hernach geträumt habe, die eine Maus begehre auf eine unhöfliche Weise Hilfe von ihm und beiße ihn noch dazu ins Ohr, wie aber hernach die andere Maus so artig gebeten und ihm das Ohrläppchen geküßt habe, daß er ihr versprochen habe, zu helfen, „und das will ich auch thun," fuhr Gockel fort, „ich will Beide sogleich über den nächsten Fluß bringen, wo sie außer Gefahr in ihrer Heimath sind."

Da wollte er aufstehen und sich auf die Reise begeben, aber

Frau Hinkel sagte: „Du bist nicht recht klug; dir träumt, du hättest den Mäusen etwas versprochen, und willst es ihnen nun im Wachen halten, und deßwegen willst du mich mit Gackeleia hier in der Wildniß allein lassen, wo du so nöthig bist, um aufzuräumen und Alles in Ordnung zu bringen!" Da sprach Gockel: „Du hast scheinbar ganz recht, aber versprochen muß gehalten werden, ich habe mein Ehrenwort gegeben, und das ist mir so deutlich und gegenwärtig als der Biß in das Ohr." Da erwiederte Hinkel: „Wenn der Biß aber ein Traum war, so war auch das Ehrenwort ein Traum." Gockel sagte hierauf zornig: „Paperlapap! ein Ehrenwort ist nie ein Traum, das verstehst du nicht, und den Biß habe ich so deutlich gefühlt, daß ich mit einem Schrei erwachte, das Ohr brennt mich noch." — „Laß doch einmal sehen," sagte Frau Hinkel und erblickte mit großer Verwunderung die Spur von fünf spitzen Zähnchen an Gockels Ohr. Als sie ihm dieses gesagt hatte, ließ er sich auch keinen Augenblick länger aufhalten, sprang vom Lager auf, nahm das Brod aus seinem Reisesack, schnitt sich ein Stück herunter, das er einsteckte, und sagte zu seiner Frau: „Hinkel! räume einstweilen Alles hübsch auf, sieh dich im Schlosse und der Umgegend um und denke dir Alles aus, wie du es gern zu unsrer Haushaltung eingerichtet hättest, besonders gib auf Alektryo und Gallina Acht, weil es, wie du gehört hast, Katzen hier gibt; Nachmittag hoffe ich wieder hier zu sein." Und nun nahm er seinen Reisestab in die Hand, schob die Pudelmütze, aus der ihm die Mäuschen freundlich entgegen pfifferten, in den Busen und ging mit starken Schritten in den Wald gegen den Fluß hin.

Als er ein paar Meilen gegangen war, ruhte er an einer Quelle, wo er sein Brod mit seinen Reisegefährten theilte. Da er aber endlich an den Fluß kam, ging er auf und ab, eine schmale Stelle zu finden, fand auch endlich einen Ort, wo er den Fluß leicht mit einem Steine überwerfen konnte. Hier nun nahm er sich vor, die Mäuschen überzusetzen; aber keine Brücke, kein Kahn war da; da entschloß er sich daher kurz, zog die Pudelmütze hervor und sprach hinein: „Lebt wohl, meine lieben Gäste!

du Prinz von Speckelfleck! befleiße dich besserer Sitten, und du Prinzeß von Mandelbiß! bilde dir nicht so viel auf deine Schönheit ein; übrigens bist du ein vortreffliches Thierchen! Lebt wohl, grüßt eure Anverwandten und vergeßt nicht den armen alten Gockel von Hanau.“ Die Mäuschen wußten gar nicht, was er wollte, weil er schon Abschied nahm, und sie doch noch diesseits des Flusses waren, auch keinen Kahn und keine Brücke weit und breit sehen konnten; sie pfifferten ihm daher allerlei Fragen entgegen; aber er verstand kein Wort, ließ sich auch weiter auf nichts ein, sondern wickelte sie in die Pudelmütze fest ein, holte weit aus und warf sie glücklich hinüber in das hohe Gras.

Da sich von dem Falle die Mütze drüben öffnete, schrien die kleinen Thierchen noch immer sehr verwundert, wie er sie nur hinüberbringen wolle, als sie zu ihrer größten Verwunderung sahen, daß sie bereits drüben waren, und fröhlich nach Hause liefen, ihre Abenteuer zu erzählen.

Auf dem Heimwege begegnete Gockel ein paar alten Juden, welche große Naturphilosophen waren; sie führten einen alten Bock und eine alte magere Ziege an Stricken zur Frankfurter Messe. Sie redeten Gockel an: „Seid Ihr der Besitzer des alten Schlosses hier im Wald?“ — Gockel: „Ja, ich bin der alte Raugraf Gockel von Hanau.“ Da fragten ihn die Juden, ob er ihnen seinen alten Haushahn verkaufen wollte, sie wollten ihm den Bock dafür geben. Gockel antwortete: „Ich bin kein Schneider; was soll ich mit dem Bock? ihn etwa zum Gärtner machen; kann der Bock etwa krähen? Mein Hahn ist kein gewöhnlicher Alletagshahn; er ist ein Wappenhahn, ein Stammhahn; sein Vater hat auf meines Vaters Grab gekräht, und er soll auf meinem Grabe krähen; lebt wohl!“

Da boten ihm die Juden die Ziege, und als er abermals nicht wollte, boten sie ihm den Bock und die Ziege. Gockel aber lachte sie aus und ging seiner Wege. Da riefen sie ihm nach: „In vier Wochen gehen wir wieder vorbei, da wollen wir wieder nachfragen, vielleicht habt Ihr dann mehr Lust, den Hahn zu verkaufen.“

Gockel kam gegen Abend nach Haus, und nachdem er von seiner Reise ausgeschlafen hatte, begann er am andern Morgen mit Frau Hinkel und dem Töchterlein Gackeleia sich in dem wüsten Schlosse seiner Voreltern so gut einzurichten, als es nur immer gehen wollte. Sie legten auf allen fruchtbaren Gartenfleckchen zwischen den Mauern Gartenbeete an, ordneten und verbanden alle Winkelchen mit Zäunen und aus umherliegenden Steinen zusammengestellten Treppen. Hinkel sammelte den Samen von allen Gartengewächsen, die da im verschütteten alten Schloßgärtchen noch übrig geblieben waren, und säte sie fein ordentlich in die neu angelegten Beete.

Gackeleia sollte aus Weidenruthen Hühnernester flechten und zu einem großen Hühnerkorb für die jungen Hühnchen, die sie erwarteten, die Weidenruthen in den Quell legen, der mitten im Schloßhofe entsprang, damit sie sich recht geschmeidig flechten ließen. Aber sie that das sehr nachlässig; war eine neugierige, naschhafte kleine Spielratze; guckte in alle Vogelnester, naschte von allen Beeren, machte sich Blumenkränze und hatte keine rechte Lust zum Arbeiten, weßwegen der alte Haushahn Alektryo sie manchmal mit rechtem Zorn ankrähte, so daß sie heftig erschrak und zu ihrer Arbeit zurückließ, weßhalb sie einen rechten Unwillen auf den alten Wetterpropheten kriegte und ihn immer bei der Mutter verklagte.

Auch diese hatte keine rechte Liebe zu dem Alektryo; denn wenn sie manchmal über der Gartenarbeit ermüdete und sich auf einen kleinen Stein setzte und sehnsüchtig an die Fleischer- und Bäckerladen zu Gelnhausen dachte, fing Alektryo an, der ihr überhaupt wie ein beschwerlicher Haushofmeister auf allen Schritten nachging, auf den zu bestellenden Gartenbeeten zu scharren und zu krähen, um sie an die Arbeit zu erinnern. Und als sie einstens so sitzend eingeschlafen war und vergessen hatte, der Henne Gallina Futter vorzustreuen und frisches Wasser zu geben, träumte ihr auch von den Gelnhausner Braten und Eierwecken so klar und deutlich, daß sie im Traume sagte: „Ach, es ist Wahrheit, es ist kein Traum!“ Da krähte ihr Alektryo so schneidend dicht an die

Ohren, daß sie vor Schrecken erwachte und an die harte Erde fiel. Darum faßte sie einen noch viel größeren Unwillen gegen den ehrlichen Stammhahn Alektryo und jagte ihn überall weg, wo sie zu thun hatte. Auch hätte sie ihm gern längst den Hals abgeschnitten, weil er sie alle Morgen um drei Uhr von ihrem Lager aufweckte. Aber er war ihr zur Hühnerzucht, auf welche Gockel alle seine Hoffnung gestellt hatte, gar zu nöthig.

Gockel brachte meistens den ganzen Tag auf der Jagd zu und kehrte Abends, wenn er in der umliegenden Gegend seine Beute gegen Brod, Nahrungsmittel und andere Bedürfnisse vertauscht hatte, zu den Seinigen zurück. Da kam ihm denn gewöhnlich der alte Alektryo entgegengeflogen, schlug mit den Flügeln, krähte und gackerte Allerlei, als wollte er Hinkel und Gackeleia verklagen wegen ihrer Nachlässigkeit, und diese verklagten den Hahn wieder, und es ging ein strenges Nachforschen über Alles an, wo denn Hinkel und Gackeleia mancherlei Verdruß bekamen, so daß sie dem Alektryo immer feindseliger wurden.

Das alles währte so fort, bis die Henne Gackeleia dreißig Eier gelegt hatte, auf denen sie brütend saß. Auf diese Brut setzte Gockel alle seine Hoffnung für die Zukunft und zürnte darum so gewaltig auf Frau Hinkel, als sie die Vorsprecherin der Raubvögel werden wollte, die gern im Schlosse aufgenommen gewesen wären, worüber ihr Gockel einen so derben Verweis gab, wie ich gleich anfangs erzählte.

Die Freude des guten Gockels über seine brütende Henne war ungemein groß, und da er täglich erwartete, daß die kleinen Hühnchen auskriechen sollten, eilte er nach einer nahe gelegenen Stadt, Hirse zu ihrem Futter zu kaufen, und empfahl sowohl der Frau Hinkel als der kleinen Gackeleia recht sehr, auf die brütende Gallina Acht zu haben, damit ihr ja niemals etwas mangle.

Er ging schon um Mitternacht weg, weil er einen großen Weg vor sich hatte.

Frau Hinkel aber dachte, nun einmal recht auszuschlafen, und nahete sich dem Hahn Alektryo, der noch auf seiner Stange

schlafend saß, ergriff ihn und steckte ihn in einen dunklen Sack, damit er den anbrechenden Morgen nicht erblicken und sie mit seinem Krähen nicht erwecken möge, worauf sie sich wieder niederlegte und wie eine Ratze zu schlafen begann. Das Töchterlein Gackeleia aber schlief gar nicht lang; denn sie hatte sich lange darauf gefreut, wenn der Vater einmal länger abwesend sein würde, um sich ein Vergnügen zu machen, das sie gar nicht erwarten konnte. Sie hatte nämlich bei ihrem Herumklettern in einem entfernten Winkel des alten Schlosses eine Katze mit sieben Jungen gefunden und weder dem Vater noch der Mutter etwas davon gesagt, weil diese immer sehr gegen die Katzen sprachen. Gackeleia aber konnte sich nie satt mit den artigen Kätzchen spielen und brachte alle ihre Freistunden bei denselben zu.

Heute stand sie nun in aller Frühe neben der schlafenden Mutter auf, froh, daß Alektryo sie nicht verrathen könne; denn sie hatte wohl bemerkt, daß die Mutter ihn in den Sack gesteckt. Als sie aber an dem Neste der brütenden Gallina vorüberging, hatte sie eine wunderbare Freude; denn siehe da, alle die Eier waren kleine Hühner geworden und piepten um die Henne herum und drängten sich unter ihre ausgebreiteten Flügel und guckten bald da, bald dort mit ihren niedlichen Köpfchen hervor. Gackeleia wußte sich vor Freude gar nicht zu fassen; anfangs wollte sie die Mutter gleich wecken, dann aber fiel es ihr gleich ein, sie wolle es zuerst ihren kleinen Kätzchen erzählen, und meinte, die würden sich eben so sehr als sie selbst über die schönen Hühnchen freuen.

Schnell lief sie nun nach dem Katzennest, und als ihr die alte Katze mit einem hohen Buckel entgegenkam und um sie herum zu schnurren begann, und die kleinen Kätzchen alle hinter ihr drein zogen, sprach Gackeleia: „Ach, Schurrimurri! Gallina hat dreißig junge Hühnchen, und jedes ist nicht größer als eine Maus." Als die Katze das hörte, war sie so begierig, die Hühnchen zu sehen, daß ihr die Augen funkelten. Da sagte Gackeleia: „Wenn du hübsch leise auftreten willst und nicht miauen, damit die Mutter nicht erwacht, so will ich dir die artigen Hühnchen

zeigen; die kleinen Kätzchen können auch mitgehen, die werden große Freude an den Hühnchen haben."

Gleich lief nun Schurrimurri mit ihren Jungen vor Gackeleia her, und als sie an den Stall gekommen waren, ermahnte sie dieselben nochmals, recht artig zu sein, und machte leise die Thüre auf. Da konnte sich aber Schurrimurri nicht länger halten, sie setzte mit einem Sprunge auf die brütende Gallina und erwürgte sie, und die jungen Kätzchen waren eben so schnell mit den jungen Hühnchen fertig.

Das Geschrei der Gackeleia und der sterbenden Gallina weckte die Mutter, die noch auf dem Lager schlief und mit Entsetzen ihre ganze Hoffnung von der Katze erwürgt sah, die sich nebst ihren Jungen bald mit ihrer Beute davon machte. Gackeleia und Hinkel weinten und rangen die Hände, und der arme Alektryo, der das Wehgeschrei der Seinigen wohl gehört hatte, flatterte und schrie in dem Sacke. Gackeleia wollte sterben vor Angst, sie umfaßte die Knie der Mutter und schrie immer: „Ach, der Vater! der Vater! ach, was wird der Vater Gockel sagen! ach, er wird mich umbringen! Mutter, liebe Mutter! hilf der armen Gackeleia!"

Frau Hinkel war nicht weniger erschreckt als Gackeleia und fürchtete sich nicht weniger als diese vor dem gerechten Zorne Gockels; denn sie hatte dem Kinde die Katzen verbergen helfen und hatte den wachsamen Alektryo in den Sack gesteckt. Als sie das bedachte, fiel ihr auf einmal ein, sie wollte den Hahn Alektryo als den Mörder der jungen Hühnlein angeben und hoffte dadurch den Zorn Gockels auf diesen unbequemen Wächter zu wenden.

Sie nahm daher den Sack, worin der Hahn war, und sagte: „Komm, Gackeleia! wir wollen dem Vater nacheilen und ihm den Alektryo als den Mörder der kleinen Hühner und der Gallina überbringen," und so eilten sie nun Beide, den Gockel einzuholen, der im Walde herumstrich, einiges Wild zu erlegen, das er bei dem Krämer gegen Hirse vertauschen wollte.

Bald sahen sie ihn auch zwischen einem Busche zwei Schnepfen,

die sich in einem Sprenkel gefangen hatten, in seinen Ranzen stecken; da fingen sie laut an zu weinen. Gockel schrie ihnen entgegen: „Gott sei Dank! ihr weinet gewiß vor Freude, Gallina hat gewiß dreißig schöne Hühnchen ausgebrütet.“ — „Ach!“ schrie Frau Hinkel, „ach ja, aber“ — „und alle waren bunt und hatten Büsche auf dem Kopf,“ unterbrach sie der freudige Gockel. — „Ach!“ schrie Gackeleia, „ach ja, aber — aber“ — „Was aber?“ sagte Gockel, „was aber weint ihr? Dreißig Hühner, wenn jedes wieder dreißig Eier legt, macht aufs Jahr neunhundert Hühner.“ — Da sagte Hinkel: „O du Unglück über Unglück! Alektryo, dein sauberer Haushahn, hat Gallina und alle die gegenwärtigen und künftigen Hühner gefressen! Da habe ich ihn in den Sack gesteckt; da hast du ihn, strafe ihn, ich will ihn nie wieder sehen.“ Mit diesen Worten warf sie dem vor Schreck versteinerten Gockel den Sack mit dem Hahn vor die Füße.

Gockel war über die schreckliche Nachricht, die alle seine Hoffnungen zerstörte, ganz wie von Sinnen. „Ach!“ rief er aus, „nun gebe ich Alles verloren; das Glück weichet von meinem Stammhaus, alle meine Voreltern und Nachkommen sind betrogen durch den unseligen Alektryo, den wir über Menschen und Vieh hoch geachtet haben. O, hätte ich ihn doch den drei jüdischen Naturphilosophen gestern für den Geisbock und die Ziege verkauft, da hätten wir doch Etwas gehabt!“ Als Frau Hinkel hörte, daß er den Alektryo so gut habe verkaufen können, machte sie dem Gockel bittere Vorwürfe, der noch immer trauriger ward und endlich seinen alten pergamentenen Adelsbrief aus dem Busen zog und zu seiner Frau sagte: „Hinkel! sieh, was mich immer gezwungen hat, den Alektryo zu ehren; da unten auf der buxbaumenen Büchse, in welcher der treulose Alektryo als mein Familienwappen in Wachs abgebildet ist, steht folgender Spruch, der alle meine Vorfahren und auch mich bewogen, von dem Geschlecht des Alektryo unser Glück zu erwarten“ — und nun las er den Spruch, der auf der Kapsel eingeschnitten stand:

„Dem Gockel Hahn
Bringt Glücke selbst
Um Undank,
Halsab,
Kropfauf,
Steinkauf,
Brodgab."

Als er kaum die letzten Worte gesprochen, traten die drei Juden, die ihm gestern den Hahn abkaufen wollten, aus dem Gebüsch und sprachen: „Was befehlen der Herr Graf Gockel von uns?" — „Wie!" sagte Gockel unwillig, „was soll ich begehren?" — „Der Herr Graf haben uns doch mit Namen gerufen," sagten die Juden alle drei; „denn haben Sie doch Halsab, Kropfauf, Steinkauf gesprochen, und dies sind unsere drei Namen; vielleicht wollen Sie Ihr Wappen auf ein Petschaft stechen lassen, denn wir sind auch Petschirstecher und sehen, daß Sie Ihr Wappen in den Händen haben."

„Ach!" sagte Gockel, „ich möchte mein Wappen lieber ganz vernichten; denn der Hahn Alektryo, der darauf abgebildet ist, hat uns schändlich betrogen," und nun erzählte er ihnen sein ganzes Unglück.

„Sehen der Herr Graf," sagten die drei philosophischen Petschierstecher, „wie gut wir es mit Ihnen gemeint, da wir Ihnen den Hahn abkaufen wollten? Haben wir nicht gesagt, Sie würden ihn nächstens vielleicht gern los werden, wenn ihn nur Jemand wolle?"

„Wie so? gut gemeint?" sagte Gockel, „wie konntet ihr denn wissen, daß mich der Hahn in solches Leid versetzen würde?"

Da erwiederte der eine Jude: „Dies Leid steht ja hell und klar auf der buchsbaumenen Kapsel, unsere Voreltern haben ja selbst dieses Siegel verfertigt und deßwegen ihre drei Namen: Kopfab, Kropfauf, Steinkauf unter die alte Unglücksprophezeihung geschnitten. Da wir nun hörten, daß der Herr Graf wirklich in Armuth gerathen sind, wollten wir denselben den Hahn abkaufen, weiteres Unglück von Ihnen abzuwenden,

weil Ihre Vorfahren den unsern durch die Verfertigung des Wappens Brod gaben, weßwegen auch Brodgab unter die Namen geschrieben wurde."

„Das ist wunderbar," erwiederte Gockel, „aber ich sehe in dem Wappenspruch gar keine Unglücksprophezeiung, sondern gerade das Gegentheil. Steht nicht in den Worten

„Dem Gockel Hahn
Bringt Glücke selbst
Um Undank."

ganz deutlich ausgesprochen, daß der Hahn selbst für Undank dem Geschlecht der Gockel Glücke bringen werde?"

„Ja," sagte da der zweite Jude, „der Spruch ist wie alle solche Sprüche geheimnißvoll gestellt; wir aber als Petschierstecher müssen Dergleichen besser verstehen; es kommt hier nur auf ein paar Strichlein zu viel oder zu wenig an. Sehen der Herr Graf: ein Strichlein über dem ü im Wort Glücke ist zu viel von unsern Vätern hineingeschnitten, und der Spruch heißt eigentlich:

Dem Gockel Hahn
Bringt Glucke selbst
Um, Undank!

nämlich: Der Hahn bringt dem Gockel die Glucke selbst um, o Undank! und daß dies so heißt, bezeugt die Thatsache, daß der undankbare Hahn auch wirklich die brütende Glucke mit sammt den Küchlein umgebracht."

Durch diese Auslegung war Gockel ganz von der Rede der Juden und seinem Unglück überzeugt. Er bat die Juden, ihm doch den Bock und die Ziege jetzt für den Hahn zu geben; aber das wollten sie nicht mehr und sprachen: „Was soll uns der Hahn? Er ist ein Unglückshahn, er kann uns ein Leid anthun, wer wird einen Unglückshahn essen? und bleibt er leben, er könnte Einem ein Unglück ankrähen; aber lassen ihn der Herr Graf einmal sehen, man kauft keine Katze im Sack, viel weniger einen Hahn."

Da zog der Gockel den Hahn aus dem Sack und sprach weinend: „O Alektryo! Alektryo! welch Leid hast du mir gethan.“ Alektryo ließ Kopf und Flügel hängen und war sehr traurig. Aber als ihm der eine Jude an den Kropf fühlen wollte, ward er ganz wüthend; alle seine Federn sträubten sich empor, er hackte und biß nach ihm und schrie und schlug so heftig mit den Flügeln, daß der Jude zurückwich und Gockel den Hahn kaum halten konnte.

„Schau Eins,“ sagten die Juden, „das wilde Ungeheuer, es will die Leute fressen, das thut das böse Gewissen. Wer wird ihn kaufen?“

Als aber Gockel ihn immer wohlfeiler bot, sagten ihm endlich die Juden: „Wir geben Euch, wenn Ihr uns den Hahn nach Haus tragen wollt, neun Ellen Zopfband dafür, daß Ihr Euch einen schönen langen Zopf binden könnt, wie sich's einem Grafen gebührt,“ und Gockel willigte endlich ein, um nur Etwas für den Alektryo zu erhalten.

Frau Hinkel und Gackeleia hatten alles Dies still mit angehört und gingen mit schwerem Gewissen nach Haus; denn sie wußten, daß die Juden die Unwahrheit sagten.

Gockel aber nahm den Alektryo unter den Arm und folgte traurig den philosophischen Petschierstechern durch den Wald nach ihrem Wohnorte. Anfangs gingen die Juden dicht um ihn; weil aber der Hahn dann immer nach ihnen biß und schrie, sagten sie dem Gockel, einige Schritte mit dem grausamen Ungeheuer hinter ihnen herzugehen.

Gockel hörte, wie immer die drei Juden zu einander sagten: Kropfauf, Steinkauf, Halsab, und wie sie dann mit einander zankten und immer Einer zum Andern schrie: „Nein ich Steinkauf, nein du Kropfauf, nein du Halsab,“ und als Gockel sie fragte, warum sie immer ihre Namen nennend zankten, sagten sie: „Ei! es will Keiner von uns den Hahn schlachten, weil er ein so grausames Thier ist; wenn du ihn uns gleich schlachten willst, so wollen wir dir seinen Kamm, seine Füße und Sporen und seinen Schwanz geben, die kannst du auf deine Mütze setzen

zum ewigen Angedenken. Drehe ihm unterm Tragen den Hals ganz leise um." — „Gut," sagte Gockel und faßte den guten Alektryo an der Kehle. Da fühlte er aber etwas sehr Hartes in seinem Kropfe, und der Hahn bewegte sich so heftig dabei, daß die Juden sich sehr fürchteten und zu Gockel sprachen: „Gehe ein wenig weiter hinter uns her." Das that Gockel, und als er wieder an den Hals des Alektryo faßte, fühlte er das Harte im Kropfe wieder und machte sich allerlei Gedanken, was es doch nur sein könnte. Da sagte auf einmal der Hahn mit deutlichen Worten zu ihm:

„Lieber Gockel! bitt dich drum,
Dreh mir nicht den Hals herum,
Köpf mich mit dem Grafenschwert,
Wie es eines Ritters werth.
Graf Gockel, o bittre Schmach!
Trägt den Juden Hahnen nach."

Gockel blieb vor Schrecken und Rührung starr stehen, als er den Alektryo reden hörte; aber er besann sich bald eines Andern und wollte den Juden nicht mehr den köstlichen Hahn, der reden konnte, um neun Ellen Zopfband nachtragen und rief den Juden zu, links in das Gebüsch zu treten, jetzt wolle er das grausame Ungeheuer tödten.

Die Juden sprangen in das Gebüsch, aber da war eine mit Reisern bedeckte Wolfsgrube, die kannte Gockel gut, denn er hatte sie selbst gegraben, und plumps fielen alle drei naturphilosophischen Petschierstecherr hinein und riefen dem Gockel, ihnen herauszuhelfen. Aber der gab keine Antwort und schlich sich in die Nähe der Grube, um zu hören, was die alten Petschierstecher vorbringen würden.

„Ach!" schrie der Eine, „da haben wir es, wer einem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein; alle Mühe und Arbeit und der köstliche Zauberstein in des Hahnen Kropf ist verloren für uns. Der Gockel muß es gemerkt haben, daß Halsab, Kropfauf, Steinkauf, Brodgab nicht unsere Namen sind, und daß dieser

Spruch nichts Anderes heißt, als man müsse dem Hahn den Hals ab- und den Kropf aufschneiden, um den köstlichen Stein aus demselben zu erhalten, der Einem nicht nur Brod gibt, sondern Alles, was man von ihm begehrt: Jugend, Reichthum, Glück und alle Güter der Welt.“ Da schrie der Andere: „O weh uns, daß wir jemals etwas von dem Steine in dem Hals des Hahnen erfahren haben! O hätten unsre Väter doch niemals in dem alten Gockelschloß nach Schätzen gegraben und dort das ganze Geheimniß auf dem alten Steine eingehauen gelesen, so hätten wir Ruhe gehabt; jetzt schwebt uns der Stein immer vor Augen, mit dem wir all unser Glück verloren haben.“ — Nun schrie der dritte Petschierstecher: „Unglück über Unglück! alle Mühe und Arbeit verloren! wie lange haben wir dem König von Gelnhausen zugesetzt, wie viel Geld haben wir an seine Minister bezahlt, bis sie den Gockel vertrieben und in Armuth gebracht, damit wir ihm den Hahn leicht abkaufen könnten! haben unsere Eltern doch allein das Petschierstechen gelernt, um das Wappen des alten Gockels in die Hände zu kriegen und den Spruch auf der Kapsel zu lesen; wie viel Arbeit und Kopfbrechens hat uns die Naturphilosophie nicht gekostet, um den Spruch ganz zu verstehen! Alles, Alles ist verloren, und Gockel wird uns noch dazu auslachen, daß wir in dem Loche sitzen! Wenn wir nur aus dem Loche wären! und wer bezahlt mir nun die Katze, die ich mit ihren sieben Jungen selbst aus meinem Beutel gekauft und in das Schloß gesetzt habe, damit sie die Gallina mit sammt der Brut fressen sollte, auf daß dem Gockel der Hahn feil würde? Wer bezahlt mir die Katze? Ich will mein Geld für die Katze! Hätte ich ihr doch den Pelz abziehen können und sie als einen Hasen verkaufen und den Pelz auch verkaufen können, ich will mein Geld für die Katze.“

Ueber dieses Geschrei mußte Gockel lachen; da glaubte der eine Petschierstecher, einer seiner Gesellen habe ihn ausgelacht, und schlug nach ihm; der schrie und sagte, der Andere sei es gewesen; da schlug dieser nach ihm, und daraus entstand eine allgemeine Prügelei unter den Dreien, worüber Gockel mit seinem

Alektryo die Grube verließ und nach seinem Schlosse in tiefen Gedanken zurückging.

Er hatte gar Vieles erfahren: die Lüge der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia, die Anwesenheit einer alten Schrift auf Stein in seinem Schloß, das Geheimniß von dem Zauberstein in des Hahnen Kropf und die ganze Betrügerei der naturphilosophischen Petschierstecher. Alles Dieses machte ihn gar tiefsinnig und betrübt; er drückte den alten Hahn Alektryo einmal um das andere Mal an sein Herz und sagte zu ihm: „Nein, du geliebter, ehrwürdiger, kostbarer Alektryo! und wenn du den Stein der Weisen und Salomons Petschaft in deinem Kropfe hättest, du solltest darum durch meine Hand nicht sterben, und ehe Gockel nicht verhungert, sollst du auch nicht umkommen." Nach diesen Worten wollte er dem Alektryo ein Bischen Brod geben, der schüttelte aber den Kopf und sprach gar traurig:

„Alektryo ist in großer Noth,
Gallina todt, dreißig Hühnchen todt,
Alektryo will mehr kein Brod,
Will sterben durch das Grafenschwert,
Wie es ein edler Ritter werth,
Will haben ein ehrlich Halsgericht,
Wo Gockel von Hanau das Urtheil spricht
Und der Katze das Stäblein bricht.
Alektryo ist ein armer Tropf,
Schneid du ihm ab den edeln Kopf
Und nimm den Stein ihm aus dem Kropf."

„O Alektryo!" sprach Gockel mit Thränen, „ein schrecklich Gericht soll über die Katze ergehen, deine verstorbene Gallina und deine dreißig Jungen sollen gerächt werden, und was noch von ihnen übrig ist, soll in einem ehrlichen Grabe bestattet werden; aber du, du mußt bei mir bleiben."

Der Hahn aber wiederholte immer die nämlichen Worte, daß er in jedem Falle sterben wolle, und wenn Gockel ihn nicht schlachten würde, so werde er sich zu Tode hungern; Gockel werde

schon auf dem alten Stein Alles beschrieben finden und dann kurzen Prozeß machen; kurz, er blieb immer bei seiner Meinung und begehrte, daß Gockel ihm den Kopf mit dem Grafenschwert abhauen solle.

Es war Nacht geworden, als Gockel nach Haus kam, und Frau Hinkel und die kleine Gackeleia schliefen schon; denn sie erwarteten den Gockel heute nicht zurück, weil sie glaubten, er sei mit den Käufern des Alektryo nach der Stadt gegangen. Zuerst schlich sich Gockel nach dem Winkel, wo die mörderische Katze mit ihren Jungen lag; Alektryo zeigte ihm den Weg. Gockel ergriff sie alle zusammen und steckte sie in denselben Sack, in welchem der arme Alektryo gefangen gelegen hatte.

Ach, wie trauerte der arme Gockel und Alektryo, als sie die Federn und Gebeine der guten ermordeten Gallina und ihrer Küchlein um das Nest der Katze herum liegen sahen. Sie weinten bittre Thränen mit einander, und Alektryo trug mit seinem Schnabel herumsuchend alle die Beinchen und Federn der Gallina und ihrer Jungen auf einen Haufen.

Nun führte der Hahn den alten Gockel in die wüste Schloßkapelle und begann vor dem Altar heftig mit den Füßen in der Erde zu scharren. Gockel verstand ihn und fing an diesem Orte zu graben an. Da entdeckte er einen großen Marmorstein, auf welchem geschrieben stand, daß vor langen Zeiten ein Vorfahre Gockels von Hanau den Edelstein aus dem Ringe Salomonis besessen habe; als aber die Feinde das Schloß verwüstet hätten, habe der Hahn, welcher immer bei der Familie ernährt werde, den kostbaren Stein verschluckt, damit ihn die Feinde nicht eroberten. Der fromme Gockel aber habe darum den Hahn nicht schlachten wollen, weil es ein heiliges Gesetz sei bei der Familie, den Hahn nie zu ermorden, bis er selbst den Tod begehre.

Als Gockel diese Schrift gelesen, sagte er zu Alektryo: „Da kannst du selbst lesen, lieber Alektryo! daß ich dich nicht umbringen darf; aber sage, wie ist denn der edle Zauberstein an dich gekommen?“ Da erwiederte ihm Alektryo:

„Urgroßvater sterbend spie aus den Stein,
Da schluckte ihn mein Großvater ein;
Großvater sterbend spie aus den Stein
Da schluckte ihn mein Herr Vater ein;
Herr Vater sterbend spie aus den Stein,
Da schluckte ihn ich, der Alektryo, ein;
Alektryo sterbend speit aus den Stein,
Da kehrt er zu Gockel, dem Herren sein.
Gallina todt und Küchelchen todt —
Alektryo frißt mehr kein Brod,
Will sterben durch das Grafenschwert,
Wie es eines edlen Ritters werth.
Die Prophezeiung auf deinem Siegel steht,
Ist aus, an mir in Erfüllung geht."

„Wohlan!" sagte Gockel, „so will ich denn morgen früh allhier ein strenges Halsgericht halten, und soll dir eine strenge Genugthuung für den Tod der Gallina und deiner Jungen gegeben werden. Dann will ich an dir thun, was du begehrst."

Nun setzte sich Gockel auf die Stufen des Altars, um noch ein wenig zu schlummern, Alektryo aber trug alle Gebeine und Federn der Gallina und ihrer Jungen in die Kapelle und legte aus den Gebeinen einen kleinen Scheiterhaufen auf dem ausgegrabenen Steine zusammen und stopfte die Federn alle in die Mitte desselben.

Als aber der Morgen zu grauen begann, flog der Alektryo auf die höchste Mauer des Schlosses und krähte dreimal so laut und heftig in die Luft hinein, daß sein Ruf wie der Schall einer Gerichtstrompete von allen Wänden wiederschallte und alle Vögel erwachten und die Köpfe aus dem Neste steckten, um zu hören, was er verkünde. Und da sie hörten, daß er sie zu Recht und Gericht gegen die mörderische Katze vor den Raugrafen Gockel von Hanau rief, fingen sie gewaltig an, mit tausend Stimmen ihre Freude über diesen Ruf zu verkünden. Sie machten sich alle auf, schüttelten sich die Federn und putzten sich die Schnäbel, um ihre Klagen vorzubringen, und flogen alle in die leeren Fenster, auf die Spitzen der zerbrochenen Säulen und auf die Mauer-

vorsprünge und auf die hie und da drin wachsenden Büsche und erwarteten die Eröffnung des Gerichtes.

Als die Vögel alle versammelt waren, trat Alektryo vor die Stallthüre, worin Hinkel und Gackeleia noch schliefen, und indem er gedachte, daß hier der Mord an der frommen Gallina geschehen, krähte er mit solchem Zorne in den Stall hinein und schlug dermaßen mit den Flügeln dazu, daß Frau Hinkel und Gackeleia mit einem gewaltigen Schrecken erwachten und Beide zusammen ausriefen: „O weh! o weh! da ist der abscheuliche Alektryo schon wieder; er ist gewiß dem Vater im Walde entwischt, wir müssen ihn nur gleich fangen.“ Nun sprangen sie Beide auf und verfolgten den Alektryo mit ihren Schürzen wehend; er aber lief spornstreichs in die Kapelle hinein, und wie erschraken Hinkel und Gackeleia, als sie daselbst auf den Stufen des Altares den Gockel mit finsterem Angesicht, das große, rostige Grafenschwert in der Hand haltend, sitzen sahen!

Sie wollten ihn eben fragen, wie er wieder hierher gekommen sei; er aber gebot ihnen, zu schweigen, und wies ihnen mit einer so finstern Miene einen Ort an, wo sie ruhig stehen bleiben sollten, bis sie vor Gericht gerufen würden, daß sie sich verwundert einander ansahen.

Der Hahn Alektryo war immer sehr traurig und ging in schweren Gedanken mit gesenktem Kopfe vor Gockel auf und ab, wie ein Mann, der in traurigen Umständen sehr tiefsinnige und verwickelte Dinge überlegt. Ja, er sah ordentlich aus, als lege er die Hände auf den Rücken. Auch Gockel sah einige Minuten still vor sich hin, und alle Vögel rührten sich nicht.

Nun stand Gockel auf und hieb mit seinem Grafenschwert majestätisch nach allen vier Winden mit dem Ausruf:

„Ich pflege und hege ein rechtes Gericht,
Wo Gockel von Hanau das Urtheil spricht
Und über den Mörder den Stab zerbricht.“

Nach diesen Worten flog Alektryo auf die Schulter Gockels und krähte dreimal sehr durchdringlich. Frau Hinkel wußte gar

nicht, was Dies alles bedeuten sollte, und schrie in großen Aengsten aus: „O Gockel, mein lieber Mann! was machst du? Ach, ich Unglückliche! er ist närrisch geworden.“ Da winkte ihr Gockel nochmals, zu schweigen, und sprach:

„Wer kömmt zu Rüge, wer kömmt zu Recht?“

Da trat Alektryo hervor und sprach mit gebeugtem Haupte:

„Alektryo klagt, dein Edelknecht.“

Ach! wie fuhr das der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia durch das Gewissen, als sie hörten, daß der Hahn reden konnte; sie zitterten, daß nun Alles gewiß herauskommen würde. Da sprach Gockel:

„Alektryo, was ward dir gethan?“

Da trat Alektryo zu den Gebeinen der Gallina und sprach:

„Ach Herr! schau diese Gebeinlein an,
Das war mein Weib und meine Brut,
Die Katze zerriß sie und trank ihr Blut,
Deß schrei ich weh! und aber weh!
Und immer und ewig Herr Jemine!“

Bei diesen Worten krähte er wieder gar betrübt, und Gockel sagte:

„Alektryo, du mein edler Hahn!
Ich hörte, du hättest es selbst gethan,
Nun bringe du mir auch Zeugen bei,
Daß deine Klage wahrhaftig sei.“

Da antwortete Alektryo:

„Weil ich die Faulen zu früh erweckt,
Ward ich vor Tag in den Sack gesteckt;
Ich habe nur gehört, hab' nicht gesehn
Wie das grausame Unglück war geschehn,
Aber ich bitte alle die lieben Vögelein,
Sie sollen meine treuen Zeugen sein.“

Nach diesen Worten fingen alle die Vögel an, so gewaltig durch einander zu zwitschern, zu schnarren und zu klappern, daß Gockel sprach:

„Halt ein, hübsch still, macht kein Geschrei!
Ich will euch vernehmen nun nach der Reih.
Zuerst Frau Schwalbe, die früh aufsteht,
Mein Zeugen auch an dich ergeht."

Da flog die Schwalbe heran und sprach:

„Ich will's immer und ewig nimmer mehr wieder sehn,
Wie die wilde Kätzin und ihre Kätzchen
Sprangen mit zierlichen Sprüngen und Sätzchen
Und rissen ripps, rapps die Küchlein und ihr Mütterlein treu,
Gripps, grapps in viele, viele klein winzige Fetzen entzwei;
Ich blieb darüber im Schrecken
Schier im zierlichen Gezwitscher stecken.
Ich bin aber im Begriffe gewesen,
Meinen Kindern, wie üblich, ein Kapitel aus der Bibel
Von Tobiä Schwälblein explicirend zu lesen,
Da geschah das himmelschreiende, grimmige Uebel,
Als ich, wie's schicklich ist, mit witziger List meine Gesichte
Und Hirngespinste, die figürlichen, manierlichen Traumgedichte
Meinen Kindern so ziemlich klimperklärlich im Schimmer
Des glitzernden Frühlichts recitirte, ist, was ich nimmer
Sehen will, geschehen, die verzweifelte, verzweifelte Misse —
Misse — Missethat. Sieh, es ist die liebe, fleißige, emsige,
Pickend, kritzende, kratzende Gickel, Gackel, Gallina nicht mehr,
Das liebe, zierliche, von weißen Weidenzweigen gewickelte,
Gezwickelte, von piependen, pickenden, trippelnden Küchelchen
Wimmelnde Nest ist zerrissen und lee, lar, ler, leer.
Ach! ich will mit Denen, die drum wissen, das böse Gewissen
Theilen für immer und ewiglich nimmer und nimmer me, ma,
me, mehr!"

Nach dieser sehr beweglichen Aussage der kleinen Schwalbe krähte Alektryo wieder:

„So kräh ich denn weh! und aber weh!
Und immer und ewig, Herr Jemine!"

Bei dem Krähen aber ward der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia fast zu Muthe wie dem heiligen Petrus, als der Hahn krähte, da er den lieben Herrn Jesus verleugnet hatte. Gockel sprach nun:

„Hab Dank, Frau Schwalbe! tritt von dem Plan,
Nun komm, Rothkehlchen! als Zeuge heran."

Da flog das liebe kleine Rothkehlchen auf einen wilden Rosenstrauch in die Nähe des Altars und sagte:

„Auf des höchsten Giebels Spitze
Sang im ersten Sonnenblitze
Ich mein Morgenliedlein fromm,
Pries den lieben Tag willkomm;
Bei mir saß, gar freundlich lächelnd,
Sich im Morgenlüftchen fächelnd,
Der erwachte Sonnenstrahl;
Unten lag die Nacht im Thal;
Unten zwischen finstern Mauern
Sah ich Katzenaugen lauern,
Und ich dankte Gott vertraut,
Daß ich hoch mein Nest gebaut.
Nun sah ich die Katze schleichen,
Mit den Kätzchen unten streichen
In den Stall und hört' Geschrei,
Wußt' bald, was geschehen sei;
Denn sie und die Jungen alle
Sprangen blutig aus dem Stalle,
Trugen Hühnchen in dem Maul
Und zerrissen sie nicht faul.
Ach! da war ich sehr erschrecket,
Hab' die Flügel ausgestrecket,
Flog in's Nest und deckt' in Ruh
Meine lieben Jungen zu.
Ja, ich muß es eingestehen,
Hab' den bösen Mord gesehen,
Und mein kleines Mutterherz
Brach mir schier vor Leid und Schmerz!"

Nach diesen Worten krähte Alektryo wieder:

„So krähe ich weh! und aber weh!
Und immer und ewig, Herr Jemine!“

Nun hörte Gockel noch viele andere Vögel als Zeugen ab, und alle vom Storch bis zur Grasmücke erzählten, wie sie den Mord durch die Katze gesehen.

Als aber Gockel nun sich zu Frau Hinkel und Gackeleia wendete und sie Beide fragte, wie sie das hätten können geschehen lassen, da die Gallina doch dicht neben ihrem Ruhebett gebrütet habe, und warum sie gelogen und Alles auf den edlen Alektryo geschoben hätten: sanken Beide auf die Kniee, gestanden ihr Unrecht unter bittern Thränen und versprachen, es niemals wieder zu thun. Gockel hielt ihnen eine scharfe Ermahnung und bat den Alektryo, ihnen selbst ihre Strafe zu bestimmen.

Der gute Hahn aber bat für sie und verzieh ihnen selbst. Gockel aber sagte: „Deine Strafe, Frau Hinkel! soll sein, daß ich dir und deiner Tochter ein Hühnerbein und einen Katzenellenbogen in das Wappen setze zum ewigen Angedenken für eure böse Handlung, und außerdem soll Gackeleia, weil sie die Katzen heimlich sich zum Spiele erzogen und durch diese ihre Spielerei ein solches Unglück angestellt hat, nie mit einer Puppe spielen dürfen.“

Ach! da fingen Frau Hinkel und Gackeleia bitterlich zu weinen an. Gockel aber befahl dem Hahn, den Scharfrichter zu holen, damit die Katze mit ihren Jungen hingerichtet würde. Da schrie der Hahn und alle Vögel: das ist die Eule, die große alte Eule, die dort draus in der hohlen, dürren Eiche mit ihren Jungen sitzt;“ und sogleich ward die Eule gerufen.

Als sie ernsthaft und finster, wie ein verhaßtes, gefürchtetes, von allen andern verlassenes Thier mit ihren Jungen zu der Kapelle mit schweren Flügeln hereinrasselte und mit dem Schnabel knappte und hu hu schrie und die Augen verdrehte, flogen die Vögel zitternd und bebend in alle Löcher und Winkel, und Gackeleia verkroch sich schreiend hinter die Schürze ihrer Mutter, welche sich selbst die Augen zuhielt.

Gockel aber legte den Sack, worin die böse Katze mit ihren Jungen steckte, in die Mitte der Kapelle, und die Eule trat mit ihren drei Jungen vor den Sack hin und sprach:

„Ich komme zu richten und zu rechten
Mit meinen drei Söhnen und Knechten;
Nun, höre, du Katz, armer Sünder!
Nun, höret, ihr Katzenkinder!
Die ihr seid arme Sünderlein,
Ein Exempel muß statuiret sein.
Nun, Hackaug, Blutklau und Brichdasgenick!
Meine Söhne, macht euer Meisterstück."

Da wollten sie den Sack aufmachen und die Katzen vor Aller Augen hinrichten; aber Gackeleia schrie so entsetzlich, daß Gockel der Eule befahl, mit ihren Söhnen den Sack fortzutragen und ihr Geschäft zu Haus zu verrichten, was sie auch thaten.

Als so dieses schreckliche Schauspiel vermieden war, trat Alektryo vor Gockel und verlangte, daß er ihm nun mit dem Grafenschwert den Kopf abschlagen, sich den Zauberstein aus seinem Kropfe nehmen und ihn sodann mit den Gebeinen der Gallina und ihren Jungen verbrennen sollte. Gockel weigerte sich lange, dem Begehren des Alektryo zu folgen; aber da er sich auf keine Weise wollte abweisen lassen und ihn versicherte, daß er sich doch in jedem Falle zu Tode hungern werde, so willigte Gockel ein. Er umarmte den edlen Alektryo nochmals von ganzem Herzen; dann streckte der ritterliche Hahn den Hals weit aus und krähte zum letzten Mal mit lauter Stimme, und unterdessen schwang Gockel das Grafenschwert und hieb den Hals des Alektryo mitten durch, so daß der Edelstein ihm vor die Füße fiel und der todte Hahn daneben.

Alle Anwesenden weinten bitterlich; man legte den guten Hahn auf die Gebeine der Gallina, und alle Vögel brachten dürre Reiser und legten sie drum her. Da steckte Gockel die Reiser an und verbrannte Alles zu Asche; aus den Flammen aber sah man die Gestalt des Hahns wie ein goldenes Wölkchen durch die Luft

davon schweben. Nun begrub Gockel die Asche und deckte den Stein mit der Schrift wieder mit der Erde zu und hielt dann eine schöne Rede über die Verdienste und die großmüthige Seele des verstorbenen Alektryo und des edlen Hahnengeschlechts überhaupt, unter Anderem aber sprach er:

„Wer gibt die Weisheit ins verborgene Herz des Menschen? wer gibt dem Hahnen Verstand? Gleichwie der Hahn den Tag verkündet und den Menschen vom Schlafe erwecket, so verkünden fromme Lehrer das Licht der Wahrheit in die Nacht der Welt und sprechen: Die Nacht ist vergangen, der Tag ist gekommen, lasset uns ablegen die Werke der Finsterniß und anlegen die Waffen des Lichts. O wie lieblich und nützlich ist das Krähen des Hahnes! Dieser treue Hausgenosse erwecket den Schlafenden, ermahnet den Sorgenden, tröstet den Wanderer, meldet die Stunde der Nacht und verscheuchet den Dieb und erfreuet den Schiffer auf einsamem Meere, denn er verkündet den Morgen, da die Stürme sich legen. Die Andächtigen wecket er zum Gebet, und den Gelehrten rufet er, seine Bücher bei Licht zu suchen. Den Sünder ermahnet er zur Reue, wie Petrum. Sein Geschrei ermuthigt das Herz des Kranken. Zwar spricht der weise Mann: Dreierlei haben einen feinen Gang, und das Vierte gehet wohl, der Löwe mächtig unter den Thieren, er fürchtet Niemand — ein Hahn mit kraftgegürteten Lenden, ein Widder und ein König, gegen den sich Keiner erheben darf — aber dennoch fürchtet der Löwe, der Niemanden fürchtet, den Hahn und fliehet vor seinem Anblick und Geschrei; denn der Feind, der umhergeht wie ein brüllender Löwe und suchet, wie er uns verschlinge, fliehet vor dem Rufe des Wächters, der das Gewissen erwecket, auf daß wir uns rüsten zum Kampf. Darum auch ward kein Thier so erhöhet; die weisesten Männer setzen sein goldenes Bild hoch auf die Spitzen der Thürme, über das Kreuz, daß bei dem Wächter wohne der Warner und der Wächter. So auch stehet des Hahnen Bild auf dem Deckel des ABC-Buchs, die Schüler zu ermahnen, daß sie früh aufstehen sollen, zu lernen. O wie löblich ist das Beispiel des Hahnen! Ehe er kräht, die Menschen vom Schlafe

zu wecken, schlägt er sich selbst ermunternd mit den Flügeln in die Seite, anzeigend, wie ein Lehrer der Wahrheit sich selbst der Tugend bestreben soll, ehe er sie Anderen lehret. Stolz ist der Hahn, der Sterne kundig, und richtet oft seine Blicke zum Himmel; sein Schrei ist prophetisch, er kündet das Wetter und die Zeit. Ein Vogel der Wachsamkeit, ein Kämpfer, ein Sieger wird er von den Kriegsleuten auf den Rüstwagen gesetzt, daß sie sich zurufen und ablösen zu gemessener Zeit. So es dämmert und der Hahn mit den Hühnern zu ruhen sich auf die Stange setzt, stellen sie die Nachtwache aus. Drei Stunden vor Mitternacht regt sich der Hahn, und die Wache wird gewechselt; um die Mitternacht beginnt er zu krähen, sie stellen die dritte Wache aus, und drei Stunden gegen Morgen rufet sein tagverkündender Schrei die vierte Wache auf ihre Stelle. Ein Ritter ist der Hahn, sein Haupt ist gezieret mit Busch und rother Helmdecke, und ein purpurnes Ordensband schimmert an seinem Halse; stark ist seine Brust wie ein Harnisch im Streit, und sein Fuß ist bespornt. Keine Kränkung seiner Damen duldet er, kämpft gegen den eindringenden Fremdling auf Tod und Leben, und selbst blutend verkündet er seinen Sieg stolz emporgerichtet gleich einem Herold mit lautem Trompetenstoß. Wunderbar ist der Hahn: schreitet er durch ein Thor, wo ein Reiter hindurch könnte, bücket er doch das Haupt, seinen Kamm nicht anzustoßen, denn er fühlt seine innere Hoheit. Wie liebt der Hahn seine Familie! Dem legenden Huhn singt er liebliche Arien: „Bei Hühnern, welche Liebe fühlen, fehlt auch ein gutes Herze nicht, die süßen Triebe mit zu fühlen, ist auch der Hahnen erste Pflicht;“ — stirbt ihm die brütende Freundin, so vollendet er die Brut und führet die Hühnlein, doch ohne zu krähen, um allein Mütterliches zu thun. O welch erhabenes Geschöpf ist der Hahn! Phidias setzte sein Bild auf den Helm der Minerva, Idomeneus auf seinen Schild. Er war der Sonne, dem Mars, dem Merkur, dem Aeskulap geweiht. O wie geistreich ist der Hahn! Wer kann es den morgenländischen Kabbalisten verdenken, daß sie sich Alektryo's bemächtigen wollten, da sie an die Seelenwanderung glaubten und der Hahn des

Mycillus sich seinem Herrn selbst als die Seele des Pythagoras vorstellte, die incognito krähte. Ja, wie mehr als ein Hahn ist ein Hahn, da sogar ein gerupfter Hahn noch den Menschen des Plato vorstellen konnte!" u. s. w.

Diese schöne Leichenrede ward sehr oft von dem lauten Schluchzen und Weinen des Gockels, der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia unterbrochen, auch alle Vöglein waren sehr gerühret und weinten stille mit. Den ganzen übrigen Tag weinte Frau Hinkel und Gackeleia noch und wollten sich gar nicht zufrieden geben, daß sie an dem Tode der Gallina und des Alektryo Schuld gewesen. Gockel gab ihnen die schönste Ermahnung, sie versprachen die aufrichtigste Besserung, und so entschlief die ganze Familie am Abend dieses traurigen Tages nach einem gemeinschaftlichen herzlichen Gebet.

Als Gockel in der Nacht erwachte, gedachte er der Frau Hinkel und seines Töchterleins Gackeleia mit vieler Liebe und entschloß sich, ihnen nach dem vielen Schrecken, den sie gehabt, eine rechte Freude zu machen und zugleich den Zauberstein aus des Hahnen Kropf zu versuchen. Er nahm daher den Stein aus seiner Tasche, steckte ihn an den Finger und drehte ihn an demselben herum mit den Worten:

„Salomon, du weiser König!
Dem die Geister unterthänig,
Mach mich und Frau Hinkel jung;
Trag uns dann mit einem Sprung
Nach Gelnhausen in ein Schloß;
Gib uns Knecht und Magd und Roß,
Gib uns Gut und Gold und Geld,
Brunnen, Garten, Ackerfeld;
Füll' uns Küch und Keller auch,
Wie's bei großen Herren Brauch;
Gib uns Schönheit, Weisheit, Glanz,
Mach uns reich und herrlich ganz.
Ringlein, Ringlein! dreh dich um,
Mach's recht schön, ich bitt dich drum!"

Unter dem Drehen des Ringes und dem öftern Wiederholen dieses Spruches schlief Gockel endlich ein. Da träumte ihm, es trete ein Mann in ausländischer reicher Tracht vor ihn, der ein großes Buch vor ihm aufschlug, worin die schönsten Paläste, Gärten, Hausgeräthe, Wagen, Pferde und alle andern dergleichen Dinge abgebildet waren, aus welchen er sich die schönsten heraussuchen mußte. Gockel that dieses mit großem Fleiß und träumte Alles so klar und deutlich, als ob er wache. Da er aber das Buch durchgeblättert hatte, schlug der Mann im Traume es so heftig zu, daß Gockel plötzlich erwachte.

Es war noch dunkel, und er war so voll von seinem Traume, daß er sich entschloß, seine Frau zu wecken, um ihr denselben zu erzählen; auch fühlte er ein so wunderbares Behagen durch alle seine Glieder, daß er sich kaum enthalten konnte, laut zu jauchzen.

Da er sich immer mehr vom Schlafe erholte, empfand er die lieblichsten Wohlgerüche um sich her und konnte gar nicht begreifen, was nur in aller Welt für köstliche Gewürzblumen in seinem alten Hühnerstalle über Nacht müßten aufgeblüht sein. Als er aber sich auf seinem Lager wendend bemerkte, daß kein Stroh unter ihm knistere, sondern, daß er auf seidenen Kissen ruhe, begann er vor Erstaunen auszurufen: „O Jemine! was ist das?“ In demselben Augenblick rief Frau Hinkel Dasselbe, und Beide riefen: „Wer ist hier?“ und Beide riefen: „Ich bin's, Gockel! ich bin's, Hinkel!“ aber sie wollten's Beide nicht glauben, daß sie es wären. Es hatte ihnen Beiden Dasselbe geträumt, und sie würden geglaubt haben, daß sie noch träumten; aber sie fanden gegenseitig ihre Stimme so verändert, daß sie vor Verwunderung gar nicht zu Sinnen kommen konnten.

„Gockel!“ flüsterte Frau Hinkel, „was ist mit uns geschehen? Es ist mir, als wäre ich zwanzig Jahre alt.“ — „Ach, ich weiß nicht,“ sagte Gockel, „ob ich über fünf und zwanzig Jahre alt bin.“ — „Aber, sage nur, wie kommen wir auf die seidenen Betten?“ sagte Frau Hinkel, „so weich habe ich selbst nicht gelegen, als du noch Fasanenminister in Gelnhausen warst, —

und die himmlischen Wohlgerüche umher — aber, ach, was ist das? Der Trauring, der mir immer so lose an dem Finger hing, daß ich ihn oft Nachts im Bettstroh verloren, sitzt mir jetzt so fest, daß ich ihn kaum drehen kann, ich bin gar nicht mehr mager." Diese letzten Worte erinnerten den Gockel an den Ring Salomonis; er dachte: „Ach! Das mag Alles von meinem gestrigen Wunsche herkommen;" da hörte er auch Rosse im Stalle stampfen und wiehern, hörte eine Thüre gehen, und es fuhr ein Licht durch die Stube an der Decke weg, als wenn Jemand mit einer Laterne Nachts über den Hof geht.

Er und Hinkel sprangen auf, aber sie fielen ziemlich hart auf die Nase, denn jetzt merkten sie, daß sie nicht mehr auf der ebenen Erde, sondern auf hohen Polsterbetten geschlafen hatten, und der Schein, der durch die Stube gezogen war, hatte nicht die rauhe Wand ihres Hühnerstalles, an der Stroh und eine alte Hühnerleiter lag, sondern prächtig bemalte und vergoldete Wände, seidene Vorhänge und aufgestellte Gold- und Silbergefäße beleuchtet.

Sie rafften sich auf von einem spiegelglatten Boden, sie stürzten sich in die Arme und weinten vor Freude wie die Kinder. Sie hatten sich so lieb, als hätten sie sich zum ersten Male gesehen. Nun bemerkten sie den Schein wieder und sahen, daß er durch ein hohes Fenster hereinfiel. Mit verschlungenen Armen liefen sie nach dem Fenster und sahen, daß es von der Laterne eines Kutschers mit einer reichen Livree herkam, der in einem großen geräumigen Hof stand, Hafer siebte und ein Liedchen pfiff. Im Schein der Laterne, der an das Fenster fiel, sah Gockel Hinkel an und Hinkel Gockel, und Beide lachten und weinten und fielen sich um den Hals und riefen aus: „Ach Gockel! Ach Hinkel! wie jung und schön bist du geworden!"

Da sprach Gockel: „Alektryo hat die Wahrheit gesprochen, der Ring Salomonis hat Probe gehalten, alle meine Wünsche, bei welchen ich ihn drehte, sind in Erfüllung gegangen," und da erzählte er der Frau Alles von dem Ring und zeigte ihn ihr, und ihre Freude war unaussprechlich.

Nun liefen sie an ein anderes Fenster und sahen in einen wunderschönen Garten; ein wunderlieblicher Blumenduft strömte ihnen entgegen, die herrlichsten Springbrunnen plätscherten im Mondschein und die Nachtigallen sangen ganz unvergleichlich dazu. Nun liefen sie an ein drittes Fenster. „O je, welche Freude!“ rief Frau Hinkel aus, „wir sind in Gelnhausen, da oben liegt das Schloß des Königs, und da drüben, o, zum Entzücken! da sehe ich in einer Reihe alle die Bäcker- und Fleischerladen; es ist noch ganz stille in der Stadt, horch! der Nachtwächter ruft in einer entfernten Straße, drei Uhr ist es. Ach! was wird er sich wundern, wenn er hierher auf den Markt kömmt und auf einmal unsern gräflichen Palast sieht! Und der König, was wird der König die Augen aufreißen, und alle die Hofherren und Hofdamen, die uns so spöttisch nachsahen, da wir ins Elend gingen, wie werden sie gedemüthigt sein durch unsern Glanz! O Gockel! lieber Gockel! was bist du für ein allerliebster, bester Mann mit deinem Ringe Salomonis!“ und da fielen sie sich gleich wieder um den Hals.

Der Tag brach aber an, und sie sahen verwundert den Glanz ihres prächtigen Schlafgemachs und ihrer schönen atlassenen, himmelblauen Schlafröcke und ihrer Goldnachtmützen. Nun erinnerten sie sich in ihrer Freude erst an Gackeleia, ihr liebstes Töchterlein, und eilten nach einem wunderschönen Bettchen, rißen die rothsammtnen, goldgestickten Vorhänge hinweg. Da lag Gackeleia schön wie ein Engel, ach! viel schöner, als sie je gewesen. Gockel und Hinkel erweckten sie mit Küssen und Thränen. „Wach! wach auf! Gackeleia! Ach, alle Freude ist um uns her! Ach, Gackeleia! sieh alle die schönen Sachen an!“ Da schlug Gackeleia die blauen Augen auf und glaubte, sie träume Das alles nur, und da sie Vater und Mutter, welche Beide so jung und schön geworden waren, gar nicht wieder erkannte, fing sie an zu weinen und verlangte nach ihren lieben Eltern. Ja, alle die schönen Sachen konnten sie nicht zufrieden stellen; sie sagte immer: „O, was soll ich mit all der Herrlichkeit, ich will zu meiner lieben Mutter, Frau Hinkel, zu meinem Vater Gockel zurück!“

Die Mutter und der Vater konnten sie auf keine Weise bereden, daß sie es selbst seien. Endlich sagte Gockel zu ihr: „Wer bist du denn?“ — „Gackeleia bin ich,“ erwiederte das Kind. — „So,“ sagte Gockel, „du bist Gackeleia? aber Gackeleia hatte ja gestern ein Röckchen von grauer, grober Leinwand an; wie kommt denn Gackeleia in das schöne, buntgeblümte, seidene Schlafröckchen?“ — „Ach, das weiß ich nicht,“ antwortete Gackeleia; „aber ich bin ganz gewiß Gackeleia; ach! ich weiß es gewiß, die Augen schmerzen mich noch so sehr, ich habe gestern gar viel geweint; ich habe groß Unglück angestellt, ich habe die Katze ans Nest der Gallina geführt, ich bin Schuld, daß sie gefressen worden, ich habe dadurch den guten Alektryo in den Tod gebracht; ach! ich bin gewiß die böse Gackeleia!“ Dabei weinte sie und fuhr fort: „O, du bist Gockel nicht, der Vater Gockel hat ganz schneeweiße Haare und einen weißen Bart und ist bleich im Gesicht und hat eine spitze Nase; du Schwarzer mit den rothen Wangen bist Gockel nicht; du bist auch die Mutter Hinkel nicht; du bist ja so geschmeidig und schlank wie ein Reh; die Mutter Hinkel ist ganz breit; ich will fort ins alte Schloß; ihr habt mich gestohlen!“ und da weinte das Kind wieder heftig. Gockel wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er dem Kinde sagte: „Schau mich einmal recht an, ob ich dein Vater Gockel nicht bin?“ Da guckte Gackeleia ihn scharf an, und er drehte den Ring Salomonis ganz sachte am Finger und sprach leise:

„Salomon, du großer König!
Mache mich doch gleich ein wenig
Dem ganz alten Gockel ähnlich,
Mach mich wieder wie gewöhnlich.“

Und wie er am Ring drehte, ward er immer älter und grauer, und das Kind sagte immer: „Ach Herr je, ja, fast wie der Vater!“ und als er ganz fertig mit dem Drehen war, sprang das Kind aus dem Bett und flog ihm um den Hals und schrie: „O ja, du bist's! du bist's! liebes, gutes, altes Väterchen! aber

die Mutter ist es mein Lebtag nicht!“ Da begann Gockel auch für Frau Hinkel den Ring zu drehen, daß sie wieder ganz alt ward. Aber der machte das gar keine Freude, und sie sagte immer: „Halt ein, Gockel! nein, das ist doch ganz abscheulich, Einen so herunter zu bringen; nein, das ist zu arg, so habe ich mein Lebtag nicht ausgesehen, du machst mich viel älter, als ich war!“ und nun begann sie zu weinen und zu zanken und wollte dem Gockel mit Gewalt nach der Hand greifen und ihm den Ring wieder zurückdrehen; aber Gackeleia sprang ihr in die Arme und küßte und herzte sie und rief einmal über das andere Mal aus: „Ach, Mutter! liebe Mutter! du bist's! du bist's! ganz gewiß.“ Da sagte Frau Hinkel: „Nun, meinethalben!“ und küßte das Kind Gackeleia von ganzem Herzen. Gockel aber sprach: „Ei, ei, Frau Hinkel! ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß du so eitel wärest; es ist gut, nun habe ich ein Mittel, dich zu strafen; sieh, wenn du mir nicht fein ordentlich und fleißig bist oder brummst oder neugierig bist, da drehe ich gleich den Ring um und mache dich hundert Jahre alt.“ Da sagte Frau Hinkel: „Thue, was du willst, ich habe es nicht gerne gethan, es hat mich nur so überrascht.“ Da umarmte sie Gockel und drehte den Ring wieder, und sie wurden Beide wieder jung und schön.

So erfuhr auch Gackeleia das Geheimniß mit dem Ringe, und Gockel schärfte ihr und der Frau Hinkel ein, ja niemals etwas von dem Ringe zu sprechen, sonst würde er ihnen gestohlen werden, und dann würden sie um all ihr jetziges Glück kommen und wieder in das Elend nach dem alten Schloß ziehen müssen. „Jetzt aber,“ fuhr Gockel fort, „wollen wir vor Allem Gott herzlich danken für unsern neuen Zustand, denn ihm gebührt allein die Ehre.“ Da knieten sie in der Mitte der Stube nieder und dankten Gott von ganzem Herzen.

Aber unterdessen war der Nachtwächter auf den Markt gekommen und hatte das herrliche Schloß Gockels, das wie ein Pilz in der Nacht hervorgewachsen, kaum erblickt, als er ein entsetzliches Geschrei anfing:

„Hört, ihr Herren! was will ich euch sagen,
Die Glocke hat vier Uhr geschlagen;
Aber das ist noch gar nicht viel
Gegen ein Schloß, das vom Himmel fiel.
Da steht's vor mir ganz lang und breit,
Ich weiß nicht, ob ich recht gescheidt,
Ich schau es an, es kommt mir vor
Wie der alten Kuh das neue Thor.
Wacht auf, ihr Herren! und werdet munter,
Sehet an das Wunder über Wunder
Und bewahrt das Feuer und das Licht,
Daß dieser Stadt kein Unglück geschicht,
Und lobet Gott den Herren."

Da wachten die Bürger rings am Markte auf, die Bäcker und die Fleischer rieben sich die Augen und rißen die Mäuler sperrangelweit auf und staunten das Schloß an und machten ein entsetzliches Geschrei vor Verwunderung. Gockel und Hinkel und Gackeleia standen am Fenster und guckten hinter dem Vorhang Alles an. Endlich schrie ein dicker Fleischer: „Da ist da, das Schloß kann Keiner wegdisputiren; aber ob Leute drin sind, die Fleisch essen, das möcht ich wissen!" — „Ja, und Brod und Semmeln und Eierwecken," fuhr ein staubiger, untersetzter Bäckermeister fort.

Da ging aber auf einmal die Schloßthüre auf, und es trat ein großer bärtiger Thürsteher heraus mit einem großen Kragen wie ein Wagenrad und einem breiten, silberbordirten Bandelier über die Brust und weiten gepufften Hosen und einem Federhut, wie ein alter Schweizer gekleidet; er trug einen langen Stock, woran ein silberner Knopf war, wie ein Kürbis so groß, und auf diesem ein großer silberner Hahn mit ausgebreiteten Flügeln. Die versammelten Leute fuhren alle auseinander, und als er mit ernster drohender Miene ganz breitbeinig auf sie zuschritt, meinten sie, er sei ein Gespenst. Auch Gockel und Hinkel oben am Fenster waren sehr über ihn verwundert und öffneten das Fenster ein wenig, um zu hören, was er sagte. Er sprach aber: „Hört

einmal, ihr lieben Bürger von Gelnhausen! es ist sehr unartig, daß ihr hier bei Anbruch des Tages einen so abscheulichen Lärm vor dem Schlosse seiner Hoheit des hochgebornen Raugrafen Gockel von Hanau, Hennegau und Henneberg, Erbherrn auf Hühnerbein und Katzenellenbogen, macht. Seine hochgräflichen Gnaden werden es sehr ungern vernehmen, so ihr Sie also frühe in der Ruhe stört, und wünsche ich, das nicht wieder zu erfahren, das laßt euch gesagt sein."

„Mit Gunst," sagte da der Fleischer und zog seine Mütze ab, „wenn's erlaubt ist zu fragen, wird dies Schloß, das über Nacht wie ein Pilz aus der Erde gewachsen ist, von dem ehemaligen hiesigen Fasanenminister bewohnt?" — „Allerdings," erwiederte der Schweizer, „es ist bewohnt von ihm und seiner gräflichen Gemahlin Hinkel und Hochdero Töchterlein Gackeleia, außerdem von zwei Kammerdienern, zwei Kammerfrauen, vier Bedienten, vier Stubenmädchen, zwei Jägern, zwei Läufern, zwei Heiducken, zwei Kammerhusaren, zwei Kammermohren, zwei Kammerriesen, zwei Kammerzwergen, zwei Thürstehern, wovon ich einer zu sein mir schmeicheln kann, zwei Leibkutschern, sechs Stallknechten, zwei Köchen, sechs Küchenjungen, zwei Gärtnern, sechs Gärtnerburschen, einem Haushofmeister, einer Haushofmeisterin, einem Kapaunenstopfer, einem Hühnerhofmeister, einem Fasanenmeister und allerlei anderem Gesinde, welche alle zusammen täglich hundert Pfund Rindfleisch, hundert Pfund Kalbfleisch, fünfzig Pfund Hammelfleisch, fünfzig Pfund Schweinefleisch, sechzig Würste und dergleichen essen." — „Ach!" schrie da der Metzger und kniete beinahe vor dem Schweizer nieder, „ich recommandire mich bestens als hochgräflicher Hofmetzger." Und der Bäcker zupfte den Schweizer am Aermel mit den Worten: „Seine hochgräflichen Gnaden und die hochgräfliche Dienerschaft werden doch das viele Fleisch nicht so ohne Brod in den Magen hineinfressen; das könnte ihnen unmöglich gesund sein." — „Ei behüte!" sagte der Schweizer, „sie brauchen täglich dreißig große Weißbrode, hundert fünfzig Semmeln, hundert Eierwecke, hundert Bubenschenkel und zweihundert und sechs und zwanzig Zwiebacke zum

Kaffee." — „O so empfehle ich mich bestens zum hochgräflichen Hausbäcker," rief der Bäckermeister. — „Wir wollen sehen," sprach der Schweizer, „wer heute gleich das beste Fleisch und die besten Semmeln liefern wird." Da stürzten alle die Bäcker und Fleischer nach ihren Buden und hackten und kneteten und rollten und glasirten die Eierwecke und rissen die Läden auf und stellten Alles heraus, daß es eine Pracht war.

Aber dies ging nun auf allen Seiten von Gelnhausen so; alle Krämer und alle Krauthändler kamen, sahen, staunten und wurden berichtet und waren voll Freude, daß sie viel Geld verdienen sollten.

Gockel und Hinkel und Gackeleia aber liefen im Schloß herum und sahen Alles an; alle die Dienerschaft setzte sich in Bewegung; man kleidete sich an, man wurde frisirt, man putzte Stiefel und Schuhe, man klopfte Kleider aus, tränkte die Pferde, fütterte Hühner, frühstückte; es war ein Leben und Weben wie in dem größten Schloß.

Die Bürgerschaft, um ihre Freude zu bezeugen, kam mit fliegenden Fahnen gezogen, jede Zunft mit ihrem Schutzheiligen und schöner Musik; sie standen alle vor dem Schloß, feuerten ihre rostigen Flinten in die Luft und schrieen: „Vivat der Graf Gockel von Hanau! Vivat die Gräfin Hinkel und die Comtesse Gackeleia! Vivat hoch! und abermal hoch!" Gockel und Hinkel und Gackeleia standen auf dem Balkon am Fenster und warfen Geld unter das Volk, und der Kellermeister wälzte ein Stückfaß Wein aus dem Keller und schenkte Jedem ein, der trinken wollte.

Der König von Gelnhausen wohnte damals nicht in der Stadt, sondern eine Meile davon in seinem schönen Lustschloß Kastellovo, auf deutsch Eierburg; denn das ganze Schloß war von lauter ausgeblasenen Eierschalen errichtet, und in die Wände waren bunte Sterne von Ostereiern hineingemauert. Dieses Schloß war des Königs Lieblingsaufenthalt; denn der ganze Bau war seine Erfindung, und alle diese Eierschalen waren bei seiner eigenen Haushaltung ausgeleert worden. Das Dach der Eierburg aber war in Gestalt einer brütenden Henne wirklich

von lauter Hühnerfedern zusammengesetzt, und inwendig waren alle Wände eiergelb ausgeschlagen. Gerade der Bau dieses Schlosses war Schuld gewesen, daß Gockel einstens aus den Diensten des Königs gegangen war, weil er sich der entsetzlichen Hühner- und Eierverschwendung widersetzt und dadurch den König erbittert hatte.

Täglich kam nun der königliche Küchenmeister mit einem Küchenwagen nach Gelnhausen gefahren, um die nöthigen Vorräthe für den Hofstaat einzukaufen. Wie erstaunte er, als er die ganze Stadt in einem allgemeinen Bürgerfeste vor einem nie gesehenen Palaste erblickte und den Namen Gockels an allen Ecken ausrufen hörte. Aber sein Erstaunen ward bald in einen großen Aerger verwandelt, denn wo er zu einem Bäcker oder Fleischer oder Krämer mit seinem Küchenwagen hinfuhr, einzukaufen, hieß es überall: „Alles ist schon für Seine Hochgräfliche Gnaden Gockel von Hanau gekauft." Da nun der königliche Küchenmeister endlich sich mit Gewalt der nöthigen Lebensmittel bemächtigen wollte, widersetzten sich die Bürger, und es entstand ein Getümmel. Gockel, der die Ursache davon erfuhr, ließ sogleich dem Küchenmeister sagen, er möge ohne Sorgen sein, denn er wolle Seine Majestät den König und Seine ganze Familie und Seine ganze Dienerschaft allerunterthänigst heute auf eine Suppe zu sich einladen lassen, und er, der Küchenmeister, möchte nur mit seinem Küchenwagen vor seine Schloßspeisekammer heranfahren, um ein kleines Frühstück für den König mitzunehmen.

Der Gockel ließ ihm den ganzen Küchenwagen mit Kibitzeneiern anfüllen und setzte seine zwei Kammermohren oben drauf, welche den König unterrichten sollten, wie man die Kibitzeneier mit Anstand esse, denn der König hatte sein Lebtage noch keine gegessen.

Mit höchster Verwunderung hörte der König Eifrasius die Geschichte von dem Schloß und dem Gockel von dem Küchenmeister erzählen und ließ sich sogleich ein Hundert von den Kibitzeneiern hart sieden. Als nun die zwei schwarzen Kammermohren in ihren goldbordirten Röcken mit der silbernen Schüssel voll Salz, in welches die Eier festgestellt waren, hineintraten und

mit ihrer schwarzen Farbe so schön gegen den weißen Eierpalast abstachen, hatte König Eifrasius große Freude daran. Er ließ seine Gemahlin Eilegia und seinen Kronprinzen Kronovus berufen zum Frühstück und erzählte ihnen das große Wunder vom Palast und Gockel. „Ach!“ sagte Kronovus, „da ist wohl die kleine Gackeleia, mit welcher ich sonst spielte, auch wieder dabei.“

„Natürlich,“ sprach Eifrasius, „und wir wollen gleich nach diesem Frühstück hineinfahren und das ganze Spektakel ansehen. Aber seht nur die kuriosen Eier, die er uns zum Frühstück sendet; grün sind sie mit schwarzen Punkten; man nennt sie Kibitzeneier; sie kommen aus Rußland und werden so genannt, weil sie in Kibitken, einer Art von Hühnerstall auf vier Rädern, gefunden oder gelegt oder hierher gefahren werden.“

Da sprach der eine Kammermohr: „Ich bitte Eure Majestät um Vergebung, man nennt sie Kibitzeneier, sie werden vom Kibitz, einem Vogel gelegt, der ungefähr so groß wie eine Taube und grau wie eine Schnepfe ist und wie eine französische Schildwache beim Eierlegen immer Ki wi, Ki wi schreit; wenn man dann „gut Freund!“ antwortet, so kann man hingehen und ihm die Eier nehmen, worauf er gleich wieder andere legt.“

Den König Eierfraß ärgerte es, daß der Mohr ihn in Eierkenntnissen belehren wollte, und sagte zu ihm: „Halt Er Sein Maul! Er versteht nichts davon, sei Er nicht so nasenweis!“ Darüber erschrak der Mohr wirklich so sehr, daß er ganz weiß um den Schnabel wurde.

Der andere Mohr sprach nun: „Der Raugraf Gockel hat uns befohlen, Euer Majestät zu zeigen, wie diese Eier jetzt nach der neuesten Mode gegessen zu werden pflegen.“ — „Ich bin begierig,“ sagte der König, „es zu sehen.“ Da nahm jeder der Kammermohren eins von den Eiern in die flache linke Hand, und so traten sie sich mit aufgehobener Rechten einander gegenüber und baten den König, Eins, Zwei, Drei zu kommandiren. Das that Eifrasius, und wie er Drei sagte, schlug der eine Mohr dem andern so auf das Ei, daß der gelbe Dotter gar artig auf die schwarze Hand herausfuhr.

Dem König gefiel dieses über die Maßen, und sie mußten es ihm bei allen hundert Eiern so machen, wofür er ihnen beim Abschied beiden den Orden des rothen Osterei's dritter Klasse zur Belohnung um den Hals hängte.

Nun fuhr der König und seine Gemahlin und der Kronprinz sogleich in Gefolge des ganzen Hofstaates nach Gelnhausen zu Gockel, der ihm mit Hinkel und Gackeleia an der Schloßthüre entgegen trat.

Die Verwunderung über den Reichthum und die jugendliche Schönheit Gockels konnte nur durch die außerordentliche Mahlzeit noch übertroffen werden. Alles war in vollem Jubel. Kronovus und Gackeleia saßen an einem aparten Tische und wurden von den zwei Kammerzwergen bedient, und Musik war an allen Ecken.

Beim Nachtisch tranken Eifrasius und Gockel Bruderschaft, und Eilegia und Hinkel Schwesterschaft, und Kronovus und Gackeleia sagten zu einander: „Du bist mein König, und du bist meine Königin.“ Eifrasius zog dann den Gockel in ein Fenster und hing ihm das Großei des Ordens des goldenen Osterei's mit zwei Dottern um den Hals und borgte hundert Gulden von ihm, worauf das Ganze mit einem großen Volksfeste beschlossen wurde.

So lebten Gockel und die Seinigen beinahe ein Jahr in einer ganz ungemeinen irdischen Glückseligkeit zu Gelnhausen, und der König war so gut Freund mit ihm und seiner vortrefflichen Küche und seinem unerschöpflichen Geldbeutel, und alle Einwohner des Landes hatten ihn seiner großen Freigebigkeit wegen so lieb, daß man eigentlich gar nicht mehr unterscheiden konnte, wer der König von Gelnhausen war, Gockel oder Eifrasius. Auch wurde es unter Beiden fest beschlossen, daß einstens Gackeleia die Gemahlin des Erbprinzen Kronovus werden und an seiner Seite den Thron von Gelnhausen besteigen sollte.

Aber der Mensch denkt's, und Gott lenkt's, und so kamen auch über diese guten Leute noch manche Schicksale, an die sie gar nicht gedacht hatten.

Alles hatte die kleine Gackeleia in vollem Ueberfluß, nur keine

Puppe; denn Gockel hielt streng auf das Verbot, das er über sie bei dem Tode des Alektryo hatte ergehen lassen, sie sollte zur Strafe niemals eine Puppe haben. Wenn sie nun um Weihnachten oder am St. Niklastage alle Mägdlein in Gelnhausen mit schönen neuen Puppen herumziehen sah, war sie gar betrübt und weinte oft im Stillen; eine solche Sehnsucht hatte sie nach einer Puppe. Merkte der gute Gockel aber, daß Gackeleia, die er über Alles liebte, so traurig war, so that er ihr Alles zu Liebe, um sie zu trösten: zeigte ihr die schönsten Bilderbücher, erzählte ihr die wunderbarsten Märchen, ja gab ihr wohl auch manchmal den köstlichen Ring des Salomonis in die Hände, der mit seinem funkelnden Smaragd und den wunderbaren Zügen, die darauf eingeschnitten waren, alle Augen erquickte, die ihn anschauten.

Einstens ging nun Gackeleia einmal in ihrem kleinen Gärtchen spazieren. Da waren die zierlichsten Beete voll schöner Blumen, alle mit Buchsbaum und Salbei eingefaßt, und die Wege waren mit glitzerndem Goldsande bestreut; in der Mitte war ein Springbrunnen, worin Goldfische schwammen, und über demselben ein goldener Käfig voll der buntesten singenden Vögel; hinter dem Brunnen aber war eine kleine Laube von Rosen und eine kleine Rasenbank; ein schönes goldenes Gitter umgab das ganze liebe Gärtchen.

Ach! dachte Gackeleia, wie glückselig wäre ich, wenn ich eine Puppe in meinem schönen Garten spazieren führen könnte; so allein gefällt er mir gar nicht; was hilft es mir auch, wenn ich mir aus meinem Taschentuche durch allerlei Knoten eine Puppe zusammensetze, sie ist doch nie eine schöne Gliederpuppe, ganz wie ein Mensch mit einem schönen lackirten Gesicht — und der Vater hat mir selbst diese Puppen verboten.

Während Gackeleia so in schweren Puppensorgen auf ihrer Rasenbank saß, hörte sie auf einmal eine angenehme summende, aber sehr leise Musik ganz nahe hinter ihr vor dem Garten, der an einem Feldweg lag. Da guckte sie durch die Blätter und sah etwas gar Kurioses.

Dicht vor dem Gitter saß ein Mann in einem schwarzen

Mantel ohne Kopf an der Erde zusammengehuckt und unter dem Mantel hervor schnurrte die Musik. Gackeleia legte sich ganz dicht an die Erde, um zu sehen, wo nur in aller Welt die feine Musik herkomme; und wie war sie erstaunt, als sie da unten ein paar allerliebste Puppenbeinchen in himmelblauen, mit Silber gestickten Pantöffelchen ganz im Takte der Musik herumschnurren sah. Sie wußte gar nicht, was sie vor Neugierde, die Puppe anzusehen, anfangen sollte. Oft war sie im Begriff, die Hand durchs Gitter zu stecken und den schwarzen Mantel ein wenig aufzuheben; aber die Furcht, weil sie an dieser Gestalt keinen Kopf sah, hielt sie immer wieder zurück. Endlich brach sie sich eine lange Weidenruthe ab, steckte sie durch das Gitter und lüftete den Mantel ein wenig. Da schnurrte eine wunderschöne Puppe in den artigsten Kleidern, wie eine Gärtnerin geputzt, unter dem Mantel hervor und rannte gerade auf das Gitter des Gartens zu, stieß einigemal an die goldenen Gitterstäbe und würde gewiß zu ihr hineingekommen sein, wenn nicht eine hagere Hand aus dem Mantel sich nach ihr hingestreckt und sie wieder in die Verborgenheit zurückgezogen hätte, wo die kleine Puppe von einer rauhen Stimme sehr ausgeschimpft wurde, daß sie sich unterstanden habe, unter dem Mantel hervorzulaufen.

Gackeleia konnte sich nicht mehr länger zurückhalten und rief einmal über das andere Mal: „Ach, du schwarzer Mantel! schimpfe doch die liebe schöne Puppe nicht so, ach, lasse sie doch ein wenig heraus zu mir in den Garten!“ Da that sich auf einmal der Mantel auf, und ein alter Mann mit einem langen weißen Bart richtete sich vor Gackeleia auf und sprach: „Ich bitte dich sehr um Verzeihung, daß ich meine Puppe hier ein wenig unter dem Mantel tanzen ließ und auf der Maultrommel dazu spielte, ich habe nicht gewußt, daß mir Jemand zusah. Ich wollte nur versuchen, ob sie mir auf der Reise nicht verdorben sei, denn ich will sie hier in Gelnhausen für Geld auf dem Rathhause tanzen lassen. Sieh nur, sie ist ganz artig, jetzt ist sie wie eine Gärtnerin gekleidet und hat eine Hacke in der einen Hand und eine Gießkanne in der andern; aber ich habe noch viele andere Kleider für sie.

Sieh nur, mein Kind! hier ist ein Schäferkleid und Hut und Stab und ein Lämmchen, und hier ein Jagdröckchen und ein Spieß und ein Hündchen, und noch gar viele Kleider, daß ich sie ankleiden kann, wie ich will." Bei diesen Worten zog der Alte allerlei bunte Puppenkleider aus allen Taschen hervor und reichte sie der kleinen Gackeleia durch das Gitter, welche sie mit großer Freude betrachtete. Die kleine Puppe aber guckte dem alten Manne aus dem Aermel hervor und wackelte immer mit dem Kopf.

„Ach," sagte Gackeleia, „wie allerliebst sind die Kleider! Lieber alter Mann! leihe mir doch die Puppe einen Augenblick, daß ich sie nur einmal recht betrachte." Der Alte aber sagte: „Kind! das kann ich nicht; gib mir die Kleider wieder, ich muß machen, daß ich in meine Herberge komme. Willst du mir aber einen Gefallen thun, so sollst du die Puppe und alle die Kleider von mir zum Geschenke erhalten." — „Ach, ich darf keine Puppe haben," sagte Gackeleia, „und hätte diese doch so gerne." Da erwiederte der Alte: „Diese darfst du haben, denn es ist keine Puppe, sondern eine Kunstfigur mit einem Uhrwerk im Leibe, und wenn ich das aufziehe, lauft sie wie ein lebendiger Mensch eine halbe Stunde allein herum. Schau nur her!" Da zog er die Puppe aus dem Aermel, nahm einen Uhrschlüssel und steckte ihr denselben in eine Oeffnung in der Brust und drehte knirr, knirr, knirr, wie man eine Taschenuhr aufzieht, setzte dann die kleine Gärtnerin auf die Erde, und sie lief mit dem Kopfe nickend immer vor dem Gitter des Gartens herum. „Ach, sie winkt mir!" rief Gackeleia und patschte in die kleinen Hände; „sie möchte gerne zu mir in den Garten. Ach, sage mir doch, alter Mann! was soll ich dir zu Gefallen thun, daß du mir die kleine Puppe gibst?" — „Es ist nur eine Kleinigkeit," erwiederte der Alte. „Sieh, mein liebstes Kind! ich bin ein sehr betrübter alter Mann und habe keinen Vater und keine Mutter, keinen Sohn, keine Tochter, keinen Bruder, keine Schwester, keinen Hof und kein Haus, keine Katze und keine Maus, ich habe auf der Welt nichts als diese Puppe; aber ich bin so betrübt, daß sie mich nicht trösten kann; du aber kannst mich trösten, daß ich so lustig werde wie ein Lämmer-

schwänzchen.“ Bei diesen Worten weinte und wimmerte der alte Mann dermaßen, daß Gackeleia sprach: „Ach, weine nur nicht, ich will dir ja Alles thun, was dich trösten kann, wenn du mir die Puppe gibst; sage mir um Gottes willen, was dich trösten kann?“ Da erwiederte der Alte:

„Dein Vater hat ein Ringelein
Mit einem grünen Edelstein,
Der hat gar einen schönen Schein,
Laß mich nur einmal sehn hinein,
So werd' ich gleich durch Mark und Bein
Froh wie ein Lämmerschwänzchen sein,
Und dann laß ich mein Püppchen fein
Zu dir ins Gärtche.. gleich hinein;
Es bleibt mit allen Kleidern fein
Dann, Gackeleia! dein allein.“

„Ei,“ sagte Gackeleia, „den Ring kenne ich wohl, er hat auch mich manchmal fröhlich gemacht, wenn ich ihn ansehen durfte; warte nur bis heute nach Tisch, da will ich dir den Ring hierher bringen, wenn der Vater schläft. Aber daß du ja wieder hierher kommst, wenn ich mit dem Ringe in den Garten komme!“ — „Ganz gewiß!“ sagte der Alte, „ich will dir die Kleider der Puppe gleich hier lassen; du kannst sie alle hübsch glatt streichen, ich habe sie in der Tasche ein wenig zerdrückt.“ Da gab er ihr die Kleider, ließ die Puppe nochmals vor ihr tanzen und verließ dann mit derselben die kleine Gackeleia, die ihm immer nachrief: „Aber, daß du mir auch ganz gewiß kommst, der Ring soll dich recht anlachen!“ — „Ja, ja, ganz gewiß!“ rief der Alte und verschwand hinter den Hecken. Gackeleia aber setzte sich in ihre Laube, musterte und ordnete alle Kleider der Puppe und dachte schon, wie die kleine Gärtnerin bei ihr zwischen den Blumenbeeten herumlaufen würde, und konnte sich zum Voraus vor Freude gar nicht fassen.

Als nach Tisch der Vater Gockel auf seinem Stuhle schlief, saß Gackeleia zu seinen Füßen und hatte seine Hand in der ihrigen und sah in den grünen Stein des Rings, und als sie den Ring

berührte und vor sich sagte: „Ach, wenn der Vater nur nicht aufwachte und gar nichts merkte; ach, wenn ich den Ring nur leise von seinem Finger herunter hätte.“ Da that der Ring, welcher alle Wünsche Desjenigen erfüllte, der ihn berührte, seine Wirkung. Gockel schlief fest und schnarchte, und der Ring fiel in das Händchen der Gackeleia, welche geschwind wie der Wind nach ihrem Gärtchen lief, wo der alte Mann vor Begierde nach dem Ring sein mageres Gesicht mit dem Barte schon wie ein alter Ziegenbock über das Gegitter herüberstreckte.

Gackeleia rief ihm entgegen: „Die Puppe her! die Puppe her! hier ist der Ring; aber gucke geschwind hinein, ich muß gleich wieder mit dem Ring ins Schloß, ehe der Vater aufwacht.“ Da gab ihr der Alte die Puppe und lehrte sie, wie sie das Uhrwerk aufziehen müßte. Sie gab den Ring hin und tanzte mit Entzücken vor der Puppe her, die überall nachschnurrte, und patschte in die kleinen Hände. Der Alte aber patschte auch in die Hände, und als sie das hörte, fragte sie ihn, ob er schon von dem Anschauen des Ringes getröstet sei. „Ja,“ erwiederte er fröhlich und gab ihr den Ring wieder und wünschte ihr mit einem häßlichen Gelächter viel Freude mit der Puppe und ging seine Wege.

Nun eilte Gackeleia mit dem Ringe zu Gockel zurück, der noch schlief, und steckte ihm den Ring wieder an den Finger. Ihre Puppe hatte sie mit den Kleidern in ihrer Laube ins Gebüsch versteckt.

Da Gockel aufwachte, erhielt er eine Einladung von dem König, ihn mit den Seinigen auf der Eierburg zu besuchen. Da lief Gackeleia geschwind nach dem Garten und steckte ihre Puppe und die Kleider zu sich und dachte dem Prinzen Kronovus, wenn sie allein bei einander sein würden, eine große Freude damit zu machen. Hierauf stieg sie mit ihren Eltern auf einen prächtigen Wagen mit sechs Pferden bespannt, und sie fuhren auf die Eierburg, wo viele Menschen versammelt waren auf einer grünen Wiese, wo getanzt und gespielt wurde um Eier; denn es war Ostern und das große Ordensfest des Ostereierordens.

Man lief und sprang um die Wette nach aufgestellten Eiern;

man warf mit Eiern nach Eiern; man stieß mit Eiern gegen Eier, und wessen Ei eingeknickt wurde, der hatte verloren. Die Kinder von ganz Gelnhausen suchten Eier, welche der große königliche geheime Oberhofosterhaas in versteckten Winkeln ins hohe Gras gelegt hatte; kurz, die Freude war allgemein. Und so eben reihte sich das Volk in einen großen Kreis, die königlichen Hofmusikanten und die Gelnhauser Stadtpfeifer bliesen einen herrlichen Tanz, nämlich den Eiertanz, welchen die königliche Familie mit der raugräflichen in höchst eigener Person tanzen wollte. Ein künstlicher Teppich ward ausgebreitet und auf demselben hundert vergoldete Pfaueneier in zehn Reihen gelegt. Nun trat die Königin Eilegia zu Gockel und verband ihm die Augen mit einem seidenen Tuch, und er that ihr Dasselbe; ebenso verbanden sich der König Eifrasius und Frau Hinkel und der Prinz Kronovus und Gackeleia die Augen und wurden nun von den Hofmarschällen auf den Eierteppich geführt, auf welchem sie mit den zierlichsten Schritten und Sprüngen und Wendungen zwischen den Eiern herumtanzen mußten, ohne auch nur eines mit den Füßen zu berühren. Die Zuschauer sahen mit gespannter Aufmerksamkeit ganz stille zu und bewunderten die Geschicklichkeit der hohen Herrschaften. Aber nicht weit davon in einem Gebüsche saßen ein paar alte Männer, die hatten keine Freude an dem Tanz und guckten alle Augenblicke nach dem Fußsteige aus der Stadt, ob ihr Geselle, der dritte alte Mann, nicht bald komme, und ehe sie sich's versahen, stand er mitten unter ihnen.

„Hast du? hast du?“ schrien sie dem Neuangekommenen mit weit vorgestreckten Hälsen entgegen und machten Finger so spitz wie Krallen gegen seine fest geschlossene Faust, und er erwiederte: „Ja, ich habe glücklich den Ring durch Gackeleias Spielsucht ertappt; ich habe ihr einen ganz ähnlichen mit einem falschen grünen Glasstein gegeben, welchen Gockel jetzt am Finger hat. Jetzt können wir uns an ihm rächen, daß er uns bei dem Hahnenkauf betrogen und uns in die Wolfsgrube hat fallen lassen, wo wir elend verhungert wären, wenn uns die Bauern nicht herausgezogen hätten.“

So sprachen die drei Alten, welche Niemand Anderes als die naturphilosophischen Petschierstecher waren, die Gockel hatten anführen wollen und die er angeführt hatte. Sie hatten sich nun doch mit ihrer List in den Besitz des Rings gebracht und wollten jetzt gleich seine Wunderkraft versuchen. Sie faßten alle Drei an den Ring und sprachen zu gleicher Zeit die Worte:

„Salomon, du weiser König!
Dem die Geister unterthänig,
Mach den Gockel wieder alt,
Zumpig, lumpig, mißgestalt;
Mach Frau Hinkel wieder häßlich,
Zänkisch, ränkisch, griesgram, gräßlich;
Mach die Gackeleia schmutzig.
Ruppig, struppig, zuppig, trutzig;
Nehme ihnen Gut und Geld,
Schloß und Roß und Hof und Feld;
Jag sie wieder Knall und Fall
In den alten Hühnerstall.
Aber uns drei Petschaftstechern
Bau ein Schloß mit goldnen Dächern,
Mache uns zu Hofagenten,
Hoffaktoren, Consulenten,
Commissären und Commerzienräthen,
Rittern und Propheten.
Gib uns Gold und Ehr und Glanz,
Stell' uns hoch in der Finanz,
Mach' uns schön wie Davids Sohn,
Den scharmanten Absalon;
Mach' uns glücklich ganz enorm,
Orden gib und Uniform!
Ringlein! Ringlein! dreh' dich um!
Mach' es schön, wir bitten drum."

Während sie an dem Ring drehten, entstand ein lautes Murren und Lachen und Schimpfen unter dem versammelten Volke. „Ei, seht den alten Bettler, die alte schmutzige Bettlerin, das schmutzige, freche Kind! nein, das ist unverschämt! Jagt sie

fort, pratsch, pratsch, wie sie die Eier zertreten!“ und bald ward das Geschrei und Getümmel so allgemein, daß der König Eifrasius und die Königin Eilegia und der Prinz Kronovus ihre Binden von den Augen rissen, und wie erstaunten sie nicht, als sie den Raugrafen Gockel und die Frau Hinkel und Fräulein Gackeleia, die vorher so schön und jung und prächtig gekleidet gewesen waren, in eine alte, häßliche, zerrissene Bettlerfamilie verwandelt sahen, welche alle Eier auf dem köstlichen Teppiche zertreten hatten.

Auf ihr unwilliges Geschrei rissen nun auch diese Armen die Binden von den Augen und fingen an bitterlich zu weinen und zu klagen über ihren verwandelten Zustand, denn sie erkannten sich kaum mehr. Gockel griff nach seinem Ring Salomonis und drehte und drehte; aber der falsche verwechselte Ring vermochte nichts. Da sah er ihn an und erkannte, daß er ausgetauscht war, und schrie laut aus: „O weh mir! ich bin verloren, ich bin um den Ring betrogen.“

Er wollte eben dem Könige zu Füßen fallen und ihm sein Unglück klagen; aber dieser stieß ihn von sich, und Eilegia wendete der Frau Hinkel den Rücken und sprach von Bettelgesindel. Der Prinz Kronovus allein war noch menschlich gegen Gackeleia; als sie ihm weinend die Hand reichte, gab er ihr einen Thaler, den er in der Tasche hatte, und sein Taschentuch, sie solle sich das schmutzige Gesicht waschen, und bat sie, doch geschwind fortzulaufen, denn er sehe den Bettelvogt kommen. Er wolle ihr auch immer sein Taschengeld aufbewahren, und wenn sie Sonnabends am Abend hinten an den Brunnen bei dem Eierschloß kommen wolle, werde sie bei dem Vergißmeinnicht immer ein Ei finden, auf dem Vivat Gackeleia geschrieben sei, und darin solle immer sein Wochengeld für sie stecken. Gackeleia weinte bitterlich über seine Güte und wollte ihn eben herzlich umarmen, da riß der Bettelvogt sie von ihm los und trieb das Kind mit Vater und Mutter unbarmherzig über die Grenze.

Der König und seine Familie begaben sich in das Schloß, der seltsamen Geschichte nachzudenken, und das Volk zog nach der Stadt zurück, um Gockels Palast zu plündern; aber es war schon

Nacht geworden, und da sie auf dem Markte ankamen, sang ihnen der Nachtwächter entgegen:

„Hört, ihr Herrn! und laßt euch sagen,
Die Glock hat zehn Uhr geschlagen,
Aber Das ist noch gar nicht viel,
Gegen ein Schloß, das in Staub zerfiel;
Hier hat es gestanden lang und breit,
Ich weiß nicht, ob ich recht gescheidt,
Der Markt ist leer als wie zuvor,
Die Kuh steht wieder vor dem alten Thor.
Schaut an, ihr Herrn! das große Wunder
Ging schnell, wie es entstanden, unter.
Bewahrt das Feuer und das Licht,
Daß nicht der Stadt solch Unglück geschicht,
Und lobet Gott den Herrn!"

Wirklich war auch das herrliche Schloß Gockels und alle seine Gärten und Alles, was drin war, mit Mann und Maus verschwunden; auf dem Markt plätscherte der alte Stadtbrunnen, als wenn er von gar nichts wüßte. Die guten Bürger gingen nach Haus, nachdem sie lange in die leere Luft geschaut hatten, und überlegten, wo sie mit allen ihren Semmeln und Braten hin sollten, da der große Hofstaat Gockels nicht mehr bei ihnen einkaufen würde.

Der arme Gockel, die arme Hinkel, die arme Gackeleia zogen wieder wie ehedem durch den wilden Wald nach dem alten Schloß; aber sie waren viel trauriger und redeten kein Wort; ja Frau Hinkel hatte gar die Schürze über den Kopf gehängt, weil sie sich schämte, so häßlich geworden zu sein.

Als sie auf einer Höhe angekommen waren, wo man Gelnhausen noch einmal sehen konnte, drehte sich Gockel um und sprach: „Unseliger Ort! wo ich um den köstlichen Ring Salomonis betrogen ward; abscheulicher, undankbarer Eifrasius! wie schändlich hast du mich in meinem Unglück verstoßen, und hast nicht dran gedacht, mir das Geld wieder zu geben, das du in glücklicher Zeit von mir geborgt."

Frau Hinkel aber rief aus: „O Königin Eilegia! wie manches Backwerk habe ich dir zum Geschenke gemacht; wie viele Eierspeisen habe ich dich bereiten gelehrt; wie viel hundert Ostereier habe ich dir bunt gesotten; die schönsten Muster zu Hauben und Kleidern habe ich dir mitgetheilt, und nun, da wir den Ring verloren und arm geworden, läßt du, Undankbare! mich zerlumpt und hungernd über die Grenze führen!“

Nun erhob auch Gackeleia ihre Stimme und sprach: „Ach du kleines Prinzchen Kronovus! Du bist doch der Beste von allen; du hast mir deinen Thaler geschenkt und dein Taschentuch, daß ich mich abwischen soll; du willst mir dein Wochengeld alle Sonnabend an dem Brunnen in ein Ei verstecken; ach! du bist doch mein guter Kronovus geblieben und hast die arme, schmutzige Gackeleia nicht von dir weggestoßen. Ach! es thut mir recht leid, daß ich in der Angst vergessen, dir meine herrliche Puppe zum Andenken zu schenken.“

Kaum hatte Gackeleia das Wort Puppe ausgesprochen, als Gockel zornig nach ihr blickte und heftig sprach: „Du unseliges Kind! Du hast eine Puppe? Welche Puppe? Woher hast du die Puppe? Ach! ich ahne die Ursache meines Verderbens!“ Und da er hierauf die kleine Gackeleia ergreifen wollte, lief sie vor dem erzürnten Vater nach dem äußersten Rande eines Felsens hin, der über einen schroffen Abhang hinausragte. Frau Hinkel schrie: „Um Gotteswillen, das Kind fällt sich zu Tode!“ und hielt Gockel beim Arme zurück. Gackeleia aber kniete auf dem äußersten Rande des Felsens und breitete ihre Aermchen gegen den Vater aus und sprach:

„Vater Gockel, ach, verzeih!
Mutter Hinkel, steh mir bei!
Oder Gackeleia klein
Springt und bricht sich Hals und Bein.“

Da bat die Frau Hinkel den Gockel sehr, er solle dem Kinde verzeihen, und Gockel sagte, sie solle nur Alles erzählen, was sie angestellt, er werde sie nicht umbringen. „Erzähle, Gackeleia!“

sagte die Mutter, „wo hast du eine Puppe her bekommen?“ Da war Gackeleia in großer Angst, denn der Vater riß während der Erzählung an einer Birke, die bei dem Felsen stand, dann und wann ein Zweiglein ab, und es sah so ziemlich aus, als wenn er, wo nicht einen Besen, doch wenigstens eine Ruthe binden wollte; aber was half Alles, das Kind mußte sprechen:

„An mein Gärtchen kam heut Morgen
Ein alt Männchen ganz voll Sorgen,
Ließ vor mir im Tanz sich drehn,
Ach! ein Püppchen, wunderschön!“

„Da haben wir es,“ rief Gockel und riß ein starkes Birkenreis ab, „da haben wir es, o es ist abscheulich!“ Gackeleia aber sagte geschwind:

„Nein — kein Püppchen, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur,
Eine kleine Gärtnerin,
Jägerin und Fischerin,
Bäu'rin, Hirtin und so weiter,
Jede hat besondre Kleider.“

„Ach, abscheulich!“ sagte Gockel, aber Gackeleia fuhr fort:

„Allerliebst, kaum auszusprechen,
Mir wollt schier das Herz zerbrechen
Nach dem schönen Wunderding;
Als es an zu laufen fing,
Als die Räder in ihm schnarrten,
Wollt' es zu mir in den Garten,
Lief am Gitter hin und her,
Als ob es lebendig wär;
Und ich glaubt' des Alten Schwur,
Daß es eine Kunstfigur,
Daß es keine Puppe sei,
Glaubt', daß das nicht Unrecht sei.“

„Schöne Ausreden!“ sagte Gockel unwillig und riß wieder ein Birkenreis ab. Gackeleia gefiel dies gar nicht, und sie sagte:

„Vater Gockel! ich bitt' schön,
Laß das Birkenreis doch stehn,
Ach! ich bin vor Angst verwirrt,
Daß es eine Ruthe wird."

Da sprach Gockel ernsthaft:

„Gackeleia! glaub du nur,
Daß es eine Kunstfigur,
Daß es keine Ruthe sei,
Denk nichts Arges dir dabei."

Da sagte Gackeleia:

„Kunstfigur und Birkenreis?
Ach, du machst mir gar zu heiß!"

Und Gockel sagte:

„Kunstfigur für Kunstfigur,
Ruthe für die Puppe nur."

Da ward Gackeleia wieder sehr betrübt und schrie wieder ganz erbärmlich:

„Vater Gockel! ach, verzeih!
Mutter Hinkel! steh mir bei!
Oder Gackeleia klein
Springt und bricht sich Hals und Bein!"

Frau Hinkel bat sehr, und Gockel sagte: „Ich werde sie nicht umbringen, sie soll nur erzählen, was der Alte weiter gesagt hat, und was sie ihm für die Kunstfigur gegeben hat." Da fuhr Gackeleia fort:

„Ach! der Alte weinte sehr,
Hätt' nicht Vater, Mutter mehr,
Bruder nicht, noch Schwesterlein,
Keinen Sohn, kein Töchterlein,
Keinen Vetter, keine Base,
Nichts als eine lange Nase,
Einen Bart ganz weiß und lang,
War betrübt und angst und bang."

„Der alte Schelm!“ rief da Frau Hinkel aus und riß auch ein starkes Birkenreis ab, „der alte Schelm ist schuld, daß ich auch wieder eine so häßliche lange Nase habe.“ Und Gockel sagte: „Schau, Frau Hinkel! jetzt merkst du auch, was wir ihm zu danken haben, du die Nase und ich den Bart. O unglückselige Kunstfigur! was sind wir für abscheuliche Figuren durch dich geworden. Aber erzähle weiter, Gackeleia! was wollte er für die Puppe?“ Da erwiederte Gackeleia mit großer Angst:

„Für die schöne Kunstfigur
Wollt' in deinen Ring er nur
Einmal ein klein Bischen blicken,
Seinen Kummer zu erquicken.“

„O du abscheulicher Betrüger!“ rief Gockel aus, „o du unseliges, leichtsinniges, spielsüchtiges Kind! und du zogst mir den Ring im Schlaf ab und gabst dem Schelm den Ring? sprich! sprich! Hast du das gethan? Sprich gleich, oder ich werfe dich gleich vom Felsen.“ Da rief Gackeleia wieder in großer Angst:

„Vater Gockel! ach, verzeih!
Mutter Hinkel! steh mir bei!
Ja, als Vater Gockel schlief,
Mit dem Ring ich zu ihm lief;
Doch er sah nicht lang hinein,
Gab zurück den Edelstein,
Den ich sogleich zurück gebracht,
Eh' der Vater aufgewacht.
Ach! ich will's nicht wieder thun,
Einmal ist das Unglück nun
Durch mich böses Kind geschehn,
Werdet ihr die Puppe sehn,
Nein, nicht Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur,
Ganz natürlich nach dem Leben,
Ach, ihr müßt mir dann vergeben!“

Und nun zog sie die Puppe aus ihrer Tasche, zog das Uhrwerk auf, und die kleine Gärtnerin schnurrte so artig zwischen dem Thymian auf dem Felsen herum, daß Gackeleia ihr, in die Hände patschend, nachlief. Da erwischte der alte Gockel das Kind beim Arm und sagte: „Nun habe ich dich, ungehorsames Kind! Habe ich dir nicht tausendmal verboten, meinen Ring ohne meine Erlaubniß nicht anzurühren? Du hast ihn aber dem alten Betrüger gegeben, und der hat ihn mit einem andern vertauscht, der keinen Heller werth ist, und so hast du deine Eltern und dich in Schande und Armuth gebracht durch deine Begierde nach einer elenden Puppe.“ — Da schrie Gackeleia ganz erbärmlich:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur.
Vater, Vater, laß mich los!
Ach, sie lief durch Stein und Moos
Von dem Fels in vollem Lauf,
Mutter Hinkel, halt sie auf!
Daß sie nicht den Hals zerbricht,
Denn sie kennt die Wege nicht.“

Die kleine Puppe lief auch ganz wie toll den Felsen hinunter, und Frau Hinkel wollte sie aufhalten, aber glitt auf dem glatten Rasen aus und rollte ein ziemlich Stück Wegs hinunter. Darüber wurde der alte Gockel noch viel ungeduldiger und sagte: „Nun sieh das Unglück, deine Mutter bricht noch schier ein Bein über der abscheulichen Puppe. Recht muß sein, du hast unverzeihlich gefehlt; jetzt wähle, Gackeleia! entweder kriegst du hier recht tüchtig die Ruthe, oder du läßt die Puppe laufen“ — und da Gackeleia wieder schrie:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur,“

legte Gockel sie über das Knie und gab ihr tüchtig die Ruthe mit den Worten:

„Keine Ruthe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur.“

Und Gackeleia schrie:

„Mutter, halt! o Jemine!
Halt sie auf, sie thut sich weh!“

Und Gockel schlug immer zu und schrie:

„Fitze, fitze, Domine,
Thut die ganze Woche weh!“

Er hätte auch noch länger zugeschlagen, aber Frau Hinkel schrie so erbärmlich, sie könne nicht wieder herauf, daß Gockel das Kind los ließ und hinabging, ihr zu helfen. Kaum aber war Gackeleia los, so rüttelte und schüttelte sie sich über die abscheuliche Kunstfigur, die sie empfunden hatte, und lief ihrer kleinen Kunstfigur nach, die sie eben unten im Thal über den Steg eines Baches laufen sah; aber die Puppe lief, als ob sie vier Beine hätte, über den Steg und linksum in den Wald hinein, und Gackeleia immer hinter ihr drein.

Gockel hatte indessen Frau Hinkel durch einen Umweg wieder auf die Höhe gebracht, und sie klagten sich unterwegs einander, wie der Alte, der sie durch Gackeleia's Spielsucht um den köstlichen Ring des Salomon gebracht, gewiß einer von den alten Petschierstechern sei, die ihn einst um den Hahn Alektryo hatten betrügen wollen. Als sie unter solchen Reden auf den Fels zurückkamen und die Gackeleia nicht mehr sahen, riefen sie nach allen Seiten nach dem Kind, aber nirgends hörten und sahen sie etwas von ihr. Da ward ihr Kummer um allen ihren Verlust in eine große Sorge um ihr Kind verwandelt; sie liefen hin und her und schrien durch den Wald: Gackeleia! Gackeleia! und wenn das Echo wieder rief: Eia! Eia! glaubten sie, das Kind antworte, und so verirrten sie sich immer tiefer in der Wildniß, bis sie endlich Beide, ach! aber ohne Gackeleia, sich bei ihrem alten Stammschloß wieder fanden.

Die Vögel wachten alle auf und flogen wie alte Bekannte um sie her und grüßten sie; aber Gockel und Hinkel riefen immer:

„Gackeleia! liebe Gackeleia! komm doch nur! Ja, es ist eine Kunstfigur, komm! es soll dir nichts geschehn, wenn wir dich nur wiedersehn." Aber keine Antwort von keiner Seite.

Da saßen die zwei armen Eltern auf der Schwelle des alten Hühnerstalles nieder und weinten die ganze Nacht bitterlich, und alle Vögel weinten mit.

Am Morgen aber schnitt sich Gockel einen tüchtigen Knotenstock und gab auch der Frau Hinkel einen und sagte: „Liebe Frau! wir sind arme Leute geworden; aber es gebührt einem Raugrafen Gockel von Hanau und einer Raugräfin Hinkel von Hennegau nicht, im Unglück zu verzweifeln; lasse uns auf Gott vertrauen und unser Fräulein Tochter Gackeleia durch die weite Welt suchen, und sollten wir unterwegs Hungers sterben. Geh du links, und ich geh rechts, alle Monate kommen wir hier wieder zusammen und sagen uns, was wir entdeckt haben, dabei können wir zugleich dem Dieb unseres Ringes nachforschen. Frau Hinkel war das zufrieden; sie umarmten sich Beide unter bittern Thränen und wanderten dann auf getretnen Wegen, Herr Gockel rechts, Frau Hinkel links, und wenn sie in die Dörfer oder Städte kamen, sangen sie vor allen Thüren:

„Habt ihr nicht ein Kind gesehn?
Ein klein Mägdlein wunderschön,
Blaue Augen, rothe Backen,
Zähnchen weiß zum Nüsseknacken,
Einen rothen Kirschenmund,
Frisch und froh und dick und rund,
Glänzend wie ein Mandelkern,
Hüpft und spielt und singet gern.
Es hat einen blonden Zopf,
Einen Strohhut auf dem Kopf;
Trägt auch eine alte Juppe
Und läuft hinter einer Puppe
Her und schreit, es sei ja nur
Eine schöne Kunstfigur.
Barfuß läuft es ohne Schuh,
Fragt man es, wie heißest du?

Sagt es gleich ganz freundlich: Eija,
Ich bin Gockels Gackeleia.
Ach! das Kind hab' ich verloren!
Habe einen Eid geschworen,
Nicht zu ruhn, bis ich das Kind
Gackeleia wiederfind!"

Aber immer sagten die Leute:

„Wir haben so kein Kind gesehn,
Ihr armer Mensch, müßt weiter gehn,
Da habet ihr ein Stückchen Brod,
Gott helfe euch in eurer Noth!"

Da nahmen sie dann das Brod, die armen Eltern, und aßen es mit Thränen und setzten ihren Stab traurig weiter.

So waren sie schon dreimal in dem alten Stammschlosse wieder ohne Gackeleia zusammengekommen, hatten mit großem Jammer in dem alten Hühnerstall geschlafen und sich ihre vergeblichen Nachforschungen einander mitgetheilt. „Ach Gott!" sagte Frau Hinkel, „das arme Kind ist gewiß umgekommen, hättest du es doch nicht so hart wegen der Puppe behandelt." Da erwiederte Gockel: „Und hättest du besser auf sie Acht gegeben, so hätten wir den Ring und das Kind nicht verloren; nichts ist leichter zu sagen, als hättest du. Lasse uns lieber auf dem Grabe des Alektryo in der Kapelle recht herzlich beten, daß wir das Kind morgen zum vierten Mal nicht vergebens suchen mögen." Hierauf gingen sie nach der Kapelle und beteten recht eifrig, legten sich dann auf ihr Mooslager und schliefen einen gar süßen Schlaf und träumten von Gackeleia.

Gegen Morgen hörte Gockel noch halb im Schlaf etwas um sich her rasseln, es war noch sehr dunkel in der Stube, aber er sah etwas an der Erde hinlaufen und verschwinden; er stieß Frau Hinkel und sagte: „Mir war gerade, als wenn die fatale Puppe der Gackeleia vorüber gelaufen wäre." Da sprach eine Stimme:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur."

Gockel meinte, Frau Hinkel habe das gesagt, und verwies ihr, daß auch sie so eigensinnig, wie Gackeleia, spreche. Frau Hinkel hatte schlaftrunken die Worte auch gehört und behauptete, er habe es selbst gesagt. Sie wollten eben hierüber zu zanken anfangen, als sie leise an der Thür pochen hörten.

Sie fuhren ordentlich vor Schrecken zusammen, wer das wohl sein könnte, der in dem wüsten, zerstörten Schlosse so leise anpoche. Da es aber zum dritten Male anpochte, fragte Gockel laut: „Wer ist draus?" und es antwortete eine männliche Stimme: „Ich bitte allerunterthänigst um Verzeihung, Herr Graf! daß ich so früh störe; aber die Leute lassen mir keine Ruhe, sie sagen, daß ich Ihnen drei Centner Käse aus der gräflichen Käsefabrik abliefern soll, nun wollte ich doch den Befehl des Herrn Grafen selbst abholen."

Gockel wußte auf diese Rede gar nicht, wo ihm der Kopf stand. „Drei Centner Käse!" sagte er, „aus der gräflichen Käsefabrik! hast du gehört, Hinkel?" — „Ja," sagte Frau Hinkel, „was kann das sein? ich weiß nicht, ob ich träume oder wache." Da aber der Mann immer von Neuem anpochte und um die Erlaubniß bat, den Käse abzuliefern, schrie Gockel heftig: „Bist du, der da pochet, toll, oder ein Spötter, der einen armen Greis zum Narren haben will? so nehme dich in Acht, oder ich komme mit meinem Knotenstock über dich. Wo habe ich denn Käse oder eine Käsefabrik? Gehe von dannen und gönne den Armen ihr einziges Gut, die Ruhe und den Schlaf."

Da antwortete die Stimme wieder: „Gnädigster Graf! vergebet mir, daß ich Euch erweckte; ich sehe wohl, daß Ihr den Leuten den Käs nicht abliefern lassen wollet, ich werde sie abweisen."

Nun hörte Gockel draußen auf dem Hofe sprechen und hin und wieder gehen, und seine Verwunderung, was das zu bedeuten habe, wuchs immer mehr. „Ach!" sagte er zu seiner Frau, „ich fürchte fast, es ist irgend eine Nachstellung von unsern Feinden, die uns ermorden wollen." — „Das wäre entsetzlich!" erwiederte Frau Hinkel und drückte sich in der Angst an ihn. Da

pochte es wieder an der Thüre, und Gockel rief zwar erschrocken, doch ziemlich laut: „Wer da?“

Da antwortete eine andere Stimme: „Eurer Hochgräflichen Gnaden unterthänigster Küchenmeister fragt an, ob er einen Centner Schinken aus der gräflichen Rauchkammer abliefern darf, welche auf drei Eseln, die vom König Sissi angekommen sind, abgezahlt werden sollen?“

Gockel wußte nicht, wo ihm der Kopf stand bei diesen Reden: „Warte, ich will dir Schinken geben, du nichtswürdiger Spötter!“ rief er aus, indem er aufsprang und nach seinem Stocke suchte. Als er aber ganz klar und deutlich drei Esel vor der Thüre wiehern hörte, schrie er und Frau Hinkel zugleich: „Herr Jemine! die Esel sind wirklich da.“

Es war noch dunkel in dem Stalle, der kein Fenster hatte, und dessen verschlossene Thüre nur durch einen Spalt einen Schimmer des Tags hineinfallen ließ. Gockel tappte an der Wand nach seinem Knotenstock herum, und plötzlich wurde er von ein paar zarten Armen herzlich umschlossen, so daß er laut aufschrie: „Um Gotteswillen, wer ist das?“ Aber die Unbekannte hörte nicht auf, ihn mit den zärtlichsten Küssen zu bedecken, und als Frau Hinkel auch dazu kam, ging es derselben nicht besser; und da sie sich in diese Liebkosungen gar nicht finden konnten, sagte endlich das unbekannte Wesen mit einer wohlbekannten Stimme zu ihnen: Ach! kennt Ihr denn Euer Töchterlein Gackeleia gar nicht mehr?“ — „Du, Gackeleia?“ riefen beide aus, „nein, das ist nicht möglich, du bist ja eine erwachsene Jungfrau.“ — „Ach! groß oder klein,“ antwortete es, „ich bin doch Eure Gackeleia,“ und da riß sie die Thür auf, und es fiel zu gleicher Zeit so viel Fremdes und Wunderbares in die Augen des alten Gockel und der Frau Hinkel, daß sie sich einander in die Arme sinken und herzlich weinen mußten.

Denn erstens sahen sie wirklich die ganze Gackeleia vor sich; aber nicht mehr als ein kleines Mädchen, sondern als eine blühende, wunderschöne, allerliebst geputzte Jungfrau; und zweitens sahen sie sich selbst Beide nicht mehr alt und in Lumpen,

sondern als zwei schöne wohlgekleidete Leute in den besten Jahren; und drittens sahen sie durch die Thüre nicht mehr in einen verfallenen, mit Schutt und wildem Unkraut bewachsenen Burghof hinaus, sondern in einen schön gepflasterten, reinlichen Hof von Schloßgebäuden und allen Wohnungen und den Ställen umgeben, in der Mitte aber an einem plätschernden Springbrunnen sahen sie drei verdrießliche alte Esel mit langen Ohren angebunden, welche die Köpfe zusammen drückten, als ob sie sich schämten. Auch sahen sie allerlei Gesind in schönen Livreen geschäftig auf- und niedergehen, die immer, so oft sie am Hühnerstall vorüberkamen, tiefe Verbeugungen machten und schönen guten Morgen wünschten.

„Ach! was ist das? es ist nicht möglich! woher alle diese Wunder?“ rief Gockel aus; da reichte Gackeleia ihm ihre schöne Hand und sah ihm freundlich lächelnd in die Augen, und Gockel schrie mit lautem Jubel aus: „Ach der Ring! der köstliche Ring Salomonis ist wieder da, den du durch die Puppe verloren!“ da sagte aber Gackeleia gleich wieder:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur.“

und Gockel sagte: „Meinetwegen, ich will dir die Ruthe nicht mehr geben, du bist auch zu groß dazu, und Alles ist ja wieder gut.“ — „Aber wie hast du Alles angefangen?“ sagte Frau Hinkel, welche immer um die schöne prächtige Jungfrau herumgegangen war, sie zu beobachten, zu küssen und zu drücken, „um Gotteswillen, Herzwunder-Gackeleia, erzähle!“ — „Ja, erzähle!“ rief Gockel und drückte sie herzlich an seine Brust.

Gackeleia aber erwiederte: „Lobet mich nicht zu sehr, geliebter Vater! denn all unser neues Glück haben wir allein Euch selbst zu verdanken.“ — „Mir?“ fragte Gockel, „das müßte seltsam zugehen; ach, ich habe ja nichts thun können, als vor den Häusern nach dir suchend, bettelnd herumziehen.“

Da sagte Gackeleia: „Schon gut! Ihr sollt Alles hören, folgt mir nur nach einer andern Stube, wir wollen das wieder-

hergestellte Stammschloß unsrer lieben Vorfahren einmal ein wenig durchmustern, wir werden gewiß ein Plätzchen finden, wo es uns besser gefällt, als in dem alten Hühnerstall, in dem wir ohnedies dem Federvieh Platz machen wollen, das gleich wieder hinein muß.“ Da drehte Gackeleia den Ring und sprach:

„Salomo, du weiser König!
Dem die Geister unterthänig,
Fülle gleich den Hühnerstall,
Laß die bunten Hühner all
Gackeln, scharren, glucken, brüten,
Sie vom hohen Hahn behüten,
Alle soll er übersehen,
Stolz mit Spornen einhergehen,
Kamm und Sichelschweif hoch tragen,
Streitbar mit den Flügeln schlagen,
Krähen wie ein Hoftrompeter,
Daß bei seinem Anblick Jeder
Ganz mit Wahrheit sagen kann:
Das ist recht ein Rittersmann.
Bringe uns auch schöne Pfauen,
Die bei ihren grauen Frauen
Goldne Augenräder schlagen,
Abends nach der Sonne klagen.
Gib uns dann auch wälsche Hahnen,
Zornig schwarze Indianen,
Solch hoffärtige Gesellen,
Denen roth die Hälse schwellen,
Die sich kollernd neidisch blähen,
Wenn sie rothe Farbe sehen,
Aufgespreizt mit Hofmanieren
Um die Hennen her turnieren.
Schenk uns Enten bunt und prächtig,
Weiße Gänse, die bedächtig
Nach dem Wolkenhimmel sehn
Und auf einem Beine stehn,
Oder auf der Wiese gackeln,
Bis sie in das Wasser wackeln.

Lasse auch schneeweiße Schwäne,
Rein wie blanke Silberkähne,
Ernst und klar mit edlem Schweigen
Schwimmen in den Spiegelteichen.
Auf dem Dache lass' ich drehen
Tauben, schimmernd anzusehen,
Um den Hals mit goldnen Strahlen
Schöner, als man sie kann malen.
Alles sei recht auserlesen,
Wie's im Paradies gewesen.
Ringlein! Ringlein, dreh' dich um!
Mach's recht schön, ich bitt dich drum."

Kaum hatte Gackeleia dies gesagt, als aus dem Hühnerstall, den sie verlassen hatten, ihnen eine Schaar der buntesten Hühner, Pfauen, Puter, Enten, Gänse und Schwäne nachströmte, und auf dem Dache Alles von Tauben wimmelte. Gockel und Hinkel hatten die größte Freude an den herrlichen Thieren und begaben sich, nachdem sie Alles bewundert hatten, in das Schloß.

Freudig und neugierig betrachteten sie eine Reihe von Gemächern und Sälen, welche alle mit dem prächtigsten alten Hausrath versehen waren, und setzten sich endlich in dem obersten Stockwerke auf die Gallerie eines Thurms, von welchem sie die Aussicht über die höchsten Gipfel des Waldes hin in die Ferne bis nach den Thurmspitzen von Gelnhausen hatten.

„Hier ist es gar schön," sagte Gackeleia, „hier will ich Euch Alles erzählen, wie ich den Ring wieder erhalten habe; aber wir wollen auch etwas frühstücken." Kaum hatte sie dies gesagt, als ein alter Diener einen großen Korb voll Früchte mit kaltem Fleischwerk und feinem Gebackenen und Wein und Milch die Treppe heraufbrachte, und als er Alles vor sie niedergesetzt hatte, nochmals fragte: „Ob die drei Esel mit dem Käse und den Schinken sollten bepackt werden." — „Ja," sagte Gackeleia, „und daß nur Alles recht gut und ausgesucht sei; ich werde hernach das Weitere selbst befehlen."

Gockel und Hinkel waren sehr begierig nach ihrer Erzählung und baten sie, zu beginnen. Da erzählte sie Folgendes:

„Als du mich so hart straftest, lieber Vater! fühlte ich vor Angst um meine Puppe — nicht doch Puppe, es ist nur eine schöne Kunstfigur — also um meine Kunstfigur, gar nichts von der Ruthe; ich erwartete nur mit Sehnsucht den Moment, meiner kleinen Gärtnerin nacheilen zu können, welche bergab lief, wie sie noch nie gelaufen war. Da rief die Mutter um Hülfe; da ließest du mich los, und wie ein Pfeil nach dem Ziel stürzte ich meiner Kunstfigur nach.

Sie lief über den Steg in den Wald, durch Distel und Dornen, und ich hatte sie einigemal zum Greifen nahe; wie ich aber die Hand ausstreckte, fing sie von Neuem so zu rennen an, daß ich ermüdet endlich niedersank und weinend ausrief: „Ach, schöne Gärtnerin! wie handelst du so undankbar gegen mich; ich habe dich so lieb, so lieb, daß ich lieber die schimpflichste Strafe über mich ergehen ließ, als dich zu verlassen, und jetzt läufst du vor mir, als wenn ich deine ärgste Feindin wäre."

Als ich diese Worte gesprochen hatte, fiel mir auch erst ein, wie sehr weit ich von euch, liebe Eltern! fortgelaufen war; ich sah die Sonne bereits sinken und war außer allem Weg und Steg. Mit Verzweiflung rief ich: „Vater Gockel! Mutter Hinkel!" aber Alles war vergebens.

So sank ganz ich erschöpft in einen tiefen Schlaf und träumte immer von der Figur, und da ich zu ihr sprach: „Nicht wahr, du bist keine Puppe, sondern nur eine schöne Kunstfigur?" hörte ich ein feines Stimmchen zu mir sprechen: „Eigentlich, meine liebe Gackeleia! bin ich keine Kunstfigur und keine Puppe, sondern ich bin" — hier griff ich mit beiden Händen zu und hatte sie glücklich wieder ertappt; denn ich war über den Worten der kleinen Gärtnerin leise aufgewacht, hatte aber nur durch die Augen geblinzelt, um sie unvermuthet zu erwischen. „Nun sollst du mir nicht mehr entwischen," sagte ich, „besonders da ich weiß, daß du reden kannst; nun habe ich dich noch einmal so lieb, warte, ich will dir etwas zu essen geben." Da stopfte ich ihr einige Brodkrumen in

den Mund und hörte sie knuppern und beißen. Dann bat ich sie wieder, sie solle mir doch eigentlich sagen, wer sie sei; aber sie war so stumm wie zuvor und sagte kein Wort. Ich war schier unwillig über sie, band sie mit meinem Strumpfband an meinen Arm fest und deckte meine Schürze über mein Gesicht, betete auch zu Gott, daß er mich in dieser Nacht beschützen möge, damit ich morgen früh meine Eltern wieder finden möge, und so schlief ich ruhig wieder ein.

Da träumte ich wieder von der kleinen Gärtnerin, und es war, als ob sie zu mir spräche: „Liebe Gackeleia! wache nur nicht auf, denn nur im Traume kannst du meine Worte verstehen; siehe, ich bin dir außerordentlich gut, weil du lieber die Ruthe hast empfinden wollen, als dich von mir trennen. Ich bin aber eigentlich gar keine Kunstfigur, sondern bin eine arme gefangene Prinzessin und bin allein so entsetzlich vor dir gelaufen, um meinen Gemahl, den Prinzen, der gewiß ganz verzweifelt über meinen Verlust ist, wieder zu sehen; denn er und meine ganze königliche Familie wohnt keine Stunde Wegs mehr von hier. Du kannst dir denken, wie lieb ich dich habe, da ich, als du einschliefest, meinen Weg nicht fortsetzte, sondern zu dir hinlief, um dir auf deine harten Vorwürfe der Undankbarkeit antworten zu können, weil du mich schlafend nur verstehen kannst."

„Eine Prinzessin wärest du?" antwortete ich, „und dein Prinz und deine ganze königliche Familie wären ebenso wunderschöne Figürchen? Ach! das möchte ich für mein Leben gern sehen, führe mich doch zu ihnen."

„Nein, solche Figürchen sind sie nicht," erwiederte sie, „denn sonst wären sie so unglücklich als ich, die Niemand anders ist, als die arme kleine Mäuseprinzessin Sissi von Mandelbiß, welcher diese fatale Figur auf den Rücken geheftet ist, damit sie von mir herumgetragen werde."

„Potz tausend!" rief der alte Gockel aus, „das ist ja dieselbe kleine Mäuseprinzessin, welcher ich in der ersten Nacht unseres Hierseins das Leben vor der Katze rettete, und die ich nachher nach der Heimath brachte."

„Ganz recht!“ sagte Gackeleia, „und sie ist nicht undankbar; denn sie ist es, der wir den Wiederbesitz des Rings und somit unser ganzes neues Glück verdanken.“

„Ist nicht möglich!“ sagte Frau Hinkel.

„Schau! schau!“ sagte Gockel, „man soll doch nie versäumen, auch dem geringsten Geschöpfe Liebe zu erweisen! O die gute Mäuseprinzessin! Nun erzähle nur weiter.“

Nun fuhr Gackeleia fort:

„Sie erzählte mir nun alle Liebe, die du ihr und ihrem Gemahl einst erwiesen, und war in Verzweiflung, daß sie gegen ihren Willen in der Kunstfigur mit Schuld an unserem Unglück gewesen; versprach mir aber, so ich sie aus der Figur befreien und ihr nach ihrer Residenz nachfolgen wollte, alles Mögliche zu versuchen, um uns wieder zu dem Ringe zu verhelfen. Dazu aber sei es unumgänglich nöthig, daß ich in ihrer Residenz, wenn sie den großen Rath versammle, mir alle Mühe geben müßte, einzuschlafen, damit ich die Sprache ihrer Nation verstehen könne. Ich versprach, mein Möglichstes zu thun, und bat sie, mir doch noch zu erzählen, wie sie denn in die Kunstfigur gekommen sei.“

„Ach!“ erwiederte sie, „ich begleitete meinen Gemahl auf einer Wallfahrt, die wir wegen unserer Rettung durch deinen Vater gelobt hatten. Da ließ ich mich verführen, in der Nachtherberge, wo drei alte bärtige Männer, welche sich für Petschierstecher ausgaben, auf der Streu schliefen, dem Geruche von gebratenem Specke nachzugehen, und so war ich in der Falle gefangen. Der Eine von den Alten kam am Morgen an die Falle und sagte: „Ei! da habe ich ja Alles, was ich brauche,“ und heftete mich gleich unter den Rock der kleinen Seidenpuppe, welche er aus dem Schnappsack zog, und hatte tausend Freude, wenn ich mit der Puppe hin und her lief, welche doch zu schwer war, als daß ich mit ihr entlaufen konnte.

Am Anfange rannte ich gegen Tische und Bänke; da er aber einmal sagte: „Wenn die kleine Maus nicht bald durch Hunger

sich zähmen läßt, so werde ich sie der Katze vorwerfen," kriegte ich eine solche Angst vor diesem Schicksal und that von nun an Alles, was er wollte, immer in der Hoffnung, bei guter Gelegenheit zu entwischen, und diese fand ich, wie du weißt. Die Liebe zur Freiheit und die Nähe meiner Heimath gab mir ungewöhnliche Kräfte, und so sind wir denn gekommen bis hierher. Jetzt aber erschrick nicht zu sehr, ich will dich ein wenig ins Ohr beißen, damit du mich losmachen kannst; dann folge mir nach meiner Residenz, wo ich dir ein Plätzchen zum Schlafen anweisen und meinen Rath um dich versammeln will." Kaum hatte sie dies gesagt, als sie mich ins Ohrläppchen biß, daß ich erwachte.

Es war Nacht und heller Mondschein. Gleich untersuchte ich nun die Kunstfigur und erblickte das artigste weiße Mäuschen mit einem goldnen Krönchen auf dem Kopf, welchem die kleine Seidenpuppe mit einem Draht um den Leib befestigt war; ich löste diesen Draht mit Behutsamkeit auf, und die Mäuseprinzessin machte die lustigsten Freudensprünge vor mir her durch das Gras. Ich folgte ihr nach; aber sie eilte so sehr, daß ich sie oft aus dem Gesicht verlor; wenn ich dann ängstlich rief: „Mäuseprinzessin! lasse mich nicht im Stiche," pfiff sie laut und sprang vor mir hoch aus dem Gras in die Höhe, wodurch ich mich wieder zurecht fand.

Als wir ungefähr eine halbe Stunde gegangen waren, hörte ich ein großes Gepfeife und sah um einen Hügel herum die Residenz des Mäusekönigs im Mondschein liegen, die ich Euch gleich beschreiben will.

Kaum hatte die Prinzessin sich am Thore der Stadt gezeigt, als es aufflog und ein freudiges Gepfeife durch die ganze Stadt und das oben liegende Schloß sich verbreitete, aus welchem viele weiße Mäuse ihr entgegenstürzten und sie mit großem Jubel empfingen. Sie wollte aber nicht in das Schloß hinein, sondern drehte sich abwechselnd gegen mich und die Ihrigen, welchen sie von mir zu erzählen schien, so daß alle die Mäuse bald ihre Köpfchen gegen mich aufhoben und Allerlei pfiffen, was ich nicht

verstand. Da sagte ich ihnen: „Ihr lieben Mäuse! gleich will ich mich schlafen legen, damit ich euer Gespräch verstehen kann,“ und kaum hatte ich das gesagt, als sie auch zu Tausenden anströmten und das zarteste Moos an einem trocknen Ort unter einer großen Eiche zusammentrugen. Ich sah wohl, daß dies ein Bettchen für mich werden sollte, und betrachtete mir unterdessen die schöne Mäusestadt.

Oben auf dem Hügel lag das königliche Schloß, ein weites Viereck von großen holländischen Käsen zusammengelegt, die alle auf das Reinlichste ausgenagt waren; alle Thüren und Fenster waren zwar etwas nach altem Geschmack und nicht ganz gleichförmig vertheilt, doch hatte die Burg ein ehrwürdiges Ansehen. Rings um das Schloß her und selbst auf seinen Dächern waren die schönsten Gärten von Schimmel angelegt, den ich nie höher und leichter gesehen habe. Thürme von Käserinden, mit Mandelschalen statt Ziegeln gedeckt, gaben dem Gebäude eine besondere Zierde. Die Häuser der Unterthanen bestanden aus hohlen Kürbissen und Melonen und Kommisbroden und Semmeln; einige wohnten auch in alten Stiefeln und Schuhen; und alle die Wohnungen lagen in Reih und Ordnung um den Hügel herum und hatten größere und kleinere Anlagen von Schimmel um sich her. Auch bemerkte ich viele Höhlen in die Erde hinein, welches ihre Keller und Vorrathskammern waren. Das Schönste war in der Mitte des Hügels, auf einem weiten freien Platze eine große gothische Kirche, von weiß gebleichten Pferdeschädeln zusammengebaut und mit tausend kleinen Knochensplittern verziert und verspitzt; um sie her war aber der Kirchhof, Grab an Grab, schön geordnet, und mitten darauf ein Beinhaus von lauter Mäusegerippen und Beinchen, weiß wie Elfenbein, in schönster Ordnung zusammengelegt.

Alles Das konnte ich nicht genug bewundern, und der Mond schien so hell in die kleine wimmelnde Welt, daß es eine Lust war, hineinzuschauen. Während dessen war mein Mooslager fertig geworden, und ich war so müde, daß ich mich drauf niederlegte und entschlief. Da versammelte sich dann die ganze königliche Familie

und ihr ganzer Staatsrath um meinen Kopf, und ich konnte alle ihre Gespräche vernehmen.

Nachdem der Prinzessin Sissi nochmals von ihrem Gemahl und ihren Eltern Glück gewünscht worden war zu ihrer Rettung, sagte sie, wie man die Gelegenheit nicht versäumen müßte, der Familie des Raugrafen Gockel, welcher sie zum zweiten Mal so verbindlich geworden, sich dankbar zu erzeigen. Sie erzählte, daß ich ihretwegen die Ruthenschläge standhaft erlitten. Da sagte ein alter Rath: die Ruthe hätte ich wohl verdient, weil ich einstens eine so große Katzenfreundin gewesen, und es sei überhaupt zu überlegen, ob ich nicht eine Spionin der Katzen sei. — Dieser Verdacht ängstigte mich dermaßen, daß ich mich selbst mit Thränen dagegen vertheidigte und zwar so nachdrücklich, daß dem alten Rath das Maul verboten wurde.

Prinz Pfiffi gab endlich der ganzen Sache den Ausschlag mit folgenden Worten: „Nach der unglücklichen Nacht, in welcher meine geliebte Sissi in die Gefangenschaft der alten Petschierstecher kam, welche sie unter die Puppe befestigten, machte ich viele Reisen durch die Welt, um sie wieder aufzusuchen. Ich hatte die alten Schelme ganz aus dem Gesicht verloren, und so kam ich einst über Nacht in ein Schloß, um da zu übernachten. Da sah ich drei junge freche Gesellen in einem Saale in heftigem Zank, und zwischen ihnen lag ein schöner Ring, von welchem sie während ihres Streits immer wieder einander zurückstießen. Sie hatten jeder eine andere seltsame Uniform und nannten sich Commerzienrath, Hoffaktor und Hoflieferant und schrien und lärmten ganz gewaltig. Jeder warf dem Andern vor, er wolle ihn übervortheilen; Jeder wollte den Ring vor allen Andern haben, und endlich sagte der Eine: „Ich muß ihn von Rechtswegen statt aller tragen und wer von euch Beiden etwas gewünscht haben will, der kömmt zu mir und gibt nur einen vollwichtigen Louisdor, so wünsche ich ihm etwas. Ich muß den Ring bewahren, denn ich habe die Maus gefangen und unter die Puppe geheftet, durch welche der Ring gewonnen worden.“ — „Was soll mir das?“ sagte der Andere, „habe ich nicht den falschen Ring gemacht,

welcher für den echten ist hingegeben worden?" Dann schrie der Dritte: „Was soll mir Das? Habe ich nicht die Puppe mit der Maus der kleinen Gackeleia gegen den Ring aufgeschwatzt? Bin ich's nicht, der euch den Ring gebracht, durch dessen Besitz wir uns an Gockel gerächt und uns jung und schön und zu vornehmen Standespersonen gemacht haben?" Sie waren im Begriff, sich in die Haare zu fallen, aber ich hatte genug gehört, ich wußte, daß Sissi lebte und daß sie zu Gelnhausen bei der kleinen Gackeleia in einer Puppe stecke.

Gleich begab ich mich wieder auf die Reise. Aber in Gelnhausen auf dem Markt erfuhr ich von einer Menge Mäuse, welche dort in allerlei Küchenabfall nagten, der umher lag, wo die raugräfliche Küche gestanden, daß Gockel, Hinkel und Gackeleia arm und lumpicht ins Elend gezogen seien. Nun suchte ich diese guten Leute auf und fand sie betrübt, daß Gackeleia der fatalen Puppe nachgelaufen sei. Ich machte mich nun von Neuem auf den Weg, und so war ich denn endlich so glücklich, dich, liebe Sissi! und deine Freundin Gackeleia hier wieder zu finden. Jetzt aber halte ich es für das Beste, wenn wir dem Gockel den Ring wieder verschaffen, und ich glaube das in eigner Person ausführen zu können."

„Nein," rief da die Prinzessin Sissi, „ich will auch dabei sein, du bist zu ungestüm, wir wollen es zusammen versuchen, und Gackeleia soll auch mitgehen."

Da sprach ich: „Ja ja! das wollen wir, und ich verspreche euern königlichen Eltern, wenn ich den Ring wieder erhalte, einen Centner der schönsten holländischen Käse und einen Sack der besten Knackmandeln zu übersenden, ihre Residenz neu erbauen zu können, und dazu noch einen Centner der besten Schinken zu allgemeiner Belustigung der Nation und sonst Alles, was dem edlen Volk der Mäuse lieb und angenehm sein kann."

„Ach!" rief da der alte König aus, „meine liebe Gemahlin sagt mir so eben, daß sie für ihr Leben gern einmal Königsberger Marzipan und Thornischen Pfefferkuchen und Hauer'sche Brat-

würste und Spandauer Zimmtbretzeln und Nürnberger Honigkuchen und Frankfurter Brenten und Mainzer Bizen und Gelnhauser Bubenschenkel und Koblenzer Todtenbeinchen und dergleichen patriotische Kuchen essen möge."

„Alles Das sollt ihr im Uebermaß erhalten," sagte ich, „wenn ich nur erst den Ring besitze."

„Wohlan!" sagte der König, „so mag Sissi und Pfiffi morgen früh gleich mit dir auf das Abenteuer ausziehen; lasset uns aber vor Allem in die Kirche einziehen und den Schöpfer um einen glücklichen Ausgang bitten. Schlafe du indessen wohl, liebe Gackeleia! bis wir dich morgen früh erwecken."

Nun begaben sie sich paarweis in einer schönen Ordnung in die Kirche, und jede Maus hatte ein Stückchen leuchtendes faules Holz im Maule, welches sie im Vorübergehen aus einer hohlen Weide abbissen, so daß sie wie ein Fackelzug in die Kirche einzogen, und dazu sangen sie folgendes fromme Lied:

„Kein Thierlein ist auf Erden,
Dir, lieber Gott, zu klein,
Du ließt sie alle werden,
Und alle sind sie dein.
Zu dir, zu dir
Ruft Mensch und Thier.
Der Vogel dir singt,
Das Fischchen dir springt,
Die Biene dir brummt,
Der Käfer dir summt,
Auch pfeift dir das Mäuslein klein:
Herr, Gott! du sollst gelobet sein.

Das Vöglein in den Lüften
Singt dir aus voller Brust,
Die Schlange in den Klüften
Zischt dir in Lebenslust.
Zu dir, zu dir
Ruft Mensch und Thier
u. s. w.

Die Fischlein, die da schwimmen,
Sind, Herr! vor dir nicht stumm,
Du hörest ihre Stimmen,
Ohn' dich kommt keines um.
  Zu dir, zu dir
    u. s. w.

Vor dir tanzt in der Sonne
Der kleinen Mücken Schwarm,
Zum Dank für Lebenswonne
Ist keins zu klein und arm.
  Zu dir, zu dir
    u. s. w.

Sonn', Mond gehn auf und unter
In deinem Gnadenreich,
Und alle deine Wunder
Sind sich an Größe gleich.
  Zu dir, zu dir
    u. s. w.

Zu dir muß Jedes ringen,
Wenn es in Nöthen schwebt,
Nur du kannst Hülfe bringen,
Durch den das Ganze lebt.
  Zu dir, zu dir
    u. s. w.

In starker Hand die Erde
Trägst du mit Mann und Maus,
Es ruft dein Odem: „Werde!“
Und bläst das Lichtlein aus.
  Zu dir, zu dir
    u. s. w.

Kein Sperling fällt vom Dache
Ohn' dich, vom Haupt kein Haar,
O theurer Vater! wache
Bei uns in der Gefahr.
  Zu dir, zu dir
    u. s. w.

Behüt' uns vor der Falle
Und vor dem süßen Gift
Und vor der Katzenkralle,
Die gar unfehlbar trifft.
Zu dir, zu dir
u. s. w.

Daß unsre Fahrt gelinge,
Schütz' uns vor aller Noth,
Und hilf uns zu dem Ringe
Und zu dem Zuckerbrod.
Zu dir, zu dir
u. s. w."

Während dieses Gesanges war ich eingeschlafen, und am andern Morgen weckte mich Prinz Pfiffi und Prinzessin Sissi.

Ich stand auf und folgte ihnen durch den Wald über Berg und Thal einen weiten Weg. In den Dörfern und Städten befestigte ich die Prinzessin unter meine Puppe und ließ diese vor den Kindern auf dem Markte tanzen, wodurch ich für mich und meine Reisegefährten Brod gewann; denn den Thaler, welchen mir der kleine Prinz Kronovus geschenkt, hatte ich ihm zu lieb ausgegeben.

Als ich nun einst in der Nähe einer großen Stadt, bei einem kühlen Brunnen im Gebüsche, wegen Müdigkeit eingeschlummert war, sagte mir Pfiffi ins Ohr: „Liebe Gackeleia! die Stadt, die vor uns liegt, ist der Ort unserer Bestimmung. Du sollst darin gleich in die Kirche gehen und beten, daß unser Vorhaben gelinge, wir laufen indessen in den Palast der Petschierstecher und geben dir, sobald wir Alles ausgeforscht, die gehörige Nachricht." Ich versprach ihrem Rathe zu folgen, und da wir in die Stadt kamen, begab ich mich sogleich in die Kirche und kniete mich in ein Winkelchen und betete recht herzlich zu Gott, daß ich den Ring wieder gewinnen und zu euch, liebe Eltern! zurückfinden möge. Die Mäuse aber hüpften in den Korb einer alten Köchin, die auch da betete, und ließen sich von ihr in den Palast der Petschierstecher tragen; denn Pfiffi erkannte sie als die Köchin derselben,

welche er bei seinem vorigen Aufenthalt in der Speisekammer besucht hatte.

Als ich allein war, kamen mancherlei Leute in die Kirche und beteten und klagten Gott ihre bittere Noth, und da ich durch den Umgang mit den Mäusen mein Gehör sehr geschärft hatte, hörte ich das Meiste, was sie in ihrer Herzensangst flüsterten, und Alle beteten: Gott möge doch die Stadt von dem bösen Hoffaktor befreien, er sei schuld, daß der Fürst die Semmeln so klein backen lasse; ein Anderer betete: Gott möge doch den geizigen Commerzienrath vertreiben, er sei schuld, daß der Fürst das Salz so theuer verkaufe; ein Dritter betete: Gott möge die Stadt doch von dem habsüchtigen Hoflieferanten befreien, er sei schuld, daß der Fürst das Fleisch so theuer werden lasse. Alle beteten um Hülfe gegen die drei Petschierstecher, und ich betete um so herzlicher, daß ich den Ring wieder von ihnen erhalten möchte, weil sie doch Niemand dadurch glücklich machten.

Da es aber in der Kirche so hübsch still und kühl war, überfiel mich ein leiser Schlummer, und ich hatte schier so lange geschlafen, daß mich der Küster fast in die Kirche eingesperrt hätte; aber Sissi kam gerade zu rechter Zeit und flüsterte mir in die Ohren: „Geschwind, Gackeleia! gehe mit mir aus der Kirche, hörst du? Der Küster rasselt schon mit den Schlüsseln. Gehe mit mir, du sollst selbst sehen, wie wir den Ring erwischen; wir haben die beste Hoffnung."

Fröhlich nahm ich nun die kleine Maus in den Aermel und ging mit ihr nach dem Schlosse der drei Betrüger.

Als wir an die Gartenmauer kamen, sprang Sissi an die Erde und zeigte mir den Weg zur Thüre. Ich gelangte hinter ein kleines Gartenhaus, wo ich mich im Gebüsch versteckte und durch eine Spalte im Fensterladen Alles sehen und hören konnte, was im Gartenhaus vorging.

Die drei Betrüger saßen um einen Tisch, in dessen Mitte der köstliche Ring lag, und stritten mit einander, wer in dieser Woche den Ring am Finger tragen sollte. Da sie gar nicht einig werden

konnten und lange geschrieen und geschimpft hatten, weil immer der Eine fürchtete, der Andere möge ihm den Tod wünschen, wenn er den Ring am Finger habe, griff endlich der Eine mit solcher Heftigkeit nach dem Ring, daß er den Tisch umstieß, und Das machte sich der Andere zu Nutzen und ertappte den an die Erde gefallenen Ring, steckte ihn an den Finger und drehte und schrie:

„Salomo, du weiser König!
Dem die Geister unterthänig,
Mach zwei Esel aus den Beiden,
Die in diesem Garten weiden.
Ringlein! Ringlein dreh dich um!
Mach's geschwind, ich bitt dich drum."

Während er dieses mit der größten Eile hergeschnattert hatte, rissen die Beiden andern ihn hin und her; aber es währte nicht lange, so waren sie Beide zwei dicke, häßliche Esel, und er nahm einen Prügel und trieb sie aus dem Gartenhaus hinaus, das er hinter ihnen verschloß. Sie schrieen und bissen sich unter einander noch eine Weile, fingen aber bald an, sich in ihre neue Natur zu schicken und allerlei Gras und Disteln am Wege zu fressen.

Ich guckte wieder in das Gartenhaus, da wollte sich Der, welcher den Ring hatte, schier buckelig lachen, weil er seine Gesellen endlich so sauber angeführt. „Gott sei Dank!" sagte er, „nun kann unser Eins doch einmal ruhig ausschlafen, ohne die Gefahr, daß der Andere ihm den Tod wünscht," und nach diesen Worten legte er sich breit in einen Sorgenstuhl und fing bald an tüchtig zu schnarchen.

Nun ist es Zeit, dachten Pfiffi und Sissi und schlüpften Beide durch ein Loch in das Gartenhaus. Ich wandte kein Auge von dem Schlafenden und dem Ring an seinem Finger. Ach! er hatte eine Faust gemacht, und es schien, daß der Ring sehr schwer zu bekommen sei. Aber Sissi nahte sich seinem Ohre und sang mit der süßesten Stimme nichts als das Verslein:

„Louisdore und Dukaten!
Echte Perlen! Diamant!
Ritterorden! Ihro Gnaden!
Hohe Bildung! Ordensband!
Witz und Wesen! scharf und zart!
Gänsefett und Backenbart!“

Kaum hatte der Schlafende diesen Vers gehört, als er die Hand öffnete, als wollte er nach all den schönen Sachen greifen. Nun biß ihm Prinz Pfiffi in den Finger. Er wachte auf und sagte: „Ein scharmanter Traum, aber der Ring drückt mich und weckt mich auf; wer kann ihn mir hier nehmen? Die zwei Esel grasen draußen mit dem besten Appetit, was brauchen sie mehr, sie haben keine andern Bedürfnisse. Ach, der schöne Traum! ich will versuchen, ob ich ihn wieder träumen kann. Der Ring soll mich nicht wieder stechen; ich lege ihn, bis ich erwache, auf den Tisch.“ Nun zog er den Ring ab und schlief wieder ein. Kaum schnarchte er, als Sissi ihm wieder ins Ohr sang:

„Louisdore und Dukaten!
Echte Perlen! Diamant!
Ritterorden! Ihro Gnaden!
Hohe Bildung und Verstand!
Witz und Wesen! scharf und zart!
Gänsefett und Backenbart!“

Da lächelte er gar süß wie ein Topf voll saurer Milch, und Pfiffi brachte mir den Ring zum Loch heraus. Schnell steckte ich ihn an den Finger und sprach:

„Salomo, du weiser König!
Dem die Geister unterthänig,
Lasse Diesen wie die Andern
Gleich als einen Esel wandern,
Schaff auch einen Eseltreiber,
Der mir ihre faulen Leiber

Mit dem Prügel tüchtig rührt
Und zum Vater Gockel führt.
Ringlein! Ringlein, dreh dich um!
Mach's recht schnell, ich bitt dich drum."

Und siehe da, gleich war der Esel fertig, und der Treiber stand schon bei ihm drin und trieb ihn mit einem Prügel zum Gartenhaus hinaus und erwischte auch die beiden andern, und ich drehte den Ring und wünschte bei euch zu sein. Da war ich gleich hier auf dem Hof, und als ich euch in dem alten Hühnerstall so klagen hörte, wünschte ich, daß das Schloß wieder sein möchte, wie es einst im höchsten Glanze bei unsern Voreltern gewesen; auch wünschte ich, daß ihr wieder schön und jung werden möchtet, und daß auch ich eine schöne vernünftige Jungfrau sein möchte, damit ich meine gefährliche Spielsucht verlöre. Und da alles Das so geworden war, schlich ich zu euch in den Hühnerstall und drückte mich in einen Winkel, um eure Ueberraschung recht zu genießen. Sissi aber wollte mit aller Gewalt unter die Puppe gebunden sein, um euch zu necken. Da lief sie über euer Stroh, und als ihr riefet: „Die Puppe, die Puppe!" sagte ich:

„Keine Puppe, es ist nur
Eine schöne Kunstfigur."

Das Andere wißt ihr Alles."

Nach dieser Erzählung umarmte Gockel und Hinkel die Gackeleia unter Freudenthränen und sagten: „Dank! tausend Dank! Liebes Kind, du sollst zum Lohne deiner Güte auch den Ring immer am Finger haben, du sollst Alles wünschen, was du willst." Gackeleia sagte: „Ich nehme es an; vor Allem wollen wir die drei Esel, die im Hofe stehen, mit Allem beladen, was ich dem guten Mäusekönig versprochen habe, und dann sollt ihr sehen, wie vernünftig ich wünschen will."

Nun gingen sie hinab und wünschten, nachdem die Käse und die Schinken den Eseln auf den Rücken gepackt waren, auch noch den Königsberger Marzipan, den Thornischen Pfefferkuchen, die

Hauer'schen Bratwürste, die Spandauer Zimmtbretzeln, die Nürnberger Lebkuchen, die Frankfurter Brenten, die Mainzer Bizen, die Gelnhauser Bubenschenkel und die Koblenzer Todtenbeinchen dazu, welche sich ohne Verzug einstellten und die Esel so belasteten, daß sie schier niederbrachen. Als nun Prinz Pfiffi und Prinzessin Sissi ihren Freunden zärtlichsten Abschied zugepfiffen hatten, befestigte Gockel seine Pudelmütze auf den Kopf des einen Esels und setzte die Mäuschen hinein und ließ den Treiber die drei Esel nach dem Mäuseland hintreiben und recht viele schöne Grüße ausrichten.

„Ach!" sagte Gackeleia, „jetzt wollen wir auch einmal in unsere Schloßkapelle gehen und sehen, wie sie sich verändert hat." Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als die Glocke zu läuten anfing und sie in die Kapelle rief.

Sie traten hinein und konnten sich nicht satt sehen an den schönen Bildern und Leuchtern, mit denen die Altäre geschmückt waren. Besonders aber erfreuten sie sich an einer silbernen Bildsäule des heiligen Petrus, neben welchem ein goldener Hahn saß, der mit seinem Krähen immer die Stundenzahl ansagte und dabei mit den Flügeln schlug, als wenn er lebte. Gockel und Hinkel erinnerten sich lebhaft des getreuen Alektryo dabei; denn er glich ihm über die Maßen, und kaum hatten sie den Wunsch ausgesprochen, daß er noch leben möge, als auch Gackeleia den Ring drehte und sprach:

„Salomo, du weiser König!
Dem die Geister unterthänig,
Mache meine Eltern froh
Durch den Hahn Alektryo.
Ringlein! Ringlein, dreh dich um!
Mach's geschwind, ich bitt dich drum."

Gleich flog der silberne Hahn dem Gockel auf die Schulter und schlug mit den Flügeln und war Alektryo. Nun aber begann der Gottesdienst; alles Schloßgesinde füllte die Kirche, man spielte die Orgel und sang und predigte, daß es eine Lust war. Als

aber am Schlusse des Gottesdienstes der Geistliche am Altare fragte, ob Niemand da sei, der Hochzeit machen wolle, drehte Gackeleia ihren Ring und sprach:

„Salomo, du weiser König!
Dem die Geister unterthänig,
Bring doch den Kronovus her
So ganz wie von ungefähr.
Mach's geschwind, ich bitt dich drum,
Ringlein! Ringlein, dreh dich um!"

Da hörten sie Jagdhörner im Schloßhof; Gackeleia lief hinaus und sah den Prinzen Kronovus in einem grünen Jagdröckchen von einem kleinen Schimmel springen, und sie flogen sich einander in die Arme mit dem Ausruf: „Ach wie bist du so klein! ach wie bist du so groß!" Da drehte Gackeleia den Ring und wünschte, daß Kronovus so groß und verständig, wie sie sei. Und das ward er auch alsogleich. Da trat sie mit ihm in die Kirche, und Gockel und Hinkel grüßten den Kronovus; der sagte ihnen, daß sein Vater Eifrasius und seine Mutter Eilegia gestorben seien, und wenn Gockel ihm Gackeleia zur Gemahlin geben wolle, solle sie seine Königin von Gelnhausen sein. Hinkel war es zufrieden und Gockel auch; sie führte die Beiden vor den Altar und der Priester legte ihre Hände zusammen und wechselten die Ringe.

Im ganzen Schlosse wurde nun ein großes Fest gefeiert, nach Gelnhausen wurden Boten gesandt, um alles Volk einzuladen, und bald ward das Schloß und der Wald umher mit lustigen Leuten angefüllt.

Als nun Gockel, Hinkel und Gackeleia dem Kronovus bei Tische Alles erzählten, zog dieser den Ring Salomonis, den ihm Gackeleia am Altar geschenkt hatte, vom Finger, legte ihn auf seinen Teller und betrachtete ihn sehr aufmerksam und sagte: „Den ersten Wunsch der Gackeleia soll mir der liebe Ring gleich erfüllen."

„Ach!" sagte Gackeleia, „Alles ist so herrlich und so glücklich,

was bleibt zu wünschen übrig, als daß wir alle Kinder wären und die ganze Geschichte ein Märchen, und Alektryo erzählte uns die Geschichte, und wir wären ganz glücklich darüber und patschten in die Hände vor Freude."

Kaum hatte sie Dies gesagt, als Alektryo, der vor der Mitte des Tisches saß, mit dem Schnabel nach dem Ring zuckte und ihn verschluckte, und in demselben Augenblick waren alle Anwesenden in lauter schöne Kinder verwandelt, die auf einer grünen Wiese um den Hahn herum saßen, der ihnen die Geschichte erzählte, worüber sie dermaßen in die Hände patschten, daß mir meine Hände noch ganz brennen; denn ich war auch dabei, sonst hätte ich die Geschichte niemals erfahren.

Das Märchen

von

Rosenblättchen.



Der Herzog von Rosmital hatte eine sehr schöne Schwester, die er über Alles liebte und der er Alles zu Gefallen that. Sie hatte eine außerordentliche Liebe zu Blumen, besonders zu Rosen, und ihr Bruder verwandelte deßwegen beinahe sein ganzes Land in einen einzigen Rosengarten; außerdem hatte sie noch eine andere Leidenschaft, und das war, ihre schönen Haare immer zu flechten und zu kämmen, und sie hatte zu diesem Zweck eine Menge Kammerfräulein, welche eigentlich Kammfräulein hießen und goldene Kämme anhängen hatten.

Ihre ganze Beschäftigung war, sich kämmen zu lassen und dann mit den Kammfräulein im Garten herumzuspringen, bis ihre Haare wieder in Unordnung waren und sie sich von Neuem kämmen ließ.

Als sie einst Morgens unter den Händen ihrer sechs Kammfräulein im Garten saß, welche ihr sechs Zöpfe flochten, trat ihr Bruder, der Herzog von Rosmital, vor sie und führte ihr an der Hand den Prinzen Immerundewig zu und redete sie also an: „Liebe Schwester! ich habe dir schon oft von meinem vertrautesten Freund, dem Prinzen Immerundewig, erzählt, und du weißt, daß ich von jeher wünschte, du möchtest dich mit ihm vermählen, damit er immer und ewig bei mir bliebe; hier stelle ich ihn dir vor und bitte dich, ihm dein Herz zu schenken."

In diesem Augenblick raufte eines der Kammfräulein die Prinzessin Rosaline, worüber sie sehr ungeduldig wurde und gegen sie ausrief: „Du raufst mich immer und ewig!" Das Kammfräulein entschuldigte sich fein, indem es sagte: „Ja,

Prinzessin, der Prinz Immerundewig raufte Euch, denn sein Auftreten hat mich zerstreut." Der Prinz begann sich schon zu entschuldigen, als wieder eine Andere sie raufte, so daß Rosalina ganz aus der Fassung kam und dem armen Immerundewig sagte: „Mein verehrter Prinz und mein geliebter Bruder! ich erkläre, daß ich mich ebenso wenig, als ein Rosenstock mit einem Kürbis, mit dem Prinzen Immerundewig vermählen werde!" — und nach diesen Worten lief sie weg und die zopfflechtenden Kammfräulein ihr nach.

Der Herzog konnte seinem Freunde keinen Trost geben, „denn," sagte er, „ihre Worte sind unverbrüchlich." — „Sind sie das," sagte Immerundewig, „so will ich mein Heil versuchen," umarmte dann den Herzog und reiste ab zu seiner Muhme, der Frau Nimmermehr, welche eine große Zauberkünstlerin war, und erholte sich Raths bei ihr.

Mehrere Wochen nachher spazierte einst Rosalina im Garten umher, da sah sie eine alte Frau, die einen Rosenstock nach dem andern betrachtete und bei jedem den Kopf schüttelte. Rosalina ging zu ihr und fragte sie, warum sie immer den Kopf schüttelte. „Weil bei allen den Rosen doch die schönste fehlt," sagte die Alte, „nämlich die immer und ewig blühende." „Wer hat sie?" fragte Rosalina, „ich muß sie haben um jeden Preis." — „Nun, nun," sagte die Alte, „um ein gutes Wort steht sie Euch zu Diensten," und zog den Deckel von ihrem Handkorb und zeigte der Prinzessin einen Kürbis, in welchen sie das blühende Rosenreischen gesteckt hatte, damit es frisch bleiben möge.

Rosalina war in der größten Freude über das Rosenstöckchen, und als sie die Alte fragte, was sie dafür verlange, sagte diese: „Zwei Dinge: erstens, daß du mein Gast seist bei meinem Mittagbrod, und zweitens, daß du alle Monate, so oft dir das Rosenstöckchen eine Rose bringt, mit deinen Kammfräulein ein Fest begehst, wobei ihr alle über das Rosenstöckchen wegspringt, ohne daß ihr ein Rosenblättchen mit euern Kleidern abstreift, damit keines an die Erde fällt; und bei welcher eines an die Erde fällt, die muß ein paar tüchtige Hiebe mit Rosenzweigen auf die Hände

bekommen, welche ihnen der Rosenstock schon geben wird, so sie zu ihm sprechen:

Röslein! Röslein!
Triff mich fein!
Triff mich mit der Ruth!
Weil ich sprang nicht gut;
Triff mich mit der Ruthe recht!
Röslein! weil ich sprang so schlecht."

Die Prinzessin lachte hierüber und willigte in Alles ein. Da nahm die Alte einen hölzernen Löffel aus der Tasche, trennte den Kürbis damit in zwei Theile und nahm einen Löffel voll von seinen Kernen, den sie der Prinzessin zum Essen vorhielt. Diese machte Anfangs einen schiefen Mund, als sie es aber einmal versucht hatte, schmeckte es ihr vortrefflich, und sie aß ziemlich viel von den Kernen. Hierauf pflanzte die Alte den Rosenstock unter ihr Fenster, und weil er bereits ein volles Röschen trug, sagte sie: „Prinzessin Rosalina! rufet Eure Kammfräulein und beginnt das erste Fest vom Rosensprung."

Da ging Rosalina und erzählte Alles ihrem Bruder, dem Herzog; der bestellte Pauker und Trompeter und richtete das ganze Fest zu. Als Rosalina und ihre Kammfräulein erschienen waren, loosten sie, wer zuerst springen sollte, und es traf sich, daß Rosalina die Allerletzte war. Manches Fräulein sprang glücklich hinüber, aber alle jene, welche die Prinzessin gerauft hatten, da der Prinz Immerundewig um ihre Hand bat, streiften mit ihren langen Schleppen ein paar Blätter von der Rose ab und mußten ihre Hände mit den Worten:

„Röslein! Röslein!
Triff mich fein!
Triff mich mit der Ruth!
Weil ich sprang nicht gut;
Triff mich mit der Ruthe recht!
Röslein! weil ich sprang so schlecht"

dem Rosenstock darbieten, welcher ihnen zur Bewunderung aller Anwesenden mit seinen Zweigen ein paar so tüchtige Hiebe über die Finger gab, daß ihnen das Wasser in die Augen kam.

Als nun die Reihe zum Sprung an Rosalinen kam, nahm sie einen tüchtigen Anlauf und wäre auch glücklich hinübergekommen, wenn sich ihr im Sprung nicht die Haarflechten aufgelöst hätten, die ein Blättchen von der Rose abschlugen, welches sie aber im Sprung, ehe es zur Erde fiel, erhaschte und verschluckte, so daß ihr von der ganzen Gesellschaft Beifall zugeklatscht wurde.

Hierauf ward noch lustig geschmaust und getanzt, und als gegen das Ende der Tafel allerlei Gesundheiten getrunken wurden, hob die alte Frau ihr Glas in die Höhe und sprach zu Rosalinen:

„Weil Kürbiskern und Rosenblatt
Dein rother Mund gegessen hat,
Weil Ros' und Kürbis sich verband,
Verlierst du deine stolze Hand
An meinen Freund, den Immerundewig,
Leb wohl! im Abendschimmer entschweb ich."

So sprach sie, und vor den Augen Aller verschwand sie plötzlich. Rosaline aber, auf welche alle Augen gerichtet, that einen lauten Schrei und fiel in Ohnmacht. Man brachte sie nach ihrer Stube, und sie bedachte mit vieler Angst, daß sie dem Prinzen gesagt, sie wolle ihn nehmen, wenn Rose und Kürbis sich vermählten.

In der Nacht hatte sie sehr wunderbare Träume: es war ihr immer, als wüchsen ihr Rosen aus dem Munde, und sie hatte Magenweh. Diese Träume hatte sie oft, und immer ängstlicher.

Als der kleine Monatsrosenstock wieder eine Rose brachte und sie wieder hinübersprang, war sie ganz melancholisch und krank; Essen und Trinken schmeckten ihr nicht mehr.

Bei dem dritten Rosenfest hatte sie geträumt, sie würde ein Kürbis, und ihr Bruder mußte ihr das mit vieler Mühe ausreden. Aber gegen das vierte Rosenfest setzte sie sich den Ge-

danken noch viel fester in den Kopf, daß sie ein Kürbis sei, und wollte deßwegen auf keine Weise mehr über den Rosenstock springen. Bei dem fünften Rosenfest war sie nicht mehr aus der Stube zu bringen und weinte den ganzen Tag darüber, daß sie ein Kürbis geworden sei.

Der Herzog war sehr betrübt über ihre Einbildung und versammelte alle Aerzte um sie; aber es war ihr nicht mehr auszureden. Das sechste Rosenfest kam, da war der Rosenstock schon so groß geworden, daß an kein Springen mehr zu denken war, und besonders, weil sie den ganzen Tag trauerte, daß sie ein Kürbis sei. Am siebenten Rosenfest guckte der Rosenstock ihr ins Fenster; am achten wuchsen seine Zweige schon um ihr Bett, und am neunten breitete er eine ganze Rosenlaube über sie.

Da träumte sie so lebendig, sie sei ein Kürbis und müsse sterben, daß sie ihren Bruder zu sich rufen ließ, der mit Licht hereintrat. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie Morgens neben ihrem Lager einen halben großen goldenen Kürbis stehen sah, in welchem, wie in einer Wiege, ein schönes kleines Mägdlein schlummerte. Da war die Prinzessin sehr gerührt und sagte: „Ach! wenn der gute Prinz Immerundewig da wäre, ich wollte gern seine Gemahlin werden!“ Da rauschten die Rosen um sie, und sie hörte eine Stimme:

„Als Rose sterb ich, als Rose leb ich,
Rose bin ich nun Immerundewig.“

Da ward die Prinzessin sehr betrübt, denn sie hörte wohl, daß der gute Prinz ihr zu lieb ein Rosenstock geworden war, und sie gab dem Mägdlein den Namen Rosenblättchen und trug es mit seinem Bettchen in ihre geheimste Kammer, wo sie es erziehen wollte; denn sie hatte es so lieb, daß sie keinem Menschen es zu sehen gönnte.

Rosaline, welche bald wieder ganz lustig geworden war, saß am folgenden Tage im Bett und ließ sich von ihrem Kammerfräulein ihre Haare, die sie sonst in einen Kranz geflochten ge-

tragen hatte, auf eine andere Weise flechten; denn sie wollte nun eine goldene Haube aufsetzen. Sie hatte kaum begonnen, als es an ihrer Thüre pochte und man ihr sagte, die Alte, welche den Kürbis und den Rosenstock gebracht, sei draus und wolle das Rosenblättchen sehen. Sie ließ ihr aber sagen, sie solle warten, bis sie gekämmt sei. Nach einer Viertelstunde pochte die Alte wieder und erhielt dieselbe Antwort, und das noch fünfmal. Da ward die Alte bei dem siebenten Mal sehr zornig und rief ihr durch das Schlüsselloch hinein:

„Sieben Viertelstund' hab ich geharrt,
Sieben Viertelstund' ward ich genarrt:
So kämme denn noch sieben Jahr,
Dann bringt dein Kamm dich in Gefahr,
Du kämmst dich dann in große Noth
Und kämmst das Rosenblättchen todt."

So sagte die Alte im Zorn und verschwand. Rosalina achtete wenig hierauf und dachte an nichts, als an ihr Rosenblättchen, welches täglich größer und freundlicher ward und wie seine Mutter schöne lange Haare hatte; und diese zu kämmen, war Rosalinens höchste Lust, wenn sie sich allein mit dem Rosenblättchen eingesperrt hatte.

Nun war das Kind beinahe schon sieben Jahre alt geworden, und die Zeit nahte sich, wo der Unglückswunsch des alten Zauberweibes:

„Du kämmst dich dann in große Noth
Und kämmst das Rosenblättchen todt."

wahr werden sollte; aber Rosalina dachte nicht dran und kämmte das Rosenblättchen nach wie vor.

Als sie nun einstens das Mägdlein zwischen ihren Beinen hatte und ihr den spitzigen goldnen Kamm durch die langen goldnen Locken zog, fühlte sie auf einmal einen großen Neid in sich erwachen, weil das Kind viel schönere Haare hatte, als sie, und sagte ungeduldig:

„Ach! hättest du einen kahlen Kopf,
Und ich hätte all deine Haare im Zopf!"

Kaum aber hatte sie dieses gesagt, als sie vom Himmel gestraft wurde; denn eine unsichtbare Scheere kam über sie her und ritsch ritsch schnitt sie ihr alle Haare vom Kopf herab, worüber sie so zusammen fuhr, daß sie mit der Hand zuckte und dem armen Rosenblättchen den spitzen Kamm so tief in das Häuptlein stieß, daß es mit einem Schrei todt zu ihren Füßen sank. — Da fiel der unglücklichen Rosalina der Zauberfluch der alten Frau ein; aber es war zu spät. Ihr geliebtes Rosenblättchen lag todt an der Erde, und ihre schönen langen Haare, die sie so lange und mit so vieler Eitelkeit hatte kämmen lassen, lagen abgeschnitten umher, und sie rang ihre Hände verzweiflungsvoll über ihrem kahlen Kopf.

Nachdem sie lange geweint hatte, stopfte sie ein Bettchen mit ihren langen Haaren und ein Kopfkissen mit Rosenblättern, und legte das todte Rosenblättchen darauf mit gefalteten Händen in einen Kasten von Krystallglas, und ließ noch sechs andere Kasten von Krystall darüber machen und verschloß sie in der Kammer, wovon Niemand etwas wußte, als eine vertraute Dienerin.

So lebte sie noch einige Jahre in beständiger Trauer. Der Rosenstock verdorrte auch in der Stube, und als sie es fühlte, daß die Stunde ihres Todes heran nahte, ließ sie ihren Bruder, den Herzog von Rosmital, zu sich kommen und sagte: „Geliebter Bruder! Das Ziel meines Lebens ist gekommen; ich wollte, ich wäre nicht so eigensinnig und eitel gewesen; aber jetzt ist es zu spät; ich bitte Gott, er möge sich meiner erbarmen. Alles, was ich besessen habe, gehört nun dein; aber Eines schwöre mir zu, damit ich ruhig sterben kann."

Der Herzog schwur ihr unter Thränen, Alles zu thun, was sie verlange; denn er liebte sie über Alles.

Nun gab sie ihm einen Schlüssel und sagte: „Dieses ist der Schlüssel zu der letzten Kammer meiner Wohnung; bewahre ihn getreu und öffne diese Kammer niemals." Der Bruder be-

theuerte nochmals, sein Versprechen zu halten, und sagte zu Rosalina: „Lebe wohl und bete für mich“ — dann wendete sie sich um und war todt; worauf sie der Herzog mit großem Gepränge bei dem Monatsrosenstock begraben ließ.

Einige Monate nachher vermählte sich der Herzog mit einer schönen, aber nicht gutmüthigen Dame, und als er einstens eine kleine Reise machen mußte, bat er seine Gemahlin, das Haus wohl in Ordnung zu halten und um Alles in der Welt die letzte Kammer, deren Schlüssel er in seinem Schreibtische verwahrt habe, nicht zu öffnen.

Sie versprach Alles; aber kaum hatte er den Rücken gewendet, als sie, von der Neugierde getrieben, den Schlüssel nahm und sich die verbotene Kammer öffnete. Wie groß war aber ihr Zorn, da sie durch die gläsernen Kasten Rosenblättchen auf der Matratze liegen sah, die, seit sie hier von ihrer Mutter als todt war eingeschlossen worden, mit sammt den gläsernen Kasten gewachsen war und wie ein schönes schlummerndes Fräulein von vierzehn Jahren aussah; denn das alte Zauberweib hatte sie die langen Jahre hindurch im Schlafe lebend erhalten.

Die böse Herzogin riß die Kasten zornig auf und sprach: „Ha! ha! drum soll ich nicht in die Kammer, damit die Jungfrau ruhig schlafen kann; aber wart! ich will das Murmelthierchen wecken“ — und nun riß sie Rosenblättchen bei den Haaren auf, so daß der Kamm, welcher noch von damals im Kopf stak, herabfiel und das arme Mägdlein aus ihrem Zauberschlaf erwachte mit dem Geschrei: „Ach Mutter! liebe Mutter! wie hast du mir weh gethan!“

„Ich will dich muttern und vattern,“ sagte die Herzogin, „daß du dein Lebtag dran denken sollst!“ und riß das zitternde und weinende Rosenblättchen aus dem Krystallkasten und schlug und mißhandelte sie auf alle Weise mit der Drohung, wenn sie ein Wort gegen irgend einen Menschen rede, was ihr hier geschehen sei, solle sie ins Wasser geworfen werden. Dann schnitt sie ihr die schönen langen Haare ab, machte ihr ein kurzes Kleid von Sackleinwand, ließ sie Holz und Wasser tragen, Oefen heizen

und Stuben scheuern und gab ihr täglich so viele Nasenstüber, Kopfnüsse, Ohrfeigen und Maulschellen, daß das arme Rosenblättchen so braun und blau im Gesichte aussah, als ob sie Heidelbeeren gegessen hätte.

Als der Herzog von Rosmital zurückkam und die Herzogin fragte, wer das arme Mädchen sei, das er täglich so gewaltig von ihr mißhandelt sehe, sagte sie: „Es ist eine Sklavin, welche mir meine Muhme zugesendet; aber sie ist so boshaft und so dumm und faul, daß ich sie unaufhörlich strafen muß."

Nach einiger Zeit reiste der Herzog auf einen großen Jahrmarkt und ließ nach seiner Gewohnheit Alles, was im Schlosse lebte, bis auf die Katzen und Hunde vor sich rufen, um Jeden zu fragen, was er ihm vom Jahrmarkte zum Geschenke mitbringen sollte, da denn der Eine Dieses, der Andere Jenes begehrte; als endlich auch das arme Rosenblättchen in seinem groben Sklavenkittel hervortrat und der Herzog sie eben anreden wollte, unterbrach ihn seine böse Gemahlin mit den Worten: „Muß der Schmutzkittel auch überall dabei sein? Sollen wir Alle mit der faulen groben Sklavin über Einen Kamm geschoren werden? Fort mit dem widerwärtigen Tölpel! Ich weiß nicht, wie du ein so niedriges Wesen solcher Auszeichnung würdigen magst!"

Da liefen dem armen Rosenblättchen vor Kummer die Thränen über die Wangen herab, und der Herzog, der sehr gütig und mitleidig war, sagte gerührt zu ihr: „Weine nicht, du armes Kind! sondern sage mir von Herzen, was ich dir mitbringen soll, denn Niemand soll mich hindern, dir eine Freude zu machen." — Da sagte Rosenblättchen: „Herzog! bringe mir eine Puppe mit und ein Messerchen und einen Schleifstein, und so du dieses vergessen wirst, so wünsche ich, daß du nicht über den ersten Fluß, der dir in den Weg kömmt, herüber gelangen könnest."

Der Herzog reiste nun nach dem Jahrmarkt und kaufte Alles ein, nur die Puppe, das Messerchen und den Schleifstein für Rosenblättchen vergaß er.

Da er nun auf der Rückreise an einen Fluß kam, entstand ein solcher Sturm in den Wellen, daß kein Schiffer es wagte, ihn überzufahren; da fiel ihm die Verwünschung Rosenblättchens ein. Er kehrte daher gleich zurück und kaufte Alles, was sie bestellt hatte, und gelangte dann glücklich nach seinem Schloß, wo er alle seine Geschenke richtig austheilte.

Da Rosenblättchen ihre Geschenke erhalten hatte, trug sie Alles in die Küche, stellte die Puppe auf den Herd, setzte sich vor sie hin und weinte bitterlich, und begann ihr, gerade als ob sie eine lebendige Person wäre, alle ihre Leiden und Qualen, die sie von der Herzogin erdulden mußte, nach der Reihe vorzuerzählen, und sagte immer dazwischen: „Nicht wahr? Verstehst du? Hörst du? Gelt, Das ist betrübt! Nun, was sagst du dazu?“ Als aber die Puppe nicht antworten wollte, nahm Rosenblättchen ihr Messerchen und wetzte es auf ihrem Schleifstein und sagte: „Puppe! wenn du mir nicht antworten willst, so steche ich mir das Messerchen ins Herz, denn ich habe keinen Freund auf Erden, als dich.“

Da schwoll die Puppe nach und nach an wie ein Dudelsack, wenn man ihn aufbläst, und schnurrte endlich: „Versteh dich schon, versteh dich schon; versteh, versteh, versteh dich schon viel besser als ein Tauber.“

Da nun diese Musik der Puppe und das Klagen Rosenblättchens vor ihr mehrere Tage hintereinander von dem Herzog gehört wurden, der eine Stube dicht neben der Küche hatte, machte er sich ein Loch in die Thüre, wo er sehen und hören konnte, wie Rosenblättchen weinend vor der Puppe saß und ihr erzählte: vom Prinzen Immerundewig, von den Kürbiskernen, vom Rosensprung, vom Rosenblatt, von dem Goldkürbis, worin sie gelegen, vom Kämmen der Mutter, von der Verwünschung des Zauberweibs, vom Einstoßen des Kamms in den Kopf, von ihrem Zauberschlaf, vom Liegen in den sieben Glaskasten, vom Schlüsselgeben an den Herzog und dem Verbot, die Kammer nicht zu öffnen, vom Tod der Prinzessin Rosalina, von der Reise des Herzogs, von der Neugierde der Herzogin, von der

Oeffnung der Kammer, dem Herausreißen des Kamms, dem Haarabschneiden und der argen Mißhandlung, die sie stündlich ertragen müsse; dann sagte sie wieder: „Antworte, oder ich bringe mich um!" — und setzte das Messer an ihr Herz.

Aber der Herzog sprang zur Thüre herein und riß es ihr aus der Hand, umarmte sie zärtlich als seine Schwestertochter und brachte sie aus dem Schlosse zu der Gemahlin seines Ministers, wo sie herrlich gekleidet und gepflegt ward.

Da sie sich nach einigen Monaten wieder recht erholt hatte von den Qualen und schweren Arbeiten, welche ihr die böse Herzogin auferlegt hatte, ließ er eine prächtige Mahlzeit in seinem Schlosse anstellen, bei welcher er Rosenblättchen, die Niemand mehr in ihrem Glanze erkannte, als seine Nichte mit erscheinen ließ. Nach Tisch wurde ein Zuckerhaus aufgetragen, und Jedermann hätte gern gewußt, wer drin saß. Da sagte der Herzog zur Herzogin: „Wollt Ihr wohl das Zuckerhaus öffnen?" und sie that es, da lag die kleine Puppe drin in sieben Glaskästchen, wie Rosenblättchen gelegen hatte, und die Herzogin erschrak sehr und schlug vor Zorn die Glaskästchen entzwei und riß die Puppe heraus; aber die lief ihr weg und setzte sich auf Rosenblättchens Schulter und blies sich dick, dick auf, wie ein Dudelsack, und erzählte der Herzogin alle ihre Grausamkeiten ins Gesicht und ward immer größer und stand endlich wieder als das alte Zauberweib auf dem Tisch, welches oft in dieser Geschichte vorkommt, und flog zum Fenster hinaus.

Da ließ der Herzog seine böse Frau in eine Kutsche setzen und sie wieder zu ihren Eltern hinfahren, wo er sie einst hergeholt hatte.

Das Rosenblättchen aber ward die Gemahlin eines vornehmen Prinzen und erhielt das ganze Herzogthum Rosmital zum Brautschatz, und da blühte der Rosenstock Immerundewig wieder auf. Und als Rosenblättchen einstens Nachts den süßen Duft roch, trat sie mit ihrem Gemahl an das Fenster und sah ihre Mutter und die Kammfräulein über den Rosenstock springen, und der Prinz Immerundewig war auch dabei: „Ach!" rief

sie aus, „liebste Eltern! Gott segne euch!“ Da riefen die von unten wieder herauf: „Ach! liebste Kinder! Gott segne euch!“ und verschwanden in der Luft.

Da wurde Rosenblättchen sehr still und fromm und ließ sich eine Wiege machen, wie einen goldenen Kürbis, und da bescherte ihr der Himmel einen kleinen Prinzen hinein, und der hat mir alles Dieses für einen einzigen Pfefferkuchen erzählt.

Das Märchen

von dem

Baron von Hüpfenstich.



In dem ehrlichen Lande regierte der König Haltewort, ein sehr guter, aber noch viel strengerer Herr, dann und wann auch sehr grob.

Er hatte sehr viel zu thun, denn er hielt Wort, und seine Vorfahren waren so vielversprechende Herrn gewesen, daß er alle Hände voll hatte, für sie Wort zu halten, besonders da einer manchmal das Gegentheil vom andern versprochen hatte. Aber das machte ihn nicht irr. Er hielt immer recht wacker zu Wort.

Sonst kümmerte er sich um nichts und war gar nicht neugierig; denn er fürchtete immer, er möchte ein neues Versprechen erfahren, das er halten müsse, und das wäre ihm fatal gewesen.

Er lebte sehr friedlich in seinem Lande und hatte mit allen Königen der Welt einen Frieden geschlossen, welcher in den Worten bestand: Thue mir nichts, ich thue dir auch nichts.

Dieser König hatte eine Tochter, die sehr neugierig war und überall mit ihrem Näschen vorne dran sein mußte. Sie war so neugierig gewesen zu wissen, wie es auf der Welt aussähe, daß ihre Mutter ihr noch gar die Wiege nicht zurecht gemacht hatte, als das Kind schon vom Himmel herab der Frau Mutter entgegenhüpfte, worüber die gute Königin, die gern Alles in der Ordnung hatte, vor Schrecken starb, indem sie ihr Töchterlein ans Herz drückte und sprach: „Mein Kind will wissen, wie es auf der Welt aussieht, drum muß ich sehen, wie es im Himmel aussieht. Möge die Woche, um die du mir zu früh gekommen bist, dir einstens treue Dienste leisten.“ Nach diesen Worten starb die Königin, und die umstehenden Frauen zeigten dem herbeigerufenen

König Haltewort den Tod der Königin und die Geburt seiner Tochter an.

Der König fragte vor Allem: „Wie lauteten die letzten Worte meiner Gemahlin, damit ich sie ihr halten kann, da sie selbst gestorben ist.“ Da sagte die älteste Hofdame: „Sie sprach: „„Mein Kind will wissen““ — „So soll die Prinzessin heißen“ — sagte der König, „sie soll Prinzeß Willwischen heißen, weil sie die sterbende Mutter so angeredet.“ — Nun ließ er sich noch die übrigen Worte der Verstorbenen sagen; aber da war nichts bei zu halten, nur daß die Woche, um die sie zu früh gekommen, ihr große Dienste leisten solle, das konnte er nicht recht begreifen und nahm sich vor, viel darüber nachdenken zu lassen.

Nun ließ er die gute Königin ins Grab und das Kind Willwischen in die Wiege legen.

Eine große Sorge hatte der gute König jetzt, die plagte ihn sehr: er hatte seiner Gemahlin versprochen, er wolle, wenn sie vor dem Kinde sterbe, Mutterstelle an ihm vertreten. Wie er das machen sollte, wenn er Wort halten wollte, wußte er nun gar nicht, er ließ auch darüber stark nachdenken. Und sieh da! nach einer halben Stunde kam der Hofnachdenker herein und sprach: „Ihro Majestät! haben Sie etwas heraus?“ Der König sagte: „Haben Sie etwas?“ Der Nachdenker sagte: „Ihro Majestät, ich habe nichts heraus,“ und der König sagte: „Ich habe auch nichts.“ Da sagte der Nachdenker: „Da haben wir also alle Beide nichts heraus;“ und nun gingen sie wieder frisch ans Nachdenken.

Nach einigen Stunden kamen sie eben so zusammen und gingen ebenso auseinander. Nun hätten die Hofdamen dem Kind Willwischen gern eine Amme gegeben; aber Haltewort gab es nicht zu und sagte, er wolle schon Wort halten und selbst Mutterstelle vertreten.

Zur größten Verwunderung schien das Kind Willwischen gar keine Nahrung zu bedürfen, es ward dick und gesund, und der König glaubte, daß es blos von seinem Nachdenken lebe. Endlich fiel es ihm einmal in der Nacht ein, daß eine gute Mutter manch-

mal Nachts nach dem Kinde sehen müsse; das ließ er sich nicht zweimal einfallen, sondern sprang gleich beim ersten Mal mit gleichen Beinen aus dem Bett und ging in die Nebenstube, wo die Wiege stand.

Ganz sachte, sachte machte er die Thüre auf; aber welche Wunder sah er da! eine ziemlich alte Frau hatte das Kind Willwischen an der Brust, und sieben andere Wickelkinder lagen vor ihr hübsch eingefatscht wie sieben Backfische in einer Reihe an der Erde. „Ei! das ist keine Kunst," schrie der König, „wenn Ihr dem Kinde zu trinken gebt; aber es geht platterdings nicht an, ich habe versprochen, Mutterstelle zu vertreten, und darum dürft Ihr's nicht, also marsch fort! Nehmt Eure sieben Backfische nur in der Schürze mit, und laßt Euch nicht mehr hier sehen." — „Gebt mir meinen Wochenlohn," sagte die Frau und gab dem Willwischen frische Windeln und legte es in die Wiege; da gab der König seine Traumbörse; denn er nahm immer einen Beutel voll Gold mit ins Bett, um, wenn ihm in der Nacht Jemand im Traum vorkam, dem er bei Tag Geld versprochen hatte, Wort halten zu können.

Nun sagte die Frau zum König: „Haltewort! ich verlasse dein Kind, jetzt ist ohnedies meine Zeit aus, es ist gleich zwölf Uhr, und . . . . .[1] gethan; aber weil du mir meinen Wochenlohn so ehrlich gezahlt hast, so will ich dir auch sagen, wie du an dem Kind Mutterstelle vertreten kannst. Du mußt mir aber versprechen, dem ersten Verbrecher, der dich beleidigt, und sollte er dich auch bis aufs Blut stechen, zu verzeihen und ihn mit dem Besten, was du hast, zu ernähren." — „Bis aufs Blut stechen!" sagte der König, „das ist ein starkes Stück; aber ich verspreche es dir aus mütterlicher Liebe." — „Wohlan!" sagte die Frau, „so ernähre den Verbrecher, und du wirst dein Kind ernähren" — und verschwand.

Der König aber fühlte einen Stich in dem Arm und erwachte; da sah er, daß ihm nur geträumt hatte, denn er lag ganz breit

[1] Hier fehlt ein Wort in der Handschrift.
Anmerk. des Herausg.

in seinem Bette. Der heftige Stich, den er am linken Arm fühlte, machte, daß er dahin faßte, und was ergriff er da? einen sehr großen Floh. Erzürnt rieb der König ihn zwischen den Fingern und wollte ihn so eben mit dem Nagel todtknicken, als ihm sein Versprechen, das er der Frau im Traum gegeben, einfiel: er wolle dem Verbrecher nicht allein verzeihen, sondern ihn sogar mit seinem Besten ernähren. Er setzte daher den Floh in ein leeres Medicinglas gefangen und sprach: „Dir soll verziehen sein, und du sollst mein Blut trinken.“ — Dieses that er besonders, weil er seine Traumbörse nicht mehr fand und also gewiß glaubte, er habe sie der Frau gegeben, und es müßte doch mehr als ein leeres Traumgebild sein.

Er dachte einige Stunden lang über diese Sache nach und betrachtete den Verbrecher in dem Arzneiglas, der schien zu schlafen. Er schüttelte das Glas, da wurde der Floh wach, und das Kind Willwischen weinte in der Nebenstube. Er wiegte das Arzneiglas, da hörte er auch die Wiege des Kindes sich bewegen, und Floh und Kind schliefen ein, und Haltewort auch. Morgens weinte das Kind wieder, und der Floh war sehr unruhig im Glase, der König setzte den Floh auf seinen Arm und ließ ihn sein Blut trinken, da ward auch das Kind Willwischen still.

Genug, der König merkte, daß Alles, was er dem Floh that, der Prinzessin auch geschah, und deßwegen ließ er dem Floh nichts abgehen, und auch das Kind Willwischen ward groß und stark. Der Verbrecher im Arzneiglas aber ward bald so dick und fett, daß er keinen Platz mehr in dem Glase hatte und in eine große Flasche mußte gesetzt werden. Der König that alles Dieses sehr insgeheim, und Niemand hatte den Floh bis jetzt gesehen. Bald war auch die Flasche nicht mehr groß genug, und der König setzte ihn in seinen Stiefel; aber nun wurde es dem König unmöglich, ihn länger zu ernähren, denn er wurde selbst ganz krank und mager darüber. Er fing daher an, das Kind Willwischen mit Mehlbrei zu füttern, und gab dem Floh Ochsenblut.

Und so wuchs die Prinzessin und der Floh heran, ohne sich persönlich zu kennen; der Floh war schon so groß geworden wie

ein Kind, und Willwischen sechzehn Jahre alt, als ein unglücklicher Zufall sie bekannt machte.

Willwischen war ganz erstaunlich neugierig und guckte durch alle Schlüssellöcher. Nun hätte sie längst gern gewußt, was der König nur immer in jener Schlafkammer verborgen habe; denn nie wollte er sie hinein lassen, und doch hörte sie oft ein gewaltiges Geschnurre und Geklapper darin, als wenn ein Geisbock darin herumspränge. Die Neugier ließ sie nun gar nicht mehr ruhen, und so lauschte sie einstens in der Nacht an der Thür des Königs, der folgendes Gespräch mit dem Floh hielt, von dem sie aber nicht wußte, daß es ein Floh war. Der König sprach; „Sag mir einmal, du Bengel! was soll ich nun mit dir anfangen? Du wächst mir über den Kopf und machst mir die Stube fast zu eng." — Da antwortete der Floh: „Bester König! ich kann es auch gar nicht mehr vor Langeweile hier aushalten; ich dächte, du gäbst mir eine hübsche Livree und machtest mich zum Edelknaben bei meiner Schwester Willwischen." — „Schwester? wie meinst du das? unterstehst du dich, die Prinzessin deine Schwester zu nennen?" sagte der König; und der Floh sprach hierauf: „Bin ich etwa nicht von königlichem Geblüt?" — „Gewissermaßen wohl," erwiederte der König, „aber ich verbiete, mir davon zu sprechen." — „Was braucht es vieler Worte?" sagte der Floh, „ich verlange standesmäßigen Unterhalt; ich mag nicht länger unter Euerm Bett neben alten Pantoffeln schlafen, es liegt ein juchtenledernes Felleisen da unten, dessen Geruch mir schrecklich zuwider ist; ich sage dir, König, läßt du mich nicht zu Willwischen, so steche ich mich selbst todt." — „Gut," sagte der König, „es soll geschehen. Jetzt schlaf wohl, mein Herr von Hüpfenstich!" — „Ich danke für den Titel, Herr König Haltewort! schlafet wohl!" — sprach der Floh.

Nun ward es still in des Königs Kammer, und Willwischen legte sich zu Bett; aber schlafen konnte sie nicht; die Neugier, wer ihr Bruder gewissermaßen sei, wer ihr Edelknabe werden wolle, ließ sie nicht ruhen.

Am andern Morgen ward der Hofschneider zum König ge-

rufen. Als er herauskam, rief ihm die Prinzessin: „Heda, Herr Höllenfleckel! was hat der König bestellt?“ — Der Schneider sagte: „Einen vollständigen Anzug für Herrn von Hüpfenstich, Ihre königliche Hoheit.“ — „Wer ist Herr von Hüpfenstich?“ sagte die Prinzessin. „Ach, ein sehr munterer Herr,“ sagte der Schneider, „ich habe ihm über Tisch und Bett nachspringen müssen, als ich ihm das Maaß nahm; aber die Arbeit pressirt, unterthänigster Diener!“ — und so lief er fort. Nun kam der Schuster aus des Königs Zimmer. „Heda, Herr Schlappenpech!“ rief Willwischen, „was hat der König bestellt?“ — „Tanzschuhe und Sammetstiefel für den Herrn von Hüpfenstich,“ sagte er. „Wer ist das?“ sagte sie. „Ei! ein Herr von ungemeiner Leichtfüßigkeit, ich mußte ihm über Tisch und Bänke nachsetzen, ihm das Maaß zu nehmen; aber die Arbeit pressirt, gehorsamer Diener!“ sagte der Schuster.

Nun kam der Perrückenmacher, und mit dem ging es ebenso. Endlich kam der König heraus und fand Willwischen ganz betrübt in der Ecke des Saales sitzen. „Was fehlt dir, mein Kind Willwischen?“ sagte er. „Ei, ich habe einen kuriosen Traum gehabt,“ sagte sie, „und den mußt du mir erfüllen, Vater! sonst werde ich krank.“ — „Wenn's möglich ist, soll es geschehen,“ sagte der König, und Willwischen sagte nun, sie habe geträumt, daß sie einen sehr schönen und flinken Edelknaben gehabt, und der habe ihr unendliche Freude gemacht mit seiner großen Leichtigkeit und Geschicklichkeit; aber sie habe gar nicht erfahren können, wo er her sei, und nun solle ihr der König sagen, wo der Edelknabe her sei.

Der König sprach: „Einen Edelknaben, der leicht und geschickt ist, sollst du haben; wo er aber her ist, muß er dir selbst sagen, ich weiß es nicht. Morgen soll er dir beim Frühstück zuerst aufwarten.“

Die Prinzessin mußte sich gedulden. Als der Schneider am anderen Morgen die braunsammtene Uniform mit goldenen Tressen brachte, betrachtete sie Willwischen sehr neugierig, so auch die rothen Saffianstiefel, die der Schuster brachte, und die schöne

braune Perrücke und Alles, was in des Königs Stube getragen wurde.

Endlich ging die Thüre auf, der König trat heraus, und neben ihm stand ein sehr kurioser Kerl, der große Floh, Herr von Hüpfenstich, in einem braunsammtenen Husarenhabit, mit rothen Stiefeln, einer schwarzen Bärenmütze und einer großen Allongeperrücke, Chocolade auf einem goldenen Präsentirteller in der Hand, und schien sich eine entsetzliche Gewalt anzuthun und sich gewaltig zurückzuhalten. Er war so auf dem Sprung, wie ein gespannter Hahn an einer Flinte, wenn der Finger des Schützen am Drücker liegt; er stand da wie ein Aderlaßschnepper über der Ader. Die Prinzessin saß am andern Ende des Saals und stand auf, um dem König guten Morgen zu sagen. Dieser blieb aber in der Entfernung stehen und sprach: „Willwischen! hier bringt dir der Herr von Hüpfenstich, dein neuer Edelknabe, eine Tasse Chocolade; ich hoffe, er wird seine Sache gut machen und dir gefallen."

Willwischen verneigte sich und streckte die Augen vor Neugier wie eine Schnecke heraus. „Ihre Majestät haben zu befehlen," sprach sie. Da sagte der König zu dem braunen Husaren: „Nun, Hüpfenstich! lasse Er sehen, wie Er eine Prinzessin zu bedienen weiß." Kaum hatte der König diese Worte halb ausgesprochen, als der Hüpfenstich mit seiner Chocolade einen Bogensprung durch den langen Saal machte und vor der Prinzessin mit seinem Präsentirteller auf den Knien lag. Die Prinzessin war so darüber erschrocken, daß sie mit einem Schrei in Ohnmacht fiel. Herr von Hüpfenstich wußte aber so, was er zu thun hatte, daß der König kaum am andern Ende des Saales angekommen war, um ihm ein paar Ohrfeigen zu geben, als er die Prinzessin auch schon durch einen Aderlaß am Arm wieder zu sich zu bringen suchte.

Der König gerieth über diese Aufmerksamkeit in das größte Vergnügen, und als Willwischen die Augen aufschlug, drehte Herr von Hüpfenstich bereits den Quirl in der Chocoladekanne so geschwind, daß sie die Schaumchocolade mit großem Appetit genoß und sich bald erholte.

Alles Dieses ging so geschwind und plötzlich vor, daß Einem Hören und Sehen dabei verging; aber der König ernannte ihn sogleich zum geheimen Geschwindigkeitsrath und gab ihm den schnellen Katharinenorden. Zugleich ließ er ihm die Stiefel so schwer mit Gold beschlagen, daß er nicht mehr so entsetzlich springen konnte, und so ging es eine Zeitlang recht gut.

Willwischen konnte ohne Hüpfenstich nicht mehr leben; allen Hofdamen mußte er zur Ader lassen; alle schnellen Geschäfte mußte er ausführen. Besonders schön wußte er hinten auf den Wagen zu springen, und auf der Hasenhetze war er allen Hunden voraus. Kurz, er war so angenehm, daß Alles die Finger nach ihm leckte. Es ist nicht zu wundern, daß er durch diese große Begünstigung endlich sehr frech ward; viele ehrliche Leute quälte und plagte er, so daß alle Die, welche sich zurückgesetzt sahen, nur auf eine Gelegenheit harrten, ihn aus der Gnade des Königs und wo möglich ins höchste Verderben zu bringen.

Als ihm der König einstens mit Uebergehung vieler verdienter Offiziere ein Husarenregiment gab, wurde der Unwillen auf das Höchste gereizt, und die zurückgesetzten Offiziere machten eine förmliche Verschwörung gegen ihn. Einer unter ihnen, der Rittmeister Zwickelwichs, nahm das Geschäft auf sich, den Hüpfenstich ins Unglück zu stürzen. Er schmeichelte sich bei ihm ein und wurde endlich sein vertrauter Freund und lobte seine Eigenschaften so, daß Hüpfenstich vor Hoffart fast zum Narren ward; endlich setzte er ihm in den Kopf, er solle bei dem König die Prinzessin Willwischen zur Gemahlin begehren. Der Prinzessin aber ließ er durch ihre Kammerfrau die größte Neugier erregen, wer Hüpfenstich doch wohl eigentlich sei.

Hüpfenstich ward der Kopf bald so verdreht, daß er einstens den König nach der Parade bei Seite zog und ihm sagte: „Ihro Majestät sind von meinen Verdiensten so überzeugt, daß Sie mir nicht abschlagen werden, Gemahl Ihrer Tochter Willwischen zu werden.“ Der König sprach hierauf zu ihm sehr erzürnt: „Hopp! hopp! Herr von Hüpfenstich, weiß Er, wer Er ist? Wenn Er es nicht weiß, will ich es Ihn lehren,“ und somit drehte er ihm den

Rücken. Hüpfenstich schüttelte es durch Mark und Bein, als er Dies gehört hatte; es war ihm nur einmal so gewesen in seinem Leben, nämlich als ihn der König, da er ihn als gemeiner Floh zum ersten Mal in den Arm stach, zwischen den Fingern rieb.

Finster und ahnungsvoll führte er sein Regiment unter Willwischens Fenster vorbei; aber er ließ nicht ihr Lieblingsstückchen blasen; er ließ sein Pferdchen nicht tanzen. Die Prinzessin konnte gar nicht begreifen, warum er diese gewöhnliche Artigkeit unterlassen habe. „Ach!" dachte sie, „er muß wohl etwas sehr Vornehmes sein, daß er so stolz gegen mich thut; o, wenn ich nur wüßte, wer er eigentlich ist!"

Der Rittmeister Zwickelwichs hatte wohl gesehen, wie der König den Hüpfenstich angefahren hatte, und suchte ihn nun auf, um ihn zu trösten. Er fand ihn in der Reitbahn, wo er aus Zorn und Aerger ganz verzweifelte Sätze machte. Als er ein wenig ruhig geworden, sagte der Zwickelwichs zu ihm: „Theurer Freund und Kamerad! du bist schrecklich gekränkt; das kannst du nicht auf dir sitzen lassen, ich will dir einen Vorschlag thun, der dich rächt und glücklich macht. Du weißt, es ist das benachbarte Königreich jetzt in der Gewalt des Königs Allmeinius, er respektirt den Frieden: Thue mir nichts, ich thue dir auch nichts, gar nicht und zieht bereits seine Strickreiter zusammen, uns den Krieg anzukünden; er hat mir herüber sagen lassen, wenn Ihr mit dem Husarenregiment zu ihm kommen wolltet, wolle er Euch zum Statthalter des ehrlichen Landes machen, sobald er den König Haltewort gefangen habe. Wie wär's, wenn Ihr das Willwischen hinter Euch auf den Sattel nähmt und über die Grenze rittet, und wir ritten Alle hintendrein?" Dem übermüthigen, zornigen Hüpfenstich gefiel diese Verrätherei sehr gut, und er sagte zu dem Zwickelwichs: „Ich will die Prinzessin schon hinwegbringen, komme du mir nur mit den Husaren nach."

Als alles Dies verabredet war, ging Hüpfenstich zu der Prinzessin; sie war sehr verdrießlich und fragte, warum er nicht ihr Leibstückchen habe blasen lassen bei der Parade. Hüpfenstich sagte: „Ach, Ihro königliche Hohheit! es ist heute der Sterbetag meiner

erhabenen Eltern; verzeihen Sie, daß mir die Trauer nicht erlaubte, die Trompete blasen zu lassen." — „Aber," sagte die Prinzessin, „wer sind denn Eure Eltern? Ihr wollt mir sie nie nennen." — „Hier darf ich's nicht," erwiederte Hüpfenstich, „ach! ich bin sehr unglücklich; wenn ich Euch hier sage, wer ich bin, so muß ich sterben." — „Das ist außerordentlich kurios," sagte Willwischen, „aber ich muß und will es wissen, theurer Freund! gibt es denn gar kein Mittel, mir es zu sagen? — „Eines, theure Prinzessin! wenn Ihr heute Abend im Mondschein wollt am Ende des Schloßgartens spazieren gehen, da werde ich es wagen, ganz unbelauscht Euch das wunderbare Geheimniß zu vertrauen." — Die Prinzessin willigte ein, sie kam gegen Abend an das Ende des Schloßgartens, da war Hüpfenstich; aber er sagte der Prinzessin nichts, er schwang sie auf den Rücken und machte so ungeheure Sprünge mit ihr bis in das Land des Königs Allmein.

Als er über der Grenze war, setzte er die weinende Prinzessin in einem Walde in das Gras und sagte ihr: „Willwischen! weine dich nur aus, ich habe dich entführt; meine Husaren kommen auch nach, und wenn mich der König Allmein zum Statthalter des ehrlichen Landes macht, so wirst du meine Gemahlin, und dann sage ich dir, wer ich bin. Jetzt muß ich mich hier in dem Bache baden und mich dann recht putzen, damit ich hübsch sauber vor den König Allmeinius treten kann." — Nach diesen Worten machte er einen Sprung über einige Hecken hinweg, hinter welchen ein Bach lief, um sich dort zu baden.

Willwischen war so verwirrt und betrübt und ermüdet, daß sie einschlief. Aber auf einmal hörte sie Trompeten blasen und sah, als sie erwachte, das Husarenregiment über die Wiese angesprengt kommen. Sie erhob sich und warf sich auf die Kniee und bat um Hülfe. Aber es war gar nicht nöthig; denn der Zwickelwichs hatte Alles gleich dem König Haltewort gesagt, und die Husaren kamen nach, um den Hüpfenstich gefangen zu nehmen. Sie eilten gleich ans Wasser, und Hüpfenstich, der bemerkte, daß er verrathen war, wollte fortspringen; aber er konnte nicht, weil er ganz naß war. Sie banden ihm also Hände und Füße und

legten ihn quer über ein Pferd, setzten die Prinzessin in einen Wagen und kehrten nach der Hauptstadt zurück. Der König hatte dort schon einen hohen Galgen aufrichten lassen, und es ward nun überlegt, mit welchem Tod der Verbrecher gestraft werden sollte. Endlich fällte der König das Urtheil, es solle ihm erst die Uniform und dann die Haut abgezogen werden. Dies geschah. Als man ihm die Uniform abgezogen hatte, sagte die Prinzessin: „Hüpfenstich! wenn du mir sagst, wer du bist, so will ich meinen Vater um Pardon bitten.“ Hüpfenstich schüttelte mit dem Kopf. Da ward ihm die Haut abgezogen, und die Prinzessin sagte wieder: „Hüpfenstich! sage, wer du bist, so will ich meinen Vater um Pardon bitten.“ — Aber Hüpfenstich schüttelte nicht mit dem Kopf, sondern — er war nicht mehr da, kein Mensch wußte, wo er hingekommen war.

Man verwunderte sich sehr darüber; aber was war zu thun? Man mußte sich mit der Haut begnügen; die ward an den Galgen aufgehängt, und der Platz ward niemals leer von Menschen, welche die wunderliche Haut des Husarenobristen von Hüpfenstich ansahen. Sie hatte so viele Beine und Borsten und Schnurrbärte und einen so schrecklichen Zopf; kein Mensch konnte herausbringen, was er doch wohl immer für ein Thier mochte gewesen sein. Willwischen starb schier vor Neugierde, zu erfahren, wer er wohl möge gewesen sein, und quälte ihren Vater Tag und Nacht; aber der König Haltewort hatte versprochen, es nie zu sagen.

Willwischen sollte sich nun bald vermählen; der König Haltewort war schon sehr alt und wollte gern einen Nachfolger haben; er bat also seine Tochter, sie möge unter den vielen Prinzen, die um ihre Hand ansuchten, einen wählen. Sie sagte aber: „Ich will keinen nehmen, ehe ich weiß, von wem die Haut ist.“ Da sagte der König endlich: „Wohlan! mein Kind, wenn Das dein Wille ist, so will ich in aller Welt bekannt machen lassen, daß Der, welcher räth, von wem die Haut ist, dein Gemahl werden soll — bist du es zufrieden?“ — „Ja, ja,“ sagte Willwischen, und der König ließ nun überall bekannt machen: Wer errathe, welche Haut in der Residenz am Galgen hänge, der solle seine Tochter zur Frau haben.

Nun entstand ein entsetzliches Gefahre und Gereite, und Geschiffe und Gelaufe nach der Residenz. Da kamen Prinzen und Ritter und Lederhändler und Riemer und Sattler und Säckler und Gerber und Schuster und Buchbinder und Kürschner und Pelzhändler und Jäger und Seelenverkäufer und Juden und Professoren der Naturgeschichte, und wer nur mit Häuten und Leder zu thun hat und mit dergleichen Bescheid wußte, kam, um seine großen Kenntnisse an den Tag zu legen und die schöne Prinzessin Willwischen zu gewinnen.

Als die Leute vom Hundertsten ins Tausendste hin und her riethen und den König immer fragten, ob sie recht gerathen hätten, ward er ungeduldig und sagte: „Es kömmt hier nicht drauf an, zu errathen, sondern zu wissen, was für eine Haut es ist, drum sage Jeder seine Meinung." Da sagte Einer, es ist ein Meerochse; der Andere ein Landkraken; der Dritte ein Muhdrache; ein Prenzlauer Rhinoceros, ein Kümmeltürke; mir scheint es eine Gensdarmenhaut, sagte ein armer Dorfschuster, wurde aber gleich eingesteckt. Endlich trat ein Professor auf und behauptete, es sei die Haut eines afrikanischen Buschmanns. Der Seelenverkänfer aber behauptete, sie sei von einem Amsterdamer Juden. Kurz, Keiner konnte es errathen, und Alle zogen ab.

So ging dies mehrere Monate lang, und die Neugier Willwischens stieg immer höher. Schier war im ganzen Reiche kein Mensch, der nicht schon gerathen hatte.

Nun kam eines Morgens, da die Stadt noch zu war, ein gewaltiger Grobian vors Thor und pochte mit seiner Faust an, daß die Angeln krachten: „Aufgemacht! aufgemacht!" schrie er, „ihr Schlafmützen!" Die Thorschreiber sprangen aus den Betten und fragten durchs Schlüsselloch: wer so anpoche; da antwortete eine Stimme wie ein Büffelochse: „Macht auf! ich bin der Wellewatz."

Zitternd öffnete der Thorwächter und sah einen abscheulichen Kerl hereinschreiten. Er stieß beinahe oben am Thor an und war so breit und zottig wie ein Pelznickel. „Ach, dürfte ich um Ihren Charakter bitten," sagte der Thorschreiber, „daß ich Sie auf-

schreiben kann.“ Aber der Herr Wellewatz donnerte so auf ihn ein: „Ich heiße Wellewatz und bin ein privatisirender Menschenfresser,“ — daß der Thorschreiber vor Schrecken hinter das Schilderhaus fiel.

Wellewatz trabte mit seinen breiten Füßen durch die Straßen; Alles schlief noch, und da er Hunger hatte und einige Bäckerknechte am Backofen beschäftigt sah, griff er zu und fraß sie wie Krametsvögel ohne Brod hinunter. Als er auf den Markt kam, sah er den Galgen mit der Haut und las den Anschlagzettel, daß Der die Prinzessin zum Weibe erhalte, wer rathe, was es für eine Haut sei. Er schüttelte den Kopf und lachte und rief mit lauter Stimme: „Auf! Auf! König Haltewort! Dein Schwiegersohn ist da, auf! auf! Prinzessin Willwischen! Dein Mann ist da.“

Da flogen alle Fensterläden auf, und tausend erschrockene Gesichter guckten heraus, und die Sonne ging auf und schien dem Wellewatz in die Augen, da nieste er, daß die Fenster im Schlosse sprangen und die Scherben der Prinzessin ins Bett fielen. Weil ihm aber Niemand „zur Gesundheit“ gesagt hatte, wurde der Wellewatz so böse, daß er das Steinpflaster aufriß und nach den Leuten warf.

Endlich kam der König ans Fenster und wollte so eben wegen dem großen Lärm recht tüchtig zanken; aber als er den entsetzlichen Wellewatz vor Augen sah, wurde er vor Schrecken ganz sanft und sagte: „Was steht zu Seinen Diensten, mein Freund?“ — Da antwortete der Wellewatz: „König Haltewort! Rufe deine Tochter Willwischen herbei, ich will die Haut errathen.“ — „Es ist zwar noch ein wenig früh,“ sagte Haltewort, „aber meinethalben, Er hat doch einmal die ganze Stadt aus den Federn gejagt.“ — Schon wollte der König zu Willwischen gehen, da kam sie selbst; die Neugierde, was für ein Lärm in der Stadt sei, ließ sie nicht ruhen. Als sie an das Fenster trat, patschte der Wellewatz in die Hände und lachte, daß die große Stadtmühle vor Schrecken darüber stille stand. „Ei! potz tausend Büffelochsen!“ schrie er, „welche schöne Prinzessin für eine Flohhaut!“ Bei den

Worten Flohhaut lief dem König der Angstschweiß von der Stirne, und in der Stadt lief das Wort Flohhaut von Mund zu Mund, und alle Thürmer bliesen Flohhaut, und alle Trommelschläger trommelten Flohhaut, alle Chorschüler sangen Flohhaut, Flohhaut ward die Parole der braunen Husaren, und alle Kanonen wurden losgebrannt; denn Haltewort hatte mit dem Schnupftuch geweht, und das war das bestimmte Zeichen, daß die Haut errathen sei.

Die Prinzessin lag in Ohnmacht, und Wellewatz stieg die Treppen hinauf; ach! da war kein Herr von Hüpfenstich, der ihr zur Ader gelassen hätte. Wellewatz stieß ihr einen Bund Zwiebel unter die Nase, und sie kam zu sich. Sie stürzte sich in die Arme des Vaters: „Ist es wahr? Ist es wahr?“ weinte sie. — „Es ist wahr,“ sagte er und erzählte die ganze Geschichte des Herrn von Hüpfenstich. „Mein Kind Willwischen! Deine Neugier hat dich so weit gebracht, du mußt nun mit dem Wellewatz fortgehen, denn ich muß Wort halten.“

Nun hätte man Willwischen jammern hören sollen; sie warf sich an die Erde und umklammerte die Füße ihres Vaters und flehte so beweglich, daß es hätte einen Stein bewegen sollen. Aber der König sprach immer: „Mein liebes Kind! du heißt Willwischen, und ich heiße Haltewort, und da kommt es nun so heraus, du mußt nun fort mit dem Wellewatz.“ — Aber sie wimmerte immer fort, und Wellewatz ward schon ungeduldig und sprach: „Liebste Frau! Ich rathe dir, werde ruhig und schreie mir die Ohren nicht voll, sonst werde ich andere Saiten aufspannen.“

Der König machte nun dem Wellewatz allerlei Vorschläge, damit er von Willwischen ablassen solle. Er wollte ihn zum Hoftürken, zum Generalissimus, zum Theaterdirektor, zum Oberjägermeister machen. Wellewatz wollte nicht. Der König hängte ihm alle verflossenen, gegenwärtigen und zukünftigen Orden um den Hals. Wellewatz wollte nicht. Der König machte ihn zum Herzoge Watz von Wellenwurz. Er wollte nicht. Endlich sagte er: „Ich sehe, daß Er gar keine Ehre im Leibe hat.“ Da antwortete der Wellewatz: „Nein, aber zwei Bäckerknechte“ — und erwischte die

Prinzessin Willwischen beim Rockzipfel und zerrte sie zur Stadt hinaus; weil sie sich aber so gar erbärmlich stellte, so ward der König auch auf sie zornig und schimpfte und zankte hinten drein. Die ganze Stadt war in Auflauf, und es ward auf allen Straßen folgendes Lied gesungen:

„Heil dir, o Wellewatz!
Der sich so schnelle Platz
Bei uns gemacht,
Du riethst dir halt den Schatz,
Hast nun die Braut beim Latz,
Gibst ihr so laut den Schmatz,
Daß es nur kracht.

Heil dir, Willwischen Braut!
Die wissen will die Haut
Vom Hüpfenstich,
Wer auf die Neugier baut,
Durch Schlüssellöcher schaut
Und auf Husaren traut,
Den trifft's, wie dich.

Ach! Herr von Hüpfenstich!
Wer ließ entschlüpfen dich
Aus deiner Haut?
Dein Balg am Galgen hing,
Mancher sich balgen ging,
Durch deinen Balg nun fing
Wellewatz die Braut."

Der König aber sperrte sich mit seinem Nachdenker ein und ließ stark über seinen Unfall nachdenken.

Wellewatz packte vor dem Thor das Willwischen auf seine Schulter und ging mit ihr querfeldein immer fort, fort, über Stock und Stein, durch Distel und Dorn, über Berg und Thal, und kam am Abend in einen dicken dunkeln Wald, wo sich die Wölfe einander gute Nacht sagen. „Du magst wohl Hunger haben," sagte er zu Willwischen, „warte, ich will dir gleich etwas Süßes zu schmecken geben. Ich höre meinen Zuckerbäcker schon

brummen.“ Willwischen zitterte und bebte, denn sie kamen zu einem großen Bären, der mit einem großen Bienenkorb unter dem Arm nach seiner Höhle spazierte. Wellewatz holte ihn bald ein und gab ihm eine Ohrfeige, daß er um und um fiel, dann riß er eine Honigwabe aus dem Korb, wo alle Bienen und alles Wachs noch drin staken, und wollte, Willwischen sollte sie essen. Aber ihr schauderte.

„Potz Leckermaul!“ sagte der Wellewatz, „so hungere!“ und fraß den ganzen Honigkorb allein aus. Willwischen aber aß einige wilde Brombeeren, die da herum wuchsen.

Der Wellewatz packte sie wieder auf und sagte: „In einigen Stunden werden wir in meinem Schlosse Knochenruh ankommen.“ Das war ein schrecklicher Name. Der Mond schien, der Wind wehte, und in den hohen Fichten klapperte es. „Das ist mein Klapperbach,“ sagte Wellewatz, „die Todtengerippe, die da in den Bäumen rappeln, scheuchen mir die Raben weg; ich habe die Kerls alle selbst aufgezehrt und brauche keine Schwarzröcke dazu.“ — Willwischen war vor Angst und Schrecken eine einzige Gänsehaut; sie zitterte so, daß der Wellewatz zu ihr sagte: „Klappere nicht so mit den Beinen, du kitzelst mich, und wenn du mich lachen machst, so fress' ich dich vor Liebe auf.“ — Ach, wie still hielt sich da Willwischen. Endlich kamen sie an einen freien Platz im Walde vor ein wunderbares, hohes Gebäude. Der Mond schien. Das Haus war nicht ganz fertig gebaut. Auf der linken Seite fehlte ein Thurm, auf der rechten war es fertig. Es war nicht ohne Kunst gebaut. Lauter Todtenbeine und Todtenköpfe, die standen oben herum, und weil die Haare noch auf ihnen waren, spielten diese recht schön im Wind und sausten. Es war gar nicht so übel ausgedacht.

Wellewatz blieb mit Willwischen auf dem Rücken eine Zeit lang vor dem Schloß in stiller Bewunderung stehen; endlich sagte er: „Wie gefällt dir das, mein Schatz? Siehe, alle die Knochen haben meine Vorfahren und ich selbst abgenagt, und mit welchem Geschmack sind sie geordnet! Ist das nicht modisch? Ist das nicht gothisch? Aber jetzt, mein Schatz! auf unserm Hochzeitsschmaus da

soll es so hergehen, daß der ganze Thurm auf dem linken Flügel mit den Knochen soll fertig gebaut werden. Wie gefällt dir das, mein Schatz?" — „O Gott! entsetzlich schön," seufzte Willwischen. Nun führte er sie hinein; Alles Knochen und Alles Knochen.

„Da ist dein Kabinet" — sagte Wellewatz; ach! es war mit lauter Kinderknöchelchen tapezirt! „Hier hast du was zu essen," sagte Wellewatz; es waren lebendige Krebse. „Ich habe keinen Appetit," sagte Willwischen. „Wird schon kommen," sagte Wellewatz und aß die Krebse ruhig hinunter, „wenn sie Einen so im Magen mit den Scheeren kneipen," sagte er, „das macht Appetit. Aber gute Nacht, laß dir was Gutes träumen; ich will auf die Jagd gehen und Vorrath einschleppen. Morgen lade ich meine Vettern ein, da soll Hochzeit werden" — und damit ging er fort und schlug die Thüre zu, daß der ganze Knochenpalast eine halbe Stunde lang klapperte.

Willwischen war vor Schreck und Hunger und Jammer ganz von Sinnen, sie konnte es vor Angst nicht mehr in dem Hause aushalten, auch quälte sie der Hunger. Sie schlich zur Thüre hinaus und setzte sich in den Wald und riß Gras aus und aß es und sagte einmal übers andere Mal: „Ach Gott! warum heiße ich Willwischen? Ach Gott! warum bin ich so neugierig? Ach! wäre ich wieder bei meinem Vater! Ich wollte ja in meinem Leben gar nichts mehr erfahren. O! wer hilft mir aus diesem schrecklichen Elend?"

Während sie so jammerte, hörte sie im Walde reden und glaubte schon, Wellewatz kehre mit einigen guten Freunden zurück. Sie wollte geschwind wieder in das Knochenschloß laufen, aber sie fiel über ein Bein und stürzte vor Mattigkeit lautschreiend an die Erde.

Als sie wieder zu sich kam, war die Sonne aufgegangen, und sie lag in den Armen einer freundlichen alten Frau, welche ihr Zuckerbrod und Wein gab und zu ihr sprach: „Ei Kind Willwischen! wie lange habe ich dich nicht gesehen, und in welchem elenden Zustande muß ich dich wieder finden!" Willwischen erstaunte sehr, daß die Frau ihren Namen nannte; aber sie fragte

gar nicht, wer sie sei, weil ihr die Neugierde auf ewig vergangen war. Die Frau aber fing von selbst an und sagte: „Mein Kind Willwischen! ich kenne dein ganzes Unglück, und ich will dir helfen. Als deine sterbende Mutter dich in den Armen hatte, sagte sie: „Die Woche, welche du zu früh auf die Welt kamst, möge dir einst gute Dienste leisten." Nun sieh! ich bin die Woche; ich habe dich sieben Nächte neben meinen sieben Söhnen an meiner Brust ernährt, bis dein Vater mich fand und fortschickte, und da hab ich den Hüpfenstich zu ihm geschickt, den verzauberten Floh, dessen Haut dich in das Elend mit dem Wellewatz gebracht. Aber ein ander Mal mehr; halte dich nur ruhig und geh in das Schloß, und lasse dir nichts merken, wenn der Wellewatz wieder kommt. Morgen Nacht um ein Uhr komme ich mit meinen sieben Söhnen, das sind erstaunlich geschickte und kluge Bursche, die sollen dich nach Hause führen." Nun gab sie dem Willwischen noch Wein und Zuckerbrod und befahl ihr, heimlich davon zu essen, küßte sie und ging weg.

Willwischen sah ihr lange mit Thränen nach und schlich dann in das gräßliche Schloß zurück. Gegen Mittag kam Wellewatz zurück; er trug ein Wildschwein an einer jungen Fichte gespießt auf der Schulter und brachte noch ein Nest voll junger Katzen. „Holla! Willwischen!" schrie er, „da ist Mundvorrath, hungern sollst du mir nicht, und Gesellschaft kriegst du auch; ich muß heute Abend wieder weg, ich muß mir einige Handwerksburschen zum Hochzeitbraten einfangen, die Bäckerknechte in deines Vaters Stadt schmeckten vortrefflich; ich habe dir deßwegen eine Dame von hohem Stande auf heute Nacht zur Gesellschaft gebeten, die Frau von Euler; das wilde Katzennest kannst du ihr vorsetzen; daß du mir keine von den kleinen Katzen heraus frißst, ehe die Dame kömmt." — „Ach, gewiß nicht, mir ekelt, und gar lebendig!" sagte Willwischen. — „Ja, ja, Papperlapapp, ich kenne euch Leckermäuler, ihr sprecht immer von Ekel, und dann leckt ihr die Finger darnach."

Unterdessen hatte er ein Feuer angemacht und das Wildschwein an den Spieß drüber befestigt; Willwischen mußte es

umdrehen, und er riß ein Stück nach dem andern herunter und verschlang es mit Haut und Haar. Als er wieder wegging, sagte er: „Daß du mir nur die Frau von Euler gut unterhältst, sonst gibt's Prügel."

Willwischen saß wieder allein in dem Knochenhaus und zitterte und bebte wegen der Frau von Euler. Was konnte sie sich von einer Dame versprechen, die lebendige wilde Katzen fraß. Sie guckte die armen wilden Kätzchen recht mitleidig an: „Ach!" sagte sie, „ihr armen Dinger! euch geht es nicht besser als mir" — und gab ihnen etwas von dem Wildschwein zu fressen — „wenn es möglich ist, will ich euch erretten," und somit trug sie die Thierchen in einen entlegenen Theil des Hauses.

Als es dunkel ward, vernahm sie einige gräßliche Töne; sie wußte nicht, woher; aber auf einmal flatterte mit abscheulichem Geräusch und Gekrächze etwas den Schornstein herunter in die Stube. Willwischen sah mit Angst nach dem Winkel, da glühten zwei runde Augen ihr entgegen, und es knappte entsetzlich mit dem Schnabel; es war eine ungeheure, riesenhafte, alte Nachteule, sie raschelte auf Willwischen zu; aber die floh mit großem Geschrei zur Thüre hinaus und schlug die Knochenthüre zu.

„Scharmante Frau von Wellewatz!" rief die Eule ihr nach, „wie schreckhaft und blöde sind Sie; hat der Herr von Wellewatz mich nicht gemeldet? ich habe Sie gewiß in süßen Schwärmereien gestört; kommen Sie doch wieder herein." Willwischen sagte: „Ich will nur Licht anzünden." — „Nein, das wäre zu naiv," schrie die Eule, „ich habe kranke Augen, ich verbitte mir das Licht; allons! kommen Sie herein und bringen Sie mir mein Abendbrod mit." Willwischen goß den Wein, den ihr die Frau Woche gegeben, in eine Schüssel voll Brod und machte so eine kalte Schale, die schob sie zur Thüre herein und sagte: „Bedienen Sie sich einstweilen, gnädige Frau!" und hielt die Thüre fest zu. „Delikat! Delikat!" hörte sie die Frau von Euler sagen, „aber eine kuriose scheue Person hat sich der Wellewatz geholt, sie muß vom Lande sein." Ueber solchem Geschwätz fraß die Frau von Euler die Weinsuppe aus und schlief berauscht ein.

Willwischen saß in rechter Herzensangst auf der Schwelle der Hausthüre. Auf einmal hörte sie Gesang im Walde, und der kam immer näher; da sah sie die Frau Woche anspaziert kommen mit ihren sieben Söhnen, und der erste hatte eine blaue Jacke an und sang recht handwerksburschenmäßig vor den andern her:

„Willwischen! liebstes Willwischen mein!
Wann werden wir wieder beisammen sein?
Am Montag!
Ei so wollt ich, daß alle Tag Montag wär,
Auf daß ich bei meiner Willwischen wär!"

Kaum waren sie heran, so sagte Frau Woche: „Nun, ihr Bengels! da habt ihr endlich eure Prinzessin; jetzt zeigt eure Künste und macht, daß wir sie sicher nach Haus zum König Haltewort bringen." Dann sagte sie zur Prinzessin: „Sieh, Willwischen! ich bin die Woche, und die Jungens sind der Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Sonnabend und Sonntag." — „Erzählt nicht so lang," sagte der Montag, „wir müssen fort, hast du dein Bündelchen geschnürt, Willwischen?" — „Ach! ich will nur die jungen Wildkätzchen mit in den Wald nehmen," sagte sie und ging, das Nest zu holen.

Montag trat aber in die Stube, wo die Frau von Euler an der Erde schlief, und nahm sie auf den Rücken und schleppte sie vor den Knochenpalast und nagelte sie mit den Flügeln an das Thor und schrie ihr in die Ohren: „Sie können dem Herrn Wellewatz nur Alles erzählen, es liegt uns gar nichts dran." — Nun wachte die Frau von Euler auf und zappelte und schrie gewaltig. Aber die Woche zog mit Willwischen, von den sieben Söhnen umgeben, den Montag an der Spitze, immer in den Wald hinein, und da Willwischen Katzen schreien hörte, dachte sie, das ist gewiß meiner Katzen Mutter, und stellte das Nest in eine Baumhöhle.

So waren sie bis um zwölf Uhr der folgenden Nacht gegangen, als plötzlich die Frau Woche sich an die Erde legte und lauerte. „Aufgepaßt, Montag!" schrie sie, „Wellewatz ist nach

Haus gekommen, die Frau von Euler hat ihm Alles gesagt, er hat die Beine auf die Schultern genommen und wird gleich hier sein."

Kaum hatte er dies gesagt, als sie auch schon ein Gekrache und Geräusch im Wald von Wellewatz' breiten Fußtritten hörten. Da sprang aber der Montag vor, nahm die Feder, die er hinterm Ohr hatte, tauchte sie in das Dintenfaß, das er am Gürtel hängen hatte, und spritzte die Feder aus: da entstand ein Dintenklecks zwischen ihnen und dem Wellewatz, wie ein kleines schwarzes Meer. Wellewatz wollte anfangs durchwaten, als es ihm aber zu tief ward, schrie er: „Ich komme ohne Löschpapier nicht durch," — und lief nach Haus, solches zu holen.

Die Reisenden eilten immer fort, und Dienstag sang an der Spitze dasselbe Liedchen, wie gestern der Montag, nur daß er statt am Montag, am Dienstag sang. Nachts um zwölf Uhr lauerte Frau Woche wieder an der Erde und sprach: „Dienstag! mache du nun dein Kunststück; der Wellewatz hat so eben sein großes Löschpapier über den Klecks gelegt; gleich wird er da sein." — Kaum hatte sie das gesagt, als sie den Wellewatz bereits ganz in der Nähe singen hörten:

„Löschpapier und Fließpapier
Und grüne Petersilie."

Da nahm der Dienstag seine Streusandbüchse und streute sie hinter sich aus, und es entstand auf einmal ein so tiefes Sandmeer hinter ihnen, daß der Wellewatz bis an die Knie einsank.

„Ich muß nach Haus und muß mir meine Chaussee holen," sagte er und kehrte wieder um. Nun ging der Mittwoch an der Spitze, und der Dienstag war der letzte. Der Führer sang wieder wie sein Vorgänger, nur sang er am Mittwoch statt am Dienstag.

Nachts um zwölf Uhr lauschte die Frau Woche wieder und sprach: „Geschwind, Mittwoch! mache deine Kunststücke. Wellewatz hat eben einen langen Steinweg über das Sandmeer geschlagen und fährt mit sechs Schimmelgerippen Extrapost an." Als sie dies gesagt hatte, hörten sie schon das Posthorn blasen und den Wellewatz dazu singen:

„Fahr! fahr! fahr auf der Post!
Frag! frag! frag nicht, was es kost't,
Spann mir's Willwischen ein,
Ich will der Postknecht sein."

Da legte der Mittwoch sein Lineal hinter sich, und sieh da! ein ungeheurer Schlagbaum lag quer über den Weg, an den die Schimmelgerippe so anrannten, daß sie zu tausend Knochensplittern zusammenprasselten.

„Halloh!" schrie ein schnauzbärtiger Kerl, der hinter einem Baum hervortrat, „Er fährt wie ein Narr! ich bitte mir den Wegezettel von der letzten Station aus." — „Ich habe keinen Wegezettel," sagte Wellewatz. — „Ja, da müssen Sie wieder zurück und sich einen holen." — Wellewatz ärgerte sich abscheulich, und weil sein Fuhrwerk zertrümmert war, mußte er zu Fuß zurück. Als er umgekehrt war, kam der Zolleinnehmer zu Willwischen, und sie sah, daß es Niemand anders war, als der wilde Kater, dem sie seine Jungen gerettet hatte. Er freute sich, daß er ihr habe seine Dankbarkeit erweisen können, und sie zogen weiter.

Nun trat der Donnerstag an die Spitze, und Alles ging wie das vorige Mal. Als sie Nachts der Wellewatz wieder einholte, steckte der Donnerstag seine Schreibfeder in die Erde, und es entstand daraus ein großer Wald von entsetzlich großen Gänseflügeln, die immer durcheinander wehten, daß der Wellewatz nicht durch konnte, und wieder nach Haus mußte, um sich eine Axt zu holen.

In der folgenden Nacht führte der Freitag den Zug, die Frau Woche hörte den Wellewatz den Wald niederhauen. „Jetzt, jetzt kömmt er" — schrie sie, „jetzt mache deine Künste, mein Freitag!" Der Freitag nahm sein Bleistift und machte einen langen Strich an den Boden, der ward sogleich ein breiter wilder Fluß. Der Wellewatz aber war schon entsetzlich ungeduldig, er riß die Kleider vom Leibe und schwamm hinüber; aber das Wasser war reißend und trieb ihn weit hinunter. In der folgenden Nacht, als der Sonnabend den Zug führte, schrie Frau Woche auf einmal: „Er kömmt! er kömmt!" Da stieß der Sonn=

abend seine blecherne Federbüchse in die Erde, und es ward auf einmal ein ungeheuer hoher Thurm daraus, auf welchen sie Alle mit einander hinaufstiegen, und da Wellewatz ankam, lachten sie ihn von oben herunter brav aus. Er ließ sich aber nicht irre machen, sondern lief wieder nach Haus, um eine große Leiter zu holen.

In der nächsten Nacht kam der Sonntag an die Spitze der Gesellschaft, und als die Frau Woche ausrief: „Ich höre den Wellewatz schon seine große Leiter heranschleifen," befahl er, daß Alle den Thurm verlassen und sich verstecken mußten. Das thaten sie, nun legte Wellewatz die Leiter an und stieg oben in den Thurm hinein; da nahmen sie die Leiter weg und machten den Thurm zu, und der Sonntag stieß an den Thurm, der fiel um und war nichts als eine entsetzlich große Federbüchse, worin der Wellewatz stak. Nun sagte der Sonntag: „Liebe Prinzessin! liebe Mutter! liebe Brüder! Der Wellewatz ist glücklich gefangen, die Gefahr ist vorüber, lasset uns Gott danken."

Da knieten sie alle nieder und dankten Gott, und Willwischen weinte vor Freuden; denn sie hörten die Glocken ihrer Vaterstadt läuten, so nahe waren sie.

Sie setzten ihren Zug nun fort, und sieh da! der Wellewatz wälzte sich ihnen in der großen Federbüchse nach, was ihnen recht lieb war, denn so konnten sie ihn lebendig gefangen bringen.

Nun zogen sie in die Stadt hinein, und die Federbüchse rollte immer nach. Der König umarmte seine Tochter mit vielen Thränen der Freude, da sie ihm aber sagte, daß Wellewatz in der Federbüchse stecke, sagte er: „Ei! ei! mein Kind, wenn er noch lebt, so mußt du wieder zu ihm, weil ich mein Wort halten muß;" da that die Prinzessin einen lauten Schrei vor Schmerz und bat den Vater, doch erst darüber nachdenken zu lassen. Das versprach der König Haltewort.

Nach Tisch waren sehr große Lustbarkeiten in der Stadt, alle Handwerkszünfte brachten der Prinzessin Willwischen ein Geschenk; auch ließ der König ausrufen: Wer seine Tochter von dem Wellewatz frei machen könne, der solle begehren, was er wolle. Als die Bäckerzunft eben einen schönen großen gebackenen Husaren von

Butterteig vor die Prinzessin zum Geschenk niedersetzte und Alle über die große Aehnlichkeit mit dem seligen Hüpfenstich lachten, rief der Herold jene königliche Aufforderung aus. Willwischen sah mit trauriger Erinnerung auf den gebackenen Husaren und schrie auf einmal aus: „O mein Hüpfenstich! sie haben einen guten Mann in Butter gebacken, und mir war er mehr! O wenn du noch lebtest, du wärest flink, mir zu helfen; ach! ich habe dich immer geliebt, Hüpfenstich! Hüpfenstich! abgeschiedener Geist, hilf mir!“ Bei diesen Worten der Prinzessin sprang der Kuchenhusar auf, und seine Wachholderaugen funkelten, und sein Mund von Rosinen sprach laut und vernehmlich: „Geliebteste Prinzessin! theuerster König! Hüpfenstich lebt noch. Als mir die Haut abgezogen wurde, flog meine Seele bei dem Hofbäcker vorbei, und da dieser gerade meine Figur zum Spott gebacken, kroch ich in den Teig hinein. Da hab ich den gräßlichen Anblick gehabt, wie der Wellewatz zwei Bäckerknechte Morgens ohne Brod gefressen.

„Da steht der Tod drauf,“ schrie der König, „Viktoria! nun sind wir ihn los.“ Der Wellewatz sollte mit sammt der Federscheide in das Wasser geworfen werden; weil er sich aber immer herumdrehte, so nahmen sie ihn als eine Mühlwelle, und hat er nachher lange Jahre die königliche Mühle getrieben. Das Närrischste ist, daß er immer noch meint, er laufe hinter Willwischen her. Weil der gebackene Herr von Hüpfenstich durch seine Angabe die Prinzessin gerettet hatte, fragte ihn der König Haltewort, was er zur Belohnung wolle? „Die Prinzessin soll mich aufessen“ — sagte er. Willwischen wollte nicht, aber er bat so dringend, daß sie ein tüchtiges Stück aus ihm herausbiß. Aber kaum hatte sie es gethan, als ein wunderschöner Prinz vor ihr stand und sagte: „Nun ist Alles richtig.“ — „Ja, es ist Alles richtig,“ rief Willwischen aus und umarmte den schönen jungen Prinzen. Der König war es zufrieden und schenkte ihm die Hälfte seines Reichs. Der alte König Haltewort aber heirathete die Frau Woche zur Belohnung ihrer edlen Handlungen, und die sieben Prinzen kriegten jeder ein Regiment.

Das Märchen

von

Kanferliesschen Schönefüßchen.



Es war einmal und niemals wieder ein König, der hieß Jerum. Er war nicht gut und ruhte nicht, bis daß sein Reich Skandalia hieß; von seiner Hauptstadt aber, welche Besserdich hieß, pflegte er zu sagen: „Hol' der Gukuk besser dich als mich!" Weil er aber keine Ehrfurcht vor dem Alter und keine Gottesfurcht hatte, weil er nicht in die Kirche ging, weil er nichtsnutzige Schullehrer anstellte und die bösesten, frechsten Kinder hoffnungsvolle Jugend nennen ließ, und wegen vieler solcher bösen Sachen, an welchen man in jenen uralten, stichdunkeln Zeiten gar nichts Gutes erkennen konnte, war Jedermann sehr unzufrieden mit ihm, und das ganze Land wünschte, betete und sang einstimmig: „O Jerum! Jerum! meide Skandalia und Besserdich."

Jerum aber wirthschaftete immer drauf los, und dies that den Leuten besonders weh, weil sein verstorbener Herr Vater, der König Laudamus, ein erstaunlich guter, frommer Herr gewesen war, dessen Todestag die Bürger von Besserdich alle Jahre mit großer Traurigkeit feierten. Der böse Jerum aber, den diese große Liebe der Bürger gegen seinen seligen Herrn Vater ärgerte, ritt immer den Abend vor dem Trauerfest mit seinem ganzen Hofstaat unter großem Spektakel der Stadt hinaus nach seinem weit entlegenen Jagdschloß Munkelwust, um das Andenken seines Vaters nicht zu ehren.

Als er nun wieder einmal am Vorabende des Trauerfestes mit großem Hörnergebläse und Peitschengeknall zur Stadt hinausritt, saß er voll Hoffart so recht auf dem höchsten Pferd, und da konnte er nahe am Thor gar bequem über die Gartenmauer der

verdienstvollen Jungfer Fanferlieschen sehen, die er nicht leiden konnte und vor der er sich eigentlich ein wenig fürchtete.

Er sah aber die betagte, betugte Jungfer Fanferlieschen in ihrem Garten an einem Wasserbecken sitzen und mit Schwamm und Kamm eine schöne junge, glänzend schwarze Bärin mit großer Sorgfalt waschen und kämmen, um sie für das bevorstehende Trauerfest aufzuputzen.

Es ärgerte den bösen Jerum gar sehr und gab ihm recht einen Stich ins Herz, als er sah, daß man selbst die unvernünftigen Thiere aufputzte, das Andenken seines Vaters zu ehren, während er vor diesem Tage zur Stadt hinausfloh. Er hörte aber Jungfer Fanferlieschen singen und hielt mit seinem Zuge stille und lauerte. Sie sang aber die Zehn Gebote und sprach eben das vierte aus:

„Du sollst Vater und Mutter ehren,
Auf daß du lang lebest auf Erden!“

Statt daß Jerum hätte still umkehren sollen und sich hätte sollen waschen und rasiren und frisiren und die Nägel schneiden und seinen schwarzen Rock ausbürsten lassen, um morgen, eine Citrone und ein weißes Schnupftuch in den Händen, mit weiß glacirten Handschuhen, einen großen Trauerflor vom niedergesenkten Hut nachschleppend, in der Trauerprocession mitzugehen — was that er statt dessen? Er nahm seine Armbrust von der Schulter, spannte sie, legte einen Pfeil auf und pfiff laut und grell. Da hob Jungfer Fanferlieschen den Kopf und sah den bösen Jerum auf dem hohen Pferde über die Gartenmauer blicken. Sie hob den Finger drohend und sprach laut:

„O Jerum! Jerum!
Meide Skandalia
Und Besserdich.“

Jerum aber rief: „Der Gukuk hole besser dich als mich!“ und pitsch schoß er seinen Pfeil vom Bogen und durchbohrte der

jungen Bärin das Ohrläppchen und ritt mit seinem Troß zum Thore hinaus.

Fanferlieschen aber war ganz ergrimmt, und als Jerum unter dem Thor nochmals umsah, weil es ihm immer ein wenig angst bei ihr war, da sah er die betagte, betugte Jungfrau Fanferlieschen ganz lang und schmal und fein auf der Gartenmauer stehen, ihre weißen seidenen Locken wehten wie ein Wölkchen um ihr bleiches Angesicht; ihre schwarzen Augen blitzten wie zwei Sterne; ihr kleiner Mund war geöffnet und zeigte zwei Reihen weißer kleiner Zähne; ihre weiße seidene zerrissene Schürze flatterte im Wind, und in ihren feinfingerigten ausgebreiteten Händchen hielt sie ihre goldenen Pantöffelchen, deren hohe, spitze Absätze sie einigemal so zusammenschlug, daß es lautete, als klappere ein Storch; dann hielt sie ein und rief dem schauenden Jerum mit durchdringender Stimme nach:

„Jerum! Jerum! deinen Pfeil
Schoßest du zu böser Stunde.
Meiner lieben Bärin Wunde
Wird mit deinen Wunden heil;
Sie ist ein armes Waiselein,
Wird Königin im Lande sein!
Pantöffelchen Sandalia
Und Schürzchen Femoralia,
Die sagen dir Moralia;
Jetzt, Jerum, meid Skandalia
Und Besserdich!“

Da schlug sie wieder die Pantöffelchen klappernd zusammen, stand hoch auf den Zehen ihrer kleinen weißen Füßchen, drehte sich dann auf denselben wie eine weiße Seidenspindel auf einer silbernen Spitze wirbelnd herum, und fort war sie.

Der Jerum machte auch, daß er zu dem Thor hinauskam. Es lief ihm eiskalt den Rücken hinab; er sagte diesmal nicht: „der Gukuk hole besser dich als mich;“ und als er erst die Stadt aus den Augen hatte und seine Kameraden sein Leib- und Ehrenlied anstimmten, und er einen Schluck Vierdiebsessig getrunken,

ward es ihm wieder leichter ums Herz. Sein Ehrenlied aber fing nicht an: God save the king, und auch nicht: Gott erhalte Franz den Kaiser, auch nicht: Heil dir im Siegerkranz, und auch nicht: Hawele, Hawele, Hahne, die Fastenacht geht ane, sondern:

Juch! Juch! über die Heide,
Fünfzig Messer in einer Scheide!

Laßt ihn reiten; gut, daß die Trauerglocken in Besserdich schon anfangen geläutet zu werden, da können wir das häßliche Lied nicht mehr hören.

Aber wo ist nur die wunderliche Jungfer Fanferlieschen hingekommen, und wer auf aller Welt mag sie nur sein? Geduld! Das wollen wir Alles bald herausspekuliren, macht nur die Augen ein wenig zu und guckt mit mir ins innerliche Schlüsselloch, da seht ihr ja Alles, was sie gethan hat, was sie jetzt thut, künftig thun wird, und auch was ihr niemals zu thun in ihren klugen Kopf gekommen ist.

Seht, da sitzt sie im Garten in einer kleinen Einsiedelei bei der lieben Bärin, die hat ihr den Kopf in den Schooß gelegt, und da kömmt eine gar artige weiße Ziege angehüpft und bringt ihr eine schöne Traube, und eine Taube fliegt heran und bringt ein Oelzweiglein mit Oliven, und ein Finkenweibchen zupft Fädchen aus einer weißen Windel, die auf dem Zaun dort hängt; die Pantöffelchen Sandalia stehen blinkend vor Fanferlieschens Füßen, die aber blinken auch! Da legt die Ziege die Traube auf ein reines Rebenblatt und knupert einige Beeren ab und legt sie in das eine Pantöffelchen; und die Taube pickt ein paar Oliven von dem Oelzweig und zerbeißt sie ein wenig mit dem Schnabel und legt sie in das andere Pantöffelchen; der Fink aber legt ein Fäserchen Leinwand neben das andere, bis es ein Bäuschchen gibt. Man sollte denken, er wollte Charpie machen. Nun seht aber nur einmal, das ist eine lustige Geschichte, was kömmt da für ein Fuhrwerk? Ein Biber liegt auf dem Rücken und hat ein silbernes Waschbecken voll Wasser zwischen den Füßen, und es ist

voll Wasser; es muß warm sein, man sieht es dampfen; und ein Pudel zieht den Biber ganz sachte, wie eine Kutsche, über den Rasen; einige schöne Hühner und Hahnen und andere Vögel tragen alle Steinchen aus dem Wege, damit der Biberwagen keinen Schaden leidet. Da spaziert auch eine Gans hinten drein und hat eine Düte im Schnabel; sie geht sehr behutsam, es muß was sehr Delikates in der Düte sein; ich meine, sie schielt manchmal ein wenig hinein und macht ein Gesicht, als wenn ihr das Maul wässere; aber sie ist tugendhaft, sie bezwingt sich, und sieh da, was springt über die Wiese in die Einsiedelei zu Fanferlieschen? — ein schneeweißes Schäfchen.

Nun, gebt Acht, da kömmt das Fuhrwerk an und bleibt stehen vor Fanferlieschens Füßen; der Pudel richtet sich auf, macht eine anständige Verbeugung und wedelt, jedoch mit einiger Mäßigung, weil erstens ein trauriges Ereigniß, die Verwundung der lieben Bärin, stattfindet, und zweitens, weil auch der Trauertag vom seligen König Laudamus schon eingeläutet worden ist. Nun setzt der Pudel das silberne Waschbecken vor die Füße Fanferlieschens, der Biber dreht sich ungemein anständig wieder auf die Füße und verneigt sich höflich; da kömmt die Gans angewackelt, verneigt sich und leert ihre Düte in das Waschbecken aus. Was war drin? Weizenkleien; da naht der Biber und rührt das Wasser und die Kleien durcheinander und guckt Fanferlieschen an und sagt: „Ist's gefällig?“ Wer hat das gehört, daß er das gesagt hat? Versteht ihr vielleicht die Bibersprache? Ich habe ihn nur ein Bischen mauzen gehört. — Ja, aber es war gerade so, als wollte er das sagen — das versteht sich. Aber die Jungfer Fanferslieschen ist doch gar kommode, wie läßt sie sich alles Das so mühsam zusammenschleppen! sie hätte sich Das alles viel geschwinder selbst holen können. — Du redest und siehst nicht, was vorgeht. Siehst du denn nicht, wie sie nicht aufstehen kann, sie hält ja der Bärin den Kopf mit der einen Hand, und mit der andern hält sie ihr die Wunde am Ohr zu, damit das Blut sich stillt. Aber jetzt stellt sie die Füßchen in das Waschbecken und patscht ein wenig darin herum, und der Biber

rührt drin und reibt ihr die Füße, und jetzt legt sich das Schäfchen vor sie nieder, und sie trocknet sich die Füßchen auf seiner reinen Wolle ab, sie blinken aber auch wie Silber; was wird das nur werden? Geduld! seht nur recht zu; seht, da geht der Pudel zu der Bärin und leckt ihr ganz sanft das Ohr; Fanferlieschen zieht die Hand zurück von dem Kopf ihrer lieben Bärin und zieht die Füße zurück von dem Fell ihres lieben Schäfchens und steckt einen nach dem andern in die goldenen Pantöffelchen. — Das wird aber einen Matsch geben! Da sind ja die Oliven und die Weinbeeren von der Taube und der Ziege hineingelegt worden. — Ich denke, sie wird wissen, was sie thut. Seht, da steht sie auf und hüpft ein paarmal in den Pantoffeln und singt:

„Pantöffelchen Sandalia,
Oleum und Vinum,
Mitsch, matsch, Schmiralia,
Fissel, Fassel, Linum,
Apicula, Mellicula,
Hirundo schmier hier und da!
Schwälbele misch Sälbele."

Und da sitzt sie schon wieder und zieht die Pantoffeln aus und wischt sich die Füße an dem Schäfchen wieder ab. Ich meine, Fanferlieschen muß eine Doktorin und Apothekerin sein; denn was sie da gesungen, war in jedem Fall ein Recept, und man muß eingestehen, sie ist doch eine sehr reinliche Person, daß sie sich die Füße erst so schön gewaschen, ehe sie das Oel und den Wein in den Pantöffelchen ausgepreßt hat.

Sieh da, schon wieder was Neues; da kömmt eine Schwalbe geflogen und stellt eine Nußschale neben die Pantoffeln, und das Schäfchen tritt die Schale mit dem Fuße ein wenig fest in die Erde, damit sie nicht umfallen kann, und nun streicht die Schwalbe mit dem Schnabel Alles, was in den beiden Pantöffelchen ist, in die Nußschale und rührt es mit dem Schnabel drin um. Ha, ja! das ist Schwälbele misch Sälbele! — Was ist aber das? Fanferlieschen guckt so still auf ihre Schürze, und

die Bärin wird ein Bischen unruhig, ich höre so ein leises Brümmeln, und die Bärin schnüffelt ein Bischen mit der Nase, thut ihr vielleicht das Ohr weh? Still, horch, was flüstert Fanferlieschen zwischen den Lippen? Apicula Melliculla, und dabei hält sie einen Zipfel ihrer Schürze ganz fein mit den Fingerspitzen empor. Jetzt weiß ich es, es sind ein paar Bienen, die fliegen hin und her und tragen ihr Honig auf die Schürze, und wie die Bärin den Honig roch, da schnupperte sie ein wenig; aber sie ist schon wieder ganz still, sie ist tugendhaft und überwindet sich. Jetzt sind die Bienen fort. Fanferlieschen spricht wieder: Hirundo schmier hier und da! Schwälbele misch Sälbele! und sieh, die Schwalbe nimmt die volle Nußschale und leert sie ganz reinlich zu dem Honig auf der Schürze aus. Was wird nun weiter werden? Ich sehe, die Gans kömmt mit einem feinen reinen Blatt Weißkraut im Schnabel anspaziert und hält es dem Fanferlieschen hin, und Fanferlieschen spricht: „Fissel, Fassel Linum;“ da kömmt der Finke geflogen und legt einen Büschel Leinwandfasern auf das Weißkrautblatt, und Fanferlieschen faßt nun die Schürze und den Honig, den Olivenbrei und die Traubenbrühe zusammen, daß es ein Bäuschchen wird, und drückt mit den Fingern durch die Schürze die schönste goldgelbe Salbe auf die Leinwandfasern in dem Weißkrautblatt; dann nimmt sie, was in der Schürze zurückgeblieben ist, macht eine Pille daraus, steckt sie der lieben Bärin in den Mund und legt, nachdem der Pudel fertig mit Lecken ist, der Patientin das Weißkrautblatt mit Allem, was drauf war, auf das verwundete Ohr und murmelt dabei:

„Pantöffelchen Sandalia,
Oleum, mel, vinum,
Schürzchen Femoralia,
Fissel, Fassel Linum,
Unguentum ad Schmiralia,
Nun wend um Kappes folium
Und bind drum femoralia.“

und nun nimmt sie die Schürze ab und wickelt sie der lieben Bärin über das Weißkrautblatt fest um den Kopf. Jetzt ist Alles fertig, die Bärin legt sich auf das gesunde Ohr, und Fanferlieschen und alle Andern gehen ruhig jedes seinen Geschäften nach.

Es ist gut, daß es ein Ende nimmt; es wird schon dunkel; man sieht nichts mehr; das Ganze aber, was wir gesehen haben, ist ein tiefer Blick in die Geheimnisse der Arznei- und Apothekerkunst, da sie noch in der Kindheit war. Fanferlieschen machte nämlich, kurz zu sprechen, einen Balsam von Oel, Wein und Honig, strich ihn auf Charpie und band ihn der Bärin mit einem kühlen Blatt auf das verwundete Ohr. Alle Thiere aber halfen dazu, jedes nach seinen Kräften.

Was hat das aber nur mit allen diesen geschickten, artigen Thieren und dem Fanferlieschen für eine Bewandtniß? Ich müßte mich sehr irren, oder das ist ein Erziehungsinstitut. Warte, da drüben steht ein solider Nachbar mit einer weißen Schlafhaube vor der Thüre, den will ich drum fragen. — „Guten Abend, lieber Herr Nebenmensch!“ — „Schön Dank, Herr Menschenfreund! womit kann ich dienen?“ — „Sagen Sie, können Sie mir nicht sagen, ist nicht hier in der Gegend ein Erziehungsinstitut oder eine Thierarzneischule von einer gewissen Jungfer Fangmerslieschen?“ — „Sie meinen gewiß Jungfer Fanferlieschen; ja, schätzbarer Freund, diese betugte, betagte Jungfer von Stande und Verstande, welche sich von der Welt zurückgezogen, lebt hier gegenüber in ihren alten Tagen ganz hühnerzüchtig, thiererbaulich, vogelbelehrend, viehlosophisch und bestiologisch. Sie statuiret gern zum Besten der Menschenerziehung ein Exempel an dem Vieh, und wir hoffen, daß sie bald eine öffentliche Prüfung mit ihrer Arche Noah halten wird, welche unsere verdrehten Schullehrer beschämen soll, wenn sie vor geschminkter Weisheit noch erröthen können.“ — „Ei, was Sie mir da sagen, lieber Herr Nebenmensch! aber wer auf aller Welt ist denn nur diese seltsame Jungfer Fanferlieschen?“ — „Ich bedaure, daß Sie es auch nicht wissen, denn ich wollte Sie eben selbst darum fragen. Hier im Lande geht schon lange die Rede,

sie sei eine mediatisirte, emancipirte, morganatische Prinzessin von Inkognito aus dem Lande Ysni, die sich mit allen guten sieben Sachen beschäftigt; aber man weiß eigentlich nichts Gewisses von ihr, als daß sie immer ein hülfreicher Engel für Stadt und Land war und sich in unsern betrübten Zeiten bei der Regierung des Königs Jerum in stiller Zurückgezogenheit mit unausgestopfter Naturwissenschaft beschäftigt. — Aber, verzeihen Sie, man spricht nicht gern von ihr — man hat zu viel Liebe und Furcht und Respekt und Angst in unsern aufgeklärten Zeiten vor ihr — man wird überall belauert und leicht für einen Finsterling und Jesuiten ausgeschrieben, wenn man viel von guten Leuten spricht. — Der König Jerum hat sie für eine abergläubische, fanatische, mystische, phantastische, überspannte Person aus dem stichedunkeln Mittelalter erklärt. Ich bitte, mich zu entschuldigen — man wird sehr beobachtet — es fängt auch an, zu regnen, und meine Frau ruft mich zum Essen — leben Sie recht wohl, schätzbarer Freund! ich danke für gütige Nachfrage.“ — „Ebenfalls, ich wünsche Ihnen mehrere derselben in bester Gesundheit zu erleben, besten Appetit! — aber können Sie mir denn gar nicht sagen, in welchen Verhältnissen Jungfer Fanferlieschen früher hier gelebt?“ — „Sie entschuldigen, das würde zu weit führen, und überhaupt scheint es mir, Sie wüßten mehr davon als ich und wollen mich nur herauslocken — ich aber gehe hinein!“ — Damit zog er sich ins Haus zurück und riegelte mir mit den Worten: unausstehliche Spionniererei! die Thüre vor der Nase zu.

Da läßt er mich ganz in der Dunkelheit stehen; aber beim Licht besehen, das Jungfer Fanferlieschen mir eben drüben in ihrer Studirstube aufgesteckt, hat der liebe Herr Nebenmensch ganz recht; was brauch ich ihn zu fragen in einer Sache, von der kein Mensch nichts weiß, und über die der König Jerum so dumm und ergrimmt lügt; muß ich mehr von der Wahrheit wissen, als alle andern Leute? Ich will es nur gerade heraussagen, wie es mir am bequemsten ist; aber ihr müßt mir auch zuhören.

Die betagte, betugte Jungfer Fanferlieschen war schon sehr lange in Besserdich; sie war wohl so alt als der verstorbene

König Laudamus, denn als dieser auf die Welt kam, fand Morgens die königliche Mutter eine Schachtel in seiner Wiege, und als sie die Schachtel aufmachte, standen ein Paar wunderschöne goldene Pantöffelchen drin, und in dem einen Pantöffelchen schlief ein feines, kleines Mädchen, und in dem andern Pantöffelchen steckte eine schöne zusammengerollte seidene Schürze, dabei aber lag ein Zettel, auf welchem Folgendes stand:

„Dieses Kind heißt Fanferlieschen;
Paßt ihm einst ans schöne Füßchen
Pantöffelchen Sandalia,
Paßt ihm einst ums Leibchen schlank
Schürzchen Femoralia,
Bringt es Nutzen dir und Dank,
Wenn du ihm jetzt, um zu leben,
Dann und wann
Ein klein Tröpfchen Milch willst geben,
Weil ich's nicht ernähren kann;
Zieh es auf mit deinem Kind,
Dem es einstens Seide spinnt."

Die alte Königin ließ sich träumen, wer ihr das liebliche Kindchen geschickt, sagte es aber Niemand und nährte es mit ihrem Kronprinzchen Laudamus, dessen Milchschwester es nun war, und dessen Gespielin es später wurde.

Fanferlieschen wuchs heran und war anders wie alle Kinder: es war klüger und feiner und tugendlicher, lustiger und ernsthafter. Der Kronprinz Laudamus hatte eine unbegrenzte Verehrung gegen Fanferlieschen, welche ihm die schönsten Lehren gab, als er nach Madrid, Lissabon, London, Paris, Wien, Berlin, Stockholm, Kopenhagen, Warschau, Petersburg, Moskau, Konstantinopel, Mailand, Rom, Neapel, Jerusalem, Kairo, und von da über Usingen, Neuwied, Guntersblum, Ysni, Böblingen u. s. w. nach Besserdich zurückreiste, auf welcher Reise ihn nichts so sehr betrübte, als daß Amerika noch nicht entdeckt war und er daher nicht auch Philadelphia besuchen konnte, um einen Feldzug unter Lafayette mitzumachen. Fanferlieschen hatte ihm eine sym-

pathetische Uhr zum Andenken mitgegeben, die sie selbst fabricirt hatte; sie war groß in dieser Kunst, die sie von einem verrückt gewordenen Uhrmacher Namens Bogs erlernt hatte. Sie hatte zwei Uhren dieser Art gemacht, welche immer zusammen gingen; eine hatte sie dem Kronprinzen Laudamus mitgegeben, und eine hatte sie behalten. Diese Uhren hatten keine Zahlen, sondern Buchstaben, und zwar das ganze ABC. Stellte man den Zeiger der einen auf A, so schlug das Glöckchen auf der andern A, und so gegenseitig; und wenn man nun so ganze Worte zusammenstellte auf der einen Uhr, so hörte man die Buchstaben auf der andern schlagen und konnte Alles zusammen buchstabiren, was der Andere sagen wollte, und konnte ihm dann wieder antworten. Die Uhr war ganz natürlich, denn wie es natürlich ist, daß es an einem Ort vier Uhr schlägt, wenn es am andern vier Uhr ist: eben so ist es auch natürlich, daß es bei dem Kronprinzen A schlug, wenn es bei Fanferlieschen A war. Durch diese Uhren konnten sie sich in der weitesten Entfernung Alles sagen; denn damals war die Briefpost noch nicht erfunden, und mußte man sich mit solchen Sachen helfen. Sie beteten auch auf diese Weise ihr Morgen- und Abendgebet mit einander, obschon sie oft viele hundert Stunden von einander entfernt waren, und nach dem Amen gab Fanferlieschen gute Lehren und erzählte, wie die Mutter sich befinde, und dann antwortete der Kronprinz Laudamus, gratulirte auf Namens- und Geburtstag und auf Neujahr, erzählte, was er gegessen hatte, und seine ganze Reise. Auch meldete er Alles, was man ihm nachschicken sollte. Ich will nur ein Beispiel erzählen, da kann man sich Alles gleich vorstellen. Einstens Morgens hörte Fanferlieschen ihre Uhr schlagen:

Kairo Knopf ab, kein Nadel, Zwirn,
Fingerhut.

Da antwortete sie gleich Folgendes, und der Kronprinz hörte auf seiner Uhr schlagen:

Stecknadel bis Alles kömmt.

Was heißt das nun anders, als der Kronprinz schreibt, daß

ihm in Kairo ein Knopf abgerissen, und daß ihm Nadel, Zwirn und Fingerhut fehle, ihn wieder anzunähen; da gab ihm nun Fanferlieschen den weisen Rath, sich mit einer Stecknadel zu behelfen, bis sie ihm Nadel und Zwirn gesendet, was auch sogleich durch einen Gesandtschaftskurier geschah, der nebenbei einen Zollverein mit dem König von Kairo für Pyramiden, Hustenleder, Mumien und Schwefelhölzlein abschloß. Durch diesen wechselseitigen Unterricht wurde der Kronprinz Laudamus sehr tugendhaft und gelehrt.

Als ihm aber Fanferlieschen einst sagte: „Komm heim, die Mutter kränkelt" — reiste er schnell zurück und wäre noch schneller gereist, wenn er nicht hunderttausendmal an den Zollhäusern wäre aufgehalten und visitirt worden, so daß er noch einmal so lang visitirt wurde, als er gereist ist. Er hatte aber auch die größten Merkwürdigkeiten aller Orten eingekauft, um ein Museum in Besserdich aufzustellen: in Madrid eine Lichtputze von zwei Fingern, in Lissabon ein Räucherkerzchen, in London eine Nähnadel, in Paris einen Fingerhut, in Berlin eine Hühneraugenfeile, in Wien einen Stiefelknecht, in Petersburg ein Talglicht, in Moskau Pelzhandschuhe, in Warschau einen engen Kamm, in Konstantinopel eine Striegel, in Kairo eine Handlaterne u. s. w. Alles Das machte viel Schererei, bis er es glücklich in Besserdich hineingebracht hatte, wo besonders der freie Stiefelknecht großes Aufsehen machte, weil man dort keine anderen kannte, als die in der Wirthsstube an einer Kette liegen. Von diesem Stiefelknecht wird noch einmal die Rede sein.

Also der Kronprinz Laudamus kam mit seinen Kostbarkeiten in Besserdich an; fand aber die Königin Mutter sehr krank. Sie lag im Bett und zwar sehr ernsthaft mit dem Gesicht nach der Wand. Fanferlieschen saß unten am Bett und war eine sehr feine, flinke, kluge Dame geworden. Als er hereintrat, sagte sie: „der Kronprinz Laudamus!" Da sagte die Königin: „Bring mir die Krone!" Der Kronprinz aber sagte eintretend: „Das Fanferlieschen!" Da sagte die Königin: „Hol mir Sandalia Femoralia." Da wußte Fanferlieschen gleich, was die Königin

wollte, und ging in die Aepfelkammer, wo der Kleiderschrank der Königin stand, damit keine Motten hinein kommen sollten, und holte aus dem Kleiderschrank einen Haubenstock, worauf die Haarbeutelperrücke des verstorbenen Königs mit der Krone oben drauf hing, und auf der Krone stand eine Schachtel, auf welcher geschrieben war: Sandalia Femoralia. Das hatte Fanferlieschen oft gesehen, wußte aber nicht, was es bedeutete, denn die Königin hatte es ihr niemals erzählt.

Diesen Perrückenstock trug Fanferlieschen mit Allem, was dazu gehörte, zu der Königin und stellte ihn neben ihr Bett. Die Königin saß aufrecht im Bett und sagte: „Jungfer Fanferlieschen! lege Sie mir doch einen warmen Krug an die Füße, ich friere so.“ Das that dann Fanferlieschen gleich; da erholte sich die kranke Königin ein wenig und sagte: „Kronprinz Laudamus! knie nieder, schiebe aber erst das Spuckkästchen weiter unter das Bett, damit du es nicht umwirfst.“ Das geschah, er kniete. Nun sagte sie: „Jungfer Fanferlieschen! Setze Sie sich unten auf mein Bett, da rutscht mir die Decke immer weg, und es zieht mir so kalt an die Füße.“ So geschah es. Fanferlieschen saß auf dem Bette und stopfte die Decke rings fest zu.

„Ich sterbe,
Mein Sohn!
Nun erbe
Die Kron;
Perrücke
Setz auf,
Dein Glücke
Steht drauf;
Sandalia
Femoralia.“

Kaum hatte der Kronprinz diese Sachen ein wenig auf dem Kopf stehen, als er eine erstaunliche Verehrung zu Fanferlieschen empfand und zu seiner Mutter sagte: „Ach Mama! wenn mein Glück drauf steht, so muß Fanferlieschen drauf stehen und nicht Sandalia Femoralia, die ich nicht kenne. Ach Mama! geben

Sie mir Fanferlieschen zur Königin, dann geht Alles gut, wie unsere Sympathieuhren."

Die Königin aber sagte: „Schweig still! Vergessen Sie Ihre Rede nicht! Wo bin ich denn gleich stehen geblieben? Ja, um wieder auf Sandalia Femoralia zu kommen; also mach einmal die Schachtel auf, Fanferlieschen!" Da machte Fanferlieschen die Schachtel auf und wurde ganz tiefsinnig. Da sagte die Königin: „Fanferlieschen! in dieser Schachtel, in dem Goldpantöffelchen rechts, fand ich dich in der Wiege des Kronprinzen Laudamus, im Pantoffel links liegt ein seidenes Schürzchen, ein Zettelchen liegt dabei, das geb ich dir nachher. Kronprinz Laudamus! probire dem Fanferlieschen die Pantöffelchen an, sie werden ihm wohl passen."

Der Kronprinz hielt ihr die Pantöffelchen vor und sagte: „Fanferlieschen Schönefüßchen", und sie schlüpfte hinein und hüpfte vom Bett; die Pantoffeln paßten wie angegossen. Da sagte die Königin: „Kronprinz! binde Fanferlieschen das Schürzchen um, es wird wohl passen." Das that der Kronprinz mit großer Ehrerbietung, und die Schürze saß ihr wie auf den Leib gemacht. Fanferlieschen stand und ward sehr ernsthaft.

Die Königin aber sagte: „Kronprinz! schwöre, meinen letzten Willen zu befolgen." Der Kronprinz sprach: „Wobei soll ich schwören?" Da sagte die Königin: „Sprich mir nur nach." Da antwortete er: „Das soll ein Wort sein" — und die Königin sprach, und er wiederholte Wort für Wort:

„Ich schwöre bei Sandalia Femoralia,
Meine Krone theilet nicht Alia,
Als Sandalia Femoralia."

Als der Kronprinz dieses geschworen hatte, wurde er ganz bleich und sagte weinend: „Ach, Mama! kann ich meine Krone denn nicht mit Fanferlieschen theilen? Ach! Mama, ich habe sie so lieb, ja, ja, ja" — so weinte und schluchzte er. Die Königin aber sagte: „Was hast du geschworen? Mein Gedächtniß wird so schwach, habt ihr nichts zu riechen?" — „Gleich, gleich," sagte

der Kronprinz, „ich habe von meiner Reise aus Nürnberg ein Schächtelchen Schneeberger Schnupftabak mitgebracht, eine Prise stärkt ungemein das Gedächtniß; da hielt er ihr den Schneeberger unter die Nase und sagte: „Besinnen Sie sich, Mama! Nicht wahr, mit Fanferlieschen soll ich meine Krone theilen?" Die Königin aber roch an dem Schneeberger, nieste ganz erstaunlich heftig, sagte: „Sandalia Femoralia", sank auf die Kissen zurück, und todt war sie.

Da weinten der Kronprinz und Fanferlieschen sehr, endlich aber sagte Fanferlieschen: „Komm her, König Laudamus! laß dich ein wenig abtrocknen. Du bist ja ganz verschluchzet." Kaum aber hatte sie ihm das Gesicht mit ihrer Schürze abgewischt, als er ganz ruhig und wie ein anderer Mensch ward. Er sagte: „Jungfer Fanferlieschen! ich werde nun meine Frau Mutter begraben lassen, sodann die Regierung antreten und den letzten Willen meiner seligen Mutter pünktlich erfüllen, übrigens bitte ich Sie, mir künftig immer mit Rath und That beizustehen."

„Darauf können sich Ihro Majestät verlassen," sagte Fanferlieschen, „ich bin das Ihrer seligen Frau Mutter schuldig, welche mich mit ein paar Tröpfchen Milch ernähret und dann bis jetzt groß gezogen hat. Rufen Sie nur gleich Ihre Regierung aus, ich will die verstorbene Königin Mutter einstweilen zum Begräbniß einkleiden."

Der neue König ging sogleich nach dem Balkon vor dem Schloß und sprach mit sich selber: „Die Mama selig hat Recht, Fanferlieschen kann nicht Königin werden, man weiß nicht, wo sie her ist, und man kann sie auch gar nicht Ihro Majestät, Frau Königin, nennen, das paßt gar nicht. Jungfer Fanferlieschen Schönefüßchen, anders kann sie nie genannt werden. Sandalia Femoralia aber ist ein herrlicher Name für eine Königin, ich will sie auch gleich aufsuchen, wie ich als König erkannt bin. Es ist merkwürdig, seit Fanferlieschen mich mit der Schürze abgetrocknet, denke ich viel solider."

Nun trat er auf die Altane, alles Volk stand auf dem Schloßplatz; er rief: „Die Königin ist gestorben!" Da rief das Volk:

„Es lebe der König Laudamus!“ und da war Alles in Ordnung. Er war König. Er sagte hierauf: „Ich muß, um den letzten Willen meiner Mutter augenblicklich zu erfüllen, sogleich eine Reise unternehmen, bald kehre ich mit eurer künftigen Königin zurück. Sandalia Femoralia soll mit mir alle Gewalt theilen, diesem Namen sollet ihr Folge leisten, und während meiner Abwesenheit der Jungfer Fanferlieschen.“ Das Volk rief wieder Vivat! und der König stieg gleich wieder in seine Reisekutsche, die noch gar nicht ausgespannt war, und fuhr in der Welt herum, eine Prinzessin zu suchen, die Sandalia Femoralia hieß.

Fanferlieschen putzte unterdessen die Königin zum Begräbniß an, und da sie ihr die Hände faltete, fand sie jenen Zettel in ihrer Hand, der bei ihr in der Schachtel gelegen hatte, und da las sie:

„Dieses Kind heißt Fanferlieschen;
Paßt ihm einst ans schöne Füßchen
Pantöffelchen Sandalia,
Paßt ihm einst ums Leibchen schlank
Schürzchen Femoralia,
Bringt es Nutzen dir und Dank,
Wenn du ihm jetzt, um zu leben,
Dann und wann
Ein klein Tröpfchen Milch willst geben,
Weil ich's nicht ernähren kann;
Zieh es auf mit deinem Kind,
Dem es einstens Seide spinnt.“

Als sie dieses gelesen hatte, fühlte sie innerlich, daß ihre Pantöffelchen Sandalia, ihr Schürzchen Femoralia hießen, und daß in beiden große Macht liege, Gutes zu stiften, und daß diese es seien, mit welchen der König seine Krone theilen solle und viel Gutes dadurch empfangen, und sie wurde darüber recht vergnügt und doch ernsthaft. Da brachte der Schreiner den Sarg, und sie ließ aus der Schachtel, in der sie gefunden worden war, Hobelspäne machen, und legte sie der Königin in den Sarg zum Andenken unter den Kopf, küßte sie noch einmal, dann nagelte man

den Sarg zu und begrub die Königin, und Fanferlieschen ging mit allem Volk hinten drein.

Da sie aber fragte: wo denn der König sei, sagte man ihr, er sei weg, die Königin Sandalia Femoralia zu suchen, der sie gehorchen sollten, und bis er mit ihr kommen werde, sollten sie ihr, der Jungfer Fanferlieschen, gehorchen. Da antwortete sie nachdenklich: „Alles im Namen von Sandalia Femoralia!“ und in diesem Namen ward ihr nach dem Begräbniß bis zur Rückkehr des Königs gehuldigt.

Fanferlieschen herrschte so ein Jahr im Lande, dem sie den Namen Sandalia gab; sie schrieb manchmal dem König mit der Sympathieuhr, er solle zurückkehren, Sandalia seien ihre Pantoffeln, Femoralia sei ihr Schürzchen; aber der König gab keine Antwort, denn er hörte nichts davon, weil er seine Sympathieuhr an einem gewissen Orte hatte liegen lassen.

Der König suchte lange nach einer Prinzessin dieses Namens und ließ es überall bekannt machen. Die Nachricht kam auch in ein Land, wo eine schöne, aber böse Prinzessin war, die eigentlich Scandalia Immoralia hieß. Ein geschickter Diplomat aber radirte das c aus dem Taufschein und machte ein Fe aus dem Im, und so wurde der König Laudamus betrogen, ohne es zu wissen. Er mußte sie aber sogleich heirathen und trat nun mit ihr die Heimreise an.

Fanferlieschen hatte indessen das Land Sandalia so gut wie ihre Pantöffelchen regiert, die sich unter ihren schönen Füßchen sehr wohl befanden und nicht ächzten, noch seufzten. Wo aber Unruhe war, durfte sie nur den Pantoffel zeigen, und Alles gehorchte freiwillig. Aus ihrer Schürze Femoralia aber theilte sie reichlich aus; denn sie war von allem Guten voll, und sie konnte herausschütteln Herz was verlangst du.

Fanferlieschen hatte auch die Seltenheiten, welche der König von der ersten Reise mitgebracht, in einem Museum aufgestellt; aber der freie Stiefelknecht hätte schier Böses gestiftet, weil die Menschen Alles gleich nachmachen, so wollten sie auch den Stiefelknecht im Wirthshaus nicht länger an der Kette lassen, und sie

sangen ein Freiheitslied im Wirthshaus von Stiefelknechtschafts-Ketten-Sprengung und machten den Stiefelknecht los. Da steckte ihn aber ein schadenfroher Mensch in den Ofen, und als die Bürger Abends die Stiefel ausziehen wollten, war kein Knecht mehr da, worüber Streit und beinahe Bürgerkrieg entstand. Da ritt Fanferlieschen auf einem weißen Pferd mitten ins Getümmel, klapperte mit den Pantoffeln zusammen, und Alles ward ruhig; dann aber ließ sie den königlichen Stiefelknecht selbst an die Kette im Wirthshaus legen, welche Befreiung von großem Druck die Bürger sehr dankbar erkannten, denn sie hatten seit mehreren Tagen die engen Stiefel nicht von den Füßen bekommen.

Endlich kam der König mit seiner Königin Sandalia Femoralia zurück, und Fanferlieschen übergab ihr das halbe Theil von der Krone, das sie bis jetzt verwaltet hatte. Die neue Königin konnte Fanferlieschen nicht leiden, und diese zog sich auch ganz zurück in ein Haus nahe am Thor, in welchem sie mit Dem, was ihr die verstorbene Königin geschenkt hatte, ein Erziehungsinstitut für verwaiste Töchter und Knaben von Standespersonen einrichtete und diese trefflich heranbildete. Der König und die Königin sah sie nur einmal bei der öffentlichen Prüfung; die Königin tadelte Alles, was sie sah, und der König war sehr betrübt darüber; aber er durfte nicht widersprechen, weil die Königin gleich sich anstellte, als wolle sie sterben.

Einige Wochen darauf bekam der König einen Erbprinzen; aber da er der Königin in die Arme gelegt ward, schrie sie: „O Jerum!" und starb. Darum gab man dem Prinzen den Namen Jerum!

Nach dem Tode der Königin galt Fanferlieschen wieder Alles bei dem König, und nun fragte sie ihn, warum er ihr gar nicht geantwortet, wenn sie ihm mit der Sympathieuhr geschrieben habe? Er sagte aber, daß er diese leider an einem gewissen Ort habe liegen lassen. Nun sagte ihm auch Fanferlieschen: „Du hast deine Mutter nicht recht verstanden bei ihrem Tod, denn Sandalia heißen meine Pantöffelchen, Femoralia heißt mein Schürzchen, du aber hast gemeint, das seien Weibernamen." Da

ließ der König nachforschen, wie seine Frau an diese Namen gekommen sei, und da kam der Betrug heraus. Der König war betrübt; aber es war nun zu spät, und er suchte nun seinen Sohn so gut zu erziehen und sein Land zu regieren als immer möglich, und Fanferlieschen galt Alles bei ihm und half in Allem. Nur mit dem Prinzen Jerum ging es nicht gut, der war und blieb ein böser Bube.

Wenn der König einen guten Staatsminister brauchte, ging er nur zu Jungfer Fanferlieschen und sagte:

„Fanferlieschen Schönefüßchen!
Nicht zu lang und nicht zu kurz,
Schüttle mir aus deinem Schurz
Einen guten Staatsminister."

„Herr! hier ist er!"

sagte dann Fanferlieschen, indem sie ihr Schürzchen schüttelte und ein kompleter Staatsminister mit seinem Portefeuille unter dem Arm gleich heraus fiel, oder vielmehr hüpfte, der das Land trefflich regierte. Aber mit den Hofmeistern, welche sie für Prinz Jerum dutzendweise aus der Schürze schüttelte, wollte es nicht einschlagen. Es waren zwar lauter vortreffliche Leute, aber desto weniger mochte Prinz Jerum sie ausstehen; ja er stellte manchem von ihnen auf der Jagd nach dem Leben und wurde immer böser; und da der König wieder sagte:

„Fanferlieschen Schönefüßchen!
Nicht zu lang und nicht zu kurz,
Schüttle mir aus deinem Schurz
Einen guten Gouverneur."

schüttelte sie den Schurz nicht, sondern sagte:

„Majestät! ich thu's nicht mehr.

Ich will nicht schuld am Tode so respektabler Männer sein; Prinz Jerum ist groß, er muß sich die Hörner selbst ablaufen. Kommt

Zeit, kommt Rath, wird ihn einst klug machen" — da ließ ihn der König austoben.

Es war aber in dieser Zeit eine wunderbare Krankheit in der Welt, man nannte sie die standesmäßige Krankheit, die standesmäßige Blindheit u. s. w. Die befiel nur vornehme Leute von Adel und Fürsten. Die Leute wurden erstaunlich menschenfreundlich und dann blind, suchten dann schlechte Gesellschaft, konnten nicht mehr hochwohnen, ließen sich von ihren hohen Schlössern herab, und wenn sie es unten nicht mehr aushalten konnten, befahlen sie, man solle sie wieder höher logiren, dann aber war es bald aus mit ihnen, und sie starben dann gewöhnlich schnell an einem ganz gemeinen Schlagfluß. Durch diese Krankheit waren viele Kinder von Stande verwaist, und man that sie schier alle in das Erziehungsinstitut der Jungfer Fanferlieschen, und der König verwaltete ihnen, bis sie groß waren, ihre Güter und Länder.

Endlich aber starb der gute König selbst, und der böse Kronprinz Jerum kam auf den Thron.

Der König aber hatte in seinem Testament der Hauptstadt, die bisher keinen Namen gehabt hatte, den Namen Besserdich gegeben, damit sein böser Sohn dadurch immer erinnert werden sollte. Diesen Namen hatte auch Jungfer Fanferlieschen aus ihrem Schürzchen geschüttelt, und König Jerum war um so erbitterter gegen sie. Er ließ ihr von seinen Jagdhunden ein Loch in die Schürze reißen und machte bekannt, daß das Land künftig nicht mehr Sandalia, sondern Skandalia heißen solle, weil seine Frau Mutter eigentlich so geheißen. Von dem Namen Immoralia schwieg er ganz still. Dann rührte er die Geschichte mit dem Stiefelknecht wieder auf, sagte, daß er unter dem tyrannischen Pantoffel- und Schürzenregiment der famosen Fanferlieschen in so schändliche Ketten gekommen sei, riß ihn selbst mit seinem bösen Hofgesinde von der Kette, und da wieder Streit entstand, so schlug er einem guten Bürger damit ein Loch in den Kopf. Alles ging drunter und drüber. Er machte bekannt, es solle der Stiefelknecht bei schwerer Strafe verboten sein, man solle künftig sagen Fußbefreier. So wollte er Alles frei machen. Aber die Leute

sagten: „Er macht uns von Allem frei und bloß, so daß wir bald nackt und barfuß gehn.“ Fanferlieschen durfte sich nicht mehr bei Hof sehen lassen, sie zog sich still in ihr Haus am Thor zurück. Sie hatte ihre Erziehungsanstalt nicht mehr, sondern unterhielt sich damit, allerlei Thiere zu erziehen und abzurichten, und man wunderte sich oft, daß man sie nie irgend eine Gans, Huhn, Puthahn, Kalb, Schaf oder dergleichen verkaufen sah, und daß man auch die Thiere nie viel schreien, blöken, brummen hörte. Es war meistens Silentium; aber Fanferlieschen hörte man oft lange Staatsgespräche mit ihnen halten. Manchmal erhielt sie gelehrte philosophische Erziehungsbüchelchen und probirte sie an ihrem Vieh und mischte den Unterricht mit Geographie, wo sie Alles in singendem Ton ihr nachbrummen mußten; das wurde dann wieder mit einem Glöckchen unterbrochen, wo all das Gethier in den Garten lief und Leibesbewegungen machte, und dann ging es von Neuem an. Dieser Unterricht lautete gar kurios.

Fanferlieschen las vor: „Das Vieh ist bildungsfähig nach seiner Länge, Breite, Dicke, Thatkraft.“

Da schlief Alles ein und schnarchte: Hum, hum, hum. Dann schrie sie taktmäßig: „Mannheim in der Pfalz hat 16,000 Einwohner, Berlin in Brandenburg hat 100,000 Einwohner, Frankfurt, eine freie Stadt, hat 60,000 Einwohner, Besserdich in Skandalia hat wie viel Einwohner?“ und so fort, und Das brummten, piepten, gackten, schnatterten die Thiere taktmäßig nach. Dann klang das Glöckchen: bimm, bimm, bimm, und Alles rannte hinaus. Aber sie blieb nicht bei dieser seltsamen Methode, weil dabei zu viel geschlafen, gebrummt und gesprungen ward, und trieb Alles wieder nach ihrem eigenen Sinn und alten Herkommen.

Ihr Haus hieß aber zur Arche Noah, und sie sagte oft zu den Thieren: „Hier sind wir von Gott hereingeführt, bis die Sündfluth draußen abgelaufen ist.“ Ihr Institut hatte aber doch großen Ruf, und man pflegte zu sagen, wenn einer der Hofleute Jerums einen dummen Streich machte: dieses Rindvieh hat nicht in der Arche Noah bei Fanferlieschen studirt.

Einmal im Jahr, am Todestag des guten Königs Laudamus, zeigte sich Fanferlieschen mit allen ihren Thieren öffentlich in der Stadt, bei dem großen Trauerfest, das alle Bürger feierten und sich nicht nehmen ließen, obschon Jerum alles Mögliche gethan, dieses Fest abzuschaffen. Aber er vermochte es nicht; und so ritt er denn immer am Abend vorher, mit seinem Anhang, mit großem Gelärme zum Thor hinaus, und das war auch gestern der Fall, wie wir selbst erfahren haben, da er der jungen geliebten Bärin, welche Fanferlieschen kämmte, den Pfeil durch das Ohr schoß.

Da wären wir wieder, wo wir angefangen hatten: jetzt wissen wir, wer Fanferlieschen etwa sein kann; wer es besser weiß, der sage es uns, wer es auf andere Art wissen will, der denke es sich selbst aus; die Gedanken sind noch zollfrei. Nun weiter.

Reite nur zu, böser König Jerum! um dem schwarzen Trauerfest deines guten Vaters Laudamus zu entgehen. Dein Gewissen, dein Herz, deine Seele, dein Undank, deine Handlungen sind schwärzer, als alle Trauer in Besserdich. Reite nur zu nach Munkelwust! Verliere nur Besserdich aus den Augen! du kannst dich dadurch nicht weiß waschen; denn Alles, was heute trauert, schwärzet dich an! — Diese Trauer aber war so groß als möglich.

Vom Vorabend an, die ganze Nacht hindurch, war man in der Stadt mit schwarzen Zurüstungen beschäftigt. Jungfer Fanferlieschen hatte besonders viel zu thun, um alle ihre Thiere und Thierchen mit Trauerkleidern zu versehen. Aber es ging doch leichter, als man hätte denken sollen, da sie alles Nöthige aus ihrer Schürze Femoralia schütteln konnte. Sie hielt ihre Schürze mit beiden Händen auf und rief alle kleineren und mittleren Vögel und Thiere hinein, so viel sie jedesmal ohne zu reißen tragen konnte, und sprach dabei:

„Schürzchen Femoralia!
Heut sind Funeralia,
Wo ich Trauer haben muß
Zu den Funeralibus.

All den Thierchen groß und klein
Schüttle hübsche schwarze Bein',
Schüttle schwarze Mäntelein,
Laß auch schwarz die Hauben sein!"

Dann schüttelte sie alle die Thiere wieder aus der Schürze, und alle hatten gleich schöne schwarze Hosen, Strümpfe, Schuhe und Mäntelchen an und schwarze Hauben und Büsche auf dem Kopf. Weil sie aber Ochsen, Kälber, Stiere, Esel, Pferde, Böcke, Hirsche, Rehe, Ziegen, Adler u. s. w. nicht in die Schürze gut fassen konnte, so mußte sie die Trauerkleider und Zierden für diese einzeln herausschütteln und sie dann damit bekleiden. Alles aber, was sie genau benannte, fiel aus der Schürze. Sie sprach dabei:

„Schürzchen Femoralia!
Heut sind Funeralia,
Wo ich Trauer haben muß
Zu den Funeralibus.
Große Thier' kann ich nicht schütteln,
Die versieh mit schwarzen Kitteln,
Schwarzen Trauerschaberacken,
Unten hübsch mit weißen Zacken,
Von den Pferd-Ochs-Eselsschweifen
Müssen Flöre niederschleifen,
Auf die Hörner zwei Citronen
Und dann mit Cypressenkronen
Auf die Stirn ein Todtenkopf
Und ein Kreppflor um den Kropf.
Eben so an jedem Ohr
Glitzergold und Trauerflor."

Alles, was nun Fanferslieschen beim rechten Namen nannte, fiel sogleich auch in der gehörigen Anzahl aus der Schürze. Aber nun wollte sie auch noch gerne eine gewisse Art von gemachten Blumen haben; weil ihr aber der Name dieser Blumen nicht einfallen wollte und sie immer expliciren wollte, wo man sie brauche und wo sie die Blumen gesehen habe, nämlich bei Leichen und

auf Kirchhöfen, so kam sie auf allerlei melancholische Kirchhofsgedanken und schüttelte lange vergeblich, bis ihr endlich der Name einfiel und die Blumen herausfielen. Dies alles ging aber unter folgenden Worten vor sich:

„Schürzchen Femoralia!
Für die Funeralia
Schüttle Blumen, die so glänzen,
Die man braucht zu Todtenkränzen;
Kindern, Jungfern, Junggesellen
Auf den Sarg auch pflegt zu stellen;
Oder an das Kreuz zu hängen
Dort, wo Alle sich hin drängen,
Dort, wo Keiner hin doch will;
Wo's so hüglicht ist und still;
Manche Krone blinkt so schön,
Wenn die Lüftchen drüber wehn,
Wenn die Lämmer auf dem Rasen
So geduldig drumher grasen,
Wenn die Schwalben drüber fliegen,
Daß man möcht darunter liegen.
Aber andre sind so frostig,
Traurig, modrig, schimmlig, rostig,
Daß sie widrig schrillend dröhnen,
Wie ein Knirschen mit den Zähnen,
Wenn die Stürme aus der Heide
Rasen und die Trauerweide
Sich zerrauft die feuchten Haare,
Wie Verzweiflung an der Bahre;
Wenn das Kirchenfenster klirret,
Von der Eule angeschwirret,
Wo die ew'ge Lampe flimmert;
Wenn die Wetterfahn bald wimmert
Wie ein Kind, bald hell aufkreischet
Wie ein Herz, das sich zerfleischet;
Wenn auf Gräbern hagre Wölfe
Heulend scharrend Nachts um Zwölfe,
Rasseln wild die bösen Kronen,
Weh! wer mag da unten wohnen!

Und man wendet sich zum Fliehen,
Fühlt sich doch am Mantel ziehen
Und sinkt vor dem Manne nieder,
Der im Winkel dort beim Flieder,
Ganz von Wunden überhagelt,
Händ und Füße fest genagelt,
Und das Haupt gekrönt mit Dorn
Und das Herz ein blut'ger Born,
Ganz vergessen und verachtet,
Am gekreuzten Pfahl verschmachtet
Und sein Blut hernieder schwitzet
Auf ein Bild, das unten sitzet:
Eine Jungfrau, die voll Schmerzen,
Sieben Schwert im Mutterherzen,
Weinet auf die Nesseln hin,
Die ihr dicht zu Füßen knien.
Ob die beten, weiß ich nicht;
Aber was der Flieder spricht,
Wenn der Nachtwind drinnen rauschet,
Hört ein Jeder, der da lauschet.
Zu den Gräbern spricht Hollunder:
„Weh! die Hölle holt hinunter."
Mancher seuft zum Kreuz da auf:
„Hol zum Himmel mich hinauf!"
Wie, ragt hoch ein Mastbaum drüber,
Man am See ruft: „Hol hinüber!"
Und das Bild, das unten weint,
Ist der Anker, der vereint
Schiff und Ufer, um zu landen,
Wenn die Sündenfluthen branden,
Und da ruft es von dem Mast:
„Bringt mir alle eure Last!"
Selig, wer es hat begriffen,
Sicher dich zu überschiffen,
Grünes Meer! Ach, Well an Welle
Scheint erstarrt und treibt doch schnelle
Fleisch und Bein hin zum Gericht,
Herz, Gras, Kraut, Vergißmeinnicht."

Fanferlieschen war über diesen Worten ganz tiefsinnig geworden, sie sah still vor sich hin und meinte, sie sehe einen Kirchhof um sich her, wo Gut und Bös beisammen ruht, scheinbar ganz einig, Hügel an Hügel wie ein grünes Meer, Well an Welle; aber die Wellen kommen nicht alle an denselben Ort, und da war's ihr, als sei das Kreuz der Mast des Schiffleins sicher überzuschiffen; und Das alles sprach sie wie im Traum so vor sich hin, indem sie auf den Namen der Blumen sann, die sie gern geschüttelt hätte. Weil sie aber von Blumen gesprochen, die sie wollte, und einmal das Wort Flieder und zuletzt das Wort Vergißmeinnicht aussprach, fielen Fliederblumen und Vergißmeinnichte aus der Schürze. Das war nun nicht, was sie wollte; aber sie konnte es doch auch gebrauchen, und nun sammelte sie ihre fünf Sinne wieder und explicirte sich weiter, bis sie den gewöhnlichen Namen der Blumen fand. Sie sagte aber:

„Doch ich hab mich ganz vergessen
In Betrachtung. Unterdessen
Ist schon Manches ausgeschüttelt,
Was ich richtig hab' betitelt.
Nur fehlt noch der Blumen Namen,
Schürzchen, weißt du nicht, sie kamen
Auf die Messe, draus am Main
Blinkten sie zur Welt hinein,
Bei den Essiggurkenfäßchen,
Steckenpferdchen, Schaukelrößchen,
Klapperstörchen kinderbringend,
Leierkasten zimm zimm klingend,
Bei den breiten Nüssenackern
Ohnweit den Dukatenbackern,
Wo sich vor Dreibatzenspiegeln
Reiter, Puppen, Aeffchen schniegeln,
Schürzchen! ach, besinn dich nur,
Wart, ich helf dir auf die Spur.
Gar nicht weit von der Butik
Ruft's: „Ein Batzen Stück für Stück!“

Rechts sind ein halbtausend Kappen,
Aus viel hunderttausend Lappen,
Jeder Narr findt die Façon
Seiner Leibconstitution,
Links verkauft man Pfeifenköpfe
Für die rauchenden Geschöpfe,
Es beschämet dieser Laden
Die Chaussee gleich vor Wiesbaden,
Die man lange Liese nennt,
Denn er ahndet kaum sein End.
Vis-à-vis sind Hosenträger,
Und quer über stehn aus Eger
Böhm'sche Strohhutfabrikanten,
Weißt du's bald? die Kinder standen
Immer vor dem Laden stille,
Weißt du, wo ich kauft die Brille
Und das Paradies von Blei,
Arche Noäh auch dabei;
Richtete nach der allein
Hier mein Institut ja ein,
Und der Krämer ist ein Greis,
Klagt von sehr gedrücktem Preis,
Jammert über schlechte Messen,
Kapital und Interessen
Würden von dem Zoll gefressen
Und das Zahlen oft vergessen.
Weißt du nicht? besinn dich doch!
Wart, ich weiß ein Mittel noch,
Dort gekauft hab' ich im Sack
Den Schneeberger Schnupftabak,
Der für das Gedächtniß ist,
Daß man niemals was vergißt."

Nun zog Fanferlieschen geschwind das Schächtelchen mit Schneeberger Schnupftabak aus der Tasche, welche sie, wie alle Menschen im stichedunkelen Mittelalter, noch um den Leib gebunden hatte, weil man damals alle fünf Sinne zusammenhalten mußte, um sie in den finstern Zeiten nicht zu verlieren. Sie

tupfte die Spitze ihres feinen Zeigefingers in den aus lauter Vergißmeinnichten, die der Registrator Urkundius am Tempel der Erinnerung gepflückt, fabricirten grüngelben Tabak, hielt den Finger an die Nase und wischte ihn dann an die Schürze, worauf sie und die Schürze tüchtig niesten und alle umstehenden Thiere und Thierchen zur Gesundheit wünschten. Sogleich fielen ihr die Blumennamen ins Gedächtniß und die Blumenkronen aus der Schürze. Alles Dieses geschah unter folgenden Worten:

„Schürzchen Femoralia!
Für die Memorialia,
Ist's gefällig, liebe Schürze,
Von dem köstlichen Gewürze,
Wenn's beliebt, nur eine Prise,
Fasse Muth, recht herzlich niese
Etzi — horch! wie's in die Rund schreit:
Profit! wohlbekomm's! Gesundheit!
Gott helf! Jungfer Fanferlieschen,
Gott gesegne Ihr das Prischen!
Richtig — Nürenberger Laden,
Nun die Blumen schnell gerathen,
Weil sie so im Kästchen zittern,
Knittern, reimt sich's drauf mit Flittern,
Ja, da hab ich's — Flitterblumen
Nennen es die alten Muhmen,
Die damit und sieben Sachen
Jene schönen Kronen machen.
Schürzchen Femoralia!
Für die Funeralia
Schüttle mir hübsch klein und groß
Flitterkronen aus dem Schooß."

Es war gut, daß Fanferlieschen gleich die Blumen und Kronen geflochten bei der Schürze bestellt hat; denn sonst hätte sie alle Kronen und Kränze noch erst machen müssen und wäre dann kaum fertig geworden, denn sie hatte sich durch ihr schwaches Gedächtniß sehr verspätet. Sie hatte genug zu thun, alle die vielen Thiere noch zu behängen und zu bekränzen. Manches

thaten sie auch selber, z. B. sich die Citronen auf die Hörner spießen, was besonders schön bei dem Hirsch aussah, der auf den Zacken seines Geweihs wohl ein Dutzend stecken hatte; dazwischen hingen goldene Kränzchen, und Lichter staken drauf, daß es wie ein Weihnachtsbaum aussah. Weil aber ihre liebe Bärin durch das verwundete Ohr ein kleines Fieber hatte und doch auch bei dem Trauerzug sein sollte, so mußte das Schürzchen noch einmal geschüttelt werden. Fanferlieschen sprach:

„Schürzchen Femoralia!
Schüttle für die Ursula
Eine Portechaise schön,
Daß man sie darin kann sehn
Bei der Trauerprocession,
Sei sie ganz nach der Façon
Eines Bienenkorbs von Glas,
Weil sie stets gern Honig aß,
Sei ein Pfefferkuchenkissen
Auf dem Sitz nicht zu vermissen,
Das wird munter sie erhalten,
Ihre Grazie zu entfalten.“

Diese gläserne Portechaise schwebte, um nicht zu zerbrechen, wie eine Seifenblase aus der Schürze und ließ sich sanft bei der Einsiedelei nieder. Nun wollen wir Fanferlieschen Alles ferner ordnen lassen und ein wenig sehen, was in Besserdich geschieht.

In Besserdich war große Trauer, vor Allem eine Sonnenfinsterniß. Alle Gebäude waren mit schwarzem Tuch behängt; von allen Thürmen wehten schwarze Fahnen; alle Rauchfänge rauchten schwarz; an den Klöppeln der geläuteten Glocken hingen schwarze Flöre; alle Bürger zogen schwarze Wäsche und Kleider an; alle Bartscheerer seiften mit schwarzer Seife ein; alle Perrückenmacher puderten mit Kienruß; alle Bäcker buken Schwarzbrod; alle Köchinnen kochten Schwarzwurzeln, Schwarzsauer, Schwarzwildpret; alle Schimmel waren Rappen; auch war an diesem Tage erlaubt, trotz dem Zoll, alle schwarzen Waaren über die Grenze zu schwärzen. In solcher erstaunlichen Schwärze waren

bereits alle Einwohner in der Kirche San Nigritia um das Grab des Königs Laudamus versammelt, auf welchem tausend dreihundert sechsundvierzig zwölfpfündige pechschwarze Wachsfackeln und fünf schwarze Kreuzerkerzchen brannten, und man wartete nur auf die Procession Fanferlieschens mit ihrem Erziehungsinstitut, um die schwarzen Trauergesänge anzustimmen. Ein großer Raum in der Mitte der Kirche war für ihren Zug freigelassen, Alles harrte: da meldete der Küster, daß sie komme, und öffnete das Kirchenthor, nach welchem Aller Augen hingewendet waren.

Wer kann den betrübten rührenden Trauerzug schwarz genug beschreiben oder betrachten? Wir wollen nur der Hauptfiguren gedenken.

Voraus ging ein großer schwarzer Pudel mit Schärpe, Degen und Federhut, Alles blau angelaufen. Er trug als Trauerfahne die Schürze Femoralia an einer schwarzen Stange, auf welcher oben als Wappen und Modell des Fanferlieschens Erziehungsinstitut jene Arche Noäh befestigt war, welche, wie oben erzählt, Jungfer Fanferlieschen in der Messe am Main gekauft hatte. Auf der Querstange, woran die Schürze ausgebreitet hing, saß eine ganze Reihe kleiner Singvögel in Trauer mit Flitterkrönchen. Dann kam, umgeben von schwarzen Trauerlämmern, all mit Flitterkrönchen geziert, Fanferlieschen selbst als Trauerschäferin in einem schwarzen Sammetkittel. Die ging mit ihren schönen weißen Elfenbeinfüßchen barfuß, hatte einen großen schwarzen Schäferhut auf, der mit einem Silberkrönchen und einem Kranz von Vergißmeinnicht umgeben war; in der Hand hatte sie einen feinen elfenbeinernen Schäferstab, an welchem oben ihre goldnen Pantöffelchen Sandalia so mit den Spitzen befestigt waren, daß sie mit den Absätzen zusammen stießen, welche, wenn Fanferlieschen den Stab vorwärts setzte oder wie ein Regimentstambour schüttelte, einen dumpfen Marsch trommelten; denn es war Kreppflor zwischen sie gebunden. Sehr rührend sahen Fanferlieschens lange Silberlocken aus, welche mit Silberröschen und schwarzen Brillantspangen in ein großes Netz geflochten waren.

Nun kam, von zwei schwarz behängten, mit Flitterkronen, Todtenköpfen, Flor- und Glitzergold geschmückten Traueresein auf einer Tragbahre getragen, die gläserne Bienenkorbportechaise, in welcher, allen Leidtragenden sichtbar, die geliebte junge schwarze Bärin auf einem Dutzend der größten, mit Mandeln durchspickten und Schaumgold geschmückten Nürnberger Honigkuchen wie auf einer Matratze saß, ihre Rücklehne war von nicht hart gebacknen Baseler Lebkuchen; sie hatte ein Fürstenmäntelchen von schwarzem Sammt, mit goldnen Bienen gestickt, um, eine Honigrose als Fächer in der Pfote; ihr Ohr war noch mit dem Kappesblatt verbunden; das Pflaster war mit einem Turban von Silberstoff befestigt; sie hatte ein weißes seidnes Schnupftuch in der andern Pfote und benetzte es mit gallenbittern Thränen, schwarz wie Tinte. Man konnte sie, ohne mitzuweinen, nicht ansehen. Auf dem gläsernen Bienenkorb erhob sich ein Wappen, worin ein kleiner Wald und oben drüber das Sternbild des kleinen und großen Bärs. Dies Wappen krönte eine Fürstenkrone von lebendigen Honigblumen, und einige schwarze Bienen saßen in ihren Kelchen. Dann folgte der Hirsch, dessen geschmücktes Geweih schon oben beschrieben ist; dann kamen schaarweise: Pferde, Ochsen, Kälber, Rehe, Böcke, Ziegen, Störche, Reiher, Pfauen, Puthähne, Gänse, welchen besonders die schwarzen Haarbeutel sehr rührend standen, Adler, Geier u. s. w. Die kleinen Vögel und Tauben saßen, gleichmäßig vertheilt, theils auf den Hörnern, theils auf den Rücken, theils den Flitterkronen der größeren Thiere. Die letzte Person aber dieses herzzerreißenden Leichenzugs war, wie immer bei allen Leichenbegängnissen, ein altes Weib mit einer blauen Schürze, ohne welche keine Procession möglich ist. Wer sie eigentlich ist, hat man noch nie herausbringen können. Fanferlieschen selbst weiß es nicht, und als sie alle Processionsbedürfnisse aus der Schürze Femoralia in der Nacht herausgeschüttelt hatte, sagte sie noch zuletzt:

„Schürzchen Femoralia!
Heut sind Funeralia,
Schüttle mir heraus zum Schluß
Von den Funeralibus

Die nicht von der Erde ist,
Die nicht von der Hölle ist,
Die nicht von dem Himmel ist,
Selbst nicht weiß, woher sie ist,
Schurz! du weißt's, ich sage, kurz
Jenes Weib mit blauem Schurz,
Die bei Funeralibus
Immer hinten gehen muß."

Da war sie gleich herausgefallen, hatte sich still aufgerichtet und war mit ihrer blauen Schürze hinten her gezottelt; sonst hätte das Ganze aber auch gar kein Ansehen gehabt.

Es war ungemein rührend, die ganze Heerde dieses standesmäßig geschmückten Trauerviehs mit reichen Thränen sein Beileid bezeigen zu sehen.

Als nun Mensch und Thier, jedes seine Stelle eingenommen hatte, wurde eine kohlrabenschwarze Melodie gesungen, und nun stieg Fanferlieschen auf das Marmorgrab des Königs Laudamus und erzählte in einer langen Rede alle Tugenden des guten Königs, und was er für die Bildung seiner Unterthanen von seinen Reisen mitgebracht, und zeigte alle jene merkwürdigen Gegenstände aus dem Museum: die Lichtputze, das Rauchkerzchen, die Nähnadel, den Fingerhut, die Hühneraugenfeile u. s. w. Bei Erwähnung des Stiefelknechts aber, mit welchem Jerum einen Bürger verwundet hatte, rief sie aus: „Ihr weinet, treue Unterthanen des hochseligen Laudamus, sparet eure schwarzen gallenbittern Thränen, es ist nicht der Stiefelknecht allein, mit welchem der gottlose Jerum Blut vergossen hat; seht hier seinen Pfeil, mit dem er gestern Abend, da er mit seinem gottlosen Hofgesinde die Stadt verließ, ein edles, unschuldiges Wesen verwundet hat. Ich stand in meinem Garten und kämmte der Prinzessin Ursula von Bärwalde die schwarzen Locken zu dem heutigen Feste, da durchbohrte er dieser fürstlichen Waise das Ohr mit seinem mörderischen Pfeilschusse." Bei diesen Worten berührte Fanferlieschen mit ihrem Pantoffelschäferstab die gläserne Bienenkorbportechaise, worauf die Bärin einige rührende Stellungen machte und

schmerzlich seufzte. Alle übrigen Trauerthiere brummelten, winselten, piepten auch, und alle anwesenden Bürger gaben ihren Unwillen gegen Jerum mit lautem Murren zu erkennen. Da erhob Jungfer Fanferlieschen abermals den Pfeil Jerums und sprach: „Diesen Pfeil schoß er, als er auf seinem hohen Rosse saß! Warum werfen wir ihn nicht aus dem Sattel? Diesen Pfeil schoß er, als er zum Thore hinausritt! Warum schließen wir es ihm nicht vor der Nase zu? Diesen Pfeil zerschlage ich ihm mit meinen Pantöffelchen Sandalia!" Bei diesen Worten nahm sie ihre Pantöffelchen oben von dem Schäferstabe herab und schlug mit einem Absatze auf den Pfeil, daß er in tausend Stücke zersprang, und nun schlüpfte Fanferlieschen mit den schönen Füßchen in die Pantöffelchen Sandalia hinein, worauf sie viel höher, majestätischer und mächtiger erschien. Alle Anwesenden riefen lauten Beifall, und es war eine große Gemüthsbewegung unter der Menge; alle Fackeln und Kerzchen aber auf dem Grabe des Königs Laudamus knisterten und flackerten und tröpfelten schwarze Wachsthränen nieder. Nun näherte sich der älteste Bürger, der heute sein weißes Haupt- und Barthaar schwarz gepudert hatte, der Rednerin und sprach: „O, betagte, betugte Jungfer Fanferlieschen Schönefüßchen! deine lange Freundschaft mit dem seligen König Laudamus, der Anblick deiner durchlöcherten Schürzenfahne, aus der uns so mancher würdige Staatsmann geschüttelt worden, dein stilles, edles, mit Heranbildung des unvernünftigen Viehs beschäftigtes Leben und jetzt die kühne Heldenthat deines Pantoffels, ach! Alles, was wir von dir wissen, überzeugt uns, daß keine Unwahrheit über deine Lippen kommen kann; aber sage uns, wen verstehst du unter der von Jerum verwundeten Prinzessin Ursula?"

„Wen soll ich anders darunter verstehen," erwiederte Fanferlieschen, „als die liebenswürdige Ursula, Erbprinzessin von Bärwalde, deren Vormund und Landesverwalter der verstorbene König Laudamus war, und die nebst vielen andern vornehmen Standeswaisen in dem Fräuleinstift und der Ritterakademie unter meiner Aufsicht erzogen wurden. Ihr wundert euch über meine Reden,

ihr wollet mir erwiedern: „„Ist nicht jenes Kind mit allen übrigen deines Instituts einstens nach dem Tode des Königs Laudamus verschwunden?““ Höret meine Erklärung. Ihr wisset, der menschenfreundliche Laudamus gab jährlich allen Waisen aus meinem Institut ein großes Fest an dem Kringelbrunnen, wo sie alle um eine große silberne Schüssel voll Hirsenmus herum saßen, welche Laudamus selbst dazu gestiftet hatte, und jedes Kind hatte einen silbernen Löffel mit dem Wappen seiner Familie, womit es in die Schüssel fuhr, und hatte ein Fähnchen mit seinem Wappen neben seinem Sitzplatz im grünen Rasen stecken, und wenn dann die Kinder saßen, kam der liebe König Laudamus selber, um Zucker und Zimmt auf das Hirsenmus zu streuen; er sagte dann zu mir:

„„Fanferlieschen Schönefüßchen!
Schüttle mir aus deiner Schürze,
Was man zu dem Hirsenmus,
Daß es gut schmeckt, haben muß;
Leih mir auch als Löffelchen
Deine Goldpantöffelchen.““

Da schüttelte ich ihm gleich aus der Schürze Femoralia Zimmt und Zucker in meine Pantöffelchen Sandalia, die ich dann nicht an hatte, sondern die, wie heute, als Regimentszeichen oben an meinem Schäferstab befestigt waren, und der gute Laudamus streute dann aus den Pantoffeln höchst eigenhändig Zucker und Zimmt auf den Brei und gab das Zeichen, daß jedes Kind mit seinem Löffel in das Hirsenmus fahren sollte, damit, daß er selbst mit einem der Pantoffeln hineinfuhr und ihn mir voll Hirsenmus reichte; weil er aber wußte, daß ich es nicht vertragen konnte, so aß er den Löffelvoll selbst. Wenn die Kinder dann alle gegessen hatten, wurde die Schüssel mit Gras sauber ausgewischt; auf den Tisch aber wurden zehn Pfund Butter geschmiert und auf diese die Schüssel wieder gestellt. Auf die Schüssel setzte sich nun der König Laudamus und ich mit dem Rücken an einander gelehnt, und die Kinder saßen am Rande der Schüssel und drehten sich um den Tisch laufend so schnell herum, als sie nur konnten; auf

einmal that Laudamus einen Klapps mit meinen Pantoffeln, die er in der Hand hatte, da gaben die Kinder der Schüssel noch einen Schwung, daß sie wie ein Rad herumfuhr, und jedes lief schnell zu seinem Fähnchen, dabei sangen sie fortwährend:

„Te Regem Laudamus,
Qui nobis dedit Hirsenmus.“

Wenn nun der gedachte Teller stille stand, so sagte Laudamus dem Kinde, dem er gegenüber gekommen war, einige freundliche Worte, erinnerte es, für seine Eltern zu beten und ihnen einstens Ehre und Freude zu machen, und das Kind, das mir gegenüber stand, mußte sagen, was jenen Kindern geschenkt werden sollte; das schüttelte ich dann aus der Schürze, reichte es dem König, und der gab es dem Kinde. Dann sagte der König: „Nimm hin das Zeichen meiner pflegväterlichen Liebe, du und ihr alle seid meine lieben Gäste, du und ihr alle seid meiner verstorbenen Freunde freie Kinder, ein jedes bringe seinem Wappen Ehre.“ Dann schwenkten alle Kinder ihre Fähnchen, wir stiegen von dem Teller herunter, spielten noch mit den Kindern und dann zogen alle, den König und mich in der Mitte, in einer Procession nach Haus. Das Kind aber, das der König angeredet hatte, trug sein Fähnchen, woran das Geschenk hing, vor ihm her, und bis in die Stadt sangen sie:

„Te Regem Laudamus,
Qui nobis dedit Hirsenmus.“

Wer gedenket nicht mit Rührung an dieses kindliche Fest!“ — Hier ward die Rede Fanferlieschens auf einige Minuten durch das Weinen aller anwesenden Menschen und Thiere unterbrochen, und sie fuhr fort: „Als der böse Jerum König ward und die Zeit zu dem Pfingstkinderfest herankam, welches ihm recht ein Dorn im Auge war, weil er gerne all die Kinder weggeschafft und ihre Güter eingezogen hätte, verreiste er nach Munkelwust und gab dem Kammerherrn von Neuntödter den Befehl, statt seiner den Zucker und Zimmt auf das Hirsenmus zu streuen; zugleich ließ er an demselben Tag ein großes Exercitium von der

Bürgergarde und Landwehr und Landsturm, männlichen und weiblichen Geschlechts, auf einer andern Seite der Stadt in derselben Stunde halten, damit Niemand bei dem Kinderfeste zusehen konnte. Ihr wißt, wie dieser arglistige Jerum immer von Freiheit sprach, nachdem er den Stiefelknecht von der Kette los und zu einem Fußbefreier gemacht hatte, und wie er sogar die Mütter mit ihren Säuglingen und die Kinder mit ihren Puppen in Regimenter einrangirt, ihr wißt, wie er an diesem Tage bekannt machte, wenn die junge Adelsbrut heut ihre Wappenfahnen stolz um das Hirsenmus stelle, so wolle er dieses doch nicht durch seine Gegenwart billigen, ihm sei es wohler bei seinen biedern Bürgern und Handwerksleuten. Er kam daher nicht an den Kringelbrunnen, sondern sendete den Kammerherrn von Neuntödter, um Zucker und Zimmt auf das Hirsenmus zu streuen.

Herr von Neuntödter kam zu uns hinaus unter die Linde. Er zeigte den Kindern an, daß sie nicht mehr singen dürften: „Te Regem Laudamus," sondern:

„Vivat rex Jerumius,
Qui nobis dedit Hirsenmus."

Weiter sei es ganz unverträglich mit der Aufklärung, Civilisation und Verbreitung der Wissenschaften, das abergläubische Schütteln von Zucker und Zimmt aus einer Weiberschürze und Pantoffeln länger zu dulden; er selbst habe daher Befehl, dieses Gewürz aus zwei Düten zu streuen, welche ihm seine Frau nachtrug. Als er aber mit dem Gewürze der großen Schüssel nahte, sah ich, daß meine Goldpantoffeln Sandalia und der Silberrand der Schüssel ganz schwarz anliefen, was ein Zeichen von Gift ist. Da sagte ich: „Betet, Kinder, betet! daß uns der gute Laudamus das Essen gesegnet;" da fielen sie alle auf die Kniee und sangen:

„O rex Laudamus!
Fac Salvum nobis Hirsenmus."

Und in demselben Augenblicke, als Herr und Frau von Neuntödter die Düten öffneten, um sie auf den Brei zu schütten,

stand der Geist des hochseligen Laudamus zwischen ihnen und riß ihnen die Düten aus der Hand. Herr und Frau von Neuntödter sanken auf die Kniee, und Laudamus sprach zu ihnen: „Was haben der König Jerum und alle seine Hofdiener beschworen?“ Da antwortete Herr von Neuntödter in großer Angst: „Das Reichsgrundgesetz.“ Dann sagte Laudamus: „Was enthält der Artikel Hirsenmus dieses Reichsgrundgesetzes?“ Da antwortete Neuntödter: „Der Artikel Hirsenmus bestimmt: König streu drauf Zucker und Zimmt.“ Nun sagte Laudamus: „Aber es steht dabei, aus der Schürze Femoralia, aus dem Pantoffel Sandalia. Wo aber ist das Gewürze her, das du streuen wolltest?“ Da sagte Neuntödter: „Ihro Majestät, der König Jerum, haben es in der Apotheke genannt: ‚zum großen Orient für Civilisation, Aufklärung und Menschenbeglückung und Preßfreiheit‘ bereiten lassen und hat es mir mit den Worten übergeben: ‚Die Wissenschaft ist dem Schürzen- und Pantoffelregiment des Aberglaubens entwachsen, streuen Sie dieses Gewürz aus dem großen Orient auf den Brei.‘“ Da sagte Laudamus: „Herr von Neuntödter! ich weiß, daß Sie glauben, es sei Zucker und Zimmt in diesen Düten, Ihr Hang zur Aufklärerei hat Sie allein verführt, die Femoralia und Sandalia zu umgehen, und das Gewürz aus dem großen Orient anzunehmen; Sie haben aber das Reichsgrundgesetz dadurch verletzt. Einstweilen will ich Ihnen sagen, wozu man Sie hat brauchen wollen; Sie haben dieses Hirsenmus vergiften sollen, ohne es zu wissen; alle diese Waisen der edelsten Familien des Landes und Sie selbst würden von diesem vergifteten Hirsenbrei essend gestorben sein, und mein unseliger Sohn Jerum hätte alle deren und Ihre Güter an sich gezogen. Denn diese Düten enthalten nichts Anderes, als das sogenannte Successions- oder Erbschaftspulver, was ich Ihnen beweisen will.“ Hierauf ließ Laudamus das Schooßhündchen der Frau von Neuntödter ein wenig an dem Pulver riechen, und sogleich zuckte es und war todt. Frau Neuntödter fing sehr an zu weinen und schrie: „Ach, mein Hündchen, mein Hündchen ist todt!“ Da sagte Laudamus: „Besser Ihr

Hündchen, als mein Kindchen! Schnell begraben Sie es;" da machten Herr und Frau Neuntödter ein tiefes Loch und warfen das Hündchen hinein, und Laudamus warf die Düten mit dem bösen Gift dazu, und man verscharrte Alles. Nun wendete sich der Geist des Laudamus zu mir und sagte:

„Fanferlieschen Schönefüßchen!
Schüttle mir aus deiner Schürze
Das heut nöthige Gewürze,
Den Metamorphosenzimmt,
Ditto Zucker, sprich bestimmt:
Anima sit hominis,
Animali nominis."

Als ich dies nachgesprochen und Beides aus der Schürze in die Pantöffelchen geschüttelt hatte, streute Laudamus diesen Zucker und Zimmt über das Hirsenmus und reichte einen Pantoffel dem Herrn von Neuntödter und den andern dessen Frau mit dem Befehl, im Namen des Königs Jerum damit aus dem Brei zu schöpfen und zu essen. Kaum hatten Beide geschöpft, so fuhren auch die Kinder mit ihren Löffeln in das Mus, und alle aßen. — Aber sieh da! nach wenigen Augenblicken waren Alle in Thiere ihres Namens verwandelt und schienen sich eben nicht besonders darüber zu wundern.

Herr und Frau von Neuntödter waren nun zwei Vögel, Neuntödter genannt, und Laudamus sagte zu ihnen: „Flieget hin in den Wald, ihr Neuntödter! Das ist eure Strafe für die Verletzung des Reichsgrundgesetzes, Artikel Hirsenmus, ein andermal holet kein Successionspulver im großen Orient." Da flogen Beide hinweg. Um die Schüssel herum aber stand nun eine kuriose Gesellschaft der artigsten jungen Thiere aller Art, sie hatten alle ihre Augen auf den Laudamus gerichtet, der sprach: „Ihr, meine lieben Pflegekinder! müßt euch nicht erschrecken noch betrüben, daß ihr jetzt allerlei Thiere scheint; aber ich kann euch nicht besser verbergen vor dem bösen Jerum, der euch hat vergiften wollen. Als Thiere könnt ihr sicher und ruhig im Institut der Jungfer Fanferlieschen ganz verborgen bleiben, bis die Zeit kömmt, da

ihr wieder Menschen sein werdet; haltet euch still und tugendlich und gehorsam, es wird noch Alles wieder besser werden.“ Dann sagte er zu mir: „Fanferlieschen Schönefüßchen! führe die Thiere in das Katharinenwäldchen in die Höhle und gehe allein nach Haus; in der Nacht können die Vögel und was klettern kann, über die Mauer deines Gartens zu dir kommen, die größeren Thiere läßt du dir morgen von deinem Knechte holen, als hättest du sie gekauft; alles Andere wird sich von selbst finden. Lebet Alle, Alle wohl!“

Da verschwand Laudamus, die Thiere wollten ihm noch nachsingen, aber sie kriegten nichts Gescheidtes heraus. Ich aber musterte meine Arche Noah jetzt und befahl Jedem, sich zu seinem Wappenfähnchen zu stellen, und da bemerkte ich etwas Seltsames. Jedes Kind hatte sich in das Thier seines Namens verwandelt, und dasselbe Thierbild war aus seinem Wappen verschwunden, statt dessen aber stand das Bild des Kindes, wie es vor der Verwandlung ausgesehen, wunderschön im Wappen abgemalt. Zum Beispiel: wo sonst das Sternbild des kleinen Bären im Wappen von Bärwalde gestanden, stand nun das Bild der Prinzessin, und Ursula war die kleine Bärin geworden. So aber war es mit Allen. Die Riedesel waren in Esel, die Ochsenstirna in Ochsen, die Rindsmaul in Rinder, die Kalb in Kälber, die Schimmelpfenninge in Schimmel, die Hirschau in Hirsche, die Rehberg in Rehe, die Schweinsberg in Schweine, die Gans von Puttlitz in Gänse, die Putbus in Puthähne, die Schwanefeld in Schwäne, die Hühnerbein in Hühner, die Schafgotsch in Schafe, die Bibra in Biber, die Ziegesar in Ziegen, die Hundtheim in Hunde, die Taubenheim in Tauben, die Finkenstein in Finken, die Bienenthal in Bienen, die Bärensprung in Bären, die Schwalbach in Schwalben, die Mäusebach in Mäuse, die Adlersflucht in Adler, die Lerchenfeld in Lerchen, die Reigersberg in Reiger, die Staarenberg in Staaren verwandelt. Zum Glück waren keine aus den Geschlechtern von Löwenstein, von Wölfingen, keine Fuchs, Chameaux, Geiersberger u. dgl. unter meinen Zöglingen, was mir sonst noch mehr Mühe in der Erziehung gemacht hätte. Ich

band nun die Wappenfähnchen und die silbernen Löffel alle zusammen und packte sie theils den Eseln, Ochsen und Pferden auf; die große silberne Schüssel aber rollte ich wie ein Rad vor mir her nach dem Katharinenwäldchen. Alle meine Zöglinge marschirten oder flogen mir nach in die Höhle. Da schüttelte ich den größern Thieren Stroh zum Lager und jedem sein gehöriges Futter und befahl den Vögeln, in meinen Garten an der Stadtmauer zu fliegen, wenn es dunkel sei, und wer klettern könne, solle auch kommen heute Nacht über die Mauer, die andern wolle ich morgen holen lassen. Der Bärin aber schüttelte ich einen Mantel, Hut und Schleier aus der Schürze, und so verkleidet ging Prinzessin Ursula mit mir in der Dämmerung unbeachtet nach Haus, wo wir schon alle Vögel und Fräulein Ziegesar als Ziege und die Mäusebach als Mäuse fanden. Am andern Tag ließ ich mir aber die andern Thiere durch meinen Knecht der Stadt hereintreiben, als hätte ich sie auf dem Lande gekauft. Ich kaufte mir auch Raffs Naturgeschichte und Bechsteins Handbuch für Vogelliebhaber und setzte meine Erziehung dieser adligen Kinderseelen in Thierfutteralen, Abrichtung und Wissenschaft, Instinkt und Genie, Fertigkeit und Kunst mischend, fleißig fort. — Nun aber muß ich euch sagen, was Jerum that. Als er von seiner großen Heerschau mit euch allen, ihr armen Leute! wieder in die Stadt kam, ritt er gleich hinaus an den Kringelbrunnen und glaubte da alle Kinder todt in einer Reihe auf der Wiese liegen zu sehen. Er sah aber nichts als lauter Fußstapfen von allerlei Vieh; auch keine Schüssel, keine Wappenfahnen, keine silbernen Löffel, kein Kammerherr von Neuntödter war zu hören und zu sehen. Er wußte gar nicht, was er denken sollte; er sprengte in die Stadt zurück und fragte auf allen Gassen, ob Niemand den Herrn von Neuntödter oder die Kinderprocession gesehen? Da sah er an verschiedenen Straßenecken Leute zusammenstehen und sprechen und vernahm überall das Gerücht: Herr von Neuntödter solle mit allen den Kindern auf der silbernen Schüssel, mit den Löffeln rudernd, mit den Fähnlein segelnd, das Wasser hinunter nach dem Orient gefahren sein, um eine Colonie

anzulegen. Niemand konnte ihm jedoch sagen, woher diese allgemeine Nachricht kam. Nun ritt Jerum vor meine Thüre und rief mich heraus und sagte: „Fanferliese! wo ist Neuntödter und die Kinder?“ Ich aber sagte: „Gott erbarme sich ihrer, du weißt es besser als ich, sie sind nach dem großen Orient hingefahren.“ Da wurde er bei dem Worte Orient an das böse Pulver aus der Apotheke erinnert und hetzte seine Hunde auf mich, die mir ein Loch in die Schürze Femoralia rissen; ich klapperte aber mit den Pantoffeln Sandalia, da lief er mit seinen Hunden fort. Ich weiß noch nicht, wer das Gerücht in der Stadt ausgesprengt haben könnte; denn es war doch kein Mensch außerhalb mit uns am Kringelbrunnen gewesen, drum habe ich auch Niemand, der euch die Wahrheit von meiner Erzählung bezeugen kann.“

Als Fanferlieschen so weit gesprochen hatte, schallte auf einmal eine Stimme aus einem Winkel der Kirche: „Ich kann es bezeugen.“ Da ließ man diese Zeugin hervorkommen und fragte sie, wer sie sei; sie sagte: „Das weiß kein Mensch, und ich auch nicht; ich bin aber das alte Weib mit der blauen Schürze, das immer bei jedem Leichenzug hinten zuletzt geht, und ich ging mit den Kindern hinaus, weil sie alle sterben sollten; aber Laudamus machte einen Strich durch die Rechnung, und ich war vergebens gegangen. Das ärgerte mich, und da ging ich in die Stadt und machte den Leuten was weis. Es schadete aber nichts und kam dadurch Alles zur Ruhe. Was Fanferlieschen gesagt, ist Alles wahr; ich habe Alles mit angesehen, und es ist mir lieb, Jungfer Fanferlieschen! daß Sie mich heute zum Trauerzug aus der Schürze geschüttelt hat, da konnte ich Ihr doch Alles bezeugen.“ — „Ich bedanke mich recht schön,“ sagte Fanferlieschen, „weil Sie aber Alles so hübsch weiß, so sei Sie so gut und gehe Sie in mein Haus, hier ist der Schlüssel; in der Speiskammer linker Hand, hinter dem Regenfaß, zwei Treppen hoch, da wird Sie eine große zugedeckte Schüssel finden, und dann in der Bibliothek rechts gleich bei dem Besen, wo die Spinnräder stehen, wird Sie die zusammen gebundenen Wappenfahnen

finden; die lege Sie oben quer über die Schüssel und bringe Sie Alles auf dem Kopf hierher getragen, Sie soll auch eine neue blaue Schürze haben. Schließe Sie aber Alles wieder recht hübsch zu. Es ist jetzt so viel herumziehendes Bettelvolk in der Stadt, und es wird gar viel gestohlen."

Als die Frau von der neuen blauen Schürze hörte, lief sie ganz geschwind, Fanferlieschens Auftrag zu besorgen. Fanferlieschen aber fuhr fort: „So habe ich denn eine Reihe von Jahren hindurch meine Zöglinge in allen standesmäßigen Wissenschaften unterrichtet, sie sind bereits alle erwachsen, und Jeder wird seiner Familie Ehre machen. Ach! und Prinzessin Ursula von Bärwalde, die hier krank in der Portechaise sitzt, ist vor Allen ein Engel in Menschen- oder bis dato Bärengestalt; sie tanzt jede Polonaise vom Blatt hinweg prima vista; sie singt oder brummt wie der vollkommenste Tanzmeister; sie strickt, näht, stopft, stickt und macht Tapisserie wie eine perfekte Köchin; sie kocht, bratet und backt Pasteten wie die künstlichste Strickmamsell; sie macht Gedichte wie ein Sprachmeister und spricht mehr Sprachen, als es gibt; sie deklamirt Gellerts Fabel vom Tanzbären hinreißend; sie macht Stellungen, Pantomimen, Tableaux, tanzt den Shwaltanz; schlägt Purzelbäume wie Lady Hamilton, und ist Präsidentin eines milden Jungfern-Honigvereins; kurz, sie ist vielleicht die vollkommenste Prinzessin in der Welt. Und diese, welche Laudamus allein so sorgfältig erziehen ließ, um sie einst mit dem König Jerum zu vermählen, damit sein wilder Charakter durch ihre sanften Sitten gemildert werde, diese hat der grausame Jerum mit dem Pfeil durch das Ohrläppchen geschossen! Nein, länger wollen wir diese Schmach nicht dulden; übergebet einem Andern die Krone, Jerum denkt nur an seine Laster und nie an Besserdich." Da sprach der älteste Bürgermeister wieder: „Jungfer Fanferlieschen! Sie erzählt uns sehr bedenkliche Geschichten, wenn wir aber einen andern König wählen, wo kriegen wir dann gleich die nöthigen Staatsminister und Hofkavaliere her, da alle diese Herren mit König Jerum fortgeritten sind?" — „Lasset mich sorgen," sagte Fanferlieschen, „erst erkläret hier einstimmig: ist

König Jerum, der das Reichsgrundgesetz, Artikel Hirsenmus, verletzt hat, abgesetzt?" — Da rief alles Volk: „Abgesetzt!"

In diesem Augenblick kam gerade die alte Frau mit der blauen Schürze wieder in die Kirche herein und hatte die Schüssel und alle die Fahnen auf dem Kopfe. Da sie nun Alles rufen hörte: „abgesetzt!", meinte sie, das gelte ihr, man wolle, daß sie ihre Last absetzen solle. Da sagte sie: „Das geht nicht so, das Zeug ist schwer, ihr müßt mir ein Bischen helfen, wenn ich absetzen soll," da halfen ihr die Leute, und man setzte die Schüssel vor das Grabmal des Laudamus an die Erde.

Fanferlieschen theilte nun die Wappenfähnchen unter eben so viele Mädchen und Knaben, welche mit ihren Eltern anwesend waren, aus und sagte: „Ihr lieben Kinder! stellt euch mit den Fähnchen hübsch um die Schüssel!" Das thaten diese Kinder, und alle Gegenwärtigen wunderten sich, als sie auf den Fähnchen, wo sonst allerlei Thiere abgebildet waren, jetzt die schönsten Fräulein und Junker abgemalt sahen. „Seht!" sagte Fanferlieschen, „wie ich gesagt habe, die Bilder der Kinder stehen in den Wappen, und die Thierbilder der Wappen sind auf die Kinder übergegangen. Jetzt aber decke ich die Schüssel auf, es nehme jeder der Fahnenträger einen kleinen Kuchen draus und reiche denselben dem Thiere zur Speise, dessen Fahne er trägt; und wenn sie den Bissen gegessen haben, so werde ich ein Zeichen geben, dann schwenket alle eure Fahnen; ich hoffe, es wird Alles zufrieden werden."

Nun nahmen die Fahnenträger jeder einen Kuchen und traten damit zu den Thieren und reichten ihnen diese Speise. Fanferlieschen aber hatte das Fähnchen der Prinzessin Ursula selbst genommen und reichte ihr den Kuchen selbst. Als alle Thiere ein wenig gegessen hatten, sagte Fanferlieschen zu dem Pudel, der ihre Schürze Femoralia als Fahne trug:

„Herr von Pudelbeißmichnit,
Schwenk die Fahn',
Vivat Laudamus!
Es ist gethan."

Dabei schwenkte sie und alle Anderen ihre Fähnlein, und sieh! die Thierbilder fuhren alle wieder in die Wappen zurück, und die Bilder der Menschen gingen wieder auf die gegenwärtigen vornehmen Waisenkinder über.

Der fahnentragende Pudel verwandelte sich gleich in den schönsten Fahnenjunker, und alles hohe anwesende Horn-, Wollen- und Federvieh verwandelte sich in die hoffnungsvollsten Ritter und Fräulein. Fanferlieschen öffnete die Portechaise und umarmte die heraustretende Prinzessin Ursula von Bärwalde nebst dem verwundeten Ohrläppchen vor der ganzen vereinten Bürgerschaft unter allgemeinem Beifall; die ganze Versammlung konnte ihre Gefühle nicht mehr zurückhalten, alle Ritter, Fräulein und Bürger und Bürgerinnen schwenkten die Fahnen, Hüte und Hauben und riefen einstimmig aus:

„Oramus Laudamus,
Fanferlieschen
Schönefüßchen
Soll regieren
Und floriren!“

Und man setzte Fanferlieschen auf die große silberne Hirsenmusschüssel, und ihre Pantöffelchen Sandalia wurden, an ihren Schäferstab befestigt, von dem Küster wie ein Klingelbeutel herum gereicht, und Jeder küßte die Pantöffelchen, womit die Huldigung beschlossen war.

Die Scene war ungemein rührend, die Haltung aller niedrigen, mittelhohen, hohen, höhern und höchsten Anwesenden war ganz vortrefflich, und das schönste Wetter erhöhte das schöne Fest, welches ewig in den Herzen aller biedern, edelgesinnten, gebildeten und civilisirten Besserdichianer mit dem Griffel der Erinnerung in den Marmortempel des Andenkens eingekratzt und mit der Kreide der Vaterlandsliebe in das Ofenloch des Patriotismus eingeschrieben bleiben wird.

Durch zuvorkommende Güte eines hochlöblichen Consistoriums wurde alle ganz frisch verwandelte, anwesende hohe Standes-

jugend, mit Vorbehalt der künftig zu zahlenden Gebühren und mit Niederschlagung aller noch abzulegenden Rechnungen, taxfrei für volljährig erklärt und in den Genuß aller ihrer Güter gesetzt.

Die anwesende Direktion der so sinnigen Casinogesellschaft lud hierauf alle Anwesenden zu Thee, Predigt, Butterbrod, Deklamation, Tableaux, milden Beiträgen, Ausspielung eines abgeriebelten lakirten Rasirpinsels, Feuerwerk, Pfannenkuchen und Zwetschgen und Fackeltanz ein.

Nun ging der Zug aus der Kirche. Fanferlieschen wurde von ihren ehemaligen Zöglingen auf der silbernen Schüssel getragen. Alles folgte unter Gesang vaterländischer Lieder, im hohen Bewußtsein menschenthümlicher Handlungen, nach dem so sinnvoll geschmückten Casinolokal. Das herzliche Bruder- und Schwesterfest wurde durch die kunstsinnigen Leistungen des gütigst theilnehmenden Gesangvereins erhöht; ein von unserem Besserdichianischen gefeierten Sänger besonders hierzu gedichtetes Nationallied:

„Koch Thee, Lieschen!
Tritt auf dein Füßchen“ u. s. w.

ward unter rauschendem Beifall mehrmals wiederholt und dabei wurden aus den goldnen Pantöffelchen Sandalia der hochgefeierten Jungfer Fanferlieschen die herzerhebendsten Gesundheiten ausgebracht. Nachdem Pfannenkuchen und Zwetschgen gegessen und der Fackeltanz vollendet war, zog sich Fanferlieschen mit allen Fräuleins unter Absingung sanfter Lieder, welche dem zarten weiblichen Gemüth so sehr entsprechen, als z. B.:

„Ach Schwester, die du sicher
Dich auf den Aesten wiegst“ u. s. w.

und weiter:

„Als ich auf meiner Bleiche
Das linke Bein entzwei“ u. s. w.

nach ihrer bisherigen Wohnung zurück, weil sie den Königlichen Palast erst beziehen wollte, wenn Alles gescheuert und das Bett frisch überzogen wäre. Die zurückgebliebenen Ritter und viele

junge Bürger zogen am Schluß des Festes noch nach dem Wirthshaus und legten den von Jerum freigemachten Fußbefreier, unter dem Namen Stiefelknecht, wieder an die Kette, und Alles ging dann ruhig nach Haus.

Wer hätte glauben sollen, daß auch nur ein einziges Herz in Besserdich an diesem Freudenfest nicht hätte sollen den lebhaftesten Antheil nehmen, und dennoch war dieses der Fall! Als Alles ruhig in den Federn lag, stand die arme alte Frau mit der blauen Schürze traurig vor der Thüre der Jungfer Fanferslieschen und rief zum Schlüsselloch hinein:

„Fanferlieschen Schönefüßchen!
Sie hat immer ein Spektakel
Und ein ewiges Mirakel,
Schürzchen Femoralia,
Pantöffelchen Sandalia
Schreit man stets an allen Ecken,
Alles kann sie mit bezwecken;
Aber ich, ich kam zu kurz,
Mein versprochner neuer Schurz,
Der blieb aus! Jetzt aus dem Lande
Zieh ich traurig, pfui der Schande!
Leb Sie wohl, es schlägt grad Zwölfe,
Mit dem alten Schurz ich mich behelfe!“

Fanferlieschen schlief fest und pfiff mit der Nase; sie hörte die Stimme der armen Frau nicht, die sie ganz vergessen hatte, und diese zog weinend zum Thor hinaus.

Am folgenden Morgen war wieder ein Festtag in Besserdich, und ein großer Zug begleitete Fanferlieschen nach dem Schloß. Man kann sich Alles wie gestern denken, nur geschah Alles heut rosenroth, was gestern schwarz geschah, und statt Thiere muß man sich Prinzen, Prinzessinnen, Grafen und Gräfinnen, Junker und Fräulein; statt Trauerschabraken prächtige Gallakleider, statt Todtenköpfe Engelsköpfe, statt Citronen Pomeranzen und Apfelsinen u. s. w. denken.

Fanferlieschen verbot alle weiteren Festivitäten und ging

gleich ans Regieren. Vorerst wurde als Stadtwappen ihre weiße Schürze und darin ihre goldnen Pantöffelchen abgemalt; dann wurde aus dem Landesnamen das skandalöse c durch den Scharfrichter herausradirt, und das Land hieß wieder Sandalia. Die jungen Leute, welche gestern Abend, im Taumel des Vergnügens, sich die Freiheit herausgenommen hatten, den Stiefelknecht ohne obrigkeitliche Erlaubniß im Wirthshaus wieder anzufesseln, erhielten einen Verweis, weil dadurch Reibungen unter den Parteien hätten entstehen können. Es wurde hierauf der Stiefelknecht wieder losgeschlossen und, nach einer die Gemüther vorbereitenden Predigt des Superintendenten und Gardestadtwehrbürgermilitärlinienschützenkorpsbischofs Schleicher, feierlich von einer gemischten Commission eines hochlöblichen Bauamts, Schulcommission, Polizei, Kultusausschuß und Suppendeputationsdrittbänkerei wieder, unter Vortragung des neuen Stadtwappens, in das Wirthshaus zum goldnen Appel zurückgebracht und daselbst in Gegenwart aller anwesenden hohen Gesandtschaftspersonen von zwei weißgekleideten Waisenmädchen der neuerrichteten Kleinkinderschule, welche bei vorjähriger Prüfung den ersten Preis in der Indifferenzialrechnung und Abweichung der Magnetnadel, so wie beim Strumpfbändelstricken erhalten hatten, an die Kette gelegt und diese mit zwei Nägeln unter dem Ausruf der Landesparole: Sandalia, Femoralia! an den die Decke tragenden Pfosten der Wirthsstube, gleich unter der daran hängenden Stalllaterne, festgemacht. Der erste Hammerschlag aber geschah mit den Absätzen der hohen landesmütterlichen Pantöffelchen Sandalia, welche Prinzessin Ursula von Bärwalde in Begleitung einer Deputation von drei Meisterwittwen der hochlöblichen Schuh- und Pantoffelmacherzunft, anstatt der Jungfer Fanferslieschen, in einem Futteral von Bunzlauer Steingut, hergetragen hatte; denn Jungfer Fanferlieschen konnte wegen bei gestriger Anstrengung sich zugezogener katarrhalischer Affektation zwischen Haut und Fleisch, zu großem Leidwesen, nicht selbst beiwohnen. Jedoch hatten die Anwesenden durch eine Deputation des hohen Medicinalcollegiums, bestehend aus den Medicinalräthen, Doktoren

Oxymel Simplex, Tartarus Emeticus und Rhabarbarus, die freudige Versicherung, daß das hohe Wohlsein nach Anwendung gelind verschleimender, die Galle einwickelnder, Ausdünstung vermittelnder, Ausleerung befördernder, blutreinigender, schweißtreibender, schlafbringender Mittel, auf den ersten und letzten Wegen, bald werde hergestellt sein. Es wollten die drei Herren Sanitätsräthe auch noch mehrere Gutachten über das Befinden der Kranken vorlesen, aber sie hatten sich in den Papieren vergriffen und statt deren einige Abhandlungen der von ihnen gelösten Preisfragen, über das Temperament der Dragonerstiefel, das Milchfieber der Meerschweine und die Nachkur versteckter Rostflecken durch Schneckenbrühe bei cholerinischer Affektion, zu sich gesteckt. Leider entbehrten durch diesen Mißgriff alle Anwesenden einen beruhigenden hohen Genuß, der allein durch die Kunstleistungen des anwesenden Zezellerie-Singvereins ersetzt werden konnte, welcher in einer stadtumkreislangen, höchst glücklich verknaupelten und überraschend entknaupelten, sechzehn- und dreiachtelstimmigen Fuge eine Cantate aufführte, in welcher das von den Herrn Sanitätsräthen der unpäßlichen Landesmutter verordnete Recept passabel abgesungen wurde. Der Text lautete aber:

„Zwei Maas Milch von einer Zwiefel
Und ein bischen Eselsschwitz,
Koch es all in einem Stiefel,
Rühr's mit einer Nadelspitz,
Brauch es dann in aller Still:
Sag mir, wenn's nicht helfen will."

Hierauf sangen noch die als Begleiterinnen Ursula's erschienenen Schuhmachermeisterwittwen ein Terzett des Liedes:

„Es war einmal ein Schuhmachergesell!
Das war ein junges Blut,
Der machte dem jungen Wildgrafen seinem Weib
Ein paar schneeweiße Schuh."

Und die Versammlung löste sich in höchster Ordnung unter einem allgemeinen Vivat auf. Man würde sich gewiß nicht ohne eine

gesellige Tafelfreude getrennt haben; weil aber heute Schweinemarkt war, so brauchte der Wirth zum Appel sein Lokal für die bereits zahlreich angekommenen Schweintreiber, deren in Säcken heimlich in das Versammlungslokal bereits theilweis eingeschwärzte Spanferkel leider schon die musikalischen Kunstleistungen durch ihr Quiken in etwas zu stören begannen. Kein Unfall störte dieses erhabene Ceremonialfest, wenn man aus scheelsüchtiger Parteiwuth nicht dahin rechnen will, daß das eine Waisenkind sich beim Annageln etwas auf den Finger, und das andere einen Nagel krumm schlug; denn daß der einen Schusterwittwe der rothe Unterrock etwas unter dem Oberrock hervorsah, wird gewiß Niemand dahin rechnen.

Fanferlieschens Krankheit war eigentlich, wie wir aus sehr achtbaren Privatquellen wissen, höchst unbedeutend; die Medicinalräthe hatten sich nur durch ihre Redensarten wichtig machen wollen. Sie hatte sich nichts als einen Schnupfen durch das nächtliche Zubereiten der Trauerkleider zugezogen und heute ein Täßchen Fliederthee zum Schwitzen getrunken. Dabei gingen die Regierungsgeschäfte schönstens ihren Gang; wenn gleich dann und wann von einigem Husten und Schneuzen unterbrochen.

Eine der ersten Sorgen Fanferlieschens war es, ihre nun wieder zu Menschen gewordenen Zöglinge beider Geschlechter, da sie alle mündig erklärt worden, standesgemäß untereinander zu verheirathen und die verschiedenen erledigten Staatsministerien mit ihnen zu besetzen. Es kam hierbei sehr viel auf kluge Auswahl und Kenntniß der Subjekte an. Was aber durfte man nicht von einer Fanferlieschen erwarten, welche nicht nur alle Werke über Menschenkenntniß, sondern auch alle Verfasser derselben aus der Schürze schütteln konnte. Was die Zusammenstellung der Brautpaare anbelangt, konnte sie nicht fehlgreifen; denn sie kannte das Herz aller ihrer ehemaligen Zöglinge in menschlicher und thierischer Hinsicht besser, als diese holden Wesen es sich träumen ließen.

Abends, da sie nach heftigem Schweiß Wäsche gewechselt hatte und sich wieder ganz wohl befand, ließ sie ihre ganze ehe-

malige Arche Noah zu Thee und Partie zu sich kommen und wußte die Paare an den Spieltischen sehr klug zu ordnen; sie spielten aber alle Mariage zusammen, und Herz war Trumpf. Fanferlieschen sagte, da sich alle zum Spielen niedergesetzt hatten: „Wer seine Partie geschlossen hat, komme zu mir ans Bett, daß ich ihm den Gewinn auszahle.“ Zuerst trat der Baron von Rindsmaul mit einer Fräulein Gans von Putlitz zu Fanferlieschen. „Keiner ist hier so mündig,“ sprach Fanferlieschen, „als Er, mein lieber Rindsmaul! und Sie, liebe Gans! ist auch kein Gelbschnabel mehr!“ Fräulein Gans von Putlitz wollte vergehen vor jungfräulicher Schamröthe, und wäre sie nicht so wohl erzogen gewesen, sie hätte gewiß ihre Schürze aus Verlegenheit wie ein Brunnenseil zusammengedreht; so aber wackelte sie nur sehr mäßig mit der Schleppe und stellte sich sinnend auf einen Fuß und guckte dann und wann mit einem Auge gen Himmel aus übriggebliebener alter Gewohnheit. Fanferlieschen deckte die Schürze Femoralia über Beider Haupt und legte ihre Hände zusammen und ließ sie Pfötchen machen und schlug ihnen mit dem Pantöffelchen Sandalia drauf und sagte: „Gehet nebenan in die Apfelkammer, da sitzt der Consistorialrath, er soll euch copuliren.“ Kaum hatte sie dies gesagt, so that auch schon die Apfelkammerthüre einen lauten Schrei; denn sie durfte nach dem Reichsgrundgesetz, Artikel Apfelkammer, nie geschmiert werden, damit kein Dieb unbemerkt einschleichen konnte. Diesmal aber schrie sie, weil die beiden Brautleute so geschwind zu dem Consistorialrath rannten.

Da aber auf den Schrei der Thüre die Schloßwache und die Köchin und Hausmagd nach der Kammer liefen, wurden diese als Zeugen bei der Copulation behalten.

Nun trat Herr von Riedesel mit Fräulein von Finkenstein zu Fanferlieschen, und Alles ging schier auf dieselbe Weise. Fanferlieschen hatte die Neigung Beider zu einander dadurch entdeckt, daß der ehemalige Esel Disteln fressend dem ehemaligen Finkenweibchen immer die reifsten zum Auspicken des Samens hatte liegen lassen, daß diese ihm zum Danke auf sein Ohr flog

und die artigsten Melodien hineinzwitscherte. Die Apfelkammerthür that wieder einen Schrei. Und so ging es mit vielen Paaren der anwesenden Noblesse, was einzeln zu beschreiben die Länge der Zeit und die Kürze des Papiers nicht erlaubt.

Es war aber die Apfelkammer so voller Brautpaare, daß der Consistorialrath noch ärger schrie als die Thüre: er könne für heute keine Trauungsrede mehr mit der gehörigen Würde halten, er komme ganz in den Schlendrian und müsse eine Badereise machen, sich zu erfrischen. Da man aber wünschte, daß dieser nothwendige Handel in einem Zug abgethan werde, so ließ ihn Fanferlieschen durch einen andern Consistorialrath ablösen, der, was übrig war, auch noch kopulirte.

So blieb allein Prinzessin Ursula von Bärwalde ohne Bräutigam; denn es war kein Prinz ihres Standes vorhanden. Fanferlieschen ließ aber noch an selbigem Abend von dem gefeierten Hofpoeten und Stadttrompeter Gaudelius Razen einen genauen Steckbrief aller ihrer körperlichen und seelischen und genealogischen Vorzüglichkeiten entwerfen, und am folgenden Tage von demselben nicht allein austrompeten, sondern auch auspauken und mit Fingern darauf deutend ins Wochenblättchen setzen: daß neben perfekten Köchinnen und hier noch nie gedienten adretten Haus- und Kindermädchen, die mehr auf guten Lohn als anständige Behandlung sehen, Prinzessin Ursula, sammt ihrem Fürstenthum Bärwalde, ja sogar mit dem Königreich Sandalia im Commissionsbureau des . . . . Soldan L. No. . . . . . für einen preiswürdigen, standesgemäßen Bräutigam zu erfragen sei.

Als die Ehepaare sich bei Fanferlieschen präsentirten, beschenkte sie ein jedes mit dem Portefeuille eines Ministeriums in Goldpapier eingebunden, oder mit dem Patent irgend eines Staatsamtes. Rindsmaul ward Erzheumarschall, Riedesel Obermühlenrath, Oxenstirna Minister des Ackerbaus, Schimmelpfennig Finanzminister, Bibra Minister des Wasserbaus, Huntheim Oberjägermeister u. s. f. Jeder nach seinen Anlagen.

Nun aber war noch Eins zu thun, nämlich dem König Jerum in Munkelwust die Regierung aufzukündigen; sonst hätte der an

einem schönen Morgen wieder kommen und den Stiefelknecht wieder anschließen können.

Fanferlieschen ließ daher den Oberstudienrath Famulus kommen und denselben folgenden lakonischen Brief in ciceronischem Styl an den Jerum aufsetzen:

„Besserdich im ersten Jahr unsrer Regierung des Landes Sandalia

Im Namen der Einen und untheilbaren Sandalia Femoralia!

Fanferlieschen dem Jerum.

Du bist abgesetzt, das ist besser; ich bin angesetzt, das ist gut. Ist dir deine Haut lieb: so meide das Land; mir ist meine Schürze lieb: drum meid' ich dich!

Bessere dich, dann kehre nach Besserdich.

Fanferlieschen Schönefüßchen.

Post scriptum.

Hierbei das Wochenblättchen."

Das Wochenblättchen aber legte Fanferlieschen zu dem Brief, weil darin die ganze Geschichte der Absetzung und der ihr geschworene Eid aller Bürger gedruckt war und auch die Ernennung der neuen Minister und die Anzeige des Gaudelius Razen wegen einem Bräutigam für Ursula. Fanferlieschen gab den Brief und das Wochenblättchen ihrem ehemaligen Stiefelputzer und nunmehrigen Hofschäfer Mopsus an Jerum zu überbringen.

Der arme Mopsus wäre aber besser zu Haus geblieben; denn er erhielt einen üblen Botenlohn von Jerum, der ihm aus Zorn über den Brief die Ohren abschneiden und die Nase breit schlagen ließ, wobei er ihm sagte: „Gehe heim und lasse dir neue Ohren und Nase von Fanferlieschen aus der Schürze schütteln."

Zum Andenken des armen Mopsus tragen sich seitdem alle Mopse so.

Der König Jerum, der nun zu Munkelwust lebte, wurde jetzt ganz wie rasend; er verwüstete alles Land umher und beging tausend Grausamkeiten. Aber es ging ihm bald sehr übel: seine Hofleute verließen ihn, und sein Geld wurde all; er hatte nichts

mehr als das Ländchen Bärwalde, welches eigentlich der Ursula gehörte, und das er ihr noch immer zurückhielt. Die armen Leute aus dem Ländchen mußten Alles hergeben, daß er sein wildes Leben fortführen konnte.

Er hatte nur noch wenige Diener, und sein Rathgeber war ein großer hölzerner Götze, der bei Munkelwust unter einem dürren Baum stand und Pumpelirio Holzebock hieß und, wenn man einen Menschen vor ihm schlachtete und ihn mit dem Blut bespritzte, auf Alles antwortete, was man ihn fragte. Jerum machte nun bekannt, er wolle sich bessern und eine fromme Frau nehmen. Da ließ er die Töchter seiner Unterthanen zusammenrufen und heirathete aus denselben eine; aber in der Nacht schleppte er sie vor den Götzen Pumpelirio und brachte sie um und fragte ihn:

„Pumpelirio Holzebock!
Sag mir doch,
Wann die Jungfer Fanferlieschen
Schönefüßchen
Sterben wird?
Wann ich komme nach Besserdich?“

Da fing der Pumpelirio an zu knacken wie nasses Holz im Ofen und sprach mit schnarrender Stimme:

„Fanferlieschen blind,
Ursulus das Kind
Geschwind wie der Wind
Besserdich gewinnt.“

Jerum wußte nicht, was das heißen sollte; er bat sich eine Erklärung aus, aber Pumpelirio sprach:

„Für einen Mord
Nur ein Wort:
Morgen ist auch ein Tag
Für Mord und Todschlag.“

Am nächsten Morgen sagte Jerum: er habe seine Braut nach Haus geschickt, weil sie nicht fromm genug gewesen sei, und

suchte sich eine andere Jungfrau und heirathete sie wieder und brachte sie wieder um vor dem Pumpelirio Holzebock und fragte ihn wieder. Der sagte aber immer Dasselbe, und Jerum brachte immer mehr Fräulein um, bis sie endlich seine Grausamkeit merkten und entflohen.

Als die guten Leute in Bärwalde hörten, daß ihr Fräulein Ursula bei Fanferlieschen lebe, gingen viele nach Besserdich, um die liebe Tochter ihres verstorbenen Fürsten zu sehen. Sie küßten ihr Hände und Füße und klagten ihr das Elend, in dem sie durch den Jerum lebten, und wünschten nichts mehr, als daß Ursula bei ihnen sein und sie regieren möge. Ursula weinte sehr über das Unglück ihrer Unterthanen und versprach ihnen, mit Fanferlieschen zu überlegen, was zu thun sei. Da zogen die guten Leute wieder ab.

Als Ursula eben mit Fanferlieschen hierüber sprach, kam ein Bote vom König Jerum zu ihr mit einem Brief des Inhalts: Wenn die Prinzessin Ursula, deren Beschreibung vom Hofpoeten Gaudelius Razen er im Wochenblättchen vor längerer Zeit gelesen habe, ihn heirathe, wolle er sich bessern; da er das Ländchen Bärwalde schon besitze, so hätte er auch gern die dazu gehörige Prinzessin, um hübsch complet zu sein. Vielleicht könnten sie einmal zusammen wieder nach Besserdich kommen. Wenn sie einwillige, sollte sie nur gleich mit dem Boten zurück kommen, er als ein armer abgesetzter König, der im höchsten Incognito lebe, könne bei jetzigen niederen Kornpreisen keine großen Sprünge machen und sich auf keine großen Brautgesandtschaften einlassen. Der Bote werde sie ganz gut und sicher führen; sie solle kommen und ihre Unterthanen glücklicher machen, als er es im Stande sei.

Die letzten Worte entschieden über den Entschluß Ursulas: sie griff unter's Bett und holte ein Paar starke kalblederne Schuhe hervor, zog sie an und sagte: „Vielleicht wird auch Jerum noch brav; ich gehe mit, meiner Unterthanen wegen," — hängte ihren Mantel um, steckte ein Hemd und ein Paar Strümpfe in ihr Handkörbchen und sprach: „Der Brief lautet doch ganz demüthig" — und setzte ihren Schattenhut auf und fuhr fort: „Man muß

das Beste von Jedermann hoffen" — und nahm ihren Regenschirm in die Hand und stand vor Fanferlieschen und reichte ihr die Hand und fing entsetzlich an zu weinen und sagte: „Ach, Fanferlieschen! wenn ich aus der Stadt draus bin, dann lasse Sie für mich beten; aber nicht eher, sonst lassen mich die Leute nicht ziehen, oder hängen mir einen großen Zug an. Ich gehe zu meinen armen Unterthanen, ich muß sie trösten." — Fanferlieschen weinte auch ganz bitterlich und sagte: „Liebste Herzursula! ich kann dich nicht halten, gehe in Gottes Namen! Bessere deinen Jerum; sobald du es verlangst, will ich ihm sein Land wieder geben. Gehe hin, liebste Ursula! Thue allen Nothleidenden Gutes, so Mensch als Thier, so wirst du in der Noth nie verderben." Nach diesen Worten sagte Fanferlieschen ihrem Kammerherrn, dem Fähndrich Herrn von Pudelbeißmichnit, einige Aufträge ins Ohr, der sogleich forteilte. Dann ward Fanferlieschen ganz tiefsinnig, klapperte mit den Pantöffelchen Sandalia und rief folgende Weissagung aus:

„Ursula! Ursula! große Noth!
Wein' dir nur die Aeuglein roth;
Ursulus, Ursulus, gutes Kind,
Macht das Fanferlieschen blind;
Ursulus, Ursula, Ursulum,
Bin ich blind, so komm ich um,
Schau dich um, ich bitt dich drum!"

Nun umarmten sie sich und weinten bitterlich; der Bote aber sagte: „Macht es kurz, ihr Madamen! Mein Weib hat heut Hammelsbraten gekocht, ich muß heim, sonst wird mir das Fett kalt" — bei diesen Worten rissen sie sich von einander los. Ursula folgte dem Boten zur Stadt hinaus zum bösen Jerum. Fanferlieschen aber stieg auf den Schloßthurm und sah ihrer lieben Ursula nach, wie sie in ihrem rothen Mantel fort über die grünen Wiesen zog; und so oft Ursula sich nach Besserdich umsah und mit ihrem weißen Tuch winkte und sich die Augen trocknete, mußte der Kammerherr, Fähndrich Pudelbeißmichnit, mit der Schürzenfahne Femoralia auf dem Thurm wehen.

Fanferlieschen stand mit den Pantoffeln klappernd kerzengerad auf dem Thumrand und sang:

„Ursula! Ursula! große Noth!
Wein' dir nur die Aeuglein roth;
Ursulus, Ursulus, gutes Kind,
Macht das Fanferlieschen blind;
Ursulus, Ursula, Ursulum,
Bin ich blind, so komm ich um,
Schau dich um, ich bitt dich drum!"

Dazu bliesen die Thürmer eine schöne Melodie auf den Posaunen, und alle Leute beteten in der Kirche, und dies währte so lange, bis ein Wald die Ursula und den Boten des Jerums verbarg.

Ursula ging traurig neben dem Boten durch den Wald und dachte immer nach, was doch der wunderbare Gesang Fanferlieschens bedeuten möge; aber sie konnte ihn auf keine Art begreifen. Da hörte sie auf einmal einen Vogel ganz jämmerlich schreien und sah, wie er ängstlich um einen Baum herumflatterte. Da schaute sie recht hin und erblickte einen großen Marder, der am Baum herunter geschlichen kam und sich dem Neste des Vogels nahte, um ihm seine Jungen zu fressen. Da nahm Ursula einen Stein und warf ihn so geschickt nach dem Marder, daß er todt von dem Baume herunterpurzelte. O wie froh war nun der Vogel! er flog erst zu seinen Jungen, und da er sah, daß sie noch alle gesund waren, flog er immer um Ursulas Haupt und vor ihr her, von Baum zu Baum, und machte die rührendsten Bewegungen, als wolle er damit danksagen, und sang auf allerlei Weise, bis er sie gegen Abend verließ, wo sie ihm noch ein Stückchen von dem Kuchen, den ihr Fanferlieschen mit auf die Reise gebacken hatte, für seine Jungen mitgab.

Nun ward der Weg immer trauriger und öder: verbrannte Hütten und zerstörte Gärten waren am Weg; sie hörte in der Ferne einen traurigen Gesang, und das Herz ward ihr entsetzlich schwer. Jenseits ging die Sonne ganz roth unter, und man sah in eine wilde schwarze Bergschlucht voll Dampf und Qualm. Hie und da am Weg stand ein dürrer Baum, von dem die Eulen

herunter schrieen: hu, hu, o weh! hu, hu, o weh! Ach, das Herz ward Ursula immer schwerer, und sie fragte den Boten, der bis jetzt immer stumm neben ihr hergegangen war:

„Ach! mein Herz bricht in der Brust,
Sind wir bald zu Munkelwust?“

Da sagte der Bote:

„In der Schlucht liegt Munkelwust,
Hier am Baum du warten mußt
Bei dem Pumpelirio.
Jerum macht es immer so,
Setz dich an die Felsenstufen,
Ich will dir den Bräut'gam rufen.“

Und da verließ er die Ursula unter einem großen dürren Baum, wo der böse Pumpelirio Holzebock auf einem Felsen stand, und lief nach dem Thale hinunter.

Ursula war in der entsetzlichsten Angst; die Nacht brach an; die Eulen schrieen auf dem dürren Baum; der Mond ging blutroth hinter dem Pumpelirio Holzebock auf. Ursula war sehr müd, und sie setzte sich ins Gras und begann bitterlich zu weinen. Da hörte sie wieder den traurigen Gesang, und es kam immer näher und näher durch den Nebel, und sie sah eine Reihe von weißen Jungfrauen auf den Platz ziehen. Sie hatten Brautkränze auf und waren alle ganz bleich, und in der Brust hatte jede ein Messer stecken, daß das Blut über ihre weißen Röcklein niederfloß. Sie gingen über die Grasspitzen weg, als wären sie von Luft und sangen mit feinen Stimmchen:

„Willkommen! Willkommen, du Jerumsbraut!
Ein Messer ins Herz, das heißt getraut.
Ach! Ohne Kreuz und Segen
Bleichen im Schnee und Regen
Bald hier deine Beinelein
Im Sonnen- und im Mondenschein.
Im Baum da schreien die Raben:
Ach! wär ich doch ehrlich begraben!“

Ursula war in der fürchterlichsten Angst und riß vor Bangigkeit das Gras aus der Erde. Da schrie auf einmal eine der weißen Jungfrauen sie an:

„O weh! o weh! was raufst du meinen Kranz!
Morgen mußt du auch an den Tanz.“

Da sprang Ursula auf und wollte fliehen, aber sie fiel über einen Hügel, da schrie eine andre sie an:

„O weh! o weh! was trittst du auf mein Herz!
Morgen leidst du denselben Schmerz.“

So ging das immer fort; sie mochte fliehen, nach welcher Seite sie wollte, immer trat ihr eine jener Jungfrauen in den Weg und schrie bald: o weh, mein Arm! bald: o weh, mein Bein! o weh, mein Leib! u. s. w. Da stand Ursula endlich still und fragte: „O ihr armen Jungfrauen! wer seid ihr und was wollt ihr von mir?“ Da sangen sie:

„Jerums Frauen von Gestern
Sind wir Messerschwestern,
Jerums Weib von Heute
Morgen gehst du uns zur Seite;
Bete fleißig, denn gar oft
Kömmt das Messer unverhofft;
Im Baum da schreien die Raben:
Ach! wären wir ehrlich begraben!
Fort von hier, von hierio,
Weit von Pumpelirio,
Weit vom Holzebocke,
Hübsch mit Kreuz und Glocke
Mit Gesang und Posaunenspiel,
Gibt uns Ruh und kost' nicht viel.“

Da antwortete ihnen Ursula: „Ach! wenn es mir möglich ist, sollt ihr gewiß schön begraben werden:

Unter zarten Blumenrasen,
In dem Schatten grüner Linden,

Wo die frommen Lämmer grasen,
Sollt ihr euer Bettlein finden;
Und ein kühler Marmorbronnen
Soll da bei der Linde springen,
An jed' Bettlein hingeronnen
Kühlen Born wohl jeder bringen,
Daß ihr könnt die heißen Schmerzen
Eurer schrei'nden Wunden kühlen
Und das Blut zerrißner Herzen
Von dem weißen Schleier spülen.
Ach! wenn Gott euch wird erwecken,
Sollt ihr für den Mörder bitten,
Ringsum blühen Rosenhecken,
Und ein Kreuz steht in der Mitten.
Will der Herr mein Blut auch haben:
Soll man zu des Kreuzes Füßen
Euch zur Seite mich begraben,
Bis uns all die Englein grüßen."

Während Ursula diese Worte recht von Herzen sprach, sahen die Jungfrauen sie mit rechter Liebe an, und jede zog ihr Ringlein vom Finger, und sie flochten sie in einander, wie eine Kette, und zogen Blumen durch, daß es eine Krone ward, die setzten sie der Ursula auf das Haupt und sangen:

„So viel Ringe, so viel Bräute,
So viel Bräute, so viel Messer,
So viel Messer, so viel Herzen,
So viel Herzen, so viel Wunden,
Ach! du arme Braut von Heute!
Ach! dir geht es auch nicht besser;
Ach! du hast die bittern Schmerzen
Alle bald wie wir empfunden."

So sangen sie eine Weile, dann aber krähte der Hahn, und sie schwebten über die Wiese weg.

Ursula fühlte sich ruhiger, sie sah an dem blauen Himmel die Sterne an, und da glänzte das Gestirn, das man den großen Bär nennt, ihr besonders tröstlich in das Herz. Da dachte sie

recht innigst an ihre verstorbenen Eltern, den Fürsten Ursus und die Fürstin Ursa von Bärwalde, welche sie nie gesehen hatte, und sprach: „Ach! mein geliebter Vater und meine liebe theure Mutter! ich habe euch nie gekannt; aber ich liebe euch doch wie ein frommes Kind; o verlaßt mich nicht in meinen tiefen Aengsten! schaut auf euer armes Töchterlein! ich will ja Alles ruhig ertragen, was über mich bestimmt ist.“ Als sie diese Worte recht von Herzen gesprochen hatte, siehe da war es, als wenn die zwei Sterne am Himmel zusammen stießen und als wenn einer in den Schooß der guten Ursula herabfiele. Aber sie fand nichts. Ihr Herz war jedoch sehr gestärkt, und ihre Seele ganz voll frischen freien Muthes.

Schon stand der Mond tief über der dunkeln Waldschlucht, worin Munkelwust lag: als sie auf einmal ein wildes Horngetön erklingen hörte und aus dem Waldgrund Pferdegetrapp herauf tönte. Sie richtete sich auf und trat auf einen Felsen: da sah sie einen Reiterzug mit brennenden Fackeln heransprengen, daß die Funken und die brennenden Pechtropfen rings ins dürre Laub fielen und die Flammen prasselnd durch die Büsche herum zischten. Sie sprengten im Galopp heran; an ihrer Spitze saß Jerum im rothen Mantel auf dem getigerten Rosse; auf seinem Helm war das Bild eines Drachen; seine langen Haare wehten wie die Mähnen seines Rosses im Wind, und an seinem Gürtel hatte er eine breite Scheide hängen, worin viele Messer staken. Sie sangen das wilde Lied, welches also lautete:

„Juch! Juch! über die Heide!
Fünfzig Messer in einer Scheide.
Jerum reitet auf die Freite,
Schürz' dich, Braut! zur Hochzeitreite.“

So schrecklich das auch klang, konnte Ursula doch nicht mehr erschrecken; sie stand in wunderbarer Schönheit auf dem Felsen, gerade dem häßlichen Pumpelirio Holzebocke gegenüber; und als der König Jerum heransprengte, wehte sie ihm mit ihrem Tüchlein entgegen; und da die Reiter mit den Fackeln um sie her

standen und Jerum, von ihrer wunderbaren Schönheit und ihrer schönen Hochzeitskrone, die ihr die Geisterfräulein geflochten hatten, ganz geblendet, zu ihr hin ritt, streckte sie die Hand gegen ihn aus und sprach:

„O Jerum! Jerum! sei willkomm!
Nimm deine Braut und werde fromm!
Im Baum da schreien die Raben:
Ach wären wir ehrlich begraben!
Drum sollst du mir fest versprechen:
Willst du mich auch erstechen,
Begrab mich und die Mägdelein
In einen kühlen Lindenhain
Unter den grünen Rasen,
Wo fromme Lämmer grasen,
Wo uns ein klarer Bronnen
Kömmt an das Herz geronnen.
Ein Kreuz steh' in der Mitten,
Da will ich ruhn zu Füßen
Und für den Mörder bitten,
Wenn mich die Englein grüßen,
Daß ihn in Zorn und Schrecken
Der Herr nicht mög erwecken."

Als sie diese liebseligen Worte sprach, schüttelte sie ihr Haupt, und die Ringlein klingelten in der Krone, und in der Luft hörte man singen:

„Fort von hier! fort von hierio!
Weit vom Pumpelirio!
Weit vom Holzebocke!
Hübsch mit Kreuz und Glocke,
Chorgesang und Posaunenspiel,
Gibt uns Ruh und kost' nicht viel!"

Dem Jerum ging das durch Mark und Bein, er zitterte, daß ihm die Messer in der Scheide tanzten, und schrie mit verzweifelter Stimme gegen Ursula:

„Was sein soll, das muß geschehen,
Nichts kann dem Geschick entgehen;
Ach! ich möchte nicht und muß,
O! ich armer Jerumius.“

Da knackte auf einmal der Pumpelirio Holzebock so gewaltig, als wolle er in der Mitte auseinander platzen, und Jerum riß die arme Ursula vom Felsen und faßte sie in der Mitte:

Und schwang sie auf sein Roß,
Hui! sind sie geritten
Nach Munkelwust ins Schloß.

Mehrere Wochen war Ursula schon die Gemahlin des bösen Jerum, und sie war so gütig und so fromm und so schön und so mild, daß er ganz tiefsinnig wurde und über sein böses Leben nachdachte. Ach! seine Stadt Besserdich lag ihm immer im Sinn; Ursula sprach immer von Besserdich; aber er schämte sich, gedemüthigt an den Ort zurückzukehren, wo er immer ein übermüthiger Herr gewesen war, und wurde dann plötzlich von Zorn und Wuth überfallen und ritt im Land herum und that viel Böses. Ach! dachte dann Ursula, wenn mir Gott ein liebes Kind schenkte, das ihm freundlich wäre, vielleicht, vielleicht würde sein wildes Herz gerührt werden, wenn es ihn freundlich anblickte und ihm seine kleinen Hände entgegen streckte!

Sie betete darum immer sehr fleißig zu Gott, und wenn sie Abends allein am Fenster saß und den wilden Jerum von seinen Streifereien zurück erwartete, so blickte sie immer nach dem Gestirn des großen Bären und gedachte ihrer verstorbenen Eltern und streckte die Hände gen Himmel: „Ach! wenn ich nur ein Kind hätte!“ Den einzigen Trost hatte sie in ihrem elenden Leben, daß die armen Leute aus Bärwalde die Bedrückungen des Jerum leichter zu ertragen schienen, seit die liebe Tochter ihres ehemaligen Fürsten bei ihnen war. Auch that sie, wo sie konnte, ihnen Gutes und redete ihnen freundlich zu. Das Traurigste aber war ihr, daß Jerum niemals erlaubte, daß sie an Fanferlieschen

schrieb, und daß er schon einige Boten dieser ihrer einzigen Freundin hatte ermorden lassen.

Als sie nun einstens Abends einsam und traurig am Fenster saß und auf Jerum wartete, der seit mehreren Tagen nicht heimgekehrt war, war der Himmel ganz trüb und ihr liebes Gestirn nicht zu sehen. Und wie sie so an den wilden Bergwänden hinauf blickte, hörte sie wieder jenen traurigen Gesang, und die weißen Jungfrauen zogen um's Schloß herum und sangen sehr traurig:

„Im Baume schreien die Raben:
Ach wären wir ehrlich begraben!
Fort von hier! von hierio!
Weit vom Pumpelirio!
Weit vom Holzebocke!
Hübsch mit Kreuz und Glocke,
Chorgesang, Posaunenspiel
Gibt uns Ruh und kost' nicht viel"

worauf sie verschwanden. Da nahm sich Ursula fest vor, nicht zu ruhen noch zu rasten, bis die Fräulein begraben wären. Bald drauf hörte sie wilden Hörnerklang und sah die Fackeln durch den Wald reiten und hörte den wilden Gesang von Jerums Zug:

„Juch! Juch! über die Heide!
Fünfzig Messer in einer Scheide."

Sie eilte hinab an das Thor, ihren Gemahl zu empfangen; aber er sprengte so wild herein, daß sie das Pferd gegen die Treppe schleuderte.

Als Jerum absteigen wollte, raffte sie sich auf und hielt ihm den Steigbügel. Er redete aber nicht freundlich mit ihr und bat sie nicht um Vergebung; finster stieg er die Treppen hinauf, und die arme Ursula schlich ihm nach. Er setzte sich auf seinen Stuhl und redete kein Wort; sie konnte es vor Jammer nicht mehr ansehen und warf sich vor ihm auf die Knie und weinte und sprach: „Ach! mein Gemahl! was habe ich dir zu Leide gethan?" Er antwortete nicht.

„O! ich Unglückliche!“ rief sie, „ich hatte mich so auf deine Heimkehr gefreut, ich hatte dich recht innig bitten wollen:

Du möchtest begraben die Mägdelein
In einen kühlen Lindenhain.“

Weiter konnte sie vor Thränen nicht sprechen, sie legte ihr Haupt in seinen Schooß, und als die Ringe in ihrer Krone so rasselten, zitterte Jerum am ganzen Leibe. Plötzlich faßte er mit seiner Hand an ihr Ohr und schrie wie erschreckt:

„Wahr! wahr! wahrlich, wahr!
O du mußt auch zu der Schaar!
Bärin! Ursula! der Schuß!
O ich armer Jerumius!“

„Was fehlt dir, lieber Jerum?“ sagte Ursula, daß du so traurig redest. Da erwiederte er: „Nichts, mein Weib, aber stehe auf, wir wollen gleich dahin gehen, wo die Mägdlein sollen begraben werden; ich habe den Lindenhain gefunden; ich will dir ihn zeigen.“ Das sagte er so kalt, daß Ursula zitterte und sprach:

„Ach Jerum! hast du mich ein Bischen lieb,
Jetzt nicht, jetzt nicht, der Himmel ist trüb.“

Er aber sprach:

„Nur fort! nur fort! der Himmel grau,
Der ist so recht zur Todtenschau.“

Da zog er sie zum Schloß hinaus und zog mit ihr den Weg hinauf nach dem Pumpelirio Holzebock; da sprach sie:

„Ach Jerum! ach! kein Lindenhain
Wird auf dem Weg zu finden sein.“

Er aber sprach:

„Nur fort! und ist's kein Lindenhain,
So finden wir doch Todtenbein.“

Da weinte Ursula sehr und klammerte sich an ihn und sprach:

„Ach Jerum! ich flehte zum Himmelsthron,
Daß Gott uns schenk einen kleinen Sohn."

Er aber zerrte sie weiter den Berg hinauf und sprach:

„Nur fort! nur fort! es heult der Wind,
Er wiegt der Bärin ihr schwarzes Kind."

Da sie aber oben waren, ging der Mond ganz blutig auf, und Ursula sprach:

„Ach Jerum! der Mond ist blutig roth,
Ach Jerum! stich mich heut nicht todt."

Er aber sprach:

„Nur fort! das ist der Abendschein,
Er scheinet in den Lindenhain."

Da kamen sie den Berg hinauf auf die öde Heide, und Ursula sprach:

„O Jerum! wie die Wolken fliehn!
Wie wild sie vor dem Mond hinziehn!"

Er aber sprach:

„Nur fort! das sind die Lämmer klein,
Sie ziehen nach dem Kirchhof dein."

Und immer riß er sie weiter fort, ach! daß die Dornen ihr Röcklein zerrissen, und Ursula sprach:

„O Jerum! die Dornen zerreißen mich,
O kehre um, ich bitte dich."

Er aber sprach:

„Nur fort! es ist der Rosenhain,
Er schließet rings den Kirchhof ein."

Und nun kamen sie an den dürren Baum, wo der Pumpelirio Holzebock stand, und Ursula sprach:

„Ach Jerum! das ist der dürre Baum,
Das ist der wüste öde Raum,
Das ist der Pumpelirio Holzebocke,
Ach! hörst du wie die Raben schrein!“

Er aber sprach:

„Hier ist der kühle Lindenhain,
Hier läutet deine Glocke,
Hörst du, wie der Neuntödter schreit,
Du mußt sterben, halt dich bereit!“

Da sank sie auf die Knie und sprach:

„Ach Jerum! sag mir doch, warum
Bringst du deine arme Ursula um?“

Da sprach er:

„Weil du nur eine Bärin bist,
Die mich betrog mit böser List;
Bei Besserdich, gleich an dem Thor,
Schoß ich den Pfeil dir durch das Ohr,
Die Narbe habe ich gefühlt,
Als ich mit deinen Locken spielt',
Und jetzo muß ich dich erstechen,
Um Fanferlieschens Schwur zu brechen.
Mach fort! mach fort! der Neuntödter schreit,
Sterben mußt du, halt dich bereit!“

Ursula kniete nieder, um zu beten, und Jerum suchte eines von seinen fünfzig Messern heraus und fing es an zu wetzen. Wie Ursula die Hände gegen Himmel hob und betete, sah sie plötzlich das Gestirn des großen Bären erscheinen, und es zuckte wieder wie damals, als sie zuerst hier betete, und es fiel wieder wie ein Stern in ihren Schooß nieder. Da war sie auf einmal wunderbar getröstet und stand auf und sprach:

„Herr ist dies der Lindenhain,
Wo ich soll begraben sein:
Sag, wo ist der kühle Bronnen,
Der zum Grabe kömmt geronnen?“

Jerum sprach da:

„Aus der Brust soll er dir springen,
Wenn ich werd das Messer schwingen.“

Da griff er nach dem Messer, das er geschliffen und neben sich gelegt hatte, aber — fort war es, er konnte es nicht mehr finden. Da sagte er zu Ursula: „Bete nur noch ein wenig.“ — Sie kniete nieder und betete fort. Er nahm ein anderes Messer und wetzte es und legte es wieder hin und rief:

„Mach fort! mach fort! der Neuntödter schreit,
Sterben mußt du, halt dich bereit!“

Ursula nahte sich still und sprach wieder:

„Herr! ist dies der Lindenhain,
Wo ich soll begraben sein:
Sag, wo ist der kühle Bronnen,
Der zum Grabe kömmt geronnen?“

Da sprach er wieder:

„Aus der Brust soll er dir springen,
Wenn ich werd das Messer schwingen.“

Aber das Messer war wieder fort, er konnte das nicht begreifen und ließ sie wieder beten und wetzte wieder, und sie kniete nieder und betete für den Jerum recht von Herzen. Er rief wieder:

„Der Neuntödter schreit,
Halt dich bereit!“

Sie nahte wieder mit denselben Worten, das Messer war wieder fort, und so ging das, bis neunundvierzig Messer fort waren: da hielt Jerum das fünfzigste in der Hand und schwang den Arm und wollte es ihr in das Herz stoßen; aber auf einmal

hielt er ein und that einen lauten Schrei und ließ den Arm sinken, denn es flog ein Messer vom Himmel herunter auf seinen Arm und stach ihm die Hand durch und durch, und wo er hinfloh, fielen Messer auf ihn und verwundeten ihn hier und dort. Ursula lief auf ihn zu und umarmte ihn und bedeckte ihn mit ihren Armen; aber die Messer fielen überall auf ihn, bis sie alle heruntergefallen waren. Da hörte man die Jagdhörner von Jerums Gefolg erschallen, da leuchteten die Fackeln heran; sie zogen aus, ihren Herrn zu suchen, und fanden ihn mit Wunden bedeckt und Ursula ohnmächtig an seiner Seite liegen.

Seine Diener waren sehr erschrocken, sie zogen ihrem Herrn die Messer aus den Wunden, zerrissen Ursula's Schleier und ihren Mantel und verbanden ihn, so gut sie konnten; dann bereiteten sie von abgebrochenen Aesten des dürren Baumes zwei Tragbahren, legten auf die eine den Jerum, auf die andere die Ursula und zogen mit Beiden nach dem Schlosse zu. Dabei sangen sie in der bösen Meinung, Ursula habe Jerum so verwundet:

„Juch! Juch! über die Heide!
Fünfzig Messer in einer Scheide,
Fünfzig Messer in Mannes Leib
Durch Ursula das böse Weib!“

Ueber ihnen aber flog der Neuntödter und schrie sehr heftig, und neben dem Zug schwebten die weißen Jungfräulein über der Erde hin und sangen:

„Fluch! Fluch über die Heide!
Fünfzig Messer in einer Scheide,
Fünfzig Messer in Mörders Leib,
Gott rächt an ihm sein treues Weib!“

Als der Zug sich dem Schlosse nahte, sahen sie alle Fenster erleuchtet, und war ein großes Getümmel in dem Hof und auf den Treppen, als seien fremde Gäste drinnen angekommen. Jerum, der sich ein wenig erholt hatte, pfiff auf seiner Jagdpfeife, da hielt der Zug ein, und der Führer des Zugs, ein alter vertrauter Diener Jerums, trat zu ihm und legte sein Ohr an

Jerums Mund, um dessen heimliche Befehle zu vernehmen. Nachdem er Jerums Willen wußte, rief er seinen Sohn zu sich und ging mit dem zu der Tragbahre Ursula's und ließ die Träger derselben mit dem Zuge Jerums in das Schloß ziehen.

Mac und sein Sohn Benac blieben mit Ursula allein zurück. Da sagte der Sohn Benac: „Was gibt's im Schlosse, Vater Mac?" Da antwortete der Vater Mac: „Hochzeit." Da sprach der Sohn Benac: „Da stellt Jerum heut wohl Rothwildpret mit Messern gespickt vor." Da antwortete der Vater Mac: „Er ist ein altes zähes Wild, jetzt wird er mürb, so braucht sie ihn nicht so lange in den Essig zu legen." Da sagte der Sohn Benac: „Was gibt es hier, Vater Mac?" Da antwortete Mac: „Begräbniß." Da sagte Benac: „Ist die Ursula denn todt?" Da antwortete der Vater Mac: „Das muß Jerum, ihr Mann, am besten wissen, da er Hochzeit hält, und wenn du meinst, sie sei nicht todt, willst du sie todt machen?" — Da sagte der Sohn Benac: „Ei bewahr mich Dieser und Jener! ich meinte nur, sie sei vielleicht nicht todt, und dieses sei kein Begräbniß, weil ich immer gehört und gesehen habe, daß hinter jedem Begräbniß eine alte Frau mit einer blauen Schürze hergehen muß, und hier sind wir ganz allein, ich sehe jenes alte Weib nicht." — Da sagte der Vater Mac: „Aufgepackt hinten an der Bahre! ich gehe vornher, ich weiß den Weg, und rüttle die Bahre nicht!" — „Recht, Vater," erwiederte der Benac, „damit sie nicht aufwacht. — „Nein, Junge!" sagte der Mac, „damit sie nicht herunterfällt." — „Wenn nur das alte Weib mit der blauen Schürze da wäre!" sagte der Sohn Benac, „die hälfe sie uns im Falle der Noth wieder auf die Bahre legen." — „Halt's Maul!" sagte der Vater Mac und schritt zu, und sie zogen um das Schloß herum durch alles Gebüsch nach einer andern Seite desselben.

Unterwegs sagte der Mac: „Junge, ich kann nicht begreifen, woher du so abergläubische, fanatische, pietistische, mystische, obscurantische Ideen aufgefangen hast? Wie viel Grade hast du im großen Orient bekommen? Es kostet mich mein schönes Geld, und doch schwätzest du, als seist du bei der Jungfer Fanferlieschen

im stichdunkelen Mittelalter studiren gegangen. Wahrhaftig, ich lasse mir mein Geld wieder geben; sage, wie viel Grade hast du empfangen?" — „Vater Mac!" sprach der Sohn Benac, „wenn Ihr mir sagt, wofür es gut ist, daß diese Frau begraben wird, so will ich Euch antworten." Da sprach der alte Mac: „Wenn dieser Ursula die letzte Ehre erwiesen ist, so haben wir Ehre davon; denn dann gehört ihr Fürstenthum Bärwalde dem Jerum, und er muß mich zum Präfekten und dich zum Unterpräfekten in dem Ländchen machen. Drum sage, wie viel Grade hast du im großen Orient erhalten?" — „Zum Unterpräfekten genug," sagte Benac, „ich war Stößer in der Hofapotheke im großen Orient, ich kann den Schlüsselblumenchampagner machen und auch ohne Abweichen vertragen, was ein bedeutender Grad ist; ich kann die Giftpillen vergolden; ich kann den Sauerwein mit Bleizucker süß machen und als reinen Wein einschenken; ich kann einen blauen Dunst machen und die Schädlichkeit des Weihwassers chemisch beweisen; ich kann Gewissensbisse wie Sodbrennen mit Kreide niederschlagen, trübe Gedanken, finstere Meinungen mit Hausblase aufklären; ich kann Storax, Räucherkerzen und Zahnpulver verfertigen zum Wohlgeruch der Menschheit und Reinigung des zähneblöckenden Zeitgeistes. Ja, Vater Mac! ich habe sogar Successionspulver im großen Orient gestoßen, welches Jerum auf das berühmte Hirsenmus streuen ließ, da seht Ihr, wer ich bin." — „Das ist viel," sagte der Vater Mac, „aber es ist Alles keinen Schuß Pulver werth, so lange du noch an die alte Frau mit der blauen Schürze glaubst." — „Vater Mac!" erwiederte der Sohn Benac, „Ihr redet seltsam, kenne ich sie nicht? habe ich sie nicht hinter allen Begräbnissen herziehen sehen, bei denen die Hofapotheke zum großen Orient sich neunundneunzig Procent und große Verdienste erworben; nein! nein! meine alte Frau mit der blauen Schürze, die hinter jeder Leiche herziehen muß, lasse ich mir vom Orient und Occident und allen drei braunprinzlichten Welttheilen nicht wegraisonniren." — „Da hat Er auch ganz recht, mein Freund!" sagte hier plötzlich die Frau mit der blauen Schürze, die hinter ihm aus den Büschen hervortrat und der

Tragbahre folgte.“ Nun guckten Mac und Benac sich um, und der Benac sagte: „Richtig! da ist sie. Vater Mac! Ihr habt recht, es ist ein Begräbniß, und ich habe recht, die Frau mit der blauen Schürze muß dabei sein.“

Der Vater Mac aber, der in Bildung, Aufklärung und Civilisation ergraut war, hatte keine Freude an der alten Frau mit der blauen Schürze, er hielt seine Schritte in der Nähe eines alten Thurmes ein und setzte die Bahre nieder, wendete sich zu der Frau und sagte: „Was hat Sie jetzt hier zu thun, alte carlistische Wettermacherin! was hat Sie hier für Umtriebe, für Proselytenmacherismus zum Fanferlisismus?“ — „Macht kein so Geschrei, alter, neu überzogener Würgengelsattaché, so nennt man Euch Schindersknechte ja heutzutage,“ erwiederte die Alte. „Sei fein stille beim Begräbniß; wer ich bin, das wissen die Todten; du und dein Sohn und Jerum und Ursula werden's auch noch erfahren; was ich hier mache, das weiß ich besser als Mac und Benac: ich gehe zur Begräbniß; mit Fanferlieschen aber habe ich nichts zu thun, denn sie hat mir die versprochene neue Schürze nicht gegeben.“ — Da sagte der Mac: „So! du gehst mit zur Begräbniß? Das ist gut und lobwürdig; aber weiter als bis hier vor die Thüre der Munkelwustischen Erbgruft gehst du nicht mit, sonst will ich dich so zurichten, daß du mit deiner eigenen Leiche sollst gegangen sein. Hier in dies Pantheon soll kein stichedunkles Mittelalter eindringen. Fort, zurück!“ — Da erwiederte die Alte: „Geht mit eurer Leiche nur hinein, mit ihr bin ich gegangen und nicht mit meiner; da drin habe ich nichts zu thun, mein Platz ist hier vor der Thüre.“

Nun trugen Mac und Benac die Tragbahre mit Ursula durch eine Oeffnung in den alten wüsten Thurm, an dem keine Thüre und der inwendig ganz hohl und leer bis unter sein verfallenes Dach war.

Hier setzten sie ihre Last nieder, und der Mac sagte zu Benac: „Geschwind heraus, wir haben keine Zeit mehr, hast du deine Schürze, Winkel, Bleiloth, Kelle und Hammer bei dir?“ — „Ja,“ sagte der Benac, „ich habe das Zeug ja schon heut Morgen vor

dem Thurm in das Grab gelegt, das ihr mir zu machen befohlen; auch die Steine und den Kalk heut früh schon hergetragen." — „Geschwind," sagte Mac, „den Eingang zugemauert!" und nun fingen sie an, mit großer Eile die Oeffnung des Thurmes zuzumauern.

Der Sohn Benac sagte bei der Arbeit: „Es freut mich doch, Vater Mac! daß ich recht gehabt habe mit der Frau und der blauen Schürze." — „Recht! schon recht!" erwiederte Mac, „die Frau kam freilich; aber es war kein Leichenbegängniß, sondern eine Einmauerung, denn die Ursula lebt noch, sie ist nur ohnmächtig." — „Daran liegt mir nichts," sagte Benac, „die alte Frau aber war doch da?" — „Halt's Maul!" sagte Mac, „singen wir lieber zur Beförderung unserer Arbeit das geistreiche Lied, das man immer in der Hofapotheke zum großen Orient singt, wenn die Büchsen visitirt werden sollen, und man Abends vorher alles Gift und Unrath bei Seite geschafft hat und dann die visitirende Commission mit lauter rein menschlichen Syrupen, Jalep, Malaga, Magenmorcellen, Quittenschnäpsen, Räucherkerzchen, Storax u. dgl. abspeist." Da sangen Mac und Benac unter dem Mauern:

„Laßt uns, ihr Brüder!
Weisheit erhöhn,
Singet ihr Lieder
Feurig und schö—ö—ö—ön,
Singet ihr Lieder
Feurig und schön.
Strahlen zu borgen
Brauchen wir nicht,
Uns glänzt von Morgen
Helleres Li—i—i—icht,
Uns glänzt von Morgen
Helleres Licht.
Es glänzt uns nieder
Bis in die Gruft,
Wo uns Gott wieder
Schöpferisch ru—u—u—uft,
Wo uns Gott wieder
Schöpferisch ruft."

„Es ist ein dummes Lied," sagte Benac, „man singt es aus sich heraus und in sich hinein, wie schlechten Branntwein in einen hungrigen Magen; man kriegt nichts in den Leib und wird doch besoffen, und stirbt Hungers und merkt es nicht vor lauter Weisheit und Wahrheit und sieht nichts vor Licht. Daß ich keine Strahlen zu borgen brauche, daran liegt mir gar nichts, wenn ich nur mein Feuerzeug bezahlen kann. Der letzte Vers aber von der Gruft und dem ru—u—u—uft, der lautet fatal wie Uhusgeschrei. Horch, Vater Mac! hörst du nichts oben am Dach rappeln?" — „Es nistet ein Neuntödter oben, Sohn Benac! den unsre Arbeit im Schlafe stört, mach fort!" — „Ich bin gleich fertig, Vater Mac!" — „Ich bin es schon, Sohn Benac! jetzt noch etwas Schutt und Distel und Dorn davor geworfen." — Nun warfen sie Alles, was sie in der Nähe fanden, vor die vermauerte Stelle und wollten eben ihr Handwerkszeug zusammenraffen, da sagte der Sohn Benac: „Vater Mac! für wen hab ich denn das Grab heute früh machen müssen?" — Da antwortete Mac: „Wenn Ursula bei dem Holzebocke umgekommen wäre, so hätten wir sie hier hinein begraben. Nun aber kam sie in den Thurm." — Unter diesen Worten hörten sie auf einmal singen:

„Dein Ende stell dir stündlich vor,
Es klopft der Tod schon an dein Thor,
Führt dich vor Gottes Thron,
Nun heißt es: Mac! thu auf dein Pack!
Benac! was ist in deinem Sack?
Empfanget euren Lohn!"

„Da ist das verzweifelte alte Weib mit der blauen Schürze wieder," sagte Mac, „auf, Benac! wirf Steine nach ihr, die will partout ein Begräbniß herauszwingen." Da bückten sie sich nach Steinen, in dem Augenblick aber rasselten viele Ziegel von dem Thurm nieder und schlugen Mac und Benac am Rande der Grube todt, und sie stürzten alle Beide hinein. Die Alte legte sie mit dem Gesicht nach unten und ihr Handwerkszeug oben drauf und stieß ihnen die Erde mit den Füßen nach. Sie war

also doch mit zur Leiche gegangen. „Jetzt könnte ich der Fanferlieschen das Vermauern der armen Ursula gleich melden; aber hat sie mir keine neue Schürze gegeben, so melde ich ihr auch keine Neuigkeiten, und der Handel Mac-Benac soll noch lange ein großes Mysterium bleiben," sagte die Frau und zog singend die Felsenschlucht das Thal hinaus:

Alle Menschen müssen sterben,
Alles Fleisch vergeht wie Heu,
Gott, du wirst den Weizen erben,
Holzebocke kriegt die Spreu,
Mac Benac mit Sack und Pack."

Wir wollen aber jetzt sehen, wie es mit der armen Ursula in dem zugemauerten, dunklen Thurme steht.

Kaum war die Oeffnung des Thurmes mit einer Lage Steine zugemauert, als Ursula, die in einer tiefen Ohnmacht gelegen hatte, sich mit kaltem Wasser besprengt fühlte und erwachte. Die ersten Worte, die sie aussprach, waren: „Ach Jerum, mein theurer Herr und Gemahl! lebst du noch? Ach! wenn Gott nur deine Diener herführte, dich mit deinen vielen Wunden aus der dunkeln Nacht nach Hause zu bringen! Ich will dich so treulich pflegen und heilen, daß du mich gewiß liebgewinnen sollst; o mein Gemahl, antworte mir! wehe mir! haben dich die fallenden Messer getödtet? konnte ich keines, mit meinem Leibe dich bedeckend, von dir abwenden!" Da die arme Ursula, welche glaubte, sie sei noch an dem schrecklichen Orte bei dem bösen Pumpelirio Holzebocke, keine Antwort erhielt, richtete sie sich auf und sah sich um, den Leichnam ihres Gemahls zu suchen; aber wie erschrak sie, da sie sich rings von kalten Mauern umschlossen fühlte. „O! Allmächtiger Gott!" rief sie aus, „wo bin ich? was ist aus mir geworden?

Weh! Weh! ganz allein!
Erd und Himmel sind von Stein!
Ach! kein Mond, kein Sternenschein
Und kein Lüftchen grüßt herein!
Und es singt kein Vögelein!
Weh! Weh! ganz allein!"

Da sprach eine Stimme zu ihr mit freundlichem Tone: „Erschrick nicht, liebe Ursula! ich bin da; erinnerst du dich wohl des Vogels, dessen Junge du von dem Marder durch einen Steinwurf befreitest und mit dem du deinen Kuchen theiltest, da du durch den Wald von Besserdich nach Munkelwust reistest?“

„O ja,“ sprach Ursula, „aber was soll dieser Vogel? Wer bist du? Sage mir um Gotteswillen, wo ist Jerum, mein armer Gemahl, und wie komme ich an diesen Ort?“

„Ich bin dieser Vogel,“ antwortete die Stimme, „setze dich nieder an die Erde und erlaube mir, auf deiner Hand zu sitzen: so will ich dir Alles erzählen, was du mich gefragt, und noch viel mehr. Vor Allem fasse Muth und vertraue auf Gott, denn du bist sehr unglücklich:

Doch ist Keiner je allein,
Wär auch Erd und Himmel Stein,
Schien kein Mond, kein Sternenschein,
Grüßte auch kein Lüftelein,
Sänge auch kein Vögelein:
Kehrt in jedem Herzen rein
Doch der liebe Gott stets ein.“

Da setzte sich Ursula auf die Erde und legte ihren Kopf gegen die harte Steinwand und streckte die Hand aus und sprach: „Komm, lieber Vogel! setze dich auf meine Hand. Ach! du bist fromm, und ich will Gott vertrauen, und wäre mein Elend noch so groß;“ da flog der Vogel auf ihre Hand, sie zog sie an sich und drückte ihn an ihre Wangen, die er sanft mit den Flügeln streichelte. „Deine Flügel sind ja naß,“ sprach Ursula. „Ja, liebe Ursula!“ sagte der Vogel, ich habe sie in kühles Quellwasser getaucht und habe flatternd dein Gesicht hier mit besprengt, damit du aus der Ohnmacht erwachtest.“ — „O wie gut bist du!“ erwiederte Ursula, „was bist du denn für ein Vogel?“ — „Frage nicht,“ sagte der Vogel, „ich habe einen häßlichen Namen.“ Da erwiederte Ursala: „Sage ihn nur, du hast dich so gut gegen mich gezeigt, ich will dich lieben, und wärest du auch ein Neuntödter.“

— „Der bin ich," sagte der Vogel, „und höre nun Alles still an, denn ich habe noch viele Geschäfte für dich." — „Erzähle," sagte Ursula, „ich unterbreche dich nicht wieder!" Da sprach der Neuntödter also:

„Ich bin Niemand anders, als der unglückliche ehemalige Kammerherr Neuntödter von Würges, den Jerum mißbrauchte, das verfälschte Gewürz aus der Hofapotheke zum großen Orient auf das Hirsenmus von Fanferlieschens Erziehungsinstitut zu streuen, und welchen der Geist des Königs Laudamus zur Strafe nebst seiner Frau in Vögel Neuntödter verwandelte, und als ein solcher Vogel habe ich bis jetzt mit meiner Familie im Walde gelebt. Du kannst dir denken, wie es mich rührte, da du, die ich doch auch mit den Andern vergiften sollte, mir so große Wohlthaten erwiesest; und seit dieser Zeit habe ich nie wieder von andern lebendigen kleinern Vögeln gelebt, was sonst die Art der Neuntödter ist, sondern ich habe mir große Gewalt angethan und habe nur schädliche Fliegen und Würmer und Samen von Unkraut gefressen; immer habe ich mich gesehnt, für deine Wohlthaten dankbar werden zu können, und endlich habe ich die Gelegenheit gefunden. Ich flog oft um das Schloß Munkelwust und belauerte Alles; da habe ich denn auch gehört, wie Jerum zu seinem alten bösen Diener Mac sprach, als er das letzte Mal nach Hause ritt: ‚Rüste Alles zum Empfang der Königin Würgipumba im Schlosse zu; Morgen kömmt sie hier an, ich bin schon mit ihr vermählt; heute Nacht steche ich die Ursula bei dem Pumpelirio Holzebocke todt. Lasse daher eine Grube im Gebüsch bei dem alten Thurm von deinem Sohn Benac für sie zurecht machen; lasse ihn auch Steine, Kalk und Maurergeräth hinbringen; er kann nachher den alten Thurm zumauern, da meinen die Leute, ihr hättet deßwegen dort zu schaffen.'"

„Ach Gott! ach Gott! ist das wahr? Neuntödter!" rief da Ursula aus, „ist das wahr?"

„Ja, es ist wahr," sagte der Vogel, „die neue Königin ist schon im Schloß."

„Ach, lieber Gott!" sagte Ursula, „ich bitte dich, mache, daß

Würgipumba recht gut und fromm sei, daß sie ihm noch mehr Liebe erweise, als ich, daß sie ihn recht pflege in seiner Krankheit. Gott segne sie, daß sie ihn auf gute Wege und wieder in seine Stadt Besserdich führe. Nun erzähle weiter, lieber Neuntödter!" — „O, wie bist du gütig, Ursula! Du betest für deinen Mörder!" sagte der Vogel.

„Rede nicht so hart von dem unglücklichen Jerum! Gott der Herr möge uns Allen verzeihen!" versetzte Ursula. „Ach, ja!" seufzte der Vogel und sprach fort: „Als ich gehört hatte, daß du sterben solltest, flog ich auf den dürren Baum bei dem häßlichen Pumpelirio und wartete auf dich, und als Jerum sein Messer wetzte und du niederknietest und für ihn betetest, mußte ich vor Grimm laut schreien. So oft er nun eines von seinen fünfzig Messern geschliffen hatte und neben sich legte, flog ich, von der Nacht versteckt, herzu und nahm das Messer weg und trug es auf den Baum. Das letzte aber hielt er fest in der Hand, ach! da zitterte ich für dein Leben, und mein Zorn ward so groß, daß ich eines seiner früheren Messer auf seine Hand herabfallen ließ, mit welcher er so eben dein liebetreues Herz durchbohren wollte. Meine Kinder und Freunde, welche still auf dem Baum gesessen, wurden nun auch so ergrimmt als ich; denn ich hatte ihnen erzählt, daß du von ihnen einst den Marder abgehalten, und da ergriffen sie alle die andern Messer und ließen sie auf den bösen Jerum fallen. Ach! in welcher Angst war ich, da du ihn mit deinem Leibe vor den fallenden Klingen beschützen wolltest, du möchtest verletzt werden; aber ich konnte ihren Zorn nicht abwehren, doch der liebe Gott hat dich beschützt."

„Was du erzählst, ist schrecklich und traurig," unterbrach Ursula den Vogel, „aber sage mir um Gotteswillen, ist Jerum noch am Leben? wird er wohl wieder gesund werden? und wo bin ich denn? Werde ich je wieder aus diesen dunkeln Mauern kommen?"

Da erwiederte der Vogel: „Jerum ist schwer verwundet, aber ich zweifle nicht, er wird genesen. Gott wird ihn doch nicht sterben lassen, ehe er sein schweres Unrecht eingesehen und bereuet

hat. Noch lebt er, denn als seine Diener ihn und dich ohnmächtig zurücktrugen, pfiff er vor dem Schlosse auf der Jagdpfeife. Sie machten Halt, er sprach dem bösen Mac etwas ins Ohr, und der trennte sich mit seinem Sohne Benac von dem Zuge. Sie trugen dich hierher. Vor dem Thurm zankte Mac mit dem alten Weib mit der blauen Schürze, welches immer bei den Begräbnissen hinten geht. Er nannte sie einen Aberglauben und trug dich allein in den Thurm, damit es kein Begräbniß sein und sie Unrecht haben sollte. Sonst hätten sie dich gewiß lebendig in die Grube begraben. Als sie hier mit dir herumzogen, war ich froh; denn Gott hat es gefügt, daß ich, um dir nahe zu sein, in den letzten Tagen mein Nest da oben in dem Dach gebaut, und so denke ich denn, daß Gott mir es auch künftig vergönnen wird, an dir das Böse, das ich als Mensch gethan, wieder gut zu machen." — „Aber höre, draus mauern die beiden Bösewichter noch an der Oeffnung zu; hörst du sie singen:

„Bis in die Gruft,
Bis uns Gott wieder
Schöpferisch ru—u—u—uft."

„Ja, ja, du Schu—u—u—uft! er wird dir rufen, daß du schreien wirst: „„Ihr Berge bedecket uns!"" — „Rede nicht so hart!" sagte Ursula, „dadurch wird Alles bitterer. Gott sei gelobt und gepriesen über Alles, was er über mich verhängt hat; wie ich es aufnehme, solche Früchte wird es bringen. Ach! wenn ich nur den lieben Sternenhimmel sehen könnte, das würde mich recht stärken und trösten!" — „Das sollst du, liebe Ursula!" erwiederte der Vogel, „überhaupt fasse Muth; Alles, was ich nur auf Erden vermag, soll dazu dienen, dir dein Leben erträglich zu machen. Das Dach des Thurmes ist ziemlich lose, ich will mit meinen Freunden Löcher hineinmachen, daß du den Himmel sehen kannst, und wenn es regnet, wollen wir es mit Strohhalmen und Moos decken. Ach, liebe, arme Ursula! lasse mich nur sorgen, ich habe den Kopf voller Gedanken, dir Freude zu machen; wenn mir nur die Hälfte gelingt, sollst du in vielen Stunden glücklicher

als manche Prinzessin sein, wenigstens glücklicher, als du es auf dem Schlosse Munkelwust warst. Lebe wohl, jetzt sorge ich dir vor Allem für ein Lager und für Licht und für einige Erquickungen."

Nach diesen Worten flog der gute Vogel in die Höhe des Thurms, und Ursula rief ihm nach: „Dank und Ehre und Preis sei Gott im Himmel! der dich, guter Vogel! bewogen hat, mich zu erhalten, damit ich fromm sein und beten kann."

Kaum war der Neuntödter oben auf dem Thurme angekommen, als er mit seinen andern Gehülfen an einigen alten Ziegeln mit dem Schnabel den Kalk loshackte, und nach einigen Minuten hörte man die losen Steine über das Dach herunterrasseln und draußen auf die Erde fallen. Ach! da sah der liebe blaue Sternenhimmel hinunter in den Thurm, in die Augen, in das liebe treue Herz der frommen Ursula, wie in einen tiefen Brunnen voll Schmerz und Bitterkeit. Aber sein milder Schein brachte Friede und fromme Ergebung hinein.

Ursula lehnte ihr Haupt gegen die Mauer und sah ruhig hinauf; da erkannte sie das Gestirn des großen Bären, das sie an ihre Eltern erinnerte, mit vieler Freude und betete recht fromm zu Gott für ihre Eltern und den grausamen Jerum und für Fanferlieschen und fiel dann in einen sanften Schlummer.

Gegen Morgen wurde sie von angenehmem Gesange erweckt; da sah sie an den offenen Stellen des Daches mehrere Rothkehlchen und Distelfinken und Schwalben sitzen, die immer herabguckten und außerordentlich schön sangen; und da sie sich aufrichtete, kam der Neuntödter herabgeflogen und brachte in seinen Klauen einen Zweig voll der schönsten Kirschen, der so groß war, daß er ihn kaum tragen konnte. Er flog auf die Hand der Ursula und gab ihr den Zweig und sprach: „Da hast du vorerst eine kleine Erquickung, bald soll mehr kommen; jetzt laß uns vorerst sehen, wie Boden und Wände hier beschaffen sind." Ursula dankte und aß die süßen Kirschen, und dann besahen sie den ganzen Raum.

Der Thurm war so geräumig, als wie eine kleine Stube; die Wände aber waren rauhe Steine, und da Ursula daran herum

fühlte, fand sie ihn an der einen Seite sehr warm. Da sagte der Vogel: „Ja, ja, ich weiß schon, gleich daneben ist die Schloßküche, und der Feuerherd steht dicht hier an der Wand." — „Du hast recht," sagte Ursula, „jetzt erinnere ich mich; aber da fällt mir etwas ein. Durch die Küche läuft ja ein fließendes Bächlein grade unter dem Herd weg, sollte das nicht auch unter dem Thurm weglaufen?" Da legte sie das Ohr an die Erde und horchte, und hörte es murmeln und rief voll Freude: „Ach! da ist lebendiges Wasser! ich höre es rieseln!" — „Das muß geöffnet werden," sagte der Vogel, damit du dich waschen und daraus trinken und auch ein Bischen kochen kannst. Laß mich nur sorgen. Erst wollen wir den Boden fegen, damit du dein Bettlein machen kannst." — Nun pfiff er in der Vogelsprache in die Höhe, und viele Vögel schwebten sanft herab und pickten alle Steinchen und Späne auf, die am Boden lagen und trugen Alles so sorgsam zum Dach hinaus und fegten dann mit ihren Flügeln so rein, daß der Boden wie eine Tenne sauber wurde. Nun flogen sie weg und brachten eine Menge trockenes Moos und Wolle, welche die Schafe an den Dornen hatten hängen lassen, und fuhren so lange damit fort, bis so viel beisammen war, daß Ursula sich ein recht weiches Lager daraus bereiten konnte.

Als dies fertig war, kam der Neuntödter wieder und brachte einen großen Maulwurf, den setzte er an die Erde und sprach: „Da habe ich einen Bergknappen gebracht, der soll uns nach dem Brunnen wühlen." Der Maulwurf scharrte gleich munter drauf los; da er aber bald an das Wasser kam, so hörte er auf und ließ sich wieder hinweg tragen. Ursula räumte mit einem Stein nun die Erde recht auf und hatte nun ein schönes Bächlein durch den Thurm laufen, dessen Rand sie mit Steinen auslegte und dessen Grund sie mit bunten Kieseln belegte, die ihr die Vögel brachten. Von der aufgewühlten Erde machte sie sich einen kleinen Herd und eine Bank.

Mit diesen Arbeiten ward es Mittag, die Sonne schien gerade vom Himmel in den Thurm hinein, und Ursula konnte durch die Wand den Bratenwender in der Küche schnarren hören. Da

kam auf einmal der Vogel geschwind geschwind den Thurm herabgeflogen und trug ein gebratenes Rebhuhn in seinen Klauen und sprach: „Nimm, liebe Ursula! das hatte sich die Köchin bei Seite gelegt; ich bin durch den Rauchfang in die Küche und hab es für dich geholt.“ Dann brachte er ihr auch Brod, und während sie aß, sprach er: „Denk dir, wie gerecht der Lohn des Himmels ist!“ Die zwei bösen Diener Jerums, welche dich hier herein vermauerten, sind von den Ziegelsteinen, die ich von dem Dach losmachte, damit du den Himmel sehen solltest, todtgeschlagen, und die Frau mit der blauen Schürze hat sie begraben. Diese weiß nun allein, wo du bist, und wir müssen bei der ersten Gelegenheit sie bitten, es zu verschweigen, sonst bist du vor Jerum und seiner Gemahlin deines Lebens nicht sicher. Du wirst wohl noch lange hier bleiben müssen.“ — „Wie Gott will,“ sagte Ursula und bat den Vogel, er möge ihr nur recht viel Wolle verschaffen und eine Spindel, damit sie spinnen könne, und ein paar feine Stäbchen, damit sie stricken könne. Das brachte ihr der Vogel Alles und brachte ihr täglich zu essen.

Da spann sie und strickte und betete und entschlief Nachts nach den Sternen sehend.

An einem Morgen, als der Vogel ihr wieder Kirschen brachte, fragte Ursula ihn recht ängstlich, was Jerum mache: „O er ist recht wohl auf,“ sagte der Vogel, „die neue Frau Königin ist recht streng gegen ihn; wenn er heftig werden will, so zeigt sie ihm nur den Pantoffel, der ist um ein gutes Theil gröber als Fanferlieschens Pantöffelchen Sandalia und ist mit Nägeln beschlagen, wenn es nicht gar ein Hufeisen ist, auch ist ein Sporn dran zur Ermunterung; sobald er das Spornrädchen klirren hört, wird er stille, und Würgipumba kann ihn um den Finger herum wickeln.“ — „So,“ sagte Ursula, „möge es zu seinem Besten dienen. Aber lieber Neuntödter! könntest du mich nicht einmal die Bekanntschaft deiner lieben Frau machen lassen; bringe mir sie doch einmal, ich möchte gern von Haushaltungssachen mit ihr reden, Dinge, womit ich dich nicht belästigen will.“ — „Meine liebe Frau möchte dich schon lange gern besuchen,“ erwiederte der

Neuntödter, „ich will sie gleich zu dir bringen, sie hat jetzt nur den Kopf so voll mit unsrer Einrichtung oben auf dem Thurm.“

Hierauf flog der Vogel fort und kam bald mit seinem Weibchen wieder, die er hierauf mit Ursula allein ließ. Nachdem die Beiden etwas vertrauter geworden waren, sagte Frau Neuntödter: „Liebe Ursula! nenne mich doch nicht mit meinem Zunamen, nenne mich mit meinem Vornamen Lania. Als ich noch Menschengestalt hatte, hieß ich Melania, und wir haben das Lania beibehalten, weil Neuntödter auf Latein Lanius heißt.“ — „Gut!“ sagte Ursula, „also, liebste Lania! du könntest mir eine rechte Liebe anthun: sieh, dein guter Mann hat mir bis jetzt ungemein viel Sorgfalt und Dienste erwiesen, aber ich entbehre doch Manches, was ich mich nicht entschließen kann von ihm zu fordern.“ — „Das kann ich mir wohl denken,“ sagte Frau Lania, „aber was meinst du denn?“ — „Was ich meine?“ erwiederte Ursula, „ich meine, daß ich dich in deinem Stande als nunmehrigen Vogel, wenn es erlaubt wäre, beneiden würde. Wie glücklich seid ihr! Ihr braucht euch nicht aus- und anzuziehen; das Kleid wächst dir auf dem Leibe, du plätscherst ein wenig im Wasser, schüttelst dich, fliegst durch die Luft und hast Rock und Leib zugleich gewaschen und bist einmal so anständig als das andere Mal; aber ich arme Ursula habe nun seit vielen Tagen mit Respekt zu melden Salva venia kein reines Hemd, noch Strümpfe, noch Rock, noch Jacke, noch Halstuch, noch Chemisettchen, noch Kragen, noch Leibchen, noch Haube, noch, noch, noch, noch, anzuthun gehabt, ach! wie groß ist die Armuth und Blöße des Menschen, daß es so Vieles braucht, sie zu bedecken! o wie glücklich sind die Thiere, daß sie niemals ohne Kleider sind.“

„Du hast wohl recht,“ sagte Frau Lania, „und ich habe schon oft daran gedacht, ob wohl die ersten Menschen im Paradies nicht auch so schöne Kleider wie die Vögel oder andere Thiere angehabt haben mögen, daß sie aber Eitelkeit damit trieben und sie Gott ihnen wegnahm, damit sie gedemüthigt würden; aber sie lassen die Eitelkeit doch nicht, sie treiben doch noch Eitelkeit mit der Bedeckung ihres Elends, mit den Kleidern.“

„Es freut mich, Lania!“ sagte Ursula, „daß du gottesfürchtige Reden führst; aber gib mir deinen Rath, wie soll ich zu etwas reiner Wäsche kommen?“

„Nichts leichter als Das,“ versetzte Frau Lania, „sie haben große Wäsche im Schloß.“ — „Ich weiß es,“ sagte Ursula, „es war Alles schwarz, ich habe das Geräthe selbst noch ausgesucht.“ — „Jetzt,“ fuhr Lania fort, „liegt Alles im Schloßgraben auf der Bleiche; da ist's nun ein Leichtes, durch große Vögel heute Nacht so viel, als du nur willst, für dich in den Thurm bringen zu lassen.“

„Ach! das wäre herrlich“ — sagte Ursula — „aber ich will nichts, als was mir gehört; jetzt gib Acht und sieh genau zu, ich will dir sagen, wie meine Wäsche gezeichnet ist: auf der einen Seite ist ein schwarzer kleiner Bär mit einem goldnen Krönchen gezeichnet und steht ein U daneben und die Zahl 12, auf der andern Seite sind ein paar Pantöffelchen gestickt und ein F drüber, die hat mir Fanferlieschen selbst zum Andenken hinein genäht. Du kannst sie auch daran erkennen, daß es von jeder Gattung nur eilf Stück sind, denn eines jeder Art habe ich an; auch mußt du darauf merken, daß die Hemden am Hals mit einem Knöpfchen geschlossen und gar nicht ausgeschnitten sind. Alles Andere kannst du auch an dem Zeichen erkennen. Ich habe noch das Verzeichniß von Allem, was ich in die Wäsche gegeben, bei mir. Ich bin recht begierig, ob du mir Alles verschaffen kannst.“

„Ich habe mir schon meinen Plan gemacht,“ versetzte Lania, „es wird gewiß gelingen; aber ist Das alles, womit ich dir für jetzt gefällig sein kann? Stört dich weiter nichts hier unten in deiner einsamen Haushaltung?“

„Ach, Frau Lania!“ fuhr Ursula fort, „etwas wünschte ich wohl noch anders, aber dem ist wohl schwer abzuhelfen.“ — „Und das wäre?“ — sagte Lania. „Sieh!“ erwiederte Ursula, „ich weiß nicht, ob du als ein nunmehriger Vogel ein Gefühl dafür hast; aber ich fühle mich doch etwas unheimlich hier unten, von allen Seiten bin ich zwar hübsch in meiner Wohnung verschlossen; aber von oben herunter kann ich doch nie unbelauscht

sein. Ich lege mich immer erst in der Dunkelheit auf mein Lager, ich stehe immer früher als die erste Morgenröthe auf, damit mir die neugierigen Vögel, die andere Begriffe von Schicklichkeit haben, als ich, nicht immer jeden Schritt und Tritt beobachten, den ich thue. Ich hätte mir längst die Füße und die Strümpfe hier in dem Quellchen gewaschen, wenn das nicht wäre; aber nicht einmal um Mitternacht bin ich ungestört. Heute Nacht hatte ich die Füße schon in dem Quell stehen, da kam eine große Eule mit feurigen Augen zu mir herunter gerauscht und warf mir ein groß Stück geräucherten Speck auf den Kopf, daß ich vor Schrecken schier des Todes gewesen wäre; sie mag es gut gemeint haben, aber ich meinte, ich müßte vor Scham vergehen, daß sie mich so barfuß da stehen sah, denn ich weiß, daß sie bei Nacht sehen. Ich verkroch mich gleich in mein Moosbett, sie raschelte noch lange da herum und knappte mit dem Schnabel und funkelte mit den Augen mich an; wahrscheinlich wollte sie sich entschuldigen, aber ich verstand kein Wort davon. Endlich zog sie wieder ab, ich hatte doch den Muth, ihr zu sagen: „„Ich danke recht sehr, wünsche geruhsame Nacht und angenehme Ruh, und lassen Sie sich was Guts träumen."" Aber ich konnte doch nicht wieder einschlafen, denn immer meinte ich, sie gucke mir von oben ins Bett herunter; auch sind einige Vögel, die haben wenig Conduite und Erziehung, sie raufen und zerren sich auf dem Dach und werfen alle Steine herunter und bedienen sich aller Bequemlichkeit, als maßten sie sich alle gleicher Rechte mit der Schwalbe des Tobias an. Wenn sie gleich Das alles in vollkommener Unschuld thun und ihrer Natur nach sich nichts Arges dabei denken mögen, so kommen mir doch die Vögel jetzt schier immer wie Menschen vor, weil du, liebe Lania! und dein lieber Mann mit mir sprechen und denken kann. Mich stört nun all dies Heruntergucken und freie Wirthschaften der Vögel da oben gar sehr, und ich meine manchmal, ich sei in meiner Einsamkeit den Blicken aller Welt ausgesetzt."

„Das muß anders werden," rief Frau Lania aus, „das ist ja unerträglich; ich selbst würde vor Scham vergehen, wenn mir

Jeder in mein Nest schauen könnte. Die tölpische Eule, die sich zu so ungelegener Zeit mit dem Speck insinuiren wollte, muß ohnedies morgen da oben ausziehen. Es mag kein Vogel mit ihr wohnen, es ist ihr schon aufgekündigt, und unter allen anderen Vögeln wird im Thurm jetzt eine ganz andere Zucht eingeführt; mein Mann, der noch von seinem Kammerherrnstand her viele diplomatische Künste besitzt, hat schon allerlei Connexionen angeknüpft, und so eben ist er bei einem großen Adler und seiner Familie zu Gast, der nahebei auf der hohen Eiche wohnt. Dieser Adler hat eine große Neigung zu einem gesitteten Leben, er kennt dich schon lange, er hat auch deinen seligen Vater Ursus und deine Mutter Ursa und den König Laudamus gekannt. Er ist schon ein bejahrter Herr und hat graue Federn. Als er noch jung war, wurde er von einem Jäger deines Vaters verwundet zu deinem Vater nach Bärwalde gebracht, und da ihn deine Mutter sah, es war nicht lange vor deinem ersten Geburtstag, sagte sie: „Das ist doch kurios, daß heute gerade ein Adler gebracht wird, und ich habe heute Nacht geträumt, ich und du, lieber Ursus, wir schliefen in einem grünen Haus, und der kleine Bär aus unserm Wappen sei in Lebensgefahr, da komme ein Adler und trage ihn durch die Luft in eine Kirche, wo ihm eine Krone aufgesetzt würde." — „Ei, das ist ein merkwürdiger Traum," sagte dein Vater Ursus, „wir wollen den Adler heilen und pflegen, wer weiß wozu es gut ist." — Da hat ihn deine Mutter mit eigner Hand geheilt, und er hat lange auf dem Schloßthurm von Bärwalde genistet, und deine Mutter hat ihn mit Fleisch aus der Küche gefüttert. Als deine guten Eltern starben, hat er sich immer nach dir umgesehen, da du bei der Jungfer Fanferlieschen erzogen wurdest. Wenigstens hat er niemals gefehlt, wenn das Hirsenmusfest am Kringelbrunnen gefeiert wurde; immer schwebte er hoch oben in der Luft, über den Linden am Brunnen herum, und sah jeden Schritt, den du thatest; auch bei dem letzten Fest, als ihr alle in Thiere verwandelt wurdet, sah er zu, und da er deine Freundin, die Fräulein von Adlerskron, in einen schönen Adler verwandelt sah, rührte ihn das ungemein. Oft saß er heimlich des Nachts auf

einem Baum in Fanferlieschens Garten und hörte zu, wenn du als Bärin und deine Gespielin als Adler eure Lektionen repetirtet, und er hat dadurch gelernt, wie man sich auch als ein Thier sehr edel und liebenswürdig betragen kann. Er hat diese Erfahrungen in seiner Familie in Anwendung gebracht, und mein Mann ist sein Freund geworden, der ihm noch Manches, was er nicht ganz verstand, klar gemacht hat. Durch ihn, welcher der König der Vögel hier in der Gegend jetzt ist, wollen wir nun Alles nach deinen Wünschen in Ordnung bringen. Ich will gleich zu ihm hin, so lange mein Mann noch bei ihm ist."

Ursula wollte eben der Frau Lania herzlich danken; aber diese flog wie ein Pfeil zu dem Dach hinaus. Ursula war sehr gerührt, allerlei von ihren lieben Eltern gehört zu haben, und war in freudiger Erwartung, wie Frau Lania ihr Versprechen erfüllen würde.

Dieses gelang aber über alle Erwartung, und auf eine recht lustige Weise; denn kaum hatte es zwölf Uhr in der Nacht geschlagen, so kam Frau Lania herabgeflogen und konnte vor Lachen kaum geschwind genug erzählen: „Ursula! gleich werden sie kommen; o! es ist zum Todtlachen gewesen. Der Adler und die Frau Adlerin und ihre Söhne und Töchter waren in der größten Freude, als sie meinen Vorschlag hörten, dir dein Weißzeug von der Bleiche zu holen. Der Adler schwebte gleich über der Bleiche in der Luft und zählte, wie viel Stück, und machte einen Ueberschlag, wie viel Vögel er brauche; dann schickte er seine Söhne aus zu andern Adlern, Geiern, Habichten, Weihen, Falken und sonstigen Stoßvögeln, die schwebten bald alle über der Bleiche, und jedem wurde das Stück angewiesen, das er haben sollte. Dann zogen sie sich eine Weile still zurück, und kaum war der Bleichwächter in sein Zelt gekrochen und der Mond über dem Wald herauf geklettert, um der seltsamen Geschichte zuzugucken: so machten wir auf ein gegebenes Zeichen die Oeffnung oben im Thurme etwas weiter, und nun hättest du sehen sollen: plötzlich stürzten alle die Vögel auf die Bleiche nieder, und jeder faßte sein Stück Wäsche und flog in die Luft damit, und

die Frau Adler faßte zwei Waschkörbe in die Krallen, und als sie alle in der Höhe waren, packte der Adler das kleine Zelt über dem schlafenden Wächter und trug es hoch in die Luft. Da erwachte der Wächter voll Schrecken und glaubte, die ganze Welt habe Flügel bekommen; er griff nach seiner Laterne, um auf die Bleiche zu laufen; aber mein Mann, der Neuntödter, hatte die Laterne früher gefaßt und flog den andern mit nach. Der Wächter ist in Todesangst nach dem Schloß gelaufen, die Vögel aber sind in einer schönen Procession, die Laterne voraus, mit dem Zelt, den Körben, den Hemden, Röcken, Jacken, Strümpfen, Hals- und Schnupftüchern, Kragen und Krausen und Hauben, rings ums Schloß und über das Schloß, und dann die Höhe hinuntergeflogen, damit die Wäsche alle recht trocken in der Luft werde und man nicht merke, wohin sie sie bringen; und gleich werden sie kommen. Horch! ich höre Flügelschlag; drücke dich hier in den Einbug der Mauer, damit dir nichts auf den Kopf fällt; ich will hinauf und Alles anordnen."

Da flog Lania auf das Dach, und Ursula drückte sich an die Wand, und bald ging die Ablieferung des Leinenzeugs an. — Zuerst kam der Neuntödter mit der brennenden Laterne des Bleichwärters herunter und stellte sie zu Ursula und grüßte sie freundlich; und nun ließ die Frau Adler zwei Waschkörbe herabfallen, welche Ursula über die Quelle stellte, damit die herabfallende Wäsche nicht naß werde, und nun kam alles Weißzeug der Ursula herabgeregnet, und die Vögel ließen es recht schön in die Körbe fallen; zuletzt kam das Hauptstück, nämlich das Zelt des Wächters. Das ließen sie aber dicht an der Mauer herunterfallen, damit es keine Unordnung verursache, und es ging auch Alles ganz glücklich ab.

„Tausend Dank, lieber Neuntödter!" sagte Ursula; „aber jetzt geh schlafen, du mußt ganz müde sein. Danke doch für mich allen den guten Vögeln, ich will auch zu Bette gehen."

„Gute Nacht, Ursula!" sagte der Neuntödter, „wir decken oben das Loch noch zu, dann gehen wir auch schlafen. Du brauchst auch nicht mehr besorgt zu sein wegen der unartigen Vögel auf dem Dach, es darf keiner mehr darauf. Ich und Lania wohnen

allein oben in einem Mauerloch, wo wir dich nicht sehen und doch hören können, wenn du rufst.“ Da flog der Neuntödter fort.

Ursula räumte noch ein wenig auf, putzte dann die Laterne aus, legte seit längerer Zeit einmal wieder frische Wäsche an, dankte Gott unter Thränen für seine milde Vorsorge und ging mit großem Wohlbehagen schlafen.

Am folgenden Morgen stand Ursula in aller Frühe mit frischem Muth auf und brachte ihren neuen Hausrath in Ordnung. Wie freute sie sich zu sehen, daß Alles, was die Vögel gebracht hatten, ihr gehörte. An den Körben war das Wappen ihres seligen Vaters Ursus, sie waren aus dem Hausrath ihres Schlosses Bärwalde, wie vieles Andere, nach Munkelwust gekommen.

Das Zelt des Bleichwächters bestand aus den Bettvorhängen ihrer seligen Mutter Ursa, die so unter der Verwaltung des Jerums waren verschleudert worden, daß sie endlich der Bleichwächter sich zu seinem Zelte zueignete. Es hing Alles noch so gut an einander und waren auch einige Stangen daran, so daß sie sich mit wenig Mühe die Hälfte des Thurmraumes in ein bedecktes Kabinet über ihrem Bette einrichtete und noch vielen Raum vor ihrem schmalen Bettchen hatte; ja, wenn sie die niederhängenden Vorhänge empor ausspannte, so war sie ganz wie unter einem Zelte.

Sie ordnete nun alles ihr Geräthe in den einen Korb und stülpte den andern darüber, das war nun ihr Schrank und ihr Tisch. Sie fand Alles richtig, nur war eine alte gedruckte Schürze dabei, die ihr nicht gehörte, und sie meinte, diese Schürze schon einmal gesehen zu haben; endlich erinnerte sie sich, daß dieses die Schürze der guten Frau sei, die immer zuletzt bei den Begräbnissen gehe, und daß der Neuntödter ihr gesagt, wie diese Frau zugesehen, als Mac und Benac sie in den Thurm getragen, und daß diese arme Frau so erbittert über Fanferlieschen gewesen, weil diese vergessen, ihr eine neue Schürze zu geben. Ach! dachte Ursula, nun ist die arme Frau noch gar um ihre alte Schürze gekommen und muß nun gar ohne Schürze mit zur Leiche gehen.

Ich will ihr geschwind ihre Schürze recht sauber flicken und sie ihr zurückschicken; ich habe keine blaue, ich wollte sie ihr gern geben. Da setzte sie sich nieder auf den Korbtisch und zog Nadel und Zwirn hervor, die sie immer bei sich gehabt, um dem Jerum die Knöpfe anzunähen, die er im Zorn sich abzureißen pflegte.

Während sie die Schürze sehr fleißig stopfte, kam der Neuntödter und seine Frau Lania; sie freuten sich der schönen Einrichtung und erzählten, wie Jerum und die Würgipumpa sehr über die nächtliche Procession von Wäsche erschrocken seien; sie glaubten, es seien die Geister der ermordeten Frauen Jerums gewesen, und weil hinten die blaue Schürze nachgeflogen sei, so hielten sie es für die Vorbedeutung eines Leichenzugs. Der Bleichwächter habe diese Meinung selber verbreitet, und man habe befohlen, nichts davon zu reden. Die alte Frau sei aber zu diesem gekommen und habe sehr um ihre Schürze gejammert, die sie ihm mit auf die Bleiche anvertraut, und der Mann sei sehr bekümmert, weil sie ihm gedroht, so er die Schürze nicht schaffe, wolle sie zu seiner großen Schande ohne Schürze hinter seiner Leiche hergehen.

„Ich kenne die arme Frau," sagte Ursula, „ich flicke eben ihre Schürze und wollte ihr gern die allerschönste von den meinigen schenken; aber eine blaue habe ich nicht." — „Da weiß ich Rath," sagte der Neuntödter, „schreibe mir nur auf ein Zettelchen: „Für Ursula von Bärwalde nach beiliegendem Muster blau zu drucken und mit beiliegender Schürze zusammen zu packen, morgen wird es abgeholt präcis 6 Uhr, schickt Euer Töchterchen mit auf den Weg." Das lege ich dem Blaufärber in Bärwalde auf den Tisch in der Stube, der weiß noch nicht, daß du nicht mehr bei Jerum bist, und macht die Arbeit augenblicklich. Morgen nehme ich sie seinem Kinde ab und bringe sie der armen Frau; sie hält sich hier in der Gegend auf bei einem alten Schäfer und betet Nachts mit ihm um ein ehrlich Begräbniß für die ermordeten Jerumsbräute. Du schreibst mir dann ein paar Zeilen für die Frau und ersuchst sie, deinen Aufenthalt hier nicht zu verrathen,

von dem sie weiß, und bittest sie um ihre Freundschaft; sie kann dir nützen und allerlei Hülfe leisten."

„Das soll geschehen," sagte Ursula, „aber ich hab' kein Papier, Feder und Tinte."

„Das soll bald da sein," sagte der Neuntödter und flog fort. Nun suchte Ursula eine feine leinene Schürze, die Fanferlieschen ihr selbst gesponnen hatte, aus ihrem Korb und wickelte sie mit der blauen zusammen. Der Neuntödter kam aber gleich mit einem Bogen Papier und einer eingetunkten Feder, und Ursula schrieb auf einen Zettel, wie der Neuntödter gesagt; und dieser trug die Schürzen und den Zettel fort und ließ sie durch einen größern Vogel zu dem Färber tragen.

„Frau Lania!" sagte nun Ursula, „jetzt soll ich aber noch an die arme Frau schreiben, welche die Schürze haben soll, da muß die Feder wieder eingetunkt werden." — „Ei!" sagte Frau Lania, „ich weiß etwas Besseres, das ewige Eingetunke würde langweilig werden; ich gehe zur Frau Elster, die ist wie eine alte Trödeljüdin und schleppt Allerlei in ihr Nest, vielleicht findet sich da ein Bleistift." Sie flog hin und brachte richtig ein dickes Zimmermannsbleistift mit, das die Elster einmal irgendwo hatte mitgehen heißen. Nun schrieb Ursula folgenden Brief:

„Ehr- und tugendsame Frau mit der blauen
Schürze!

Ich schicke dir hier deine alte Schürze, die ich so gut ausgebessert, als ich konnte; auch schicke ich dir eine neue, welche Fanferlieschen selbst für mich gesponnen, und löse mit dieser Gabe das Versprechen, das Fanferlieschen dir in der Kirche zu Besserdich gethan. Ich verlange dafür, daß du keinem Menschen sagst, wo ich bin, denn du weißt es allein. Ich will hier in meinem Kerker alle Leiden, allen Kummer, alle Gebete Gott aufopfern, auf daß er doch das Herz Jerums zur Besserung rühren möge.

Die Vögel, welche dir mein Geschenk bringen, sind meine Freunde und Boten; ich höre, du lebst oft bei dem alten Schäfer hier in der Gegend; wenn ich dich um einen Liebesdienst zu bitten

habe, will ich es ihm melden lassen. Wer ich bin, siehst du an dem Zeichen auf meiner Schürze! Schweige von mir, sonst werde ich aufgesucht und umgebracht. Gott mit Uns!"

Diesen Brief nahm Frau Lania gleich mit hinauf zu ihrem Mann, daß er ihn morgen früh mit der Schürze zu der alten Frau besorge. Das geschah Alles, und der Neuntödter brachte Ursula die Nachricht: „der Blaufärber hat die Schürze gleich recht schön gedruckt und seinem Töchterchen auf den Weg zu bringen gegeben; dem hat der Falke, der Alles besorgte, das Päckchen unter dem Arm weggezogen und der alten Frau gebracht. Sie kniete eben mit dem alten Schäfer unter einem Baum und betete, Gott möge ihr doch wieder eine neue Schürze bescheren, damit sie ehrbar mit zur Leiche gehen könne, da ließ er das Päckchen vor sie niederfallen. Sie hatte eine kindische Freude über die schön geflickte und über die neue Schürze; sie weinte und lachte und küßte bald deinen Brief, bald die Schürze und rief aus: „Gott lohn es viel tausendmal, ich schweige und helfe."

Ursula machte guten Gebrauch von der Freundschaft der Frau Blauschurz: sie schickte ihr von Zeit zu Zeit ein Verzeichniß von allen Kleinigkeiten, die sie nöthig hatte und sich nicht selbst bereiten konnte, und die Frau gab den Vögeln Alles mit. Sie hatte auch die Erlaubniß, den alten Schäfer Damon, der ein treuer Diener von Ursula's Vater gewesen war, von der Lage Ursula's zu unterrichten, der dann Alles besorgte, wenn die Frau irgendwo abwesend bei einem Begräbniß war. Diese armen Leute bezahlten aber Alles auf folgende Weise: theils bekam die Frau immer viel Almosen, wo sie mit zur Leiche ging, theils wurden auch dem Schäfer, als die Nachricht von Ursula's Tod das ganze Ländchen Bärwalde in Betrübniß setzte, viele Pfennige gebracht für die liebe verstorbene Prinzessin zu beten, und mit diesem Gelde wurde Oel und Docht für die Lampe Ursula's und Stahl, Stein, Zunder und Schwefel, Faden, Zwirn, Nadel, Schnur, Krappen und Schlingen u. dgl. für Ursula gekauft und an eine bestimmte Stelle in die Nähe des Thurmes versteckt, wo es

dann der Neuntödter Nachts holte und zu Ursula in den Thurm brachte.

Alles aber, was Ursula sich nur irgend selbst bereiten konnte, ließ sie sich nicht bringen, um nicht so leicht durch die vielen Hin- und Herwege der Vögel verrathen zu werden.

So hatte sich Ursula bald ihren Kerker ganz vertraulich eingerichtet; Alles, wie man es bei armen Leuten findet. Bei ihrem Lager, das aus Moos und einem Betttuch drüber und einer von ihr gestrickten wollenen Decke bestand, hatte sie sich ein Altärchen zum Beten von einigen frommen Bildern und ein Weihwasserkesselchen an die Wand angebracht; davor stand immer ein frischer Strauß von Waldblumen. An der andern Seite des Thurmes hatte sie in einer Grube immer Kohlen, bei denen sie kochte und wärmte, was sie auch über der Lampe that, weil sie kein Feuer machen durfte, um sich nicht durch den aufsteigenden Rauch zu verrathen. Der Schäfer mußte öfters frische Weidenzweige in der Nähe in einen Bach legen, welche ihr dann Nachts die Vögel brachten, und sie flocht sich von denselben allerlei Körbe und anderes Geräthe, worin sie sehr geschickt war.

An einem Morgen sagte Ursula zu der Frau Lania: „Ach! könntest du mir wohl eine Menge recht zarter Flaumfederchen besorgen?“ — „Nichts leichter als Das,“ sagte Lania, „alle Vögel sollen sich die zartesten ausrupfen, sie thun mir Alles für dich zu Liebe, weil sie wissen, daß wir mit dem Adler so gut stehen. Ich will gleich die Lieferung bekannt machen lassen,“ und da flog Lania hinweg.

Ursula aber that eine weiße Schürze vor und nahm ein bedecktes Körbchen mit Brosamen in die Hand und setzte sich an das Quellchen im Thurm nieder. Da kamen hinter einander viele, viele Vögel auf ihren Schooß geflogen, und jeder rupfte sich so viel der zartesten Flaumfedern in ihre Schürze, als er entbehren konnte, andere brachten die Federchen aus ihren Nestern, und Ursula ließ jeden Vogel eine Nußschale voll Brosamen fressen und aus dem Quellchen trinken, und bald hatte sie ihre ganze Schürze voll Federchen. Nun nähte Ursula aus einzelnen Schnupf-

tüchern Kissen zusammen und stopfte sie mit den Flaumfedern aus und suchte Allerlei zusammen, was sie gestrickt hatte, und strich und legte es ordentlich.

„Ei," sagte da Frau Neuntödter, „ist es doch, als ob du dir ein Nestchen bautest, so wirthschaftest du herum, stopfst Bettchen und legst artige Hemdchen, Jäckchen und Mützchen zurecht."

„Ach, lieber Vogel!" antwortete Ursula, „ich habe heut Nacht, als ich so zu meinem Stern am Himmel hinaufsah, einen recht innerlichen Trost empfunden, als sollte ich bald nicht mehr so allein hier sein."

„Welche Gesellschaft hättest du denn am liebsten?" fragte Frau Lania. „Ach!" erwiederte Ursula, „so mir Gott ein liebes, frommes Kindchen bescheren wollte, o, wie wäre ich dann glücklich!"

„Das soll wohl wahr sein," sprach der Vogel, „aber lebe wohl, ich muß auch noch an meinem Nest bauen." Da flog Frau Neuntödter fort.

So lebte Ursula ruhig fort, von den guten Vögeln bedient und ernährt und gar nicht mehr gestört; denn wenn sie nicht rief, oder wenn sie ihr Bettgezelt über den ganzen Raum gespannt hatte, wagte sich kein Vogel herab. Ihre Wohnung verschönerte sich täglich, die häßlichen rauhen Steinwände waren nicht mehr sichtbar. Eine Seite des Thurmraums nahm ihr Bettgezelt und darunter ihr Lager ein, das aus dem feinsten Moos und einem Leintuch und einer selbst gestrickten Decke bestand. Daneben hatte sie sich ein Betaltärchen an die Wand geordnet; ein Kreuzchen, ein Marienbildchen mit dem Christkind auf dem Arm und das Bild der heiligen Ursula, ihrer Namenspatronin, mit einem Pfeil in der Hand und darunter ein Weihwasserkesselchen; das Rührendste aber dabei war, daß all diese Sachen ihrer Mutter gehört hatten. Jerum hatte alle diese Dinge, die er haßte, im Schloß Bärwalde einem Schacherjuden verhandelt, und der arme Schäfer hatte sie diesem aus Frömmigkeit und Ehrfurcht vor der seligen Frau Ursa abgekauft. Alle diese kleinen leichtzutragenden Dinge aber hatte er nach und nach von den Vögeln zu Ursula bringen lassen. Es stand auch ein Töpfchen mit immer erneuten Wald-

blumen vor dem Altärchen. Das Lager Ursula's war ganz schmal, das Bettgezelt aber war für ein großes zweischläfriges Bett eingerichtet gewesen, drum war noch viel Platz drunter, und es hingen dann auch noch an der Wand vier alte Bilder auf Wachstuch gemalt, die hatte der gute Schäfer auch aus Ehrfurcht auf dem Trödelmarkt gekauft. Sie waren aus den Rahmen gefallen, da hatte er sie zusammengerollt und von den Vögeln zu Ursula bringen lassen. Ach! welche Freude hatte sie, da sie die Brustbilder ihres Vaters Ursus, ihrer Mutter Ursa und des Königs Laudamus und der lieben Jungfer Fanferlieschen aufrollte. Sie wusch sie mit ihren Thränen und küßte sie viel hundertmal.

Der Neuntödter und seine Frau, die zugegen waren, weinten herzlich mit; denn sie kannten den Laudamus und Fanferlieschen sehr gut.

Der Neuntödter flog schnell weg und kam wieder mit einer Zwiebel im Schnabel und einem Hühnerei in jeder Pfote. „Ach! ich weiß schon," sagte Frau Lania, „er will wieder seine Malerkünste machen; schneide nur die Zwiebel entzwei, Ursula! und schlage das Weiße aus den Eiern." Ursula that dieses, dann rieb der Neuntödter die Bilder mit der Zwiebel ab, tauchte dann einen Flügel ins Eiweiß und fuhr damit über die vier Bilder, die dann so schön hell und glänzend wurden, daß Alle die größte Freude daran hatten.

Die übrigen Theile der Wände des Thurmes hatte Ursula mit Matten, die sie aus Binsen geflochten, behängt, ein Einbug in der Mauer diente als Küche; in der Erde war eine Stelle vertieft, um Kohlenfeuer zu unterhalten; denn flammendes Feuer durfte sie nicht machen, um nicht durch den aufsteigenden Rauch verrathen zu werden. Holzkohlen brachten ihr immer die Vögel vom Kohlenbrenner. Sie hatte ein Blasrohr von Holz und auch eine Feuerzange von einer frischen Weidenruthe, die nicht leicht brannte, und die sie mit einer neuen leicht ersetzen konnte. Der alte Schäfer hatte ihr einen Rost, eine Pfannenkuchenpfanne, ein Kesselchen, ein Züberchen, einige Töpfe, einige irdene Teller mit schönen Reimen drauf geschickt. Z. B.: „Ein gut Gewissen würzt

jeden Bissen!" und „Komm, Herr, sei mein Gast, segne, was du bescheret hast!" und „Sankt Ursula mit deinem Zug, eßt Alle mit, es ist genug!" und noch andere solche Sprüche, die alle der gute Schäfer bei dem Töpfer bestellt hatte. Diese Gefäße und ein schönes buntes Salzfaß und einige hölzerne Kochlöffel und ein kleines Nudelbrett und ein paar Messer und Gabeln waren bei der Feuerstelle an der Wand schön an Zapfen oder an einem Hirschgeweih aufgehängt, das die Vögel im Walde gefunden und heruntergeworfen hatten. Ursula hatte es zwischen die rohen Mauersteine eingeklemmt.

Milch in einem kleinen Henkeltopf, Butter, Eier, ein Säckchen Mehl, Salz, Brod, Käse, Gemüse, Küchenkräuter, Aepfel, Birnen, Kirschen u. dgl. brachten die Vögel immer Nachts nach dem versteckten Waldwinkel, wo der Schäfer oder die Frau Blauschurz es für Ursula hinstellten. Das Liebste unter Allem, was die guten Leute ihr geschickt hatten, war ein Katechismus, ein Gebetbuch, ein Evangelienbuch und ein Kalender; die gute Frau Blauschurz hatte ihr in diesem die Sterbtage von Vater und Mutter und von König Laudamus und dessen Mutter und den Geburtstag von Jerum angemerkt, was ihr gar rührend war, und sie nahm sich fest vor, an diesen Tagen immer recht fromm zu beten.

Die Quelle, welche durch den Thurm in die neben anstoßende Schloßküche floß, bedeckte Ursula mit geflochtenen Weidentafeln, die man an einer Stelle als Brunnen öffnen konnte, und über das Ganze hatte sie eine geflochtene Strohdecke gelegt.

Honig und Wachs bauten ihr die Bienen, die sie immer sehr lieb gehabt, in ein Loch der Thurmwand und ließen ihren Ueberfluß gern von den Vögeln herab zu Ursula tragen, die sich auch Wachslichtchen machte und an Festtagen, wenn sie betete, auf ihrem Altärchen ansteckte.

Sonn- und Festtags arbeitete Ursula nicht, sie kochte dann Abends vorher und wärmte es sich nur ein wenig, oder die Vögel brachten ihr etwas aus der Schloßküche, oder der Schäfer schickte ihr etwas. Sie betete dann und las im Evangelienbuch, und der

Neuntödter mit Frau Lania, als ehemalige Menschen, hörten recht andächtig zu. Sie legte ihnen auch die Parabeln aus; am Antoniustag aber und Franziscustag, welche frommen Leute in großem Glauben auch den Thieren vom lieben Gott erzählt haben, versammelte Ursula alle Vögel um sich, so viel ihrer nur Raum hatten, und lehrte sie, als seien sie Menschen, und sie sangen dann nachher ganz wunderschön.

So lebte Ursula ruhig, durch die Gnade Gottes und ihre Geduld ziemlich glücklich; aber einmal, da sie in ihrem Kalender ihren Vermählungstag mit Jerum sah, ward ihr sehr wehmüthig ums Herz, und sie flocht dann recht emsig ein schönes Wiegenkörbchen fertig, das sie in der Arbeit hatte. Dann legte sie die kleinen Federkissen hinein, die sie bereitet hatte, und stellte das Wiegenkörbchen zu ihrem Lager.

Es ward aber Abend, und sie betete ihr Abendgebet mit großer Inbrunst an ihrem Altärchen.

Es ward Nacht, und Frau Lania kam herabgeflogen und sagte: „Liebe Ursula! erschrick nicht, wenn du vielleicht heute Nacht plötzlich ein Geklapper hörst.“ — „Wie so?“ sagte Ursula ganz ernsthaft. — „Ei,“ erwiederte Lania, „es ist nur, weil so eben hier neben auf dem Rauchfang der Schloßkirche sich ein Klapperstorch niedergelassen hat, der sich wohl, wenn du im besten Schlafe wärest, könnte klappernd vernehmen lassen.“

Ursula dankte und bat Frau Lania, oben das Dach ein wenig zu öffnen, sie möchte heute Nacht den Sternenhimmel ein wenig ansehen. Da sagte Frau Lania: „Gute Nacht!“ und flog hinauf.

Ursula öffnete den Vorhang über ihrem Lager und legte sich nieder. Es war kein Wölkchen am Himmel, die Sterne glitzerten gar hell; Ursula sah sehr ernsthaft nach dem Sternbild des kleinen Bären und blickte die Bilder ihres Vaters und ihrer Mutter recht liebevoll an, die neben ihrem Lager an der Wand hingen, und betete für ihre Eltern, empfahl sie Gott und schlief ein.

Es war ihr aber im Traum: als trete ihre Mutter zu ihr und schaue mit ihr in das Sternbild, und da zuckten auf einmal die Sterne zusammen, und es falle ein Stern herunter in ihren

Schooß. Da fühlte sie eine so hastige Freude und einen süßen Schmerz, als fliege alles irdische Glück wie ein feuriger Pfeil durch ihr Herz, und als fange sie ihn mit ihren Händen, und als wäre es ein wunderschöner bunter Vogel, der sich an ihre Brust schmiege und von ihren Lippen esse und trinke, wie von rothen Kirschen. Aber es war ihr: als ringe ihre Mutter mit ihr um die wunderbare Gabe des Himmels, ein Ringen, wie der Engel mit Jakob rang, und es fuhr ein Schmerz, wie ein Blitz durch das Innerste ihres Lebens; da lächelte ihre Mutter und legte ihr ein liebes Kind in die Arme und segnete sie und verschwand.

Jetzt wurde Ursula plötzlich von einem lauten fröhlichen Storchgeklapper erweckt, und wer kann ihre Seligkeit aussprechen: ein schönes Knäbchen lag an ihrer Brust! Sie weinte und lachte und betete und nährte ihr Kind, und die fromme Mutter gefiel dem lieben Gott.

Als der Morgen anbrach, sangen alle Vögel so lieblich wie nie. Zuerst kam Frau Lania und der Neuntödter und bezeugten ihre Freude, und dann kamen alle vertrauten Vögel, das Kind zu sehen. Sie holten ihr das Beste, was sie in der Schloßküche erwischen konnten, und sangen ihre lieblichsten Weisen auf der Wiege, und der alte Schäfer, dem Ursula es melden ließ, sendete ihr die beste Nahrung, die er bereiten konnte.

Nach drei Tagen in der Nacht, da die Sterne so hell glitzerten, als wollten sie in ihrem schönsten Glanz zu Gevatter stehen, betete Ursula herzlich zu Gott und dankte für ihr liebes Kind und gelobte, ihm es in Gottesfurcht aufzuziehen, er solle ihr doch sagen, was sie vorher als eine treue Mutter thun müsse. Darüber entschlief sie und hatte folgenden wunderbaren Traum. Ursula sah eine große Wüste, heiß und traurig, und hörte ein Kind wimmern und kam an eine tiefe Grube; darin sah sie ein nacktes Kind liegen, das verschmachtete. Sie konnte nicht zu ihm hinab, um es an ihrer Brust zu ernähren; denn ein furchtbarer Tiger ging brüllend um die Grube und drohte jeden Augenblick hinab zu springen und das Kind zu zerreißen. Da kniete Ursula im Traum

nieder und betete um Hülfe; da sah sie eine bleiche, hagere, aber liebliche Jungfrau über die heißen Sandhügel herabschweben gerade auf den Rand der Grube zu; diese schien den Tiger nicht zu sehen, der sich grinsend gegen sie wendete und sie zu zerreißen drohte. Sie war barfuß, ihre Füße bluteten, ihre Lippen waren trocken, sie blickte auf ein kleines Kreuz von zwei Strohhälmchen gebildet, das sie in der linken Hand trug, und schritt bis dicht zu der Grube und dicht zu dem Tiger, der sich schon zum Sprunge gegen sie rüstete. Da streckte sie ihm das Strohkreuzchen entgegen, und er wich zurück. Nun beugte sie sich zur Erde und pflückte ein Kleeblatt, das vor ihr aus dem dürren Sand emporwuchs, und sprang mit demselben in die Grube zu dem Kind. Da zog sich der Tiger einige Schritte von der Grube zurück. Nun nahte Ursula auch dem Rand und blickte hinab und sah das Kind in dem Arm jener trauernden Jungfrau. Es sah trüb und finster aus, die Jungfrau aber hob die Hand mit dem Kleeblatt gegen Himmel und sah ihr Strohkreuzchen betend an; da hob sich ein Thauwölkchen, und drei klare Tröpfchen fielen auf die drei Kleeblättchen, und die Jungfrau streifte das erste Tröpfchen auf das Köpfchen des Kindes ab und sagte: „Ich taufe dich im Namen des Vaters," und streifte das zweite Tröpfchen ab und sprach: „und des Sohnes," und dann das dritte Thautröpfchen und sagte: „und des heiligen Geistes. Amen!" — In dem Augenblicke des letzten Wortes floh der Tiger von dannen. Die tiefe Grube stieg empor, die Jungfrau, mit dem Kindchen auf dem Arm, das nun ganz hell und leuchtend war, stand vor Ursula, die streckte die Arme nach dem Kinde aus, und die Jungfrau legte ihr das Kind an die Brust. Da sagte Ursula im Traum zu ihr: „Wer bist du, die dem Kinde half?" und sie sagte: „Ich bin die Nothtaufe," da verschwand sie. Ursula aber wollte sie am Arm fassen, doch fühlte sie etwas Kaltes an den Füßen und erwachte, und sie fand sich mit ihrem Kinde erwacht außer dem Bette mitten im Thurme und hatte traumwandelnd mit einem Fuße in den Quell getreten.

Sie legte sich gleich ihren Traum aus, daß sie nicht länger

zögern sollte, ihrem Kinde die Nothtaufe zu geben. Sie legte ihr Kind in die Wiege, kleidete sich so säuberlich an, als sie immer konnte, und räumte Alles zierlich auf.

Da kam der Neuntödter und seine Frau herabgeflogen und trugen etwas im Schnabel, und es war ein schönes Kindermützchen und ein Jäckchen ganz fein mit rothen Schleifen, und sie flogen wieder weg und brachten auch eine schöne weiße Decke, worauf ein kleiner gekrönter Bär gestickt war. Dabei klapperte der Storch auf dem Dach und guckte mit seinem rothen Schnabel in den Thurm hinunter. — „Ei! was bringt ihr da?" fragte Ursula, und Frau Lania erwiederte: „Das hat uns der Storch gegeben dir zu bringen, er kann nicht selbst herunter, weil der Raum für ihn zu enge ist, um wieder hinauf zu fliegen. Der alte Schäfer und Frau Blauschurz schicken es dir; sie haben es an den gewöhnlichen Ort gelegt, und der Storch ließ es sich nicht wehren, es wenigstens bis auf den Thurm zu tragen. Er sagt: es seien kleine Kindersachen, und das gehe ihn an. Es kömmt aber noch mehr, was uns zu schwer war. Da kam ein Falke herabgeflogen und brachte in ein Tuch geknüpft einen Kuchen, worauf ein kleiner Bär mit Zucker gestreut war, und drum her war geschrieben: „Vivat! Ursulus das Söhnlein heißen muß," und da kamen viele Vögel und brachten viele schöne Waldblumen und schmückten den kleinen Altar der Ursula damit, und auch die Bienen fingen an zu summen und trugen schönen klaren Honig in ein aufgestelltes Schüsselchen. Ursula bat nun den Neuntödter und Frau Lania, alle guten Vögel zu versammeln, die großen auf den Thurmrand und die kleinen in den Thurm auf die vorspringenden Steine; denn sie wollte jetzt ihr Kindchen taufen.

Als die Vögel zu dieser Bestellung fortgeflogen waren, ordnete die gute Ursula ihre Wohnung aufs zierlichste an. Zwei umgestürzte Körbe mit weißen Tüchern bedeckt standen auf beiden Seiten der Quelle als Tische; auf den einen stellte sie ihr Kreuzchen mit Blumen und zündete Wachslichtchen davor an, auf den andern stellte sie den Kuchen und Honig. Den Fußboden bestreute sie mit Blumen, alle Wände waren mit Grünem und Blumen-

kränzchen geschmückt. Dann zog sie ihrem Kindchen die schönen neuen Kleidungsstücke an, nahm es auf einem Kissen mit der Taufdecke bedeckt auf den linken Arm und trat an die Quelle.

In diesem Augenblick fing der Storch, der immer heruntergeguckt hatte, tüchtig an zu klappern, und alle eingeladenen Vögel versammelten sich fein ordentlich oben auf dem Thurm, oder setzten sich inwendig bis nahe zu der Wohnung Ursulas herab rings an den Thurmwänden auf hervorragende Steine oder in Mauerlöcher hinein. Jeder Vogel hatte eine Blume im Schnabel; oben war das Dach weiter geöffnet als gewöhnlich, der Adler, der Storch und andere größere Vögel schauten da herab.

Als alle versammelt waren, beschloß der Storch sein Geklapper; es erfolgte eine Stille; Ursula kniete mit ihrem Kind auf dem Arm an der Quelle, sie sah zum Himmel empor und sprach:

„O du lieber Gott im Himmel! ich habe hier keine Kirche und keinen Priester, der mein Kindchen durch die Taufe in all deine Gnade und Barmherzigkeit einverleiben könnte: so sieh denn meine Noth als eine Kirche und meinen guten Willen als deinen Priester an, und sage mir den Namen, den ich meinem Kinde geben soll. O du lieber Freund und Wohlthäter! den ich als Pathe eingeladen, nenne mir den Namen, den mein Kind tragen soll."

Als sie diese Worte gesprochen, schwebte ein schneeweißes Täubchen zu ihr nieder und setzte sich auf ihr Kindchen, und es hatte einen schönen Zettel von Goldpapier im Schnabel, worauf der Name Ursulus geschrieben stand. Nun schöpfte Ursula, nachdem sie das Kreuzzeichen über die Quelle gemacht, dreimal Wasser mit der hohlen Hand auf das Köpfchen ihres Kindes und sagte: „Ursulus, ich taufe dich im Namen des Vaters und Sohnes und heiligen Geistes!" und in demselben Augenblicke klapperte der Storch, und alle Vögel ließen ihre Blumen wie einen Regen herniederfallen und stimmten in großem Jubel einen herrlichen Gesang an.

Ursula drückte ihr Kind ans Herz, das viel, viel schöner als vorher war; sie sah den Thurm nicht mehr um sich, sie glaubte

in einem offenen blühenden Garten zu sitzen, und alle Vögel schwebten nach der Reihe zu ihr nieder, und jeder legte sein feinstes, schönstes Federchen auf ihr Kindchen, und sie gab jedem ein Bischen von dem Kuchen, und sie meinte, es seien lauter Engel.

Dann ward es nach und nach wieder stille, die vielen Gäste verließen den Kindtaufschmaus, und Ursula blieb mit Ursulus allein. Sie brachte wieder Alles in die gewöhnliche Ordnung, und auch die Vögel deckten die erweiterte Dachöffnung wieder mit Stroh und Reisig und Moos bis auf die gewöhnliche Lichtstelle zu, welche nur bei starkem Regen ganz geschlossen wurde.

Der Neuntödter sagte der Ursula, daß die Taube, welche ihr den Namen des Ursulus von seinem Pathen, dem Schäfer, gebracht, eine Brieftaube sei, und daß sie ihr jedes Briefchen unter den Flügel gebunden zu dem Gevatter Schäfer und von diesem die Antwort zurückbringen würde. Von diesem Taubenpärchen war nun immer eines bei Ursula, eines bei dem Schäfer, und sie flogen hin und her und brachten Briefe. So wußte der Schäfer immer, wie sein Pathchen sich befand, und was die Mutter brauchte, das wurde dann an die Waldstelle gebracht, und die Vögel trugen es Nachts in den Thurm.

So ist nun die liebe Ursula nicht mehr allein in dem Thurm, sie hat mit ihrem Kinde Gesellschaft genug und hat vollauf zu thun, zu beten, zu nähren, zu waschen, zu wickeln, zu wiegen, zu küssen und herzen, Briefchen zu schreiben und ihre fliegenden Boten, die Tauben, damit zu dem Gevatter Schäfer zu senden, und wir brauchen nicht mehr so viel bei ihr da unten zu sitzen und ihr Alles abzulauern, es wird ohne dies bald zu eng im Thurme werden, wenn Ursulus erst laufen lernen wird.

Gewöhnlich saß ein kleiner Singvogel auf der Wiege des Kindes und sang es in den Schlaf oder weckte es auf, und zwar mit den lieblichsten Weisen. Ursula sagte einmal zu dem Neuntödter: wenn sie nur das Lied wüßte, das der Vogel sänge, sie möchte es gar gern mitsingen; da sagte der Neuntödter: „Schreibe es auf, ich will dir es diktiren.“ Da schrieb Ursula nach des Neuntödters Worten folgendes Lied:

Kindlein in der Wiege!
Hast so klare Züge,
Also klar, bald ein Jahr,
Bald ein Jahr herum! komm mit!
  Da droben auf dem Thurme,
  Da wehet der Wind,
  Da wieget im Sturme
  Der Adler sein Kind.

Kindlein in der Wiege!
Hast so klare Züge,
Also klar, bald zwei Jahr,
Bald zwei Jahr herum. Komm mit!
  Hier unten im Thurme,
  Hier wehet kein Wind,
  Hier betet die Mutter
  Und wieget ihr Kind,
  Und hat von der Wiege
  Zur Krippe ein Band
  Von Glaube und Hoffnung
  Und Liebe gespannt.

Kindlein in der Wiege!
Hast so klare Züge,
Also klar, bald drei Jahr,
Bald drei Jahr herum. Komm mit!
  Weit über die Meere
  Die Sehnsucht hin spinnt,
  Dort sitzet Maria
  Und wieget ihr Kind,
  Die Engel, die Hirten,
  Drei König und Stern
  Und Oechslein und Es'lein
  Erkennen den Herrn.

Kindlein in der Wiege!
Hast so klare Züge,
Also klar, bald vier Jahr,
Bald vier Jahr herum. Komm mit!

Wohl über dem Monde
Und Wolken und Wind
Mit Zepter und Krone
Steht Jungfrau und Kind.
Hier unten ward's Kindlein
Am Kreuz ausgespannt,
Dort oben wiegt's Himmel
Und Erd' auf der Hand.

Kindlein in der Wiege!
Hast so klare Züge,
Also klar, bald fünf Jahr,
Bald fünf Jahr herum. Komm mit!
Komm mit! laß uns fliegen
Zu Maria geschwind,
Komm mit! und lern biegen
Dein Knie vor dem Kind,
Komm mit! schnür dein Bündlein,
Schon führet die Hand
Maria dem Kindlein,
Es segnet das Land.

Kindlein in der Wiege!
Hast so klare Züge,
Also klar, bald sechs Jahr,
Bald sechs Jahr herum. Komm mit!
Da neben an der Mauer,
Da ist es so heiß,
Da kochet die Köchin
Dem Jerum den Reis,
Komm mit! auf den Rauchfang
Und rutsche hinab
Und schöpf deinem Vater
Den Suppentopf ab.

Kindlein in der Wiege!
Hast so klare Züge,
Also klar, sieben Jahr,
Sieben Jahr herum. Komm mit!
Komm mit! Komm mit!

Das sang aber nicht immer der nämliche Vogel, sondern das sangen sieben Vögel, alle Jahre ein anderer, bis Ursulus sieben Jahr alt war.

In dieser Zeit hatte Ursulus sehr viel gelernt. Sein Gevatter, der Schäfer, hatte ihm ABC-Bücher und Bilderbücher geschickt und auch den Orbis piktus, worin Alles, was da lebt, was da schwebt, im Himmel und auf Erden, und sogar die Seele fein getüpfelt abgebildet ist. Daraus hatte die Mutter dem Ursulus alles Mögliche kennen gelehrt, und er konnte Alles auf deutsch und lateinisch nennen, lesen und schreiben. Er konnte seinen Katechismus rückwärts und vorwärts ohne Anstoß inwendig und auswendig, und eben so das Einmaleins. Seine Hauptwissenschaft aber bestand im Kalender, in dem Ursula ihn sehr genau unterrichtete.

In Fanferlieschens Erziehungsanstalt war der Kalender der Mittelpunkt alles übrigen Wissens, und Ursula immer eine der besten Schülerinnen darinnen gewesen. Seit Ursulus reden konnte, hatte seine Mutter täglich mit ihm in den Kalender geschaut und ihm von dem Heiligen, der darin stand, die rührendsten Dinge erzählt; ihm alle Festtage erklärt und sie betend und singend mit ihm gefeiert; die sonntäglichen Evangelien ihm ausgelegt und ihre Gebote mit ihm ausgeübt; die Jahres- und Tageszeiten, Sonne und Mond und der Gestirne Auf- und Untergang mit ihm beobachtet, so viel sie durch die Dachöffnung des Thurmes ihm davon zeigen konnte. Auch die abwechselnden Feldarbeiten hatte er kennen gelernt, und von Allem, was er nicht im Thurme sehen konnte, hatte sie ihm von Spänen und Papier kleine Abbildungen gemacht. Es möchte mancher Mensch nicht glauben, wie weit viel mehr der kleine Ursulus an ewig wahrem Guten und Nützlichen, und wie weit viel weniger der kleine Ursulus an ewig unwahrem Bösen und Nichtsnutzigen in seinem siebenten Jahre, in seinem engen Thurme, von der Mutter durch ABC-Buch, Katechismus, Evangelienbuch und Kalender und Orbis piktus gelernt hatte, als die besten Schüler und Professoren vieler Gymnasien, hätte schier gesagt Universitäten, wissen und üben.

Außerdem konnte er spinnen, stricken, korbflechten, nähen, schnitzeln, kochen, singen, alle Vogelstimmen nachpfeifen; er konnte der Mutter die Haare gar schön kämmen und flechten und tausend andere kleine Dienste mit großer Geschicklichkeit leisten. — Ganz ungemein kunstreich war Ursulus mit seinen Händen, er brachte zu Stande, was er nur wollte. Sein Pathe, der alte Schäfer, hatte ihm alle Jahre auf Weihnachten einige Figuren und allerlei kleine Gegenstände zu einer Vorstellung der Geburt Christi durch die Vögel zugeschickt. Die Mutter hatte Alles an ihrem Altärchen schön aufgestellt und es jährlich mit irgend einer Zierde vermehrt. Von seinem fünften Jahre an arbeitete Ursulus in seinen Spielstunden schon mit an diesem Krippchen. Er machte Figuren von dem Wachs, das die Bienen brachten, und konnte mit Federn die Bilder aller ihm bekannten Vögel abbilden. In der Fasten machten sie auch Vorstellungen vom Leiden Christi und dem heiligen Grab und stellten Alles in der Charwoche auf. Sie hatten auch die Stationen des bittern Leidens an den Wänden des Thurmes aufgestellt und beteten und sangen davor. Kurz, sie feierten das ganze heilige Kirchenjahr in ihrer Eingeschlossenheit mit großer Treue, und hätten sie einen Priester in ihrem Gefängnisse haben können, so würde man bei Ursula und ihrem Kinde vielleicht mehr treue Gottesverehrung gefunden haben, als in mancher Stadt, wo Alles in vollem Ueberflusse verschmachtet.

Von den ersten Tagen an, da Ursulus beten konnte, betete die Mutter mit ihm, daß Gott das Herz seines Vaters Jerum rühren und ihn zu einem recht guten Menschen machen möge, und wenn Ursula mit ihrem Kinde schlafen ging und sich und ihr Kind und Alles um sich her segnete, dann segnete sie auch nach der Thurmwand hin, die an die Schloßküche stieß, daß doch Gott seine Engel über ihren Gemahl möge wachen lassen und ihn vor allem Unglück bewahren. Oft betete sie auch bei der Quelle, die durch den Thurm in die Schloßküche floß und aus welcher das Wasser zum Kochen geschöpft wurde, damit doch Gott ihrem Gemahl alle Speise gesegnen möge.

Als Ursulus schon zu Verstand kam und nach dem Vater

fragte, erklärte ihm die Mutter Alles auf eine sehr gute Weise. Sie stellte ihm den Vater als unglücklich und krank in seiner Seele vor, und daß er sich den bösen Rathschlägen des Pumpelirio Holzebocke überlassen habe. Da gewann Ursulus ein großes Mitleid mit seinem Vater und betete oft unter Thränen für ihn und sagte oft zu der Mutter: „Wenn ich nur bei dem Vater Jerum wäre, ich wollte schon so gut und freundlich sein, daß er auch wieder gesund und fromm würde.“ Als die Mutter bemerkte, daß Ursulus von dem vierten Gebote Gottes: du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest auf Erden, ganz durchdrungen war, und daß nichts ihn in der kindlichen Ehrfurcht vor seinem Vater irre machen konnte, erzählte sie ihm Vieles von Fanferlieschen und von seinem Großvater Laudamus und auch von ihrer Vermählung mit Jerum, und wie dieser nicht wisse, daß sie hier im Thurme noch lebe, wie er vielmehr meine, daß sie hier todt sei. Da sprach Ursulus zu ihr: „Ach, liebe Mutter! warum schickst du die Taube mit einem Briefchen nicht an Fanferlieschen, damit sie uns aus ihrem Schürzchen Femoralia eine Thüre hier in den Thurm herausschüttelt, da können wir hinausgehen nach Besserdich, und ich kann dann Alles sehen und lernen, was auf der Welt ist? Oder warum schreibst du nicht an den Vater Jerum, daß du noch lebst, und daß ich sein Sohn bin und ihn liebe und ehre?“ Ursula aber antwortete: „Mein Kind! der liebe Gott hat mich hier in dem Thurm so wunderbar erhalten, und wir befinden uns so wohl, so stille und glücklich hier, daß ich es für seinen heiligen Willen halte, ich solle hier ruhig bleiben, bis er mich selbst herausführt. Will Gott, daß ich wieder zu Jerum komme, so wird er Alles schon nach seiner Weisheit einrichten. Wenn ich aus eigenem Gelüsten herausginge, so könnte ich Ursache werden, daß der arme Jerum mich verfolgte oder tödtete, und so wäre ich durch meine Ungeduld schuld an seiner Sünde. Ich danke Gott, daß er mich hier verborgen hat, und bete, daß er das Herz deines Vaters ganz umwandle und mich dann wieder mit ihm vereinige. Weil wir aber jetzt gerade so vertraulich über

diese Sachen reden, liebes Kind! so reiche mir deine Hand und versprich mir, niemals davon zu sprechen, daß ich noch hier im Thurme lebe, und daß du der Sohn Jerums bist, und daß man uns aus dem Thurme helfen solle." — „Ei, Mutter!" erwiederte Ursulus, „mit wem soll ich denn davon reden, es ist ja Niemand hier, wir sind ja ganz allein?"

„Ich meine," sprach die Mutter, „du sollst nicht etwa auf den Einfall kommen, einmal an deinen Pathen, den Schäfer, zu schreiben, daß er solches dem Jerum oder Fanferlieschen zu wissen thue; du könntest sonst als ein Kind, das die Welt nicht kennt, an dem Tode deiner armen Mutter schuldig werden."

Auf diese Worte der Mutter versprach ihr Ursulus unter Thränen, niemals, was auch da kommen möge, ihr Gebot zu übertreten, der liebe Gott werde schon barmherzig sein und Alles zum Besten fügen.

Bald hatte nun Ursulus sein siebentes Jahr vollendet, und die Mutter hatte ihm gesagt: „Nun kannst du Gutes und Böses unterscheiden und bist kein Kind mehr."

Er aber bekam nun eine gewaltige Begierde, wenn er die Vögel oben auf dem Thurme im Sonnenschein sitzen und singen sah, und wenn die Wolken so vorüber zogen, auch einmal da oben zu sein und sich umzuschauen, wie die Welt aussehe. Das sagte er seiner Mutter, und da dachte sie nach, wie es zu machen sei. Da kam der gute Neuntödter zu ihnen und hörte ihren Wunsch. „Das soll bald in Ordnung sein," sprach er und flog weg.

Er kam mit vielen Vögeln wieder, und alle brachten Hanf im Schnabel, daraus mußten nun Ursula und Ursulus Stricke drehen und mußten eine Strickleiter daraus machen. Dann kam ein Falke, der trug die Strickleiter im Thurme in die Höhe und hängte sie oben an einen Haken fest. Ursulus wollte gleich hinaufklettern; aber seine Mutter erlaubte es nicht, weil es noch Tag war und man ihn da oben hätte sehen können.

Als es Abend wurde, stieg er voraus und Ursula hinter ihm auf der Strickleiter in die Höhe. Ach! sie hatte seit sieben Jahren Berg und Thal nicht mehr gesehen, und er noch nie.

Als sie oben an dem Thurmrande hinaussahen, umklammerte sie ihren Sohn mit beiden Armen; denn er war wie betrunken von der Luft und dem Abendroth und von Berg und Thal. Ach! sie mußte ihn sehr fest halten, daß er nicht hinunter stürzte; denn wenn er die Vögel fliegen sah, so zuckte er die Arme hinaus und wollte auch fliegen. Sie stieg bald wieder mit ihm hinab, und nun mußte sie ihm bis spät in die Nacht erzählen und erklären, was er gesehen hatte.

Bald mußte sie es bereuen, daß sie ihm die Herrlichkeit der Welt gezeigt hatte; denn Ursulus ward täglich unruhiger, und sein einziger Gedanke war, über diese Hügel und Berge zu schweifen, die er gesehen. Er fragte seine Mutter nochmals über Alles aus, er hörte nochmals, Jerum würde leicht veranlaßt werden, sie umzubringen, wenn er wisse, daß sie noch lebe; auch erzählte sie ihm von dem bösen Pumpelirio Holzebocke und von den armen Jungfrauen, welche gern möchten begraben sein. Das that dem kleinen Ursulus so leid, so leid! Da aber sein Geburtstag zum achten Mal eintrat und Morgens der Vogel auf seinem Bettchen sang:

„Da neben an der Mauer,
Da ist es so heiß,
Da kochet die Köchin
Dem Jerum den Reis.
Komm mit auf den Rauchfang
Und rutsche hinab
Und schöpf' deinem Vater
Den Suppentopf ab.
Kindlein in der Wiege!
Hast so klare Züge,
Also klar, sieben Jahr,
Sieben Jahr herum. Komm mit!
Komm mit! Komm mit!"

Da konnte er nicht mehr ruhen und rasten, und als sein Mütterchen in der folgenden Nacht schlief, schlich er an ihr Bett und küßte sie und weinte und flüsterte: „Leb wohl! leb wohl! Herz-

mutter mein!“ und nun stieg er die Strickleiter hinauf, und als er oben war, zog er die Leiter nach sich und warf Blumen, die oben wuchsen, in den Thurm hinab, die fielen auf das Bett der Mutter, daß sie erwachte und glaubend, Ursulus werfe scherzend Blumen nach ihr, ausrief:

„Wer warf das Sträußchen, das mich traf?
Wer weckt sein Mütterchen aus dem Schlaf?
Bist du es, lieber Ursulus?
Komm, gib der Mutter einen Kuß.“

Die gute Ursula horchte vergeblich nach seinem Bette hin. Da rief Ursulus oben von dem Thurmrande herab:

„Leb wohl! leb wohl! lieb Mutter mein!
Der blanke Mond, der Sternenschein
Und Berg und Thal und Wald und Fluß,
Die ziehn mich fort, ich muß, ich muß.“

Da blickte die Mutter mit Schrecken hinauf und sah ihn oben am Thurmrande. Seine Gestalt erschien an der Oeffnung des Thurmdaches dunkel gegen den hellen Sternhimmel. Ursula sprang auf und tappte nach der Strickleiter umher, um hinauf zu ihm zu steigen; aber sie fand die Leiter nicht, denn er hatte sie zu sich hinaufgezogen. Da rief sie sehr betrübt: „Ach, Ursulus! wirf mir die Strickleiter herab, daß ich zu dir hinauf kann, um dich noch einmal an mein Herz zu drücken.“ Er aber antwortete: „Ach, liebe Mutter! dann könnte ich dich nicht verlassen; sei ruhig, bete für mich, du sollst oft Nachricht von mir haben.“ — „Aber wie willst du nur von da oben weiter kommen?“ erwiederte Ursula, und er rief herab: „Mutter! ich habe mir Alles gut ausgedacht; gleich hierneben kommt der Rauchfang aus meines Herrn Vaters Küche heraus, da hänge ich die Strickleiter hinein, steige hinab und werde dann Küchenjunge. So bin ich immer in deiner Nähe, du wirst mich schon hören, wenn ich dir sieben Mal mit der Feuerzange an die Mauer anpoche, dann binde nur gleich einen Holzspan an einen Faden und lasse ihn auf dem Bächlein zu mir

in die Küche herüberschwimmen: da binde ich dir dann ein Briefchen oder sonst etwas Gutes an den Faden, und das ziehst du dann zu dir hinüber und erfährst immer, wie es mit mir steht. Auch kann dir dann und wann der gute Neuntödter Nachricht von mir bringen. Leb wohl! leb wohl! Herzensmutter! es muß, es wird Alles besser werden;" und nun sah Ursula seine Gestalt vor der Dachöffnung verschwinden. Er nahte dem Rauchfang und warf die Strickleiter hinab. — „O Gott, o Gott! mein Kind!" rief Ursula und sank auf die Knie und streckte die Hände gen Himmel und weinte und betete.

Ursulus aber stieg auf der Strickleiter den Rauchfang hinab in die Schloßküche. Die Mutter legte das Ohr an die Wand und konnte ihn klettern hören; als er aber auf dem Herde angelangt war, pochte er sieben Mal, und schnell ließ Ursula den Span an dem Faden hinüber schwimmen. Ursulus aber sah sich geschwind in der Küche nach Etwas um, was er der Mutter an dem Faden zusenden konnte. Da fand er in einem Winkel hinter dem Salzfaß einen Palmzweig stecken noch vom letzten Palmsonntage und dachte: Gott sei Dank, die Köchin ist eine Person, die Religion hat. Er brach ein Zweiglein ab und klemmte es in den Span fest, und die Mutter zog den Span dann zu sich in den Thurm hinüber und freute sich sehr über dieses gute Zeichen.

Als es nun vollkommen helle geworden war, machte Ursulus das Feuer auf dem Herde an und räumte Alles recht zierlich in der Küche auf und wusch sich sauber in der Quelle, weil er in dem Rauchfang etwas rußig geworden war. Als er aber die Köchin kommen hörte, versteckte er sich hinter das Holz bei der Küchenthüre.

Die Köchin trat herein und sprach verwundert: „Ei! wer hat hier so schön gewirthschaftet? Alles ist in der Ordnung: das Feuer brennt, der Wasserkessel hängt darüber, die Milch steht beim Feuer; ei! das lasse ich mir gefallen. Mein Traum, als trage ein guter Geist mir Wasser und Holz und schäume mir die Töpfe ab, ist wohl wahr geworden, drum habe ich wohl oft an der Feuermauer so rauschen, pochen und manchmal wie ein

dumpfes Reden gehört.“ Nach diesen Worten rappelte Ursulus an dem Holz, die Köchin blickte erschrocken um, und da sie den schönen blondlockigten Ursulus mit seinen rothen Wangen und blauen Augen dastehen sah, sprach sie: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn,“ und Ursulus erwiederte: „Meinen Herrn und Meister lob ich immer gern.“ Da fuhr die Köchin fort:

„Wo kommst du her? du süßer Knab!
Den ich noch nie gesehen hab;
Wie heißest du? wer schickt dich hier?
Du Herzensjung! du Wunderthier!
So glatt wie aus dem Ei geschält;
Ach Gott! du hast mir lang gefehlt.
Du lieber Narr! bist du ein Christ?
Bist du ein Mensch? sag, wer du bist;
Nein, wie er aus den Augen guckt,
Daß mir das Herz im Leibe zuckt.“

Als die Köchin vor Freude in die Hände patschend ihm ihr Wohlwollen kund gethan, näherte sich Ursulus und sprach mit einer freundlichen Kußhand zu ihr:

„Kommtzeitkommtrath bin ich genannt,
Der Vater ist mir unbekannt,
Die Mutter fiel in Mörders Hand,
Kein Mensch sie jemals wieder fand.
Als ich auf einer Höhe stand,
Sah ich ein weites fremdes Land
Und hab die Flügel ausgespannt,
Flog hin an schwarzer heißer Wand,
Hab mir die Federn schier verbrannt,
Bis ich die Jungfer Köchin fand.
Ihr will ich gehen hier zur Hand,
Will sorgen für des Feuers Brand,
Die Kesseln scheuern blank mit Sand,
Die Bratspieß' drehen mit Verstand,
Den Hasen spicken ganz pikant.
Den Teig auspacken rings am Rand,
Die Katze jagen von dem Schmand,

Und wenn der Schlaf sie übermannt,
Den Fliegen wehren ganz gewandt.
Ich pfeife schön und sing' Diskant,
Ich bin ein halber Musikant;
Ich stricke Strümpf' und webe Band
Und kann ein Bischen Allerhand.
Ich flecht' Ihr Morgens ganz scharmant
Den Zopf und dreh' Ihr intressant
Zwei Löckchen recht und linker Hand.
Beim Kochen ist es sehr meschant,
Ist nicht das Stirnband fest gespannt;
Ein Haar, das sich im Essen fand,
Schmeckt schlechter, als wär's angebrannt,
Und bringt der Köchin große Schand.
Auch knüpfe ich das Haubenband
Ihr unterm Kinn recht elegant;
Doch Eitelkeit hat nicht Bestand,
Ein edles Herz verschmäht den Tand,
Der Mensch ist auch mit Gott verwandt,
Und wer sich nicht bei Zeit ermannt,
Der hat sein bestes Theil verkannt:
Drum ist auch Beten mir bekannt
Für Haus und Hof und Leut und Land,
Für Dürre, Hagelschlag und Brand,
Für Wassersnoth auf Meer und Strand,
Für Kinder und für Mutterstand,
Für Mücke, Maus und Elephant,
Und was je kam aus Gottes Hand
Und ich im Orbis piktus fand,
Worin die Seel getüpfelt stand.
Da ich Ihr Alles nun gestand,
Hoff' ich, daß Sie mich nicht verbannt;
Für meine Treue und Bestand
Geb' ich die Kußhand Ihr zum Pfand."

Nach diesem schönen Reimspruch küßte Ursulus seine Hand und reichte sie der Jungfer Köchin; die aber erwischte den lieben Jungen beim Kopfe und gab ihm einen tüchtigen Kuß. Der Handel war bald geschlossen: „Junge! du bleibst bei mir," sagte

sie, „du bist mein Vetterchen, sage ich; aber dein Name ist mir zu lang, Kommtzeitkommtrath das geht nicht, das ist nicht maulrecht, suche dir einen andern Namen aus."

„Wo ist Sie denn her, Jungfer Köchin?" fragte Ursulus.

„Ich bin von Oberursel in der Wetterau," erwiederte diese.

„Ei!" sagte Ursulus, „da nenne Sie mich Ursulus, das erinnert Sie immer nach Haus," und somit behielt denn Ursulus seinen Namen.

Die Jungfer Köchin aber setzte sich nun gleich nieder und ließ sich von Ursulus die Haare flechten, die Löckchen drehen, das Haubenband binden, und er machte Das alles so artig und zierlich und rupfte sie so wenig, daß sie die größte Freude an ihm hatte.

Als sie überlegte, wo sie ihm sein Bett aufschlagen sollte, zeigte er ihr selbst den Winkel hinter dem Holz in der Küche dazu an und sagte ihr, daß er nie anders als auf einem Sack voll dürren Blättern oder Moos geschlafen habe; sie solle ihm dort nur den alten Kartoffelsack mit Heu, Laub oder Moos anfüllen lassen, so wolle er dort schlafen wie ein König, und wenn sie Morgens in die Küche komme, werde sie schon Alles in der schönsten Ordnung finden. Das geschah nun, und so war Ursulus als Küchenjunge gut eingerichtet.

Nachts aber, wenn er allein in der Küche war, ließ seine Mutter den Faden mit dem Span herüberschwimmen, und er band einen kleinen Flaschenkürbis daran, in den er ein Briefchen gesteckt und dann verstopft hatte, damit kein Wasser hineindrang, und so hatte seine gute Mutter sehr oft Nachricht von ihm und Allem, was er von Jerum und andern Dingen erfuhr; und sie schrieb ihm wieder, wie es ihr gehe, und wie er sich verhalten solle.

Das Leben des Ursulus ging auf diese Weise eine Zeit lang fort; aber der kunstreiche Küchenjunge konnte nicht lange verborgen bleiben; alle Speisen, die aus der Küche kamen, waren so zierlich angerichtet, auf die Torten waren mit buntem Zucker so schöne Blumen und Vögel gestreut, daß die Köchin einen Lobzettel nach dem andern erhielt.

Auch hatte Ursulus die Gewohnheit, an verschiedenen Fest=

tagen irgend eine figürliche Vorstellung von dem Festtag aus Zuckerteig zu machen und auf die Torte zu stellen, das hatte er im Thurme durch das Spielen und Fortarbeiten an seiner Weihnachtskrippe gelernt. Seine Mutter hatte ihm oft im Thurme die Geschichte von der heiligen Genovefa erzählt, wie sie mit ihrem Söhnlein Schmerzenreich auf Befehl ihres Gemahls Siegfried hatte umgebracht werden sollen, durch das Mitleid der Mörder aber leben geblieben war und nun in der Wildniß ihr Kind und sich durch die Milch einer Hirschkuh ernährend lange verborgen gelebt hatte, bis endlich ihr Gemahl sie einstens auf der Jagd wieder fand und sie reumüthig wieder zu sich nahm. Diese Geschichte hatte ihn immer sehr gefreut, und als nun das Fest der heiligen Genovefa eintrat, machte er auf einen Kuchen das Bild der Genovefa mit ihrem Kindlein im Wald, wie sie von zwei Mördern soll erstochen werden, und die heilige Genovefa glich perfekt seiner lieben Mutter Ursula.

Da dieser Kuchen mit dem rührenden Bilde auf die Tafel Jerums kam, wurde dieser durch den Anblick sehr gerührt und befahl seinem Hofmarschall, in der Küche zu fragen, wer dieses Bild auf den Kuchen gemacht habe, und den Künstler zu ihm herauf zu führen. Der Hofmarschall kam in die Küche und fragte die Köchin: „Wer hat das Bild heute auf den Kuchen gemacht?“ Da zog die Köchin den kleinen Ursulus hinter dem Holzstoß hervor und sagte: „Mein Vetterchen Ursulus ist der Künstler, er hat mich seit einigen Wochen besucht und mir in meiner Arbeit geholfen.“ Der Hofmarschall wunderte sich sehr über die Schönheit des lieben Knaben und sagte ihm: „Ursulus! das schöne Bild, das du heute auf den Kuchen gemacht, hat dem König Jerum sehr gut gefallen, und er hat mir befohlen, dich vor ihn zu führen, denn er will dich belohnen.“

Auf diese Worte pochte dem Ursulus das Herz gar sehr, halb vor Freude, daß er seinen Vater sehen sollte, halb vor Angst, denn er fürchtete sich zu verrathen; doch sammelte er sich und sprach: „Nehmet mir meine Bestürzung nicht übel auf, Herr Hofmarschall! Ich habe noch niemals einen König gesehen;

gleich will ich zu Diensten Ihrer Majestät stehen, erlaubet mir nur, daß ich mich ein Bischen wasche und meine Sonntagskleider anziehe." Da sagte der Hofmarschall: „Das ist nicht mehr als billig, mache dich fertig; in einer halben Stunde will ich dich abholen," und dann ging er wieder fort.

„Ach! Unglück über Unglück!" sagt die Köchin, „jetzt bist du für mich verloren; gefällst du dem Jerum, so nimmt er dich von mir weg aus der Küche, und gefällst du ihm nicht, so jagt er dich aus dem Schlosse." — „Lasse Sie Gott sorgen," erwiederte Ursulus, „er wird mich nicht verlassen; will mir Jerum eine Gnade erweisen, so will ich ihn bitten, mich wenigstens in der Küche schlafen zu lassen; da kann ich immer das Abendgebet mit Ihr beten und das Morgengebet, und Ihr auch Morgens das Feuer anmachen und die Frisur wie bisher in Ordnung bringen. Der König schläft doch ein paar Stunden länger als wir. Jetzt aber hole Sie mir geschwind die schönen Sonntagskleider, die Sie mir hat machen lassen und die Sie droben in Ihrer Kiste bewahrt." Da ging die Köchin auf ihr Dachstübchen hinauf, die Kleider zu holen.

Kaum aber war sie vor der Thüre draus, so pochte auch Ursulus gleich mit der Feuerzange an der Feuermauer, und Ursula ließ gleich den kleinen Flaschenkürbis auf der Quelle unter dem Herde herüber schwimmen. Ursulus steckte einen Zettel hinein, worauf geschrieben stand: „Herzliebe Mutter! mein Vater Jerum hat mich zu sich rufen lassen. Ich habe ihm die heilige Genovefa auf dem Zuckerkuchen abgebildet, und die hat ihm so gut gefallen. Ach, Mutter! bete doch für mich, daß ich meinem Vater auch gefalle, und daß ich mich und dich nicht verrathe. Sobald ich kann, klopfe ich dir wieder und schreibe, wie es mir gegangen ist." — Als Ursula den Kürbis zurückgezogen hatte, kam auch die Köchin mit den Kleidern, und kaum hatte Ursulus sich so schön geputzt, als er nur konnte, als auch der Hofmarschall erschien und ihn zu Jerum führte.

Als dieser ihn ansah, ward er recht innerlich in seinem Herzen bewegt; denn Ursulus glich seiner Mutter sehr, und da dachte der

Jerum an sie und an seine Grausamkeit. Er fragte ihn: „Wie heißest du?“ Da sagte Ursulus: „Kommtzeitkommtrath.“ Der Name machte den Jerum recht nachdenklich; aber er nahm ihn gleich zu sich und erzeigte ihm sehr viele Liebe und ließ ihn Alles lehren, was nur auf der Welt zu lernen war.

Jerum hatte keine Kinder, und Ursulus war ihm so lieb, so lieb, er wußte nicht, warum. Deßwegen konnten ihn aber die meisten andern Diener nicht leiden, und vor allen die böse Königin Würgipumba hatte immer einen innern Zorn, wenn sie ihn sah.

Ursulus aber wurde von den Unterthanen Jerums sehr geliebt; denn Jerum war lange nicht mehr so wild, seit der Knabe bei ihm war, und er besserte sich alle Tage.

Wenn nun Ursulus allein war in der Nacht, so kam immer der Neuntödter und pickte am Fenster. Da machte Ursulus auf, und der Vogel setzte sich auf sein Bett und erzählte ihm, was die Mutter im Thurm mache, und Ursulus erzählte ihm wieder, wie es ihm gehe und wie Jerum viel besser sei als sonst, und schickte ihr immer gute Sachen und allerlei Bildchen und Ringe, die ihm der König schenkte.

Ach! da ward die arme Ursula recht froh in ihrer Einsamkeit und weinte vor Freuden und betete zu Gott.

So lebte er eine Zeit lang fort und hatte sein größtes Vergnügen daran, in seinen Freistunden durch die ganze Gegend herumzuschweifen. Einstens aber kam er in einen Wald zu einem eisgrauen Schäfer, der saß an einem Brunnen unter grünen Linden, und seine Lämmer weideten um ihn her. Er setzte sich zu ihm; es war so still und kühl, und die Sonne schien so freundlich durch die Bäume. Der Schäfer war traurig, und Ursulus sagte zu ihm: „Lieber Schäfer! dies Plätzchen hier wäre recht schön, um die Gebeine der armen Fräulein hin zu begraben, die jetzt bei dem bösen Pumpelirio Holzebocke herumliegen.“

Der Schäfer fragte: „Was sind das für Fräulein?“ Da erzählte ihm Ursulus Alles, was ihm die Mutter gesagt, und der Schäfer sagte: „Ach, Gott! da war mein Töchterlein auch dabei!“ und war sehr betrübt.

„Ach!“ sagte Ursulns, „wenn du hier recht schöne Gräber machen wolltest, alle recht schön in einer Reihe, und wolltest Blumen hinein streuen und wolltest um den Platz herum einen Zaun von Rosen machen, so wollte ich dir treulich helfen, und dann wollten wir die armen Fräulein hier zur Ruhe bringen.“

Der alte Schäfer war Alles zufrieden, und sie fingen gleich an zu hacken und zu graben, bis Ursulus wieder nach Haus mußte. Aber er kehrte oft wieder, und der alte Schäfer war recht fleißig, so daß Alles bald in Ordnung war.

Eines Abends kam der gute Vogel zu Ursulus und fand ihn sehr nachdenklich. „Lieber Vogel,“ sprach er, „ich habe etwas Großes unternommen und weiß nun nicht, wie ich es ausführen soll. Ich habe einen recht stillen, freundlichen Ort, um die Gebeine der armen Jungfräulein hin zu begraben; Alles ist fertig und bereit, nun hilf mir das Begräbniß anstellen.“ Da sprach der Vogel: „Ich will Alles thun, was ich kann, sorge nur für Kreuz und Glocke und für Posaunenspiel und Chorgesang; bringe das morgen Nacht mit zum Pumpelirio Holzebocke, so soll Alles gut gehen.“ Ursulus sagte: „Gut! das will ich; nun grüße die Mutter und erzähle ihr Alles.“ Da flog der Vogel fort.

Am andern Morgen, als bei Hof noch Alles schlief, sang ein Rothkehlchen am Fenster des Ursulus, und es war ihm, als höre er die Worte: „Lieber Schläfer! weck den Schäfer.“ Da sprang er vom Lager und eilte zu dem Schäfer, und sie redeten Alles mit einander ab.

In der nächsten Nacht schlich sich Ursulus aus dem Schloß. Der König Jerum konnte nicht ruhen; er hatte eine große Angst im Herzen; er stand allein auf, wickelte sich in seinen Mantel und ging zum Schloß hinaus. Er wollte zu dem Pumpelirio Holzebocke gehen und ihn fragen: ob er bald wieder seine Stadt Besserdich erhalten würde, denn er hatte ein rechtes Heimweh. Er war seit jener schrecklichen Nacht, da die Messer auf ihn regneten, nicht mehr hin gegangen.

Als er an dem Orte vorüberkam, wo er den zwei Dienern befohlen hatte, die Ursula umzubringen, konnte er vor Bangigkeit

nicht mehr weiter; er lehnte sich an einen Baum und wünschte nie geboren zu sein.

Da hörte er auf einmal ein wunderbares Tönen sich nahen und sah eine Reihe von Lichtern über das öde Feld herziehen. Der Anblick war so wunderbar, daß er sich an den Baum andrückte. Jetzt war es ganz nah. Er sah den kleinen Ursulus vorangehen mit einem Kreuz von Rosen; dann flogen eine ungeheure Menge Vögel, welche allerlei Gebeine trugen; dann kam der alte Schäfer und blies eine sehr bewegliche Weise auf der Schalmei und weinte bitterlich; hinter ihm schwebten alle die Gestalten der armen Mägdlein, die Jerum umgebracht hatte, und sangen:

„Endlich, endlich schweigen die Raben,
Endlich werden wir ehrlich begraben,
Weit von hier, von Hirio,
Weit vom Pumpelirio,
Weit vom Holzebocke,
Hübsch mit Kreuz und Glocke,
Mit Chorgesang und Posaunenspiel,
Gibt uns Ruh und kost nicht viel!"

und nun schloßen die Schäflein des alten Hirten den Zug; sie gingen still und paarweis, hatten alle Glöcklein anhängen, und nur dann und wann blöckten sie gar traurig. An beiden Seiten des Zugs aber zogen zwei Reihen von großen Irrlichtern, welche leuchteten.

Als der Zug vor Jerum vorüber ging, war er ganz still, und das betrübte ihn noch mehr.

Da der Zug aber ganz in der Ferne war, nahm Jerum seine Streitaxt und rannte mit großem Zorne nach dem Orte, wo der Pumpelirio Holzebocke stand, und sprach zornig zu ihm: „Du böser, gottloser Pumpelirio! du hast mich zu allen meinen großen Verbrechen beredet, um deinetwillen habe ich alle die lieben Jungfrauen ermordet, nun sollst du auch nicht länger leben." Da holte Jerum weit mit seiner Axt aus und paff hieb er den Pumpelirio mitten von einander.

Aber es fuhr ein schwarzer Rauch aus den Trümmern, und aus dem Rauch ward ein ungeheurer scheußlicher Bock, der sah den Jerum mit schrecklichen Augen an, meckerte abscheulich die Worte heraus: „Den Pumpelirio konntest du zerschlagen, aber den Holzebocke nie.“ Dann ging er einige Schritte zurück, beugte den Kopf nieder, rannte gewaltig gegen Jerum, faßte ihn auf die Hörner und warf ihn weit weit in das Feld hinaus, wo er wie todt niederfiel.

Er hatte schon zwei Stunden so da gelegen, als Ursulus von dem Begräbniß zurück nach Hause ging und auf einmal über den König Jerum stolperte. Der Knabe fühlte bald an der Krone, daß es Jerum sei.

Er rüttelte und schüttelte ihn und benetzte ihn mit seinen Thränen. Da wachte der König Jerum wieder auf; aber er konnte nicht gehen, er hatte sich ein Bein gebrochen.

Da lief Ursulus ins Schloß und holte die Diener, die trugen ihn nach seinem königlichen Bett, und der Doktor verband ihn, und die Königin sprach: „Das kömmt davon, wenn man zu nachtschlafender Zeit herumrennt.“ Ursulus aber verließ das Lager des Königs nie, und dieser gewann ihn immer lieber.

Einstens nahm der Jerum die Hand des Ursulus und sagte: „Lieber Junge! erzähle mir, wo habt ihr denn die Gebeine der armen Fräulein begraben?“ Da erzählte ihm Ursulus von dem kühlen Lindenhain und dem Brunnen und dem alten Hirten und seinen Schaafen und sagte: „Herr König! es wäre sehr schön, wenn Ihr ein Kirchlein dort bauen ließet.“ „Ja,“ sagte der König, „aber wenn es die Königin erfährt, so bin ich verloren; ich habe ihr zuschwören müssen, nie eine Kirche zu bauen. Wenn du es recht heimlich zu Stande kriegst, so bin ich es zufrieden und will dir gerne Geld dazu geben, und baue auch ein kleines Häuslein dabei, worin ein armer Mann wohnen kann.“

Ursulus dankte dem Jerum herzlich für seine Erlaubniß und setzte sich nun hin und zeichnete allerlei Gestalten von Kirchen, um sich eine auszusuchen, auch redete er oft mit Maurern und Steinmetzen. Die böse Königin Würgipumba, welche immer einen

heimlichen Haß auf den Ursulus hatte, wurde täglich grimmiger gegen ihn und nahm sich fest vor, ihn auf die eine oder andere Art ins Unglück zu bringen. Wenn sie nun bei Ursulus vorüber ging und ihn fragte: „Was hast du denn zu bauen vor, du naseweiser Bursche! daß du immer mit Zirkel und Lineal herumziehest?“ so antwortete Ursulus gewöhnlich: „Schlösser in die Luft, Ihro Majestät!“ Als er ihr dies öfter gesagt hatte, ward sie über die Maßen zornig und sprach zu ihm: „Ich werde dich bei dem Wort halten.“

Sie ging zum König und kniete vor ihm nieder und bat ihn um eine Gnade. Jerum war eine solche Demuth von ihr gar nicht gewohnt und sagte ihr Alles zu, was sie verlange. Da sprach sie: „Jerum! ich verlange, daß jeder deiner Diener, der mich belügt und der nicht Das thut, was er mir sagt, daß er thue, des Todes sterbe.“ Jerum gab ihr sein königliches Wort und seine Hand darauf, und an demselben Tage noch ward das Gesetz in ganz Munkelwust bekannt gemacht: Wer lügt, der stirbt.

Als die Königin das unterschriebene Gesetz in der Hand haltend von dem Könige wegging, sah sie den Ursulus im Vorzimmer wieder allerlei Linien ziehen und allerlei Zirkel schlagen. Da fragte sie ihn gleich: „Ursulus! was willst du bauen?“ Er antwortete wieder: „Schlösser in die Luft, Ihro Majestät!“ Da erwiederte aber Würgipumba sehr heftig, indem sie ihm das königliche Gesetz vorhielt: „Wer lügt, der stirbt.“

Sie lief gleich zum König zurück und verlangte den Ursulus, und der König ließ diesen rufen und sprach mit Thränen zu ihm: „Ursulus! du mußt ein Schloß in die Luft bauen oder sterben.“ Da ging Ursulus auf seine Kammer und war sehr betrübt und weinte sich schier die Augen aus, weil er gar nicht wußte, wie er ein Schloß in die Luft bauen solle.

In solchen Sorgen saß er, als der Neuntödter am Fenster pickte. Ursulus machte ihm auf, und der Vogel sprach: „Ursulus! was weinst du?“ und nun erzählte ihm der Knabe seine Noth, daß er eine Kirche in die Luft bauen müsse oder sterben.

„Gräme dich nicht,“ sagte der Vogel, „mache dir von Karten

und Papier die ganze Kirche, wie du sie dir auf dem Kirchhof erdacht hast, fertig, und wenn du sie ganz vollendet hast aus einzelnen Stücken, daß man sie schön zusammensetzen kann, so lege Alles bei offenen Fenstern hierher, dann lade den König und die Königin auf den Altan des Schlosses und läute nur mit einem Glöckchen und befehle mir und den andern Bauleuten, welche kommen werden, so sollst du deine Kirche bald in der Luft entstehen sehen. Ich werde sie dann auch deiner Mutter im Thurm zeigen, die wird sich sehr freuen, und Alles wird sehr gut gehen; denn ich trage dann das kleine Kirchlein in den kühlen Lindenhain, und die Arbeitsleute werden die Kirche dort nach dem Muster viel besser zu Stande bringen, als nach der bloßen Zeichnung."

„Tausend Dank, lieber Vogel!" sagte Ursulus, „aber was hast du denn für Kräuter da in den Krallen mitgebracht?"

„Das sind Kräuter, mit welchen du das Bein des Königs Jerum in wenigen Tagen heilen kannst, wenn du sie ihm auf seine Wunde legst," sprach der Vogel, „ich habe es von einem Reh gelernt, das neulich im Walde vom Felsen fiel. Ich will dir alle Tage frische bringen; aber du mußt dir auch eine recht ordentliche Gnade dazu ausbitten."

„Gut," sagte Ursulus, „es fällt mir schon etwas Herrliches ein, was ich begehren will. Nun lebe wohl und grüße mir meine liebe, gute Mutter viel tausendmal." Da flog der Vogel fort, und Ursulus träumte die ganze Nacht von schönen, wunderbaren Kirchen.

Am andern Morgen kam er ganz fröhlich zum König, wo auch die Königin zugegen war, und sagte: „Ihro Majestät! ich will sterben, wenn ich in acht Tagen das Gebäude nicht in die Luft baue; und so Ihro Majestät mir versprechen, dasselbe Gebäude auf die Erde zu bauen, so will ich bis dahin Euer zerbrochenes Bein so gut heilen, daß Sie selbst auf den Altan gehen können, mein Luftgebäude bauen zu sehen." — „Ich verspreche es," sagte der König — „und ich verspreche es noch dazu," sagte die Würgipumba.

Das ließ sich Ursulus schriftlich geben, legte dann dem Jerum

die Kräuter auf das Bein und begab sich auf seine Kammer und baute von Karten und Papier eine ganz erstaunlich schöne Kirche zusammen und machte Alles so fein und ordentlich, daß man die ganze Kirche auseinander legen und wieder zusammenbauen konnte. Als er fertig war, war auch der Fuß des Königs, dem er alle Tage frische Kräuter aufgelegt hatte, gesund, und er forderte den Jerum und die Würgipumba auf, morgen früh auf den Altan zu treten, weil er vor ihnen sein Schloß bauen wolle.

Die Königin sagte: „Ja, wir werden kommen. So du aber dein Gebäude nicht in die Luft bauest, will ich dir eines in die Luft bauen, an dem du sterben sollst, nämlich einen Galgen.“ Ursulus verbeugte sich und ging weg.

Am andern Morgen fand er den König und die Würgipumba schon auf dem Altan, als er mit einer kleinen Glocke in der Hand kam. „Was soll die Glocke,“ sprach die Königin? Da sprach Ursulus:

„Jetzt muß ich von allen Seiten
Meine Baumeister zusammenläuten.“

Da fing er an zu klingeln, klingling, klingling, klingling, und es kam eine Menge großer Vögel herbeigeflogen: Adler und Geier und Falken und auch mancherlei kleinere: Tauben und Finken und Amseln und Staare, kurz alle möglichen Vögel, worüber sich der König und die Königin sehr wunderten.

Da sprach Ursulus:

„Willkommen, ihr Meister und Gesellen!
Ich will einen Bau in die Luft stellen,
Nun schafft einen schönen Grund herbei,
Worauf mein Werk zu richten sei.“

Da flogen die Adler weg und brachten auf einmal eine große starke Pappe getragen, auf welcher von Moos eine schöne Wiese ausgelegt war, aus der allerlei grüne Zweige als Bäume hervorragten. Nun sprach Ursulus:

„Eine schöne Kirche bauet mir,
Ein hoher Thurm sei ihre Zier.“

Da flogen wieder viele Vögel fort und brachten allerlei einzelne Stücke von einer sehr schönen papiernen Kirche und einem hohen Thurm und setzten alles Das auf der Mooswiese zusammen, so daß es wunderlieblich anzuschauen war.

Als aber Alles fertig war, brachte auch der Kreuzschnabel einen kleinen Altar und ein Kreuz hineingetragen, und der Dompfaff trug eine kleine Kanzel hinein, und eine Amsel, wie ein schwarzer Kantor, brachte eine kleine Orgel hinein; dann flogen ein paar Nachtigallen als Sängerinnen hinein, und eine Menge Finken und Grasmücken als Choristen; da begannen allerlei Glöckchen im Thurme zu läuten, und in der Kirche fingen die Vögel so lieblich an zu singen und zu klingen, als wenn der feierlichste Gottesdienst darin gehalten würde.

Darüber ward der König Jerum ganz gerührt und umarmte den Ursulus mit den Worten: „Kommtzeitkommtrath! wie schön hast du dein Gebäude erbaut." Würgipumba aber hatte Alles mit dem entsetzlichsten Zorn angesehen und gerieth in eine solche Wuth, daß sie einen Stein von dem Altan nahm und nach der Kirche warf. Aber auf einen Wink des Ursulus flogen die Vögel über ihrem Haupt hinweg, und da bei dieser Gelegenheit einiger Schmutz auf die Königin herabfiel, wollte sie erzürnt den kleinen Ursulus schlagen; aber der König nahm ihn in seine Arme und sprach: „Würgipumba! wer nach den Bauleuten mit Steinen wirft, dem antworten sie mit Kalk." Da ging die Königin erzürnt nach ihrer Kammer; der König Jerum aber hatte den Ursulus noch viel lieber als vorher und ließ in den Lindenhain, wo die Jungfräulein begraben waren, eine Kirche bauen ganz nach der Gestalt der Kirche, die Ursulus in die Luft gebaut und welche die Vögel zu dem Schäfer im Lindenhain getragen.

Alles Das erzählte Ursulus dem Neuntödter, und der Neuntödter der Ursula, so daß diese sehr erfreut wurde, daß Jerum so gut werde, und herzlich in ihrer Einsamkeit dem lieben Gott dafür dankte.

Die Königin Würgipumba aber sah nun ein, daß sie mit ihrem Zorn gegen Ursulus gar nichts mehr ausrichtete, weil der

König ihn zu sehr liebte, und fing deßwegen an, ihm auf alle mögliche Weise zu schmeicheln und schön zu thun; heimlich aber dachte sie immer auf eine Gelegenheit, ihn in Lebensgefahr zu bringen. Sie wußte, daß der Pumpelirio Holzebocke dem Jerum, als er ihn fragte, wann er seine Stadt Besserdich wieder erhalten werde, sprechend:

„Pumpelirio Holzebock!
Sag mir doch,
Wann wird Jungfer Fanferlieschen
Schönefüßchen
Länger nicht vertreiben mich?
Wann kehr ich nach Besserdich?"

ihm geantwortet hatte:

„Fanferlieschen blind,
Ein unschuldig Kind
Besserdich gewinnt."

Das ging der Würgipumba immer im Kopf herum, und sie dachte hin und her, wie sie den Kommtzeitkommtrath brauchen wolle, um Jungfer Fanferlieschen blind zu machen. Weil sich aber Jerum so sehr verändert hatte, getraute sie sich nicht, ihm ihr Vorhaben gerad herauszusagen, und sprach einstens zu ihm: „Lieber Jerum! ich glaube, du könntest doch einmal bei Jungfer Fanferlieschen fragen lassen, ob sie dir deine Stadt einst wiedergeben will. Du bist jetzt so fromm und gut, daß sie es dir gewiß nicht abschlagen wird." — „Ach!" sagte Jerum, „so gut werde ich niemals, daß ich wieder verdiene, auf dem Throne meines frommen, seligen Vaters zu sitzen." — „Ja," erwiederte Würgipumba, „darüber magst du nun denken, wie du willst, aber du bist es der Stadt schuldig; denn Jungfer Fanferlieschen kann der Regierung nicht länger vorstehen; so eben habe ich die Nachricht erhalten, daß sie blind geworden." Hier sah Jerum die Königin erschrocken an und sprach zu ihr: „Würgipumba! lasse mich allein, ich muß über Das, was du mir gesagt, nachdenken." Die Königin ging, und Jerum fiel in tiefe Gedanken.

Der Spruch des Pumpelirio:

„Fanferlieschen blind,
Ein unschuldig Kind
Besserdich gewinnt“

fiel ihm ein, und er war in der größten Unruhe, ob er nicht nach Besserdich hinziehen sollte. Als er aber dachte, wie der böse Holzebock ihm allzeit zum Bösen gerathen hatte, entschloß er sich anders.

Er ließ den Ursulus zu sich kommen und die Königin und sprach: „Da ich gehört, wie die weise und fromme Jungfer Fanferlieschen blind ist, so ist es mein sehnlicher Wunsch, daß sie wieder sehend werde, damit sie die guten Leute aus Besserdich noch länger so treu regiere, als sie es bis jetzt gethan. Ich begehre Euern Rath, wie dies zu machen sei.“ Ursulus fing an zu weinen, als er das Unglück der Jungfer Fanferlieschen hörte, von welcher ihm seine Mutter so viel Gutes erzählt hatte. Würgipumba aber sprach: „Ich habe immer gehört, daß nichts so gut für die Augen sei als Schwalbenkoth. Wenn es möglich wäre, daß Jungfer Fanferlieschen diesen in die Augen brächte, so würde sie gleich geheilt sein. Kommtzeitkommtrath ist ja mit den Vögeln, seinen Baumeistern, so gut Freund, daß er ihr ein wenig von dem Kalke könnte ins Auge fallen lassen, der neulich bei dem Luftbau auf mich niederfiel. Ich muß sagen, daß ich meine Augen seit jener Zeit sehr gestärkt finde.“ — „Ach!“ erwiederte Ursulus, „wenn das möglich wäre, ich wollte die guten Vögel recht sehr drum bitten.“

„Wohlan! mein Geliebter!“ sprach der König, „wenn es dir gelingt, sollst du begehren von mir, was du willst, ich will es dir halten.“ Nach diesen Worten gingen sie auseinander.

Die böse Würgipumba wußte wohl, daß man vom Schwalbenkoth blind werde, und sie dachte, in jedem Fall werde ich den verhaßten Knaben los; denn wenn Fanferlieschen ihn erwischt, so läßt sie ihn umbringen, und sie erwischt ihn gewiß, weil sie wohl weiß, daß sie sterben muß, wenn sie blind wird; denn es steht im Zauberkalender, daher läßt sie sich immer streng bewachen.

Ursulus saß in seiner Kammer und lauerte auf den Neuntödter. Pick, pick, pick, da war er am Fenster. Ursulus öffnete und erzählte seinem Freund Alles, was er von dem König und der Königin gehört. Der Neuntödter war sehr nachdenklich darüber und pauschte seine Federn einigemal auf dem Kopfe auf, als ob er sehr zornig sei. „Was machst du für wunderliche Gesichter?“ fragte Ursulus. — „Nichts, nichts,“ sagte der Vogel sich beruhigend, „ich überlege. Gut, ja, ja, morgen früh will ich dir sagen, was du zu thun hast“ — und fort flog er.

Am andern Morgen war er richtig wieder da und sprach: „Auf! auf Ursulus! mache dich auf die Reise, du hast einen weiten Weg nach Besserdich.“ Da sprang Ursulus aus dem Bette, zog seine Reisekleider an und machte sich auf den Weg. Der Vogel aber flog immer vor ihm her, um ihm den Weg zu zeigen.

Als sie in den Wald kamen um Mittag, machte der Vogel bei einem Eichbaum Halt und sagte: „Hier mußt du ausruhen, essen und trinken; hier in dem Baume wohne ich; hier, lieber Ursulus! hat deine arme Mutter, als sie aus Besserdich ging, meinen Jungen das Leben gerettet durch einen Stein, den sie nach dem Marder warf; hier hat sie ihren Kuchen mit mir getheilt; hier esse du auch, was ich dir aus der Hofküche hierher getragen.“ Ursulus setzte sich auf das Moos am Fuße der Eiche und dachte mit vieler Liebe an seine liebe Mutter im Thurm und mußte recht weinen, als er gedachte, wie sie einst hier so unschuldig in das Elend ging.

Da brachte der Neuntödter die Frau Neuntödter und die jungen Herrn und das junge Fräulein Neuntödter, und diese hießen den Ursulus bei sich sehr willkommen mit Kopfnicken und Flügelschlagen und sich Verneigen; denn sie kannten die Menschensprache nicht. Der Neuntödter aber übersetzte dem Ursulus Alles, was sie sagten. Da gefielen ihm die Reden des Fräulein Neuntödter besonders wohl; denn sie sprach: „Ach, liebster Ursulus! ich wollte gern ewig ein Vogel bleiben, wenn ich dir nur recht viele Liebe erweisen könnte für alles das Gute, das deine Mutter

meinem Vater und meiner Mutter und uns erwiesen hat.“ Das ging dem Ursulus recht durchs Herz.

Der Neuntödter brachte nun dem Ursulus einen Kaninchenbraten, den er schon am Abend vorher aus der Munkelwuster Hofküche hierher gebracht, und da Ursulus Brod in seiner Reisetasche bei sich hatte, schmeckte es ihm recht gut; denn er trank aus einer hellen Quelle, die ihm Fräulein Neuntödter zeigte, Wasser dazu. Auch rief sie ihre Spielgesellinnen, eine Amsel und eine Nachtigall herbei, welche dem Ursulus die schönste Tafelmusik machten, während sie Erdbeeren und Brombeeren und Heidelbeeren und Haselnüsse pflückte und auf die Schulter des Ursulus fliegend sie mit ihrem blanken Schnabel zu den Lippen des Freundes reichte, der sie freundlich dafür streichelte.

Während dieses Mittagmahles rief der Neuntödter viele Schwalben herbei und fragte sie, welche es wohl unternehmen wolle, ihren Koth ins Auge der Fanferlieschen zu spritzen, und er versprach dafür so viele Fliegen und Mücken und Würmchen, als sie nur wollten. Da fand sich eine dazu bereit und flog gleich von dannen.

Die Fräulein Neuntödter hatte alles Das gehört und ihre eignen Gedanken darüber, und da nun Ursulus mit dem alten Neuntödter sich wieder auf die Reise machte und für die freundliche Bewirthung dankte, war das Fräulein Neuntödter weggeflogen und nicht zugegen. Das war ihm leid, er ließ ihr recht schöne Grüße zurück, und sie machten sich auf den Weg.

Abends kamen sie in Besserdich an. Der Vogel führte den Ursulus in den Schloßgarten, da fand er in einer Laube einen gedeckten Tisch und ein Ruhebett; er aß und schlief ein.

Als er Morgens erwachte, stand die Sonne schon am Himmel, und er sah auf dem Altan des Schlosses die Jungfer Fanferlieschen auf einem Ruhebette liegen, und neben ihr standen ein paar Pfauen, welche ihr mit ihren Schweifen wie mit Sonnenfächern die Fliegen abwehten. Die Jungfer Fanferlieschen war sehr alt, hatte aber wunderschöne, lange weiße Locken, welche ihr ein schönes Ansehen gaben, und durch das goldene Gegitter des

Altans sah Ursulus ihre schönen kleinen Füße in rothsammtenen Pantöffelchen herabhängen.

„Ach!" dachte Ursulus, „was ist das für ein liebes, gutes, altes Jüngferchen, das Fanferlieschen Schönefüßchen, und wie wird sie sich freuen, wenn ihr der Sohn ihrer lieben Ursula wieder zu ihren gesunden Augen helfen wird." Da sah er auch, wie sich die Schwalbe gerade über dem Kopfe der Jungfer Fanferlieschen auf den Vorsprung der Thüre setzte, und nun konnte er sich vor Begierde ihr zu helfen nicht mehr halten. Er winkte mit dem Schnupftuch, und die Schwalbe ließ den Koth der guten Fanferlieschen ins Aug fallen, welche erwachte, mit den Füßen schüttelte und aufschrie:

„Der, den mein Pantoffel trifft,
Nahm mir meiner Augen Licht."

Ursulus wollte gerade zu ihr hinauflaufen und ihr Glück wünschen; aber ein niederfallender Pantoffel schlug ihn so auf die Nase, daß er betäubt niedersank.

Als er erwachte, lag er in Ketten und Banden in dem allerdunkelsten Kerker. Er wußte nicht, wie ihm geschehen, er tappte an den Wänden herum, er rief, er klagte, er weinte, ach! da erinnerte er sich der Worte, die er vor dem Pantoffelfall gehört:

„Der, den mein Pantoffel trifft,
Nahm mir meiner Augen Licht."

Das fuhr ihm recht durch Mark und Bein. „Ach!" sagte er, „die Würgipumba hat mich betrogen, statt der Fanferlieschen zu helfen, habe ich sie blind gemacht; o ich unglücklicher Ursulus."

Als er in Jammer und Klagen saß, sprang auf einmal ein eiserner Fensterladen auf, und die gute Fräulein Neuntödter flog zu ihm; sie ließ ein kleines Büchlein auf seinen Schooß fallen und hatte eine Wurzel im Schnabel, die legte sie zu seinen Füßen und saß auf seiner Schulter und streichelte ihn mit ihren Flügeln und that sehr mitleidig.

Ursulus dankte ihr und klagte seinen Jammer. Da blätterte sie mit dem Schnabel in dem Büchlein herum und winkte ihm zu lesen. Das that Ursulus und fand, daß es die Geschichte des frommen Tobias war, und als er las, daß der auch durch eine Schwalbe blind geworden, ward er seines Unglücks gewiß und weinte noch mehr, aber das Fräulein Neuntödter blätterte noch mehr im Buche, und da las er weiter, daß der Sohn des Tobias seinen Vater wieder mit der Galle eines Fisches geheilt habe. „Ach Gott im Himmel!" sagte er, „hätte ich einen Tropfen dieser Galle, wie selig wollte ich sein, wenn ich dir, gute Jungfer Fanferlieschen! wieder helfen könnte." Da hielt ihm der Vogel die Wurzel an die Schlösser seiner Fesseln und siehe da! sie fielen ihm ab, und hielt sie an das Schloß der Kerkerthüre, und sie sprang auf. Da machte Ursulus die Thüre wieder zu, weil es noch Tag war, und wartete bis zur Nacht. Da nahm er Abschied von dem lieben Vogel, sagte ihm tausendmal Dank, und durch die Berührung der Wurzel sprangen alle Thüren und Thore auf, und so ging er traurig zur Stadt hinaus in lauter Angst und Trauer, wie er nur die Galle von dem Fische finden sollte, und so lief er in den wilden Wald hinein, und kein Mensch wußte damals, wo er hingekommen war.

In Munkelwust wartete der König Jerum mit großer Ungeduld auf die Rückkehr des Ursulus, und da er nicht kam, sprach Würgipumba: „Wie wäre es, wenn wir mit einander nach Besserdich reisten, um dem Fanferlieschen zu ihrer Genesung Glück zu wünschen; sie hält den Kommtzeitkommtrath gewiß mit Liebkosungen zurück; wenn du auch nicht wieder König dort sein willst, so kannst du doch gute Freundschaft mit Jungfer Fanferlieschen halten." Das war der König zufrieden, und sie zogen mit einem großen Gefolge nach Besserdich.

Jerum war sehr traurig auf der Reise, Würgipumba aber sehr lustig.

Auf halbem Wege kamen ihm einige schwarz gekleidete Reiter entgegen; sie trugen in der einen Hand eine Citrone, in der andern einen Oelzweig, und von ihren Hüten schleppten lange

Trauerflöre bis an die Erde hinab. Sie machten Halt bei dem Könige, und er erkannte bald mehrere alte Bürger von Besserdich. Der eine sprach zu ihm: „König Jerum! so du dich wirklich gebessert hast, komm wieder zu uns in die Stadt und sei unser guter König, dieses hat uns Fanferlieschen dir zu sagen befohlen.“ Bei diesen Reden weinten sie. Jerum sprach: „Ich habe mich bestrebt, besser zu werden, aber ich fühle doch, daß ich noch nicht verdiene über Andere zu herrschen; sagt das der Fanferlieschen und bittet sie um Erlaubniß, daß ich sie sehen darf. „Ach!“ sagten sie, „diese Freude kann sie nicht mehr haben; denn vor mehreren Tagen ist sie durch eine Schwalbe blind geworden.“ — Da zitterte der König vor Schrecken und zog sein Schwert und wollte die Würgipumba erstechen und schrie: „Verrätherin! das hast du mir gethan;“ aber Würgipumba warf sich vor ihm nieder und sprach: „Mein Gemahl! ermorde mich Unschuldige; mein Bruder hat es mich gelehrt, ich wußte nichts davon, daß dies den Augen schädlich sei.“ Da steckte der König sein Schwert wieder ein und sprach zu den Herren: „Seht, wie soll ich über Andere herrschen, da ich mich selbst nicht beherrschen kann.“ Die Herren redeten ihm aber so lange zu, bis er mit ihnen nach Besserdich ritt.

Als er wieder in seinem Schlosse war, fragte er nach Fanferlieschen und nach Ursulus. Aber man erzählte ihm, daß Ursulus aus dem Kerker entkommen sei, Niemand wisse wie, und daß die blinde Jungfer Fanferlieschen, als sie sich den Tag nach ihrem Unglück habe in den Garten führen lassen, ein anderes Unglück gehabt habe. Sie habe sich auf eine Rasenbank gesetzt, und die habe sich unter ihr auf einmal in einen ungeheuern schwarzen Bock verwandelt und sei wie ein Pfeil mit ihr durch die Lüfte fortgefahren. Da rief der König mit Schrecken aus: „Ach, der böse Pumpelirio Holzebocke!“

Er gab nun Befehl, überall nach dem Holzebocke und Fanferlieschen und Ursulus zu suchen, und ritt selbst oft ganze Tage lang nach ihnen aus.

Als er nun einstens Abends nach Hause kam und traurig

in seine Stube ging, welche Freude! Ursulus kam ihm entgegen; der Jüngling fiel ihm zu Füßen, der König umarmte ihn und weinte.

„Ach!“ sagte da Ursulus, „wo ist Jungfer Fanferlieschen, daß ich sie wieder sehend mache; seht hier in dem Schneckenhaus habe ich von der Fischgalle, womit der blinde Tobias von seinem Sohne geheilt wurde; ach! wo ist sie, daß ich ihr helfe.“ — „Ach! und o weh!“ sprach Jerum, „sie ist fort; Niemand weiß, wohin, der Holzebocke hat sie davon geführt.“

Da ward Ursulus noch viel trauriger. Der König fragte ihn, wo er die Fischgalle her habe. Da erzählte Ursulus Alles, wie es ihm gegangen mit dem guten Vogel, und zeigte ihm das Tobiasbüchlein und die Wurzel, „und als ich,“ sprach er, „in die Wildniß gelaufen, hat mich der Vogel an einen Fluß gebracht und hat da sehr lange mit einem alten Fischreiher gesprochen. Der hat immer mit dem Kopf geschüttelt, als wisse er nicht, was für ein Fisch es sein müsse, weil im Büchlein stehe: ein Fisch, und es gar viele Fische gebe. Endlich hat der alte Fischreiher in Gottes Namen einen Fisch nach dem andern zu fangen angefangen, und da ich mir die Augen blind geweint hatte, so haben wir die Galle an meinen Augen versucht. Da haben wir endlich einen gefangen, dessen Galle meine Augen gleich wieder herstellte, und da habe ich mir das Schneckenhaus voll genommen und komme nun leider zu spät hierher.“ Jerum ließ gleich die Probe an einem alten blinden Manne machen, und er ward gleich wieder sehend und dankte dem König sehr.

Als Würgipumba alles Dies hörte, nahte sie dem König mit Thränen und sagte: „Ich muß Alles thun, das Unrecht wieder gut zu machen, das ich unschuldig veranlaßte. Ich habe nun durch meine Nachforschungen erfahren, daß der Holzebocke sich hier im Walde in einer Höhle aufhält. Wie wäre es, wenn Kommtzeitkommtrath, der Alles kann, was er unternimmt, den Holzebocke zu bekämpfen suchte? Er ist jetzt schon ein schöner junger Ritter, und wenn er das Ungeheuer erlegt hätte, so würde er Fanferlieschen, die er in seiner Höhle gefangen hat, heilen

und befreien können.“ — König Jerum sprach erzürnt: „Wie? soll mein einziger Trost auf Erden, dieser gute Jüngling, noch einmal in Todesgefahr? Nein, Das kann ich nimmermehr zugeben.“

Ursulus hatte es aber kaum gehört, als er vor dem Könige niederkniete und zu ihm sagte: „Lieber König! gebet mir Waffen, es mag mir gehen, wie es will, so kann ich doch nicht eher ruhen, bis ich Fanferlieschen geheilt habe; lasset mich ausziehen gegen den Holzebocke.“ Jerum war sehr betrübt, aber Ursulus ließ mit Bitten nicht nach. „Wohlan!“ sagte der König, „so will ich mit meinem Hofstaat und dir nach Munkelwust ziehen, weil der böse Holzebocke dort in der Gegend wohnet, und in unserer neuen Kirche will ich dich zum Ritter schlagen, und ich will beten dort, bis du wieder kömmst.“

Da zog Jerum und seine Gemahlin und der Hofstaat und Ursulus nach Munkelwust und der König ging mit Ursulus in die Kirche, die fertig war, und der alte Schäfer hatte den Altar mit wunderschönen Blumen geschmückt. Da schlug der König den Ursulus zum Ritter und gab ihm einen goldenen Harnisch von Kopf bis zu Fuß und ein herrliches Schwert. Das war wie eine Säge; und auf seinem Schilde war abgebildet ein Kreuz und vier Nägel und ein Schwamm und eine Geißel und ein Speer und eine Dornenkrone, und den Knopf des Schwertes konnte man aufschrauben; da hinein legte Ursulus das Schneckenhaus mit der Fischgalle. Und nun nahm er eine große Lanze in die Hand, und ein schneeweißer Schimmel mit himmelblauem Geschirr ward vorgeführt; der König hielt ihm selbst den Bügel, und Ursulus schwang sich in den Sattel, daß es rasselte.

Da kam der alte Neuntödter geflogen und zog immer vor ihm her, die Frau Neuntödterin aber flog auf den Kopf seines Pferdes, und der Junker Neuntödter setzte sich auf die Spitze seiner Lanze, das Fräulein Neuntödter aber setzte sich auf seinen Helm, und so sprengte er in den Wald hinein.

Der König sah ihm lange nach und warf sich dann in der Kirche betend auf sein Angesicht und der alte Schäfer auch und

alle Lämmer auch, und es war, als wenn die Blumen auch auf den Gräbern der Jungfrauen beteten.

Auch Ursula, welcher der Neuntödter Alles gesagt hatte, betete in ihrem einsamen Thurme in heißen Thränen: „Ach, Gott im Himmel! erhalte mir meinen Ursulus.“ Die Königin Würgipumba aber betete nicht. Sie hatte sich krank gestellt und war im Schlosse geblieben, denn sie war falsch und verlogen und glaubte ganz gewiß, daß der Holzebocke den Ursulus umbringen werde, deßwegen hatte sie den bösen Rath gegeben.

Als Ursulus mitten in der Wildniß angekommen war, hielt er sein Pferd an und schlug mit dem Schwert gegen seinen Schild und schrie:

„Pumpelirio Holzebocke,
Hörst du deine Todtenglocke?“

Da trat auf einmal sein Freund, der alte Schäfer, hinter einem Baume hervor und nahte seinem Pferde und sprach: „O lieber Ursulus! thue doch dem Pumpelirio Holzebocke nichts. Wenn du den Pumpelirio umbringst, so muß ich sterben, denn wir sind in Einer Stunde geboren.“ Da rief Ursulus:

„In Einer Stunde geboren,
In Einer Stunde verloren;
Der Holzebocke muß sterben,
Sonst muß Fanferlieschen verderben.
Tritt aus dem Weg zur Seiten,
Sonst muß ich dich überreiten.“

Der Schäfer aber wollte nicht aus dem Weg, da machte Ursulus die Augen zu und ritt den Schäfer über den Haufen. Da flog der Vogel zu Ursulus und sagte ihm: „Gott segne dich, das war der Pumpelirio selber.“ Da ritt er weiter, hielt wieder an und rief wieder an den Schild schlagend:

„Pumpelirio Holzebocke,
Hörst du deine Todtenglocke?“

Da stürzte auf einmal der König Jerum ihm in den Weg und hielt ihm den Zügel des Pferdes und sprach wie der Schäfer: „Thue dem Pumpelirio nichts, sonst muß ich sterben.“ Aber Ursulus schrie wieder aus:

„Tritt aus dem Weg zur Seiten,
Sonst muß ich dich überreiten,“

und machte die Augen wieder zu und ritt den König über den Haufen. Da kam der Vogel wieder zu Ursulus und lobte ihn sehr, daß er sich nicht irre machen ließ. Denn dieser Jerum war wieder nur der verstellte Holzebocke.

Als Ursulus zum dritten Male auf den Schild schlug und den Pumpelirio rief, ach! welche Gestalt trat ihm da in den Weg! Wer kniete vor seinem Pferd! Niemand anders war es, als seine Mutter Ursula.

Sie rang die Hände und rief aus: „Mein Sohn! mein Sohn! wenn du dem Pumpelirio etwas thust, so muß ich sterben.“ Ach! bei diesem Anblick brach dem Ursulus das Herz, und schon wollte er umwenden, da stach der Vogel das Pferd mit seinem Schnabel in die Seite, und das rannte auch diese Gestalt des Pumpelirio über den Haufen, welcher, ganz zornig, daß es ihm nicht gelungen war, den Ursulus zu betrügen, nun in Gestalt eines ungeheuern schwarzen Bockes auf ihn zukam und ihn fragte:

„Ei! was willst du, Ursulus?“

Da sagte dieser:

„Fanferlieschen
Schönefüßchen,
Die ich wieder heilen muß.“

Da sagte der Bock wieder:

„Pumpelirio biet dir Trutz,
Holzebocke machet Stutz,“

und nun rannte der Bock auf ihn zu und stieß seinen weißen Schimmel über den Haufen, daß er todt niedersank und die Lanze, mit welcher Ursulus nach dem Bock gestochen, zerbrach.

Die guten Vögel aber hatten alle die neun und vierzig Messer, welche sie schon einmal auf den Jerum geworfen hatten, schon auf einem Baume zurecht gelegt und ließen sie, eines nach dem andern, auf den Holzebock fallen. Aber er machte sich nichts daraus; denn sie blieben alle in ihm stecken, und jedes ward ein Horn, so daß er endlich wie ein Stachelschwein aussah.

Ursulus hatte sich vom Pferde geschwungen und schlug mit seinem Schwerte auf den Holzebock; aber auch das zerbrach, und Ursulus ward über den Haufen gerannt. Da bedeckte er sich mit seinem Schilde, und der Bock trampelte mit Füßen auf ihm herum. Das that der Fräulein Neuntödter so leid, daß sie dem Bock zwischen die Hörner flog und ihm die Augen aushackte, worüber er erschrecklich zu meckern anfing. Nun griff Ursulus unter dem Schild hervor und faßte den Bock beim Bart und zog das Messer heraus, das ihm seine Mutter gegeben, und stach es dem Holzebock ins Herz. Da machte er noch einen Seitensprung und fiel todt nieder.

„Gott sei Dank!“ rief Ursulus, und raffte sich von der Erde auf: „Ach! wo ist nun Fanferlieschen Schönefüßchen, die ich nun gleich heilen muß?“ Da sagte ihm der Neuntödter, daß sie gleich hier in einer Höhle liege und schlafe.

Ursulus lief in die Höhle; da lag Fanferlieschen todt auf einer steinernen Bank. Ursulus glaubte, sie schlafe, aber sie war nicht zu erwecken. Da klagte er Jammer und Noth. Ueberdem kam der Vogel und sagte: „Ursulus! das Blut vom Holzebock ist auf dein Pferd gespritzt, da ist es wieder lebendig geworden.“ Da nahm Ursulus gleich von dem Blut und bestrich die Fanferlieschen damit, da wurde sie wieder lebendig; und nun bestrich er ihr die Augen mit der Fischgalle, da ward sie wieder sehend.

Ach! wie glücklich war da Ursulus! Auch sie weinte vor Freuden und drückte ihn an ihr Herz. „Geschwind wollen wir nun zu Jerum,“ rief sie, „denn er ist in großer Angst.“ Da

setzte sie der Ursulus hinter sich auf sein Pferd und ritt mit ihr nach der Kirche.

Da war große Noth und Kummer, denn es war die Nachricht gekommen, daß die Königin Würgipumba todt mit einem Stich im Herzen auf ihrer Stube gefunden worden sei und daß ihr die Augen aus dem Kopf gesprungen seien. Der König aber vergaß bald seine Betrübniß, da Ursulus und Fanferlieschen angeritten kamen. Er küßte der Fanferlieschen das schöne Füßchen und hob sie vom Pferd und küßte den Ursulus viel tausendmal.

Da sagte Fanferlieschen: „Es ist mir lieb, Jerum, daß du dich gebessert hast; aber wo ist Ursula, meine Pflegetochter? Zeige mir sie, daß ich sie umarme." Bei diesen Worten riß sich der König die Haare aus und schrie: „Weh! weh! ich Elender, ich bin ein Mörder und bleibe ein Mörder." — „Ja," sagte Fanferlieschen, „das bist du, und deßwegen sollst du lebendig in den Thurm vermauert werden, in welchen du die gute Ursula hast mauern lassen." — „Von Herzen gern," sagte Jerum, „will ich sterben, wo sie gestorben ist; bringet mich hin."

Da brachte man ihn an den Thurm und gab ihm eine Hacke. Alle standen traurig um ihn her und sahen, wie der arme Jerum für sich selbst den Thurm aufbrechen mußte. Er that Allen Abbitte, die er beleidigt hatte; er bat Fanferlieschen tausendmal um Verzeihung und bat sie, mit Ursulus sein Land zu regieren. Ach! und als er diesen ansah, wollte ihm das Herz zerreißen; er umarmte ihn und sprach:

„Du brachtest mich zum rechten Pfad,
Kommtzeitkommtrath!
Daß ich dich nie mehr wiederseh,
Das thut mir weh, o weh! o weh!"

Ursulus aber sprach:

„Kommtzeitkommtrath, dein Diener spricht:
Meinen Herrn und König verlaß ich nicht.
Ich geh mit dir ins Grab hinein,
Ich denk, es wird uns wohl drin sein."

Da nahm er auch eine Hacke, und sie arbeiteten zusammen, und der König Jerum sagte, so oft ein Stein herausgebrochen war:

„Lieb Ursula, so still und fromm,
O freue dich, ich komm! ich komm!"

Und dann hielt er immer wieder ein und umarmte den Ursulus und bat ihn, zurückzubleiben. Ursulus aber sagte beständig:

„Ich geh mit dir ins Grab hinein,
Ich denk, es wird uns wohl drin sein."

Und da arbeiteten sie immer darauf los, und sie waren schon bis an die wollene Decke gekommen, welche Ursula rings im Thurm herumgespannt hatte. Da ließ Jerum die Hacke sinken und sprach:

„Lieb Ursula, so still und fromm,
O freue dich, ich komm! ich komm!"

Und Alle, die umherstanden, weinten bitterlich. Aber auf einmal hörte man eine Stimme hinter der wollenen Decke, welche sprach: „Ihro königliche Majestät Jerum werden allerunterthänigst ersucht, noch einige Augenblicke zu verziehen zu geruhen, da Ihro Majestät die Königin Ursula noch mit ihrem Anzug beschäftigt sind." — „Allmächtiger Gott! was ist das?" rief Jerum, „Himmel und Erde mögen zusammen stürzen, sie lebt! sie lebt! O, ich muß, ich muß sie sehen." Da wollte er die Decke niederreißen, aber Fanferlieschen und Ursulus hielten ihn zurück. „O laßt mich! Laßt mich ihre Füße mit meinen Thränen benetzen und sterben!" rief Jerum. Da steckte Ursula ein wunderschönes Füßchen zu der Decke heraus und sprach mit süßer Stimme:

„Da, mein lieber Jerumius,
Hast du deiner Ursula Fuß."

Und Jerum sank zur Erde und küßte ihren Fuß und legte sein Haupt nieder und setzte den Fuß Ursula's auf sein Haupt und sprach:

„Der Unschuld Fuß auf Schlangenhaupt,
Selig, wer da liebt und glaubt.“

Da streckte Ursula ihre schöne Hand hervor und sprach:

„Da, Jerum! hast du meine Hand,
Leg deine drein zum Liebespfand.“

Da sprang Jerum auf und küßte die Hand und benetzte sie mit Thränen und sprach:

„O Engelshand, o segne mich,
Nie mehr, nie mehr beleidig' ich dich.“

Da steckte Ursula den Kopf durch die Decke und rief:

„O Jerum, küsse meinen Mund,
Da sind wir alle Beid' gesund.“

Ach! da riß Jerum die Decke nieder und sank an das Herz der Ursula, und Ursulus auch und Fanferlieschen auch, und alle Schmerzen waren vergessen, und alles Böse war verziehen, der Himmel war blau und heiter, die Zuschauer aber sanken auf die Knie und beteten.

Als sie sich ein wenig erholt hatten, sagte Ursula zu Jerum: „Sieh, das ist dein Sohn Ursulus.“ O, da war Jerums Freude von Neuem groß.

Neben der Ursula aber stand der Vogel Neuntödter, wieder in den Kammerherrn von Neuntödter verwandelt, und seine Gattin war wieder die Hofdame von Neuntödter, und der Junker war ein Edelknabe, und das Fräulein Neuntödter stand so schön, so blond und schlank mit niedergeschlagenen Augen vor Ursulus, daß er vor sie hintrat und sprach: „O mein schönes Fräulein! Ihnen verdanke ich die Befreiung aus dem Kerker durch Springwurzel und das Tobiasbüchlein und die Fischgalle, und Sie haben dem Holzebocke die Augen ausgehackt: wie lohne ich Ihnen?“ Als Jerum und Ursula und Fanferlieschen dieses hörten, legten sie die Hände der Beiden zusammen und sagten: „Ihr sollt Mann und Frau sein.“ Darüber waren Beide glücklich.

Alle aber zogen nun nach der Kirche und dankten Gott, und Fanferlieschen sagte: „Gott sei Dank, Jerum! daß der Holzebock und Würgipumba todt sind; sie waren Geschwister und meine größten Feinde; aber sie wußten nicht, daß eines mit dem andern sterben mußte. Jetzt lasset uns Alle nach Besserdich ziehen und in Tugend und Ehren das Land regieren.“ Jerum aber sprach: „Ich bin das Glück nicht werth, nur die Unschuld soll regieren, die Schuld aber soll Buße thun. Ich bleibe hier bei dem Schäfer und büße ewiglich.“ Da setzte er seine Krone auf das Haupt des Ursulus, und Ursula setzte ihre Krone auf das Haupt der Fräulein Neuntödter, welche auch Ursula hieß, und sprach: „Auch ich will hier bleiben und beten.“ Darüber ward das Herz des armen Jerum so gerührt, daß es mitten entzwei sprang und Jerum starb.

O! da war Weinen und Wehklagen! Und sie begruben ihn zu den Füßen eines Kreuzes bei dem Brunnen, und Ursula sang, und aus allen Gräbern der Jungfräulein sang es mit.

Ursula blieb nun da bei dem alten Schäfer wohnen und nahm noch viele Wittwen und Waisen zu sich, und sie arbeiteten für die Armuth und beteten und sangen. Fanferlieschen segnete sie, und Ursulus und seine Frau trennten sich weinend von ihr und zogen nach der Stadt Besserdich. Der Herr von Neuntödter und seine Frau und sein Sohn aber regierten das Ländchen Bärwalde für Ursula.

Als Fanferlieschen wegritt, ging sie auf den alten Schäfer zu und sprach zu ihm: „Kennst du mich noch? wir sind Beide alt geworden.“ — „Ja,“ sagte der Schäfer, „ich kenne dich noch. Als du die Lämmer hütetest neben mir, da liebte ich dich und sagte dir es. Da sprachst du:

Lieber, guter Schäfer mein!
Schön wär's wohl, doch kann's nicht sein,
Ich bin nur ein guter Geist,
Der so durch das Leben reist;
Liebe Gott, das ist gescheidter.
Also sprachst du und zogst weiter.“

„Richtig," sagte Fanferlieschen, „so war es, und du hast meinem Rath gefolgt, drum werde ich dich im Himmel wiedersehen."

Da sank der Schäfer todt an die Erde, und Fanferlieschen flog durch die Lüfte davon und ließ ihre Pantoffeln niederfallen. Die fing die Gemahlin des Ursulus auf und zog sie an und war gleich so schön und lieb und klug als Fanferlieschen. Sie kamen nach Besserdich und regieren gut bis dato.

Das Märchen von dem Dilldapp

oder

Kinder und Thoren haben das Glück bei den Ohren.



Im deutschen Lande, in der guten Stadt, welche sich in den Wellen des ehrlichen Flusses spiegelt, lebte Frau Schlender, eine Frauenschneiderin. Sie war zwar sehr fleißig, aber konnte doch nicht viel vor sich bringen und daher auch nichts zurücklegen, weil sie selbst schon sehr mit ihrer Arbeit aus der Mode war. Keine Dame wollte mehr etwas von einer Schlender wissen.

Doch hatte sie drei flinke Töchter, welche sich der Reihe nach noch ziemlich mit der Nadel erhielten. Die älteste hieß Andrienne, die zweite Saloppe und die jüngste Kontusche. Doch kamen diese auch bald aus der Mode, wie ich euch weiter erzählen werde, so daß Frau Schlender nie recht auf einen grünen Zweig kam.

Ihre größte Plage aber war, daß sie einen Sohn hatte, der Dilldapp hieß und Alles verkehrt machte. Dilldapp war ein sehr guter Junge, aber er hatte einen so dummen Verstand in seinem dicken Kopfe, daß er Alles überzwerch verstand und ausführte. Nun gab ihm seine Mutter zwar allerlei Naschereien, um ihn mit Liebe zu erziehen, zum Beispiel: Ohrfeigen, Kopfnüsse und wohl noch manchen Nasenstüber obendrein. Aber er war kein besonderer Liebhaber davon und hätte gern alle diese Leckereien um gewöhnliche Feigen und Nüsse und Stüber hingegeben, weßwegen diese Gefälligkeiten der Frau Schlender auch gar nichts bei dem ehrlichen Dilldapp fruchteten. Deßwegen ward sie müde, ihn täglich so zu bewirthen, und setzte fest, daß er wie alle Arbeiter am Ende der Woche immer seinen Lohn haben sollte, und diesen erhielt der arme Dilldapp so reichlich, daß es ihm leicht ward, den blauen Montag zu feiern; denn er hatte blaue Flecken von den Schlägen am Leib für die ganze Woche. Er stieg dadurch immer

mehr in seiner Kunst, Alles, außer die Kleider, umzuwenden, daß er in einer Woche folgende vortreffliche Geschäfte zu Stande brachte:

Die Mutter sprach: „Dilldapp, bring Wachs!“
Da brachte ihr der Dilldapp Flachs;
Die Mutter sprach: „Dilldapp, bring Zwirn!“
Da brachte ihr der Dilldapp Birn;
Die Mutter sprach: „Dilldapp, Steppseide!“
Da brachte ihr Dilldapp eine Speckseite;
Die Mutter rief nach der Schneiderscheer,
Und Dilldapp brachte Schweineschmeer;
Die Mutter wollt' ein Maaß von Papier,
Und Dilldapp brachte eine Maas Bier;
Die Mutter wollte Futterzwilch,
Da brachte Dilldapp Buttermilch.
Die Mutter wollte Canevas,
Da brachte Dilldapp Kanne und Faß;
Die Mutter wollte bunte Borten,
Da brachte Dilldapp runde Torten;
Die Mutter wollte Stopfnadeln,
Da brachte Dilldapp Topfsladen.

Endlich sprach die Mutter: „Bring mir den Rock und das Bügeleisen.“ Da ging Dilldapp weg und kam nach einer Stunde mit einem Bock und zwei Gaisen zurück. Das nahm nun Frau Schlender sehr übel auf; sie nahm eine Hechel und schlug sie ihm um den Kopf.

Er schrie: „O weh! o weh! mein Kopf!“
Sie sprach: „Ich hechle den Flachs, du Tropf!“
Sie schlug; er schrie: „Weh! meine Stirn!“
Sie sprach: „Ich schüttle nur die Birn.“
Er stieß, er schrie: „Weh! meine Seite!“
Sie sprach: „Ich salze die Speckseite.“
Er rief: „Ach Mutter! nicht so sehr!“
Sie sprach: „Es ist nur Schweineschmeer.“
Er schrie: „Ach! ach! ich sterbe schier.“
Sie sprach: „Es ist nur eine Maas Bier.“

Er schrie: „Mutter, ihr stoßt unbillig.“
Sie sprach: „Ich buttere die Buttermilch.“
Er schrie: „Ihr rüttelt ohne Maaß.“
Sie sprach: „Ich schwenke Kanne und Glas.“
Er schrie: „Ihr werdet mich ermorden.“
Sie sprach: „Ich backe runde Torten.“
Er schrie: „Ihr schlaget ohne Gnaden.“
Sie sprach: „Ich forme Topfsladen.“
Und darauf griff sie erst zum Stock
Und sprach: „Jetzt stutzet dich der Bock.“

Aber der Dilldapp sah seinen Vortheil ab, nahm die Beine auf die Schultern und lief die Treppe hinunter, während Frau Schlender genug zu thun hatte, den Bock und die Ziegen aus dem Hause zu kapituliren.

Dilldapp aber gerieth in ein solches Laufen Berg ab und Berg auf, durch Wälder und Felder, Land und Sand, Stock und Stein, Distel und Dorn, daß er nicht eher aufhörte, bis er nichts mehr sah vor lauter Nacht. Denn die Sonne hatte er schon über den Haufen gelaufen, und an der Abendröthe hatte er die bunten Fensterscheiben eingerannt. Da hingen die Sterne ihre tausend Laternen zum Himmel heraus, und der Mond zog als Nachtwächter auf die Wache, um zu sehen, wer so erbärmlich laufe.

Dilldapp aber bekümmerte sich um nichts, und da er an einem Berg stand, der mit dem Himmel den Kopf zusammenstieß, rannte er zu guter Letzt auch da hinauf. Außer Athem war er, und da er oben hinkam, hatte er Luft im Ueberfluß. Er konnte auf viele Jahre voraus Athem schöpfen. Da aber die Welt da oben auch noch nicht mit Brettern zugenagelt war, begann er weiter zu rennen; aber ein Esel trat ihm in den Weg. Der gefiel dem guten Dilldapp so wohl, daß er auf ihn stieg, um seine Reise in guter Gesellschaft fortzusetzen.

Kaum aber hatte er wenige Schritte gemacht, so kam ihm und dem Esel ein flinker Knüppel in den Weg, der sie Beide in eine Höhle hineintrieb, in welcher ein großes, dickes, fettes

Ungeheuer von einer so außerordentlich großen Herzensgüte saß, daß man sie mit Ellen ausmessen konnte. Ach, Mutter! wie abscheulich groß und gut war das Ungeheuer!

Das Ungeheuer sah aus wie ein anderer Mensch auch, außer daß es wohl dreimal so groß und viermal so breit war. Es hatte eine sehr edle Gesichtsbildung, nur sein Kopf war so dick wie ein Pfefferballen; seine Nase so breit wie ein Blasebalg; seine Augen, deren es nur eines hatte, und zwar mitten auf der Stirne, waren lieblich spielend, wie das Rad an einem Schiebkarren; sein Mund war freundlich, aber so groß als die Brieftasche eines Postmeisters; und seine Ohren, die es spitzen konnte, wie ein kluger Spitzhund, und niederhängen, wie ein treuer Pudelhund, waren nicht größer, als daß in einem die Schwalben ihr Nest, im andern die Bienen ihr Haus drin bauen konnten, was seiner freundlichen Seele eine sehr angenehme Unterhaltung gewährte. Auf ähnliche Weise waren alle seine Glieder unförmlich, und sein ganzes Aussehen so, daß jeder Andere vor ihm in Ohnmacht gefallen wäre.

Aber Dilldapp war guten Muths, besonders weil der Knüppel bei dem Anblick des Popanzes gleich ruhig ward und in das Innere der Höhle hineinstolperte. Dilldapp sprang von dem Esel, der dem Knüppel in die Höhle folgte, und machte dem Ungeheuer einen höflichen Kratzfuß mit den Worten: „Guten Abend, Herr Nachbar! Wie steht's, wie geht's mit dem Leben? Seid Ihr noch wohl auf? Wie befindet sich die Frau Liebste und die werthe Familie? Was hört man denn hier Neues? Sind denn hier zu Lande die fatalen Wasserrüben auch in solchem Ueberfluß gerathen, daß sie gar nicht mehr alle werden wollen? Apropos, könnt Ihr mir wohl sagen, wo der Weg nach dem Orte geht, und wie weit ich noch dahin habe, wohin ich will?" Der Popanz erkannte aus allen diesen närrischen Fragen bald, daß sie von einem Dilldapp herrührten, und mußte von Herzen lachen, worüber auch Dilldapp zu lachen anfing, so daß die Höhle widerschallte; denn der Esel hinten an seiner Krippe lachte auch mit, so gut es gehen wollte.

„Du gefällst mir," sagte der Popanz. „Ihr gefallt mir auch," sagte Dilldapp. „Willst du in meine Dienste treten?" fuhr der Popanz fort. Da erwiederte Dilldapp: „Wie viel Lohn soll ich Euch monatlich geben?" Worüber der Popanz wieder lachte, und Dilldapp auch und der Esel auch.

„Wohlan! bleibe hier," sagte der Popanz, „ich denke, wir wollen schon einig mit einander werden." Da erwiederte Dilldapp: „Meinethalben," und fuhr mit der Hand in eine große Schüssel voll Hirsebrei, die neben dem Ungeheuer stand, und aß sich dick und satt und legte sich nachher aufs Stroh und schnarchte bis zum andern Morgen, wo er es dann wieder anfing, wie er es am Abend gelassen hatte, und die Zeit theils mit einfältigen Erzählungen aus seinem bisherigen Lebenslauf, theils mit Essen und Trinken zubrachte, so daß er in Zeit von acht Tagen dick wie ein Türke, fett wie ein Aal, glänzend wie eine Zwiebel, roth wie ein Trompetermantel und ausgestopft wie ein Walfisch wurde; ja, er wurde so unförmlich, daß man ihn selbst für ein kleines Ungeheuer hätte halten können.

Seine Geschäfte waren nicht groß, denn das Ungeheuer kochte nicht selbst, sondern ließ sich sein Essen aus einer Garküche in der Gegend bringen, wo die meisten andern Ungeheuer selbiger Provinz sich alle kochen ließen. Das Tellerlecken war also Dilldapps Hauptgeschäft, außer daß er dem guten Ungeheuer manchmal den Buckel kratzen mußte, weil es dies wegen seiner Leibesdicke nicht selbst konnte. Aber es war nicht undankbar und kratzte während dem den ehrlichen Dilldapp wieder, worüber sie dann gewöhnlich in Gesellschaft einschliefen.

Vier Jahre lang hatte Dilldapp so dem Ungeheuer treu gedient, als er einst unter bittern Thränen nach einem solchen Schlummer erwachte. Diese Thränen, welche die ersten waren, die das Ungeheuer ihn weinen sah, rührten dasselbe gute Ungeheuer dermaßen, daß es auch mitweinte, und der Esel, welcher sie Beide schluchzen hörte, stimmte auch mit bitterem Jammergeschrei ein, so daß der Felsen von ihren Klagen widertönte, ohne daß sie eigentlich recht wußten, warum.

Das Ungeheuer erholte sich noch am ersten und sagte: „Ach, lieber Dilldapp! warum weinst du?“ Dilldapp sagte hierauf: „Ach, liebes Ungeheuer! sage mir erst, warum du weinst?“ Da erwiederte das Ungeheuer: „Liebster Dilldapp! ich weine, weil du weinst;“ und Dilldapp sagte: „Ja, ich weine, weil meine Mutter weint; denn Andrienne, meine älteste Schwester, ist sehr krank und wird wohl sterben und aus der Mode kommen. Da wird es meiner armen Mutter Schlender sehr hart gehen, denn sie war ihre beste Arbeiterin. Wenn die liebe Andrienne von der Schneiderbank zur Hölle zu den andern Lappen fällt, soll ich darum nicht weinen? hi hi hi.“ — Das Ungeheuer weinte wieder mit und fragte schluchzend: „Aber woher weißt du denn das?“ — „Das hat mir geträumt,“ sagte Dilldapp; „hat es dir denn nicht auch geträumt?“ — „Nein,“ erwiederte das Ungeheuer, „mir träumt gar nichts; ach! wenn mir je etwas geträumt hätte, wie glücklich wäre ich! Ich wäre dann kein Ungeheuer.“ Hierüber weinten sie wieder zusammen.

Dilldapp aber konnte es nicht mehr länger aushalten, er bekam eine entsetzliche Sehnsucht nach Hause zu seiner Mutter und bat das Ungeheuer sehr, es möge ihm erlauben, zu seiner Mutter zurückzukehren und sie in ihrem Unglück zu trösten. Das Ungeheuer hatte eine große Freude über diese kindliche Liebe Dilldapps und sprach zu ihm: „Wohlan, mein lieber und getreuer Diener! folge dem tugendhaften Triebe deines Herzens und gehe zu deiner Mutter; aber so mit leeren Händen dürftest du nicht willkommen sein; ich will dir meinen Esel mitgeben, hole mir ihn her.“ Da ging Dilldapp in das Innere der Höhle und setzte sich auf den Esel und ritt heraus. Das Ungeheuer umarmte den Dilldapp recht herzlich, und sie weinten alle Drei wieder, und zuletzt sagte das Ungeheuer zu Dilldapp:

„Daß dein Glück recht lange daure,
Sag zum Esel nie Auregakaure.“

„Das soll ein Wort sein,“ schluchzte Dilldapp und trabte davon.

Dilldapp war schon ein rechtes Stück Weg geritten; da stieg er ab und ließ den Esel grasen, und als er ihm den Sattelgurt etwas aufschnallte, damit der Esel bequemer fressen könne, sagte er zu ihm: „Ja, mein lieber Auregakaure! ich weiß wohl, daß du Auregakaure heißest, aber ich werde mich hüten, dich Auregakaure zu nennen, weil das gute Ungeheuer mir es abgerathen hat.“ Kaum hatte Dilldapp das Wort Auregakaure ausgesprochen, als der Esel Gold und Edelsteine von sich gab, so viel, daß er alle Taschen und noch sein Schnupftuch mit anfüllen konnte.

Wer war vergnügter hierüber als der gute Dilldapp? Denn nun war er gewiß und versichert, seiner Mutter, Frau Schlender, helfen zu können. Er setzte darum seinen Weg schleunigst fort und kam am Abend in ein Wirthshaus, wo er übernachten wollte.

Als der Wirth seinen Esel in den Stall führte, sagte Dilldapp zu ihm: „Mein lieber Herr Wirth! ich ersuche Sie vor allen Dingen, sagen Sie nicht Auregakaure zu meinem Esel, übrigens will ich Hirsenbrei essen und schlafen.“ Der Wirth setzte ihm Hirsenbrei vor. Dilldapp aß nach Herzenslust und ging zu Bett.

Der Wirth aber dachte immer hin und her, warum soll ich wohl zu dem Esel nicht Auregakaure sagen? Da muß ein Geheimniß dahinter stecken, und das muß ich herauskriegen. Denn ich bin ein Wirth und ungemein neugierig. Er lauerte daher, bis Alles im Hause in tiefen Schlaf versunken war, und als sich nichts mehr rührte auf der Flur und in den Ställen als die Mäuse und die Katzen, schlich der neugierige Wirth auf den Strümpfen, damit Niemand erwachen möge, leise, leise mit einer Blendlaterne in den Stall zu dem Esel des Dilldapps, der ruhig auf dem Stroh schnarchte und von Distelköpfen träumte.

Der Wirth ging anfangs um den Esel herum und beleuchtete ihn von allen Seiten. „Ei das ist doch seltsam,“ sagte er für sich, „daß ich den Esel nicht Auregakaure nennen soll.“ Kaum hatte er dies gesagt, als der Esel aufsprang, worüber der Wirth, der kein gutes Gewissen hatte, sehr erschrak. Da er aber sah, wie Gold und Edelsteine von dem guten Esel niederfielen, so

verstand er leicht den großen Werth des Auregakaure und die noch größere Einfalt Dilldapps, und besann sich nicht lange, zog den Esel aus dem Stall und stellte statt seiner einen andern hin, dem er des Auregakaures Geschirr auflegte.

Als er mit diesem Betruge fertig war und der Tag schon graute, begab er sich zu Dilldapp, der früh reisen wollte, und weckte ihn: „He! mein Herr von Dilldapp! belieben Sie aufzustehen und zu frühstücken, der Tag bricht an, die Schwalbe singt; he! he! Sie können in der kühlen Morgenluft ein gutes Stück Weg zurücklegen.“ Da streckte sich Dilldapp und wachte auf und sprach: „Herr Wirth! was sind Sie mir schuldig?“ — „Alle Ehr und Respekt,“ erwiederte der Wirth, „ich bekomme aber noch etwas von Ihnen heraus.“ — „Wieviel?“ fragte Dilldapp. — „Hundert Reichsthaler,“ sagte der Wirth. — „Das ist sehr billig,“ sagte Dilldapp, „rechnen Sie mir vor, wie es möglich ist.“ Da rechnete der Wirth: „Ich habe Ihnen Ehr und Respekt erwiesen für 50 Thaler, 25mal nach Ihrem Namen gefragt, macht 25 Thaler, 25mal die Mütze abgezogen macht wieder 25 Thaler, weiter ein Hirsenbrei, ein Bund Stroh, Stallung für den werthen Esel, Haber und Heu, dann Dach und Fach, Schutz und Trutz, Putz und Nutz, Nachtmusik von Katzen und Mäusen, ein Adagio von den Grillen, ein Morgenlied von den Schwalben, mehrere Trompeterstückchen vom Haushahn u. s. w. Alles um 50 Thaler, macht hundert und fünfzig; da ich Ihnen nun für 50 Thaler Ehr und Respekt schuldig war, so erhalte ich noch hundert heraus.“ — „Wo heraus?“ fragte Dilldapp. — „Aus Ihrem Geldbeutel,“ sagte der Wirth. — „Ich habe keinen Geldbeutel,“ sagte Dilldapp. „Ei! was hängt denn da Schweres an dem Nagel?“ fragte der Wirth, indem er auf das Schnupftuch voll Gold und Edelsteinen zeigte; „das muß Sie ja bei dem Reisen sehr beschweren, und auch in Ihren Taschen scheint es so schwer; das reißt Ihnen ja Löcher in die Taschen, und da könnte Ihnen Alles herausfallen.“ — „Da haben Sie Recht, Herr Wirth!“ sagte Dilldapp, „wollen Sie so gut sein, mir die schweren Steine und Münzen herauszunehmen, Sie können sich die hundert

Thaler davon abziehen und das Uebrige wegwerfen." — „Von Herzen gern," sagte der Wirth, leerte Schnupftuch und Taschen aus, worüber Dilldapp sehr erfreut war, den Esel bestieg und vergnügt nach seiner Vaterstadt zutrabte.

Als er in die Stadt hineinkam, sah er sich an allen Ecken um nach seiner Schwester Andrienne, die man sonst häufig darauf zu sehen pflegte; aber sie war nirgends zu erblicken. Gewiß, dachte er, ist meine arme Schwester krank oder todt, und mein Traum ist wahr gewesen, dachte er unter Thränen und trabte die enge Gasse zu seiner Mutter hinein.

Den Esel band er an die Thüre und trat in die Werkstatt hinein. Die Frau Schlender hatte ihn kaum erblickt, als sie ihn umarmte, und seine beiden jüngsten Schwestern auch; und Dilldapp weinte vor Freuden. Aber auf einmal sagte er: „Frau Mutter! wo ist Andrienne, meine älteste Schwester? Nicht wahr, ich habe recht geträumt? sie ist nicht mehr recht gesund?" — „Ach!" erzählte Frau Schlender, „mit der ist's aus, sie ist ganz blaß und abgelebt; wir haben Alles mit ihr versucht, um sie wieder auf die Beine zu bringen, aber umsonst; ach! was Andrienne ausgestanden hat, ist nicht zu sagen, sie ist gestürzt und gewendet worden, gesteppt und gefüttert, endlich sind ihr gar Stücke aus dem Rücken geschnitten und an die Aermel gesetzt worden, dann haben wir ihr die Arme gar abgenommen, haben sie neu färben lassen; aber es wollte nichts mehr fruchten, und sie ist jetzt auf dem Lande; vielleicht erholt sie sich wieder ein wenig dort." Da weinten sie alle nochmal herzlich zusammen, und Dilldapp sagte: „Mutter! tröstet Euch, ich habe etwas mitgebracht, das wird uns allen helfen, breitet vor Allem Eure besten Tisch- und Betttücher auf der Erde aus, ich will Euch gleich meine Schätze darauf ausstreuen."

Die Mutter that, was Dilldapp verlangte, und dieser brachte nun seinen Esel herein und stellte ihn in die Mitte der Stube auf die ausgebreiteten Tücher. Die Mutter zankte Anfangs sehr über diesen sonderbaren Gast. Aber Dilldapp sagte: „Nur Geduld, nur Geduld, Ihr werdet Sachen von diesem Thiere sehen,

wodurch es Euch über Alles theuer und werth werden soll.“ Nun wendete er sich zu dem Esel und sagte: „Wohlan, Auregakaure! mache deine Kunststücke, munter, Auregakaure! scheue dich nicht, Auregakaure! du bist unter lauter Freunden, Auregakaure! mach dich ganz bequem, wir sind unter uns, Auregakaure.“ Wer sich aber nicht rührte, war der Esel.

Da lachten ihn die zwei Schwestern aus, und die Mutter meinte, daß er sie zum Besten habe in ihrem Unglück. Nun gab sich Dilldapp alle Mühe, den Auregakaure zu einem Probestück seiner Eigenschaften zu bringen; der arme Esel hatte aber niemals dergleichen gekonnt. Erzürnt ergreift nun Dilldapp die Elle, womit ihn einst seine Mutter so oft ausgemessen hatte, und prügelte auf den armen Esel los; denn er glaubte, das Thier wolle aus Eigensinn kein Gold und Edelsteine von sich geben, und da er immer, auf den Esel prügelnd, Auregakaure schrie, fing das arme Thier in seinen Aengsten an gewaltig zu schreien, Alles über den Haufen zu werfen und zuletzt gar die Tücher auf eine häßliche Art zu beschmutzen. „Gold! Gold! Gold!“ rief da Dilldapp voll Freude aus. Aber leider war es kein Gold, und seine Mutter, die nun über die Verunreinigung ihrer besten Betttücher und über die Zerstörung ihres Hausrathes heftig erzürnt wurde, ergriff den Besen und jagte den armen Dilldapp wieder zum Hause hinaus, wo er hergekommen war, und den Esel hintendrein.

Dilldapp kam wieder ins Laufen, wie das erste Mal und ruhte nicht eher, bis er dem guten Ungeheuer, das eben ein wenig eingeschlummert war, platt wider den Kopf rannte. Das Ungeheuer wußte schon Alles, was ihm geschehen war; denn es hatte einen Spiegel, in dem es Alles sehen konnte, und nahm ihn, nachdem es ihm tausend Ehrennamen, Tölpel, Schafskopf, Tollpatsch, Dähmel, Dummerjan u. s. w., gegeben hatte, weil er sich von dem Wirthe hatte betrügen lassen, wieder in seine Dienste auf.

Nach vier Jahren hatte Dilldapp abermals einen Traum, daß seine zweite Schwester, welche Saloppe hieß, in große Abnahme komme und das Handwerk seiner armen Mutter dadurch

sehr leide. Er erzählte dies dem guten Ungeheuer unter häufigen Thränen, welches wieder herzlich mitweinte und ihm erlaubte, nach Hause zu reisen, um die Seinigen zu trösten.

Dilldapp wollte schon abmarschiren, da nahm das gute Ungeheuer eine hübsche Serviette aus seinem Kasten und sagte: „Hier, mein lieber Dilldapp, nimm das Tüchlein mit dir; aber wenn es dir nicht gehen soll, wie das erste Mal, so hüte dich, zu dieser Serviette, ehe du bei deiner Mutter bist, zu sagen: „„Tüchlein! Tüchlein! thu dich auf!““ — Dilldapp versprach sein Möglichstes, steckte seine Serviette in die Tasche und begab sich auf die Reise.

Als er aber an die Stelle kam, wo er bei seiner ersten Reise das Auregakaure gesagt hatte, setzte er sich wieder nieder, zog die Serviette hervor, beschaute sie an allen Orten und sprach: „Ich will mich wohl hüten, ich sage nie zu dir: Tüchlein! Tüchlein! thu dich auf!“ — Kaum aber hatte er diese Worte gesagt, als die Serviette sich von selbst ausbreitete und voller Gold und Edelsteine lag. Er steckte diese Kostbarkeiten mit sammt der Serviette zu sich und kam bald darauf wieder in jenes Wirthshaus.

Der Wirth machte ihm tausend Bücklinge, und so oft Dilldapp von seinem Esel anfangen wollte, ließ ihn der Wirth nicht zu Wort kommen und sprach von seiner großen Ehrlichkeit, und daß in seinem Hause noch nie ein Heller sei gestohlen worden, worüber Dilldapp so treuherzig ward, daß er ihm abermals vor dem Schlafengehen seine Serviette aufzuheben gab und ihn recht herzlich bat, nicht zu ihr zu sagen: „Tüchlein! Tüchlein! thu dich auf!“ Der Wirth machte tausend Versicherungen, wünschte eine geruhsame Nacht, nahm die Serviette mit auf seine Stube, und das Erste, was er that, war, daß er sagte: „Tüchlein! Tüchlein! thu dich auf!“ Da sich die Serviette auseinander breitete und er sie voll Gold fand, sprang er freudig in die Höhe und lief gleich nach seinem Schrank, um ein ähnliches Tellertuch herauszufinden, welches er dem Dilldapp mit dem seinen vertauschen wollte. Er hatte es kaum gefunden, als er an Dilldapps Kammer pochte und rief:

„Der Wind, der weht,
Der Hahn, der kräht,
Die Glock' schlägt drei,
Herr Dilldapp, hebt Euch von der Streu!"

Da machte sich Dilldapp auf, bezahlte wieder seine Rechnung, wie das vorige Mal, nur daß er statt des Stallgeldes für den Esel dieses Mal Preßgeld für das Tellertuch bezahlen mußte; denn der Wirth behauptete, daß er sie die ganze Nacht gepreßt habe, damit sie schön glatt sei. Dilldapp dankte tausendmal und machte sich auf den Weg.

Gegen Mittag kam er in die Stadt; er sah sich wieder rings=um, ob ihm seine Schwester Saloppe nicht begegne; aber er sah keine Saloppe auf der Straße, und als er in das Haus der Mutter kam, fand er sie und die jüngste Schwester Kontusche in bittern Thränen. „Ach! Frau Mutter!" rief Dilldapp, „was weinet Ihr?" und fing selbst an, herzlich zu weinen. „Gewiß ist die arme Schwester Saloppe krank?" — „Lieber Dilldapp!" sagte die Mutter, „du hast es errathen; die arme Saloppe hatte, nach=dem die gute Andrienne in die weite Welt gegangen war, sehr viel zu thun. Alles wollte nur Kleider nach ihrem Muster, und wir lebten nur von Saloppe. Endlich nahm das auch ein Ende; sie kam immer mehr in der Stadt in Abnahme und mußte jetzt auch auf das Land, wo sie ihr Leben bei den Pfarrersfrauen und Amtmannsfrauen noch vielleicht eine Zeit lang hinbringt; eben ist sie mit dem Condukteur vom Postwagen abgereist, der sie bei der Frau eines Wagenmeisters unterbringen will. Das thut weh, so herabzukommen, da sie noch vor einem halben Jahre mit der Oberpostmeisterin öffentlich spazieren ging; nun bin ich und deine Schwester Kontusche allein; sie ist klein und kurz und noch nicht so recht in der Mode, wie sollen wir nun leben?"

„Dafür ist gesorgt," sagte Dilldapp und zog sein Teller=tüchlein aus dem Busen und legte es auf den Tisch. „Nun, Mutter! gebet Acht," sagte er, „Tüchlein! Tüchlein! thu dich auf! Tüch=lein! Tüchlein! thu dich auf!" und nochmals schrie er heftig das Nämliche, riß endlich das Tellertuch auseinander, fand es aber

leer und nichts darin als ein Loch und einen Fettfleck. Da fing er an heftig zu weinen und zu klagen und erzählte der Mutter, wie er gewiß wieder von dem Wirthe sei betrogen worden, der ihn schon um den Esel betrogen habe. Frau Schlender aber wollte nichts hören und griff nach der Elle. Da wußte Dilldapp, wie viel es geschlagen habe, nahm die Beine auf die Schultern und lief und lief wieder bis zu seinem guten Ungeheuer hin. Als dieses ihn so von ferne heranschleichen sah, wie einen Hund, der sich vor Prügeln fürchtet, weil er etwas angestellt hat, merkte es gleich, daß es nicht richtig mit ihm war, und rief ihm zu: „Komm nur her, du erbärmlicher Patron! ich weiß nicht, was mich noch abhält, dir so viel Maulschellen zu geben, daß dein Kopf leuchtet wie eine Laterne, du Plappermaul! du Gänseschnabel! du Entenpürzel! du Schnatterbüchse! du Klappermühle! du große Glocke! du Ausrufer! du Stadt- und Landtrompeter! du Knarre! du Schnarre! warum hast du dein unvernünftiges Maul nicht halten können? warum hast du im Wirthshause nicht geschwiegen? so hast du dummer Glockenklöppel gleich dein Geheimniß ausläuten müssen und dich und deine arme Mutter um ihr Glück geschwatzt.“ — Dilldapp nickte bei jeder Beschuldigung des Ungeheuers und sagte immer: „Ja, ja, Ihr habt ganz recht, ja, so geht's in der Welt; ja, dacht ich's doch gleich,“ und so weiter, daß endlich das gute Ungeheuer über den guten Tölpel lachen mußte und ihn wieder in seine Dienste nahm.

Drei Jahre gingen abermals herum, da träumte es dem Dilldapp wieder, seine jüngste Schwester Kontusche komme in Verfall und die gute Mutter werde in ihrem Alter ganz allein sein. Den Morgen nach diesem Traume fand ihn das Ungeheuer in bittern Thränen, und da es ihn fragte, sagte Dilldapp: „Soll mich das nicht jammern? heute Nacht ist es mir deutlich vorgekommen, als sei meine arme Mutter ganz allein; auch meine Schwester Kontusche hat sie nun verlassen müssen; nun wird die gute Frau Schlender keinen Menschen in ihren alten Tagen haben, der ihr die Augen zudrückt.“ Hu hu hu — weinte er fort, und das gute Ungeheuer weinte mit.

Als sie sich ein wenig verschluchzt hatten, sprach das Ungeheuer: „Wohlan, Dilldapp! ich will es noch einmal mit dir versuchen, deine große Liebe zu deiner Mutter gefällt mir; reise und werde glücklich. Hier hast du von mir einen schön geschnitzten Knüppel zum Angedenken, trage ihn dein Leben lang; aber bedenke meine Worte: Sage nie: Knüppel auf! oder Knüppel ab! zu ihm, sonst will ich dein Unglück nicht mit dir theilen.“ — „Laßt mich nur machen,“ erwiederte Dilldapp klug lächelnd, „ich bin kein Kind mehr; auch braucht's keinen Nürnberger Trichter mehr, mir etwas in den Kopf zu bringen; ich weiß, wo Bartl Most holt, und wo der Haas im Pfeffer liegt; es ist noch nicht aller Tage Abend u. s. w.“ Das Ungeheuer aber sagte: „Schwätze nicht, handle; die Worte sind Weiber, die Thaten Männer. Wenn der Rabe schwätzt, fällt ihm der Käs aus dem Schnabel und der Fuchs frißt ihn; wenn die Katze mausen will, muß sie nicht miauzen“ — und solche Sprüchwörter mehr sagte das Ungeheuer; aber Dilldapp wartete sie nicht alle ab und lief wie gewöhnlich seines Wegs.

Als er aber an die Stelle kam, wo er schon zweimal gegen das Gebot gehandelt hatte, juckte ihn die Haut, und er sagte: „Alle gute Dinge sind drei, ich muß hier den Knüppel probiren, damit ich weiß, wie ich ihn vor dem Wirth sichern soll“, und sogleich sagte er: „Knüppel auf!“ — Aber wohl bekomm's, Herr Dilldapp! Der Knüppel prügelte den Dilldapp ganz gewaltig aus, es flog ihm um die Schultern herum, und gegen seinen dicken Kopf, als wenn es Prügel regnete, bis er endlich in seiner Herzensangst so klug war, „Knüppel ab,“ zu sagen, auf welches Wort der Knüppel wieder ruhig zu seinen Füßen fiel.

Dilldapp hatte eine auserlesene Tracht Prügel erhalten, an der er schwerer zu tragen hatte, als an dem Knüppel selbst; aber viel klüger war er nicht geworden; denn er dachte schon hin und her, wie er seinen Knüppel dem Wirth sicher zu bewahren geben sollte, damit diesem ja kein Schaden dadurch geschehe.

Unter diesen Gedanken kam er in das Wirthshaus, und der Wirth war so unterthänig, daß er beide Flügel des Thores für

ihn aufmachte. Er schätzte sich glücklich, den schätzbaren Herrn Dilldapp wieder unter seinem Dache zu haben, und war so voller Geschwätzigkeit, daß Dilldapp gar nicht zu Wort kommen konnte; denn er hörte gar nicht auf, die Sicherheit und Ehrlichkeit seines Hauses zu preisen, und als einen Beweis zeigte er ihm einen Schuhnagel und einen bleiernen Knopf, die vor Jahr und Tag ein durchreisender ungarischer Edelmann hier verloren habe und die noch stets aufbewahrt würden, bis er sie wieder verlange. Dilldapp sperrte Maul und Ohren auf über die Redlichkeit und sagte: „Es ist recht brav, daß Sie die Sachen aufbewahren, da kann man sie doch wieder haben; seien Sie so gut und bewahren Sie mir bis Morgen früh diesen Knüppel, aber ich beschwöre Sie, sagen Sie nicht zu ihm: „Knüppel auf!“ denn das könnte Sie in Versuchung führen, diesen Knüppel länger bei sich zu behalten, als nöthig.“ — „Mein Herr!“ sagte der Wirth, „Sie kennen mich schlecht, wenn Sie glauben, ich hätte nichts Besseres zu thun, als mich mit Knüppeln zu unterhalten; essen Sie und legen Sie sich ruhig zu Bett; Morgen früh um drei Uhr wecke ich Sie und mache Ihnen die Rechnung.“

Dilldapp aß und trank. Aber welche Freude! Als er in die Küche sah, erblickte er seine Schwester Kontusche bei der Frau Wirthin. Er bat sie sogleich zu sich zu Tisch und ließ auftragen, was das Haus vermochte. Nach Tisch erzählte sie ihm, daß auch sie, nachdem Saloppe auf das Land gemußt habe, nicht mehr lange in der Stadt geachtet worden sei, und daß dort jetzt lauter tolle ausländische neue Moden seien; die Mutter habe müssen in ein Hospital gehen, und so sei sie hier in das Wirthshaus gerathen.

„Wer Kukuk hat euch denn nur so außer Nahrung gebracht?“ sagte Dilldapp. „Wer anders,“ erwiederte Kontusche, „als die fatalen Franzosen, die bei uns regieren und welche eigentlich uns selbst vor langen Jahren dahin gebracht haben; weil sie aber alle Augenblicke was Neues wollen, haben sie jetzt andere Personen in Schwung gebracht. Da wirst du bei uns jetzt eine Mademoiselle Chemisegrec, eine Mamselle Tunika, eine Made-

moiselle Pellerine, Amazone, Hortense u. dgl. sehen.“ — „Die soll der Kukuk holen,“ sagte Dilldapp, „warte nur, das soll anders werden, sobald ich hinkomme.“ So sprachen sie und gingen dann zu Bett.

Als Alles ruhig war im Hause, schloß sich der neugierige Wirth ein, um nicht gestört zu werden; denn er fürchtete, Dilldapp möge ihm nicht trauen. Er machte Fenster und Läden zu und betrachtete den Knüppel von allen Seiten, und endlich sagte er: „Knüppel auf! Knüppel auf!“ Da begann ihn der Knüppel so schrecklich und ununterbrochen um den Kopf und die Schultern zu prügeln, daß er in ein mörderliches Geschrei ausbrach. Den Schlüssel konnte er nicht gleich finden, er trat die Thüre auf und rannte wie unsinnig nach der Stube Dilldapps, und der Prügel klopfte immer zu. „Ach, Herr Dilldapp! bester Herr Dilldapp!“ schrie er, „befreien Sie mich von dem Knüppel!“ — Da rief Dilldapp: „Lassen Sie mich schlafen, ich bin müde.“

Aber der Wirth schrie immerfort, und das ganze Haus lief zusammen und bat für ihn. Da sagte Dilldapp: „Führen Sie mir vorerst meinen Esel Auregakaure mit Sattel und Zeug vor die Thüre.“ Der Wirth, immer geprügelt, flog nach dem Stall und brachte den Esel und flehte wieder. Da sagte Dilldapp: „Jetzt bringen Sie mir auch mein Tüchlein: Thu dich auf.“ — O wie geschwind war der Wirth mit dem Tüchlein da und flehte wieder. Da sagte Dilldapp: „Nun machen Sie mir wieder meine Rechnung!“ — „Ach! nichts, gar nichts sind Sie mir schuldig,“ schrie der Wirth, „nur den Knüppel nehmen Sie mit, nur den Knüppel!“ — Nun stieg Dilldapp auf den Auregakaure, nahm seine Schwester vor sich und steckte das Tellertuch ein und sagte: „Knüppel ab!“ Da flog ihm der Knüppel in die Hand, mit welchem er den Herrn Wirth grüßte und abritt.

Als Dilldapp mit seiner Schwester so fortritt, sprachen sie beide von ihren Schwestern, der Saloppe und der guten Andrienne, und wünschten sehr, daß sie auch bei ihnen sein möchten. Sie ritten aber keine halbe Stunde, da begegneten sie einem Karren voll Komödianten und Komödiantinnen, und mitten unter ihnen

saßen Andrienne und Saloppe. Da sprach Dilldapp mit dem Schauspielherrn und wollte seine zwei Schwestern von ihm loskaufen. Derselbe aber wollte sie auf keine Weise hergeben. Dilldapp aber rief nur: „Knüppel auf!“ Da wurde der unbillige Schauspielherr von dem Knüppel so applaudirt, daß er Andrienne und Saloppe gern losließ, und da sagte Dilldapp: „Knüppel ab!“ und ließ ihn weiter fahren. Seine zwei Schwestern aber setzte er auch auf den Esel, stieg ab und führte das Thier. „Nun,“ sagte er, „müssen wir daran denken, euch andere Namen und ein anderes Aussehen zu geben, damit ihr in der Stadt wieder in Aufnahme kommt.“ Er machte daher unter einer alten Eiche Halt, ließ die Schwestern ins Gras sitzen und nahm sein Tüchlein heraus und sagte:

Tüchlein, Tüchlein, thu dich auf!
Schick mir vier teutsche Röcklein herauf.“

Da wurde das Tüchlein so dick wie ein Schneiderpack und faltete sich auseinander, und vier schöne ehrbare, züchtige Röcklein lagen drin und Schleier und Hauben und Kränzchen. Auf dem einen stand geschrieben: Fräulein Thusnelda, auf dem andern: Jungfer Siegelinde, auf dem dritten: Jungfer Else, auf dem letzten: Frau Uta. Diese Kleider legten seine Schwestern an, und Andrienne nannte sich Else, Saloppe Thusnelda und Kontusche Siegelinde. Man kannte sie nicht mehr, so waren sie verändert.

Sie saßen wieder auf dem Auregakaure und ritten gegen die Stadt. Da stand eine französische Schildwache und rief: „Qui vit?“ Aber Dilldapp antwortete: „Wir sind keine Kibitzen, wir sind Deutsche,“ und somit schrie er:

„Knüppel auf, Knüppel auf!
Bring mir die Franzosen in Lauf,
Prügel die Mamsellen und Madamen
Wieder hin, woher sie kamen.“

Da entstand ein gewaltiger Spektakel in der Stadt. Der Knüppel prügelte Alles, was französisch war, hinaus, und da

Dilldapp auf dem Thurm ein deutsches Danklied blasen hörte, rief er: „Knüppel ab!“ Da war der Knüppel gleich wieder bei ihm, und er zog unter großen Festivitäten ein, holte seine Mutter, Frau Schlender, aus dem Hospital, zog ihr das Frau Uten Kleid an, und sie nannte sich nachher Frau Uta. Dann nahmen sie ihre Werkstatt wieder ein. Fräulein Thusnelde, Jungfer Siegelinde und Fräulein Else schneiderten drauf los, und Alles kleidete sich nach ihrem Muster. Aber bald ward Hochzeit. Junker Hermann heirathete Thusnelde, Herr Siegfried Siegelinde und Herr Dietrich die Else; Frau Uta aber den alten Herrn Hildebrand. Der machte ein Hochzeitslied, gar wohl gereimt. Darin hieß es:

Ich, Herr Hildebrand,
Stell den Spieß an die Mauer.

Schier hätte er gesagt: Wand.

Dilldapp aber nahm den Namen „deutscher Michel“ an und ließ den Auregakaure so viel Geld und Gold hervorbringen, daß Alles in Lust und Ehren lebte. Ueber seiner Hausthüre aber stand geschrieben:

„Kinder und Thoren
Haben das Glück bei den Ohren.“

Das Märchen von Komanditchen.

Fragment.



Es war einmal ein sehr reicher Kaufmann, der hieß Seeligewittibs-Erben und Compagnie. Er hatte eine sehr schöne Tochter, die hieß Komanditchen, und diese mußte ihm alle Morgen die Zeitung und den Kalender vorlesen, wenn er sein Täßchen Cichorienkaffee trank und dazu sein Pfeifchen Runkelrübenknaster rauchte, wobei er große Spekulationen und Pläne zu Kauf und Verkauf machte.

Aus der Zeitung merkte er sich: Krieg und Frieden, Todesfälle und Heirathen, und ob Einer ein General, ein Kaiser, ein Papst, ein Doktor, ein Fürst geworden sei u. s. w.; aus dem Kalender merkte er sich die Geburts- und Namenstage aller vornehmen Leute, und wie das Wetter durch das ganze Jahr hindurch sein werde. Stand im Kalender: der Sommer wird sehr heiß sein, so ließ er gleich viele Citronen aus Italien kommen, weil er gleich spekulirte, die Leute werden viel Limonade trinken und viele Citronen kaufen. Stand im Kalender: es wird viel Regenwetter sein, so ließ er gleich sehr viele Regenschirme kommen. Stand im Kalender: es wird sehr viel Wein wachsen, aber er wird etwas sauer sein, so ließ er sich gleich sehr viele Häringe aus Hamburg senden; denn er spekulirte, die Leute würden auf den gesalzenen Häring den sauern Wein lieber trinken. Stand im Kalender: es wird kein gutes Kornjahr sein, so kaufte er gleich alle Katzen zusammen, die er auftreiben konnte; denn er spekulirte, wenn wenig Korn da ist, wird man sehr besorgt sein, die Mäuse abzuhalten, damit sie das Bischen nicht gar auffressen, und da werde ich das Dutzend ordinäre vermischte Katzen zu 1 fl., das Dutzend fein sortirte Mittelkatzen zu 1 fl. 12 kr., das Dutzend

extrafein supra ordinäre Durchschnittskatzen zu 2 fl., das Dutzend fein fein ausgesuchte spinnende Favoritkatzen nach den geschmackvollsten Mustern gezeichnet zu 4 fl.; das Besteck von dergleichen zu 1 fl. 12 kr. leicht verkaufen können; wer zehn Dutzend nimmt, erhält das eilfte frei; zu Ende des Verkaufs wird der Rest des Waarenlagers in einer Lotterie ausgespielt, worin alle Nummern gewinnen, wenigstens eine ausrangirte Ausschußkatze. Stand im Kalender: es wird ein gutes Sauerkrautjahr werden, so kaufte er viele Erbsen und Schweinefleisch zusammen; denn er spekulirte, das essen die Leute gern zum Sauerkraut und werden mir es theuer bezahlen. Stand im Kalender: es wird eine große Trockenheit sein, so kaufte er viele Gießkannen. Stand im Kalender: es wird eine große Sonnenfinsterniß sein, ließ er sich eine Menge Talglichter und Lampenöl kommen, weil er spekulirte, man werde vieles Licht brennen, und so benutzte er auch alle Zeitungsnachrichten. Fing ein großer Herr an zu kränkeln, so kaufte er gleich schwarzes Tuch ein, um es zur Hoftrauer verkaufen zu können. Las ihm Komanditchen vor, es werde bald eine Hochzeit vornehmer Leute sein, so kaufte er alle alte Töpfe zusammen, um sie wieder an die Hofkavaliere zu verkaufen, welche sie bei der Hochzeit nach altem Gebrauch zu zerschmettern pflegen.

Alle diese Geschäfte gelangen ihm, und er ward täglich reicher; aber ein Handel schlug ihm über alle Begriffe gut ein, so daß er sich sein ganzes Haus mit Thalern pflastern konnte. Es war im December Anno Elf, da kam der neue Kalender auf das Jahr Zwölf und die Zeitung Morgens an und er rief seiner Tochter: „Komanditchen! Komanditchen! komm spekuliren.“ — Da kam Komanditchen mit dem Kaffee und der Pfeife und las aus dem Kalender:

> „Im Januar Anno Zwölf wird der St. Paulustag voll Nebel, Regen und Sturm sein.“

„Viktoria! Viktoria!“ schrie da der Kaufmann, o, nun wird Seligewittibs-Erben und Compagnie einen außerordentlichen Schlag thun; aber nun lese auch die Zeitung, Komanditchen! Ich will gar nichts mehr weiter aus dem Kalender

hören, damit ich nicht irre werde.“ Da las Komanditchen aus der Zeitung:

„Der politische Horizont beginnt sich hier sehr aufzuhellen; man siehet einem sehr vortheilhaften Viehhandel entgegen; der Rindviehmarkt zu Jenseits dürfte große Aussichten eröffnen; es ist bereits am 25. dieses ein bedeutender Mann unter dem Namen des Herrn von Incognito mit einer Colonne von zweitausend Stück inländischen Stempelochsen mit geheimen Instruktionen, die er aber erst auf dem hohen Gebirg an der Grenze eröffnen darf, abgegangen. Man sieht dem Erfolge dieser wichtigen Sendung mit gespannter Erwartung entgegen. Die öffentlichen Papiere fallen übrigens außerordentlich, und ist der hiesige Platz ganz mit denselben überhäuft.“

Hier rief Seligewittibs-Erben und Compagnie aus: „O theures, liebes, einziges Komanditchen! O welche einzige Conjunkturen hast du mir heute vorgelesen! Ich sehe den vortrefflichsten Handelsgeschäften entgegen.“

Komanditchen aber sprach in eben so großer Freude: „Ach theurer Vater! hier steht noch etwas, o, das mußt du mir kaufen.“

„Kaufen! kaufen!“ sagte der Vater, „gewiß wieder ein schwärmerisches Buch. Komanditchen! Komanditchen! Ich habe dir viele schöne Lesebücher gegeben, zum Beispiel die Regula Caeci oder die Geliebte des blinden Flötenspielers, und die welsche Praktika oder das italienische Banditenmädchen und den faulen Rechenknecht in Clairobscür für die Lesewelt, und du willst immer mehr haben; ich fürchte, ich fürchte, du wirst mir von dem vielen Romanenlesen am Ende gar krank werden.“ — „Lieber Vater!“ sagte Komanditchen, „höre nur den Titel dieses vortrefflichen Buches, du wirst es mir gewiß kaufen: der altdeutsche Spritzkuchen aus den Papieren einer perfekten Köchin, ach! das Buch muß ich haben.“

„Ei! ei! aus den Papieren einer perfekten Köchin, der altdeutsche Spritzkuchen!“ sagte der Kaufmann kopfschüttelnd, „es wird mir ganz wunderlich bei diesem Titel; wer mag diese Papiere

deiner Mutter, aus welcher ich Düten machen ließ, bekannt gemacht haben?"

„Meiner Mutter?" rief Komanditchen. „Ja, deine Mutter," erwiederte der Kaufmann, „welche gestorben da du auf die Welt kamst, war eine geborne perfekte Köchin und brachte einstens, um sich zu zerstreuen und zu bilden, den altdeutschen Spritzkuchen zu Papier, eine Arbeit von vielem Geschmack. Da sie es aber in ihr Ausgabebüchlein zwischen Semmel, Milch, Butter, Eier, Licht, Petersilie, Meerrettig, Knoblauch geschrieben, so ist dieses herrliche Schriftchen meinen Ladenjungen in die Hände gerathen, welche Schnupftabaksdüten daraus gemacht haben; gewiß hat ein Gelehrter, der den Schnupftabak bei mir kauft, die herrlichen Gedanken deiner Mutter aus diesen Düten benützt und dieses Buch herausgegeben. Wir wollen es sogleich bei dem Buchhändler holen lassen; aber da kömmt der Briefträger, ich bin sehr begierig, was mir Gebrüder Seligensohnsschwiegermutter von Jenseits schreiben werden, das ist ein Freund, der mir schon sehr viel Geld gebracht hat; ihre Winke und Neuigkeiten sind immer ganz vortrefflich; denn der Minister, Graf Horstbutter, ist in geheimer Compagnie mit ihnen."

Da kam der Brief. Komanditchen erbrach und las: „Dero vom 1. Current haben wir erhalten und melden im höchsten Vertrauen, daß ein hoher Freund unter dem Namen Herr von Incognito an der Spitze einer Colonne von dreitausend Stück Kühen nach ihrem dießjährigen Viehmarkt von hier abgereist; wir empfehlen Ihnen denselben Ihrer Freundschaft und bitten Sie, demselben auf alle Weise gefällig zu sein. Man spricht hier von baldigen hohen Vermählungen. Die Papiere fallen hier gänzlich; Rosinen steigen bis zum Himmel; Häringsthran ist angenehm; spanische Fliegen ziehen stark; Löschpapier ist flau; aufrichtige alte Oelfässer werden gesucht; Hasenfelle schleppen; Leim hält sich; Pfeffergurken schwanken; Spinnräder schwindeln" u. s. w.

„Allmächtiger Gott!" rief hier der Kaufmann aus, „welche Ereignisse! Ich sehe einem ungeheuren Geschäft entgegen, und wenn es nur halb gelingt, so lasse ich mich adeln, werde Commerzien-

rath, baue mir ein Treibhaus, verheirathe dich an einen großen Herrn, lasse mich in Kupfer stechen, lese ein Buch über die Unsterblichkeit der Seele, lasse unsern Schimmel englisiren, kurz, so will ich zeigen, daß ich nicht ohne Empfindung bin. — Lasse mich allein, Komanditchen! ich muß spekuliren.“ — Da machte Komanditchen einen Knix, schlich sich zur Hausthüre hinaus, fort in den Buchladen, kaufte sich den altdeutschen Spritzkuchen aus den Papieren einer perfekten Köchin, küßte und drückte das Buch tausendmal und setzte sich damit in ein großes, leeres Kaffeefaß, welches der Lehrjunge ihres Vaters ihr zu ihrem Geburtstage in ein schönes, wohlriechendes Kabinet verwandelt hatte.

Dieses Kaffeefaß stand aufrecht auf dem Heuboden des Hauses, mitten in dem duftenden Heu wie eine Ritterburg zwischen grünen Bergen. Auswendig sah es noch ganz aus wie ein Faß, und die Thüre war so geschickt darin angebracht, daß man sie nicht bemerkte. Wenn man hineintrat, sah man durch ein Fenster, das mit einer Bohnenlaube umzogen war, die aus einer alten Zuckerkiste an Bindfäden hinauf wuchs, auf die Dächer des Hauses und in den Taubenschlag. Das ganze Faß war inwendig mit Matten und Tuch von Ingwer- und Pfeffer- und Anisballen ausgeschlagen; oben herum hing eine Guirlande von Morcheln, gedörrten Pflaumen, Mandeln und Rosinen, Feigen, Hausenblase, Citronat, verzuckerten Pomeranzenschalen und Cacaobohnen. An der Wand rings herum war ein Sitz von alten Citronenkistenbrettern angebracht, auf welchen Polster lagen von den Binsensäcken, worin die Smyrnaschen Feigen gepackt werden, und diese waren mit verdorbenem Saffran und Sennesblättern ausgestopft. Der Tisch, der mitten in dem Faß stand, war eine aufgerichtete Zimmetkiste, auf diese war ein Brett genagelt, auf dem einstens Chocolade war gemacht worden. Ein blechernes Vanillekästchen stand hierauf als Schreibzeug, das Tintenfäßchen, eine ausgetrocknete Citronenschale, war auf die Galläpfel fest geleimt, und das Sandfäßchen, worin der Sand der wohlriechendste Gewürzstaub war, bestand aus einer trockenen Pomeranzenschale mit Muskatnüssen beleimt. Oben an der Decke hing ein Kronleuchter aus

den Brettern einer Syrupstonne künstlich zusammengefügt, damit die Fliegen, welche der süße Geruch häufig in das Faß zog, daran kleben blieben. Als Gemälde hingen an der Wand herum Papierbogen, auf welchen Biskuit, Anisschnittchen, Pfeffernüsse, Honigkuchen, Zuckerbretzeln, Chocoladeküchlein waren gebacken worden; auf dem Tisch stand als Lampe ein Pomadeglas voll feinem Oel, worauf ein brennender Mandelkern schwamm, und daneben stand ein Senftopf voll der schönsten Rosen als Blumenurne. Vor dem Fenster hing ein Eichhörnchen in einem Trillerhäuschen und ein Staar, der sprechen konnte, in seinem Vogelbauer und auch eine Wachtel in ihrem grünen Haus. An der Wand stand auf Goldpapierbogen geschrieben: Tempel der Liebe und Freundschaft, der Dankbarkeit und Erinnerung geweiht, und Ruheplätzchen holder Schwärmerei und Lieblingsörtchen der Sehnsucht, wandle auf Rosen und Vergißmeinnicht! Komanditchens-Ruh, Hüttchen für Kommanditchen und allerlei solche bedeutende Sprüche deutscher Lieblingsdichter. Und was das Allerlustigste hier war, war ein kleines Loch im Boden des Fasses, welches hinunter in das Besuchzimmer des Vaters ging, und durch welches man Alles hören und sehen konnte, was da vorging.

Der Kaufmann wußte gar nichts von diesem einzigen Faßkabinetchen. Der gute Ladenpeter, so hieß der Lehrjunge, hatte für Komanditchen diesen reizenden Aufenthalt in seinen Feierstunden eingerichtet, aus Dankbarkeit, weil sie einstens ihm eine Tracht Schläge bei ihrem Vater abgebeten, da er einem Landkrämer, der Syrup kaufte, diesen in ein Häringsfäßchen einpackte, wodurch er verdarb.

Hier pflegte Komanditchen, umgeben von den süßesten Wohlgerüchen, oft Stundenlang mit ihrem Strickstrumpf ihrem lustigen Eichhorn zuzusehen und auf den Schlag ihrer Wachtel zu hören, oder mit dem Staar zu plaudern, welchem der gute Ladenpeter die artigsten Sprüche und Redensarten eingelehrt hatte, z. B. Komanditchen! Favoritchen! Biskuitchen! komm ins Hüttchen, oder: die Liebe ist ein Spazierstöckchen, die Freundschaft ist ein

Knotenstock auf Reisen, oder: arm und klein ist dieses Hüttchen, aber Ruh und Einsamkeit findet hier Komanditchen an der Hand der Dankbarkeit; oder: Fantasie! Fantasie! Fantasiemus, o verehrte Komandite! oder: der ich verbleibe bis in das Grab dero unterthänigster Ladenpeter.

Auch sah sie hier den Tauben zu, wie sie in der Sonne auf dem Dach spielten, und den Katzen, wie sie auf die Tauben lauerten, und dem Rauch, wie er aus den Schloten in die Luft wirbelte. Kurz, wenn sie in ihrer Faßeinsiedelei saß, war sie ganz glücklich und vergnügt und hätte es nicht mit einem königlichen Palaste vertauscht.

In diesem Tempel der Erinnerung verschloß sich nun Komanditchen und las die Geschichte des altdeutschen Spritzkuchens aus den Papieren einer perfekten Köchin mit der größten Begierde, weil ihr der Vater gesagt hatte, daß ihre verstorbene Mutter die perfekte Köchin gewesen sei. Und wie schön muß die Geschichte gewesen sein: es kam eine alte böse Königin Waffeleisen drin vor und eine Prinzessin Marzipan und ein Prinz Mandelwandel und viele andere schöne Sachen, die gar nicht zu beschreiben sind.

Während nun Komanditchen ganz in ihrem Buch vertieft saß, ging der Kaufmann in seinem braunen damastnen Schlafrock unten in seiner Stube auf und ab und spekulirte über alle Nachrichten, die er heute erhalten hatte, Folgendes heraus.

Der Kalender sagt: der Paulustag wird voll Regen, Nebel und Sturm sein, des Kaufmanns Vater aber, der ein frommer Bauer gewesen war, hatte ihn folgendes Sprüchlein gelehrt:

> Sankt Paulus Sonn bringt fruchtbar Jahr;
> Sankt Paulus Sturm bringt Kriegsgefahr;
> Sankt Paulus Nebel bringt Viehestod;
> Sankt Paulus Regen bringt theures Brod,
> Bewahr uns Gott vor Hungersnoth!

Also war Krieg, Viehsterben und Kornmangel zu befürchten; also mußte der Kaufmann Alles, was man im Krieg braucht, und alles Vieh und alles Korn, das er auftreiben konnte, zusammen

kaufen, um es desto theurer wieder zu verkaufen, wenn es überall daran fehlte.

Weiter stand in der Zeitung: daß ein vornehmer Herr unter dem Namen Incognito mit dreitausend Ochsen von Diesseits nach dem Viehmarkt zu Jenseits in das benachbarte Königreich gehe, und daß er geheime Aufträge habe, die er erst im Gebirg eröffnen dürfe; sein Handelsfreund von Jenseits aber schreibt ihm, daß eine eben so große Colonne von Kühen von einem vornehmen Mann unter dem nämlichen Namen eines Herrn von Incognito auch mit geheimen Aufträgen an dem nämlichen Tag von Jenseits nach dem Viehmarkt von Diesseits ausgezogen sei, und empfiehlt ihm diesen Anführer; spricht auch von bevorstehenden großen Verbindungen. Der König von Diesseits war ein junger Prinz, die Königin von Jenseits war eine junge Prinzessin, es konnte eine Vereinigung beider Königreiche stattfinden. Aber der stürmische Paulustag deutet auf Krieg, ganz gut — die zwei Viehheerden, welche von beiden Königreichen ausgezogen waren, mußten einander im hohen Gebirge in einem Hohlweg begegnen, da konnte es leicht zu Streit und Händel kommen, und der Friede konnte durch eine Vermählung der beiden Regenten geschlossen werden; da war auf die Feierlichkeit und Illuminationen zu gedenken und Alles zu kaufen, was dann begehret werden könnte.

Weiter, die Papiere fielen so gewaltig, daß der Platz damit überschwemmt war, also mußte er so viele aufzusammeln suchen als möglich, um sie zu haben, wenn sie wieder steigen würden, weil es viel leichter ist, etwas zu erlangen, was fällt, als etwas, was steigt.

Auf diese Weise überlegte und spekulirte er, und am Ende rief er: „Komanditchen! Komanditchen!“ Die hörte es durch die Oeffnung im Boden des Dankbarkeitsfasses und kam geschwind gelaufen, da mußte sie dem Vater etwas Wäsche in seinen Mantelsack packen, und der Ladenpeter mußte den alten Schimmel aus dem Stall ziehen und satteln und vorführen. Der Kaufmann schrieb noch eine Menge Briefe, schnallte sich eine große Geldkatze voll Goldstücken um und sagte seinem Kassier: „Ich werde einige

Tage verreisen und mache Sie unterdessen auf Folgendes aufmerksam: die Rosinen steigen bis zum Himmel: drum sagen Sie Allen, die welche kaufen wollen, daß wir keine haben, und wenn sie dann am höchsten sind, so verkaufen Sie schnell. Spanische Fliegen ziehen stark: drum halten Sie die unsrigen zurück, und wenn sie im höchsten Zug sind, lassen Sie los, so werden wir am weitesten kommen. Löschpapier ist flau: gießen Sie deßwegen Essig in die Tinte, welche wir verkaufen, und verkaufen schlechteres Papier, so wird es durchschlagen, und die Leute werden mehr Löschpapier kaufen. Hasenfelle schleppen: lassen Sie in die Zeitung setzen, daß der türkische Kaiser befohlen hat, die ganze türkische Nation solle keine Turbans mehr, sondern dreieckige Filzhüte tragen, so werden die Hutmacher mehr Hasenhäute kaufen, um Filz aus den Haaren zu machen. Leim hält sich: also lassen Sie ihn ruhig gehen. Pfeffergurken schwanken, und Spinnräder schwindeln: drum kaufen Sie wohlfeil und verkaufen theuer, bis ich wieder komme. Apropos, echte alte aufrichtige Oelfässer werden gesucht: drum verkaufen Sie." Nach diesen Worten ging der Kaufmann in den Hof, um zu Pferd zu steigen.

Der Ladenpeter hielt den Schimmel am Zaum, und Komanditchen hatte sich drauf gesetzt, um den Mantelsack bequemer festzuschnallen; die Riemen aber waren so hart geworden, daß sie den Vater bat, er möge ihr helfen; da rückte er ein echtes altes aufrichtiges Oelfaß zu dem Schimmel, stieg auf dasselbe und sprach: „Ladenpeter, mache einstweilen das Thor auf." — Ladenpeter that es, aber pratsch, da brach der Boden des alten Fasses ein, und Seligewittibs-Erben und Compagnie fielen hinein, der alte Schimmel aber wurde von dem Gerumpel scheu, sah das Thor offen, Komanditchen hielt sich fest an seinen Mähnen, und er sprengte Carriere mit ihr zum Thor und zur Stadt hinaus, und der arme Ladenpeter, welcher das verehrte Komanditchen in solcher Gefahr sah, lief wie ein Rasender hinter ihr drein und rief immer: „halt auf! halt auf!" aber der Gaul war, als ob er Flügel hätte, rannte Alles über den Haufen, und Ladenpeter lief ihm nach bis an einen dicken, dicken Wald, wo der arme Lehr-

bursche halb todt vor Laufen endlich dem Schimmel den Vorsprung abgewann und sich ihm grade vor die Füße in den Weg hinwarf. Da stand der Schimmel still, der auch von Schweiß triefte. Komanditchen sprang nun von dem Pferde herab, das sie jedoch am Zügel fest hielt, und sah nach dem armen Ladenpeter, der ihr mit so großer Gefahr das Leben gerettet hatte; aber dieser raffte sich bald wieder auf und war nur froh, daß Komanditchen noch frisch und gesund war.

„Ei! was für ein tolles Pferd ist dies!“ sagte Komanditchen, „es ist ein Glück, daß der Vater nicht auf ihm fortgeritten.“ — „Es ist ein größeres Glück, daß Sie unverletzt heruntergekommen,“ erwiederte Ladenpeter, „aber der Schimmel ist recht gut gelaufen, er wollte zu seinem alten Herrn zurück, einem Landkrämer, der eine Viertelstunde von hier im Dorfe wohnt, und wenn Sie ein halbes Stündchen hier im Walde verziehen wollen, will ich geschwinde zu dem Krämer reiten. Er ist uns noch Geld schuldig, und es wird Ihrem Vater Freude machen, wenn ich dieses unglückliche Wegrennen des Schimmels benütze, um diesem bösen Schuldner etwas abzudrängen.“ — „Der arme Mann!“ sagte Komanditchen, „kennst du ihn?“ — „Ihn nicht,“ erwiederte Ladenpeter, „aber seine Tochter; sie ist eine sehr fromme und artige Jungfrau, sie kam immer in unsern Laden einzukaufen. Als ihr Vater aber endlich an tausend Thaler schuldig war und nicht zahlen konnte, gingen Herr Seligewittibs-Erben und Compagnie zu ihm und nahmen ihm diesen Schimmel für hundert Thaler ab, so daß er noch neunhundert schuldig ist; nun will ich hin und sehen, ob er nicht wieder etwas zu Geld gekommen ist und mir etwas abzahlen kann.“ — „Der arme Mann!“ sagte Komanditchen wieder, „ach! wie muß es seine Tochter geschmerzt haben, da man ihm den Schimmel fortführte. Guter Schimmel! ich kann es dir gar nicht verdenken, daß du zu deinem Herrn zurück wolltest, nur hättest du mich nicht mitnehmen sollen.“ — Bei diesen Worten streichelte sie dem Schimmel den Hals und war sehr gerührt; denn sie sah, daß dem Pferd viele große Thränen von den Augen herab rannen. „Sieh, er weint, er weint,“ sagte Komanditchen.

„Verehrte Jungfrau!“ sagte Ladenpeter, „das ist die Erhitzung, ich muß schnell aufsitzen und hinreiten, wenn der Schimmel länger steht im kühlen Wald auf diese Erhitzung, verkältet er sich und wird steif, und wenn ich auch nichts von dem Krämer heraus kriege, so ist es nur, damit ich dagewesen bin und einmal seine fromme Tochter wieder sehe.“ Nun wollte Ladenpeter aufsteigen, aber der Schimmel wollte ihm auf keine Weise stehen; bald ging er rechts, bald ging er links; doch schlug er nicht und biß er nicht und machte nur mit seinen Bewegungen das Aufsitzen unmöglich. Da wollte der Ladenpeter ihn schlagen, aber da warf sich das Pferd plötzlich vor Komanditchen auf die Knie und weinte bitterlich. Komanditchen sprach: „Lieber guter Schimmel! was willst du von mir?“ — „Ach!“ erwiederte das Pferd, „du hast deinen Vater einmal gebeten, er soll den Ladenpeter nicht schlagen; bitte nun auch den Ladenpeter, daß er mich nicht schlägt.“ — „Allmächtiger Gott!“ schrien nun Beide aus, „der Schimmel kann sprechen!“ und standen wie versteinert da.

„Ja,“ sagte das Pferd, „ich kann sprechen, und das Herz ist mir beinahe zerbrochen, Ladenpeter! daß du auf mir hinreiten willst, deinen eignen armen Vater um Geld zu drängen.“ — Da ward Ladenpeter wie Blut so roth, und Komanditchen sagte: „So, Ladenpeter! ist das wahr? ist der Krämer dein eigener Vater? pfui, schäme dich!“ — „Ach! verehrte Komandite und einziger Schimmel!“ sagte Ladenpeter, „habet mich nicht in so schändlichem Verdacht und höret die Wahrheit an. Ja, der Krämer ist mein Vater, ich bin ihm entlaufen, da ich merkte, daß er an Seligewittibs-Erben und Kompagnie so viel schuldig war, und habe mich in dieser Handlung vom Betteljungen zum Hausknecht, vom Hausknecht zum Ladenburschen aufgeschwungen und wollte so immer mehr und mehr lernen, um meinem Vater einst, wenn mein Herr mich recht gut brauchen könnte, die Schuld abzuverdienen, und nun habe ich nur einmal zu meinem Vater hingewollt, um ihn und meine geliebte Schwester Kreditchen wieder zu sehen und zu trösten.“ — „Das läßt sich hören,“ sagte Komanditchen zu dem Schimmel, „und ich dächte, du ließest ihn nun auf-

sitzen und mich hinten drauf; ich will dabei sein; damit er Wort hält und seinem Vater kein Geld abfordert."

„In Gottesnamen," sagte der Schimmel, und ließ den Ladenpeter aufsitzen, und Komanditchen setzte sich hinter ihn und hielt sich an ihn fest, und der Schimmel trabte mit ihnen den Wald hinaus nach einem kleinen Dorf im Thale.

Da sie das Dorf von oben übersehen konnten, sagte der Schimmel: „Sieh, Ladenpeter! da unten sitzt dein armer Vater auf seinem Dach und flickt es mit Stroh." — „Ja," sagte Ladenpeter und weinte, „o, der arme Vater!" — Da drückte Komanditchen dem guten Ladenpeter die Hand.

Nun stand der Schimmel auf einmal still und sprach: „O Ladenpeter, steige ab und Komanditchen auch und gehet zu Fuß hin; wenn der alte arme Krämer sähe, daß ihr auf mir geritten kämet, so könnte er denken, es wäre Seligewittibs-Erben und Compagnie, die Geld von ihm holen wollten, und könnte vor Schrecken vom Dache herunter sich zu Tode fallen." — „Du hast recht," sagte Komanditchen, „du herrlicher, treuer, feinfühlender Schimmel!" — und sprang herab, auch Ladenpeter sprang herab und umarmte das edle Thier für seine Aufmerksamkeit.

„Nun," sprach der Schimmel, „gehe du voraus, Ladenpeter, ich sehe, dein Vater ist gleich fertig mit dem Dach und wird herunter gestiegen sein, wenn du langsam hingehst, da umarme ihn und erzähle ihm Alles, und sage ihm von Komanditchen, damit er nicht erschrickt; ich will für mich ganz still hinten am Gartenzaun herumtraben." — „Sehr brav!" sagte Komanditchen, und nun trennten sie sich.

Ladenpeter ging voraus, Komanditchen brach hie und da Blumen am Weg. Das liebe kleine Dörfchen in dem grünen Thal gefiel ihr gar gar wohl, und der Schimmel graste langsam längs dem Abhang hinab.

Der alte Landkrämer Risiko war eben von der Leiter herab gestiegen, da hörte er ein Liedchen pfeifen. „Ach!" sagte er, „das ist das nämliche Stückchen, das mein Junge, der Peter, sonst pfiff; o! wo mag der ehrliche Junge nur hingekommen sein, seit

drei Jahren ist er verloren, und ich habe das Geld nicht, ihn in den Reichsanzeiger setzen zu lassen. Wahrhaftig, es ist, als wenn er selbst pfiffe; wart! nun kommt eine Stelle in dem Liede, wenn er da einen Triller pfeift, so ist er es gewiß — ach! da haben wir's ja, ach Gott! er pfeift den Triller, o Peter! Peter!" — Da sprang Ladenpeter über den Zaun, und sein Vater Risiko hielt ihn in den Armen, und sie küßten sich und drückten sich und weinten die süßesten Thränen des Wiedersehens, und Komanditchen lauschte am Zaun und weinte mit.

Nun erzählte der Sohn dem Vater Alles, daß er bei Seligewittibs-Erben und Compagnie Ladenjunge geworden; daß sein Herr viel auf ihn halte, ihn aber nicht kenne; daß er hoffe, ihm einstens aus den Schulden heraus helfen zu können, und wie es ihm mit dem Schimmel gegangen, und daß die Tochter seines Herrn, Komanditchen, gleich kommen werde, und der Schimmel auch, und daß der Schimmel sprechen könne.

„Laß gut sein," sagte der Landkrämer, „und schneid mir nichts auf; ihr Herrn Ladenjungen aus der Residenz könnt das Aufschneiden doch nicht lassen; verdirb mir die Freude des Wiedersehens nicht mit Lügen von sprechenden Schimmeln; du wirst mir deinen alten Vater nicht gleich zum Narren haben; einige Pfiffe hat man in der Stadt immer voraus; da gibt es Gelegenheit sich zu bilden, man spielt etwa an einem freien Sonnabend einmal als Affe oder Löwe in der Komödie mit; aber deßwegen muß man seinem Vater doch keinen sprechenden Schimmel aufbinden." — „Lieber Vater!" erwiederte Ladenpeter, „wir waren erschrocken wie Ihr; Komanditchen wird gleich kommen, die könnt Ihr fragen, oder am besten den Schimmel selbst. Er hat gesagt, er wolle hinten am Zaun herumgehen."

Da trat Komanditchen, die Alles gehört hatte, zur Hofthüre herein und grüßte den alten Mann und sagte: „Ja, Herr Risiko, Ihr Sohn sagt die Wahrheit, der Schimmel kann sprechen, und zwar wie es nur die edelste Seele kann." Der Krämer zog die Mütze und sprach: „Das ist sehr wunderbar, der Schimmel, hm, hm, wo habt Ihr denn den Schimmel her?"

„Vater!“ versetzte Ladenpeter, „ich habe nie gewußt, daß Ihr einen Schimmel hattet.“ — „Ich weiß es auch nicht,“ sagte der Krämer, „als Herr Seligewittibs-Erben und Compagnie hier war und mich an Zahlung mahnte und ich gar nichts hatte, als meine gute Tochter, die vor ihm stand, da sagte er: ei was Tochter! hätten Sie einen guten Schimmel im Stall, der wäre mir lieber. Da ging deine arme Schwester weinend zur Thüre hinaus, und als Herr Seligewittibs-Erben und Compagnie auch hinaus ging, wieherte es im Stall. Ich war des Todes vor Schrecken, denn ich hatte keine Ziege, vielweniger ein Pferd im Stall, ja im ganzen armen Dorfe ist kein Pferd. Herr Seligewittibs-Erben und Compagnie sprang nach dem Stall und sagte: „Ei! ei! Herr Risiko! Ihr Pferd ist aufrichtiger als Sie.“ Ich betheuerte, das Pferd sei nicht mein, ich wüßte nichts von ihm; aber er glaubte mir nicht, besah das wunderschöne Pferd hinten und vorn und zog dann einen Schein über hundert Thaler aus der Brieftasche und sagte: den Schimmel nehme ich für hundert Thaler, die ich Ihnen gut schreibe und Sie von Neuem mit neunhundert belaste, worauf er aufstieg und wegritt. Am Thor drehte sich der Schimmel um und wiehrte so traurig, daß mir es durch Mark und Bein ging, und ich war wie versteinert. Ich suchte meine Tochter an allen Ecken; ich rief sie durch's ganze Dorf; ich fand sie nicht; ich habe sie nie wieder gesehen, seit sie weinend aus der Nebenthüre ging.“

„Ach!“ rief Ladenpeter aus, „meine liebe, fromme Schwester ist nicht hier! sie ist verloren!“ — „O, ich hatte mich so auf sie gefreut!“ sagte Komanditchen.

„Ja, es ist nicht anders, ich bin zum Unglück bestimmt,“ sagte der alte Risiko, „aber du bist wieder gefunden, vielleicht beschert mir sie der Himmel auch einmal wieder. Ach! als ich sie so im Dorf herum rief Kreditchen! Kreditchen! da wieherte der wunderliche Schimmel immer noch von dem Hügel herab; ach! mir ist's wie heute. Hier rufe ich noch alle Abend und meine, sie müsse kommen.“ — Da rief er wieder: Kreditchen! Kreditchen! und da wieherte es laut. „Herr jemine! der Schimmel!“ rief

Risiko und lief gegen die Thüre, und ein schönes blondes Bauernmädchen, seine Tochter, sank ihm in die Arme, und Ladenpeter umarmte die Schwester und Komanditchen auch.

Da war Freude an allen Ecken; „aber wo ist der sprechende Schimmel hingekommen?“ sagte der alte Risiko, „he Schimmelchen! komm! komm! Schimmel!“ da war kein Schimmel zu hören und zu sehen. „Was wollt ihr denn mit einem Schimmel?“ sagte Kreditchen. Da erzählten sie ihr die ganze Schimmelgeschichte von ihrem Verschwinden bis zu ihrer Zurückkunft, und sie sagte immer: „Ei! ei! das ist sehr seltsam! das sollte man kaum glauben!“ und als sie endlich gefragt wurde, wo sie denn so lange gewesen sei, sagte sie: „Ich habe das Unglück des Vaters nicht mehr mit ansehen können und bin in die Stadt dienen gegangen, um dem Vater meinen Lohn zu schicken. Nun hab ich aber ein großes Glück gehabt: ich habe an einem Morgen, da ich an den Brunnen ging, diese Brieftasche gefunden und nachher gehört, daß ausgetrommelt wurde, der ehrliche Finder, der sie zurückbringe, solle hundert Thaler haben. Da bin ich aus Freude zu euch herausgelaufen, um Euch die Brieftasche zu geben, damit Ihr den Finderlohn holen und an euren Gläubiger geben könnet.“ Da reichte sie dem Vater die Brieftasche, welcher mit derselben in seine Kammer ging, um zu sehen, was sie enthalte.

Komanditchen war müde, Kreditchen auch. Der Ladenpeter meinte, er wolle morgen mit Tagesanbruch Komanditchen zurück bringen, drum ging Komanditchen mit Kreditchen nach ihrer Kammer, und sie aßen ein wenig Brod und wilden Honig und legten sich zusammen in's Bett.

Da sprach Komanditchen zu Kreditchen: „Jungfer Risiko! legen Sie sich doch nicht so krumm, ich habe gar keinen Platz neben Ihnen im Bett.“ — „Ach! verzeihen Sie,“ erwiederte Kreditchen, und legte sich gerade, seufzte aber sehr tief dabei.

Als sie kaum eingeschlafen waren, wachte Komanditchen wieder auf und rief: „O! Kreditchen! Sie liegen wieder so krumm und drücken mich ganz zum Bett hinaus.“

Da bat Kreditchen wieder sehr um Verzeihung und legte sich

wieder mit Seufzen gerade. Dieses geschah aber öfters, und weil Kreditchen bei dem Geradlegen immer so seufzte, als habe sie Schmerzen und es doch nie eingestehen wollte, fühlte Komanditchen ihr im Schlaf an den Rücken und bemerkte, daß das arme Mädchen eine große Wunde auf demselben habe. Da stand Komanditchen heimlich auf und legte sich an die Erde, um das arme Kreditchen nicht mehr zu stören.

Am Morgen aber fragte sie das Mägdlein, was sie denn auf dem Rücken habe; da ward sie ganz roth und sagte: „Ach! das viele Tragen der Wasserbutten hat mir die Wunde gedrückt.“ Nun zog Komanditchen wohlriechendes Wasser hervor, das sie bei sich hatte, und rieb Kreditchens Wunde damit und verband sie; da wurde Kreditchen ihr noch viel dankbarer.

Risiko aber saß die ganze Nacht mit dem Ladenpeter auf, und sie sahen mit Verwunderung die Brieftasche durch.

Es war dieses aber eine Brieftasche von Seligewittibs-Erben und Compagnie, und es lagen Scheine über die 900 Thaler drin, welche ihm Risiko noch schuldig war, so daß der Krämer, wenn er sie behielt, hätte sagen können, er sei ihm nichts schuldig. Aber er war ehrlich und entschloß sich, nächstens in die Stadt zu gehen und die Brieftasche zurück zu bringen und sich nur die hundert Thaler Trinkgeld auszubitten.

Nun erzählte ihm der Ladenpeter noch Allerlei, wie es im Handel und Wandel jetzt stehe, und bei welchen Waaren man jetzt am meisten gewinnen könne, unter andern auch, daß die aufrichtigen echten alten Oelfässer so sehr stark gesucht würden, worüber sie endlich auch schlafen gingen. Gute Nacht zusammen!

Der Kaufmann, welcher, als er den Mantelsack auf den Schimmel schnallen wollte, in das Faß gefallen war und durch das Spundloch sah, wie das Pferd weggaloppirte, hielt sich in dem Faß ganz still und dachte, die Nacht abzuwarten, um herauszusteigen, weil er fürchtete, seine Handlungsdiener möchten ihn auslachen. Als es nun anfing zu dämmern, kam sein Nachbar Herr Base und Vetters Geschwister Seliger Eidam durch das offene Thor auf den Hof getreten und nahte sich dem

Faß und sprach: „Ei, ei, Seligewittibs-Erben und Compagnie scheinen viel echte, alte, aufrichtige Oelfässer zu haben, ich habe Auftrag, ein Dutzend zu kaufen und sie nach Oelreichsstadt zu senden, da kann ich einen guten Handel machen," und nun ging er zu dem Kassierer und kaufte ihm zwölf alte Oelfässer ab. Der Kaufmann hielt sich ganz still in dem Faß und dachte: „Bravo, nun werde ich von meinem eigenen Nachbar ganz unentgeltlich den Weg gefahren werden, welchen ich reisen wollte, und spare Zoll und Weggeld."

Der Kassierer hatte den Schimmel traben hören und glaubte nicht anders, als daß sein Herr weggeritten sei; er verkaufte also dem Nachbarn seinen Herrn unter den zwölf Fässern mit, und man merkte nicht, daß er darin stak, denn er hatte, als der Käufer in die Zahlstube gegangen war, den eingefallenen Faßdeckel leicht wieder über seinem Kopf in die Höhe gedrückt. So wurde er unter den andern Fässern aufgeladen, und sein Nachbar setzte sich selbst auf das vorderste Faß, in welchem Seligewittibs-Erben steckte, und fuhr die Ladung zur Stadt hinaus dem Walde zu.

Die Pferde gingen langsam, der Fuhrmann schlief ein, da ging es noch langsamer. Das ärgerte den Kaufmann im Fasse, welcher gern geschwind fort wollte, und er fing deßwegen an, so im Fasse zu wackeln, daß der Fahrende herunterfiel. Der stand wieder auf, schimpfte über das Faß, legte es fester, setzte sich wieder auf und fuhr rascher weiter.

Bald schlief er wieder ein, Der im Faß wackelte wieder, es ging wie vorher; da ärgerte sich der Fahrende und packte das Faß hinten auf und setzte sich auf ein anderes. Nun schlief er wieder ein, und der Kaufmann im Fasse, um ihn zu wecken, fing an, sich so zu bewegen, daß das Faß herunterfiel, und weil sie gerade zum Walde herausfuhren, wo man hinunter in das Dorf des Risiko sah, rumpelte das Faß den Weg hinunter ins Dorf und stieß plumps gegen die Hofthüre des armen Landkrämers.

Daß der Weg da hinunter ging, hatte der Kaufmann im Fasse nicht gesehen, sonst hätte er sich gewiß nicht vom Wagen herabgeworfen, denn alle Rippen thaten ihm von dem Rumpeln

über den steinigen Dorfweg sehr weh. Es war eben beim anbrechenden Morgen, und Risiko nebst Kreditchen begleiteten den Ladenpeter und das Komanditchen, welche in die Stadt zurückgingen, hinter dem Garten hinaus über die Wiese. Komanditchen schenkte der guten Kreditchen etwa zwölf Thaler, die sie bei sich hatte, für ihren Vater und bat sie um ihren Besuch in der Stadt, worauf sie sich alle unter Glückswünschung trennten.

Als der Krämer und Kreditchen in das Häuschen zurücktraten, that das Faß gerade den Puff gegen das Hofthor. „Ei!“ rief Risiko aus, „das ist gewiß der Schimmel, der mit dem Huf anschlägt,“ — und lief mit seiner Tochter ans Thor; aber wie freute er sich, als er ein echtes, aufrichtiges, altes Oelfaß davor fand, von welchen er durch Ladenpeter wußte, daß sie sehr gesucht wurden.

Aber da kam auch schon der Besitzer des Fasses den Berg herabgelaufen und schimpfte gewaltig auf das Faß, das nie auf dem Wagen ruhen wollte.

„Laßt mir das alte Faß,“ sagte Risiko, „was wollt Ihr es mühsam wieder hinaufwälzen, da es Euch doch nicht gehorchen will!“

„Ei!“ sagte da der Eigenthümer, „diese Fässer werden jetzt stark gesucht und sind hoch im Preis, doch wenn Ihr mir fünf Thaler geben wollt, könnt Ihr es haben; es kostet mich zwei Thaler auf dem Platz, dazu kömmt drei Groschen Provision und drei Groschen aus dem Haus auf die Straße und drei Groschen auf den Wagen und drei Groschen für jedes Mal Herunterfallen, macht für dreimal neun Groschen und wieder dreimal aufgeladen à 3 Groschen macht wieder 9 Groschen, und hier hergefahren 12 Groschen und hier heruntergelaufen à 3 Groschen und ihm nachgelaufen à 6 Groschen, macht Summa Summarum fünf Reichsthaler in Gold zu 5 Thaler 16 Groschen den Friedrichsd'or gerechnet.“

Dem Risiko stach das Faß sehr in die Augen, aber er hatte kein Geld und gestand dem Verkäufer ein, daß er dieses nicht zahlen könnte, er möge es ihm auf Kredit geben. Da erwiederte der Verkäufer: „Habt Ihr denn auch nicht Geldes werth?“ —

„Ach!" sagte Risiko, ich habe nichts als hier meine fromme Tochter Kreditchen." Da lachte der Verkäufer und sagte: „Auf die wird Euch Niemand etwas kreditiren, ein recht schönes Stück Federvieh von seltener Art wäre mir lieber." — Diese Rede ging der Tochter durchs Herz, sie weinte und ging in das Haus.

„Nun, habt Ihr keine Perlhühner, Fasanen, Pfauen oder seltene Tauben? Ich bin ein Liebhaber von dergleichen."

„Ach!" sagte Risiko, „wie soll ich zu so etwas kommen, ich habe nicht einmal Hühner!" — Da girrte es auf einmal auf dem Dach der Hütte; der Kaufmann schaute hinauf und rief aus: „Ha! ha! Ihr wollt nur nicht herausrücken, da sitzt ja die wunderschönste Pfauentaube auf dem Dach; wollt Ihr sie mir ablassen, so mögt Ihr das Faß dafür behalten."

Risiko hatte diese Taube nie gesehen und sprach verwundert: „Wenn Ihr sie wollt, so holt sie Euch, ich bin's zufrieden." Der Verkäufer, welcher ein großer Taubenkünstler war, nahm ein Fläschchen Anisöl, das die Tauben gern riechen, aus der Tasche, schmierte sich die Finger damit, nahm Wicken in die hohle Hand und wollte eben auf das Dach hinaufsteigen; aber die schöne Pfauentaube flog ihm entgegen und setzte sich ihm auf die Schulter. „Seht Ihr, ich verstehe es," sagte er stolz lächelnd und ging mit dem Wunsche von dannen, daß Risiko das aufrichtige alte Oelfaß in Glück und Segen verzehren möge, zufrieden mit seinem Handel den Berg hinan nach seinem Fuhrwerk.

Risiko hörte noch lange die Taube zärtlich Ruckruck rufen. Da rief er: „Kreditchen! Kreditchen!" aber sie war nicht zu hören und zu sehen, er hörte nur immer das Ruckruck der schönen Taube. Da setzte sich Risiko auf das erhandelte Oelfaß und sagte traurig: „Ach! was soll mir das Faß, ich habe mein gutes Kreditchen wieder verloren, welches mir doch das Liebste auf der Welt war. Aber vielleicht ist sie wieder in die Stadt dienen gegangen, ich will nur auch hinein und mir die hundert Thaler für die Brieftasche als Trinkgeld ausbitten; dann zahle ich sie an Herrn Seligewittibs-Erben und Compagnie und bin ihm dann 100 Thaler weniger schuldig." Da sprach es auf einmal aus dem Faß:

„Ich schreibe Ihnen nur 100 Thaler Münze gut, restiren 800 Thaler, welche abermal belastet bleiben;" und Risiko, der auf dem Fasse saß, machte einen Sprung herunter und lief mit dem Geschrei ins Haus: „Alle guten Geister! das Faß kann sprechen."

Herr Seligewittibs=Erben war ganz wider seinen Willen hier verkauft worden; er gedachte weiter transportirt zu werden und dann an Ort und Stelle herauszuschlüpfen. Er fürchtete nichts mehr, als daß Risiko, der vor dem Fasse floh, nicht wieder kommen und ihn darin stecken lassen möge; deßwegen kollerte er dem Risiko nach bis an die Hausthüre und rief immer: „Herr Risiko! sehr schätzbarer langer Freund! sehr gutes Haus! mit welchem ich noch interessante Geschäfte zu machen gedenke, Herr Risiko! ich stecke hier auf Ihr Risiko im Faß; bitte, mich zu hören; ich mache denselben den Antrag, mir das Faß zu einem Friedrichsd'or abzulassen, so viel Herr Vetter= und Basens Geschwister seliger Eidam dafür begehrt."

Risiko streckte auf dieses Geschrei den Kopf schüchtern zum Fenster hinaus und sprach: „O du echtes, altes, aufrichtiges Oelfaß! du bist mit Recht aufrichtig zu nennen, denn du sprichst wie ein Mensch; ich habe nichts dagegen, wenn du dich selbst von mir kaufen willst; für einen Friedrichsd'or kannst du dich haben, aber zahle mir baar."

Da schrie es aus dem Faß: „Schreibe Ihnen das Faß mit 5 Thaler 8 Groschen gut, da die Louisd'or so hoch stehen." Risiko aber sprach: „Mir ward 5 Thaler 16 Groschen gefordert," worüber sie lange hin= und herhandelten. Da aber Risiko nicht anders wollte, war Seligewittibs=Erben und Compagnie es zufrieden und verlangte aus dem Faß heraus. „Faß! du willst aus dem Faß heraus? das versteh ich nicht; ich kann weiter nichts thun, als dich auf ein trockenes Lager legen und deine Reife ein wenig antreiben und dich mit heißem Wasser ausspülen, welches ich dir berechnen werde."

Da kam Risiko mit heißem Wasser und einem Hammer heraus. Aber der Kaufmann schrie entsetzlich im Faß: „Ach! schlagen Sie das Faß zusammen und lassen Sie mich heraus, ich bin

Herr Seligewittibs-Erben und Compagnie.“ Da ging dem Risiko erst ein Licht auf, und er sagte: „Mein Herr! ich habe das Faß gekauft, wie es ist, auf mein Risiko, und gedenke mit dem Fasse in Compagnie zu gehen, mit allen seinen Eigenschaften, kann Sie daher nicht herauslassen.“

Nun begann der Kaufmann im Faß hin und her zu handeln. er ließ ihm ein Hundert Thaler nach dem andern von seiner Schuld nach und mußte endlich noch seine ganze Geldkatze, welche er um den Leib geschnallt hatte, aus dem Spundloch herauslaufen lassen und dann noch die zwei Finger herausstrecken und schwören, daß er den Risiko in Compagnie nehmen wolle, und daß die Firma heißen soll: Seligewittibs-Erben Risiko und Compagnie. Hierauf schrieb er alles Dieses zu Papier, reichte die Schrift, Feder und Tinte und Licht und Siegellack ins Faß, und der Kaufmann mußte Alles unterschreiben und besiegeln, worauf Risiko die Reife von dem Faß schlug und den Kaufmann heraussteigen ließ.

Man hätte denken sollen, der Kaufmann würde gegen Risiko sehr böse sein; aber im Gegentheil. Er umarmte ihn zärtlich und sprach: „Herr Risiko, ich habe nicht erwartet, daß Sie ein so feiner Kopf seien; hätten Sie sich dieses herrliche Geschäft entschlüpfen lassen, ich würde Sie ewig verachtet haben. Nun freue ich mich sehr, mit Ihnen in Verbindung zu arbeiten; ich bin versichert, ich werde es nicht zu bereuen haben.“

Nun theilte er ihm die ganze Ursache seiner Reise und seine ganze Spekulation mit und sprach: „Es ist die höchste Zeit, daß wir uns auf den Weg machen, um bei dem Zusammentreffen der beiden Herren von Incognito mit den großen Viehheerden im Hohlweg zu sein, auch fürchte ich sehr, Vetter und Base, welcher mit den Oelfässern fuhr, wird uns zuvor kommen.“

„Da bin ich gut für,“ sagte Risiko, „Sie sollen mich gleich kennen lernen,“ und nun stemmte er sich mit dem Rücken an einen kleinen alten Stall, der im Hof stand und drückte tüchtig, da fiel der Stall um und verschüttete ein kleines Bächlein neben seinem Haus.

„Was soll das?“ fragte der Kaufmann?

„Ueber diesen Bach muß Vetter und Base mit seinem Wagen, nun ist er verstopft, wird sehr anschwellen, und er wird ohne Brücke nicht hinüber können; lassen Sie uns ihm ruhig nachgehen.“

Sie machten sich auf den Weg, und Risiko sagte vorher zu einem benachbarten Bauern: „Gevatter! hier habt Ihr einen Louisd'or, wenn hier ein Faß angeschwommen kommt, so räumt den Bach wieder auf und lasset ihn laufen.“ — Der Bauer versprach es, und die beiden Handelsfreunde gingen ihres Wegs.

Als sie einige Stunden gegangen waren, fanden sie den Vetter und Base mit seinem Wagen an dem aufgeschwollnen Bach, der wie ein Fluß geworden war. Er konnte nicht hinüber und wünschte diese Reise nie übernommen zu haben. Da kauften sie ihm alle seine Oelfässer um ein Spottgeld ab und warfen sie in den Bach, worauf Vetter und Base mit nichts als seiner schönen Taube wieder nach Haus zurückfuhr.

Als die Oelfässer bei der Hütte des Risiko angeschwommen kamen, räumte der Bauer den Bach auf, das Wasser lief ab, und sie gingen ruhig hinüber. So kamen sie gleich bei dem Hohlweg im hohen Gebirg an und hörten bald ein außerordentliches Gebrüll von diesseits und jenseits.

„Ha! ha!“ sagte Risiko, „die beiden Herren von Incognito treiben schon ihr Vieh von zwei Seiten in den engen Hohlweg, bald werden sich die Ochsen begegnen und aufeinanderstoßen; der Schulze hier in dem nahe gelegenen Dorf ist mein Bruder und ein Fleischer; wir wollen zu ihm gehen, und da will ich Ihnen meinen ganzen Plan mittheilen.“

Sie kamen zu dem Schulzen, und nun sagte ihm Risiko: „Lieber Bruder! für jeden todten Ochsen, den du aus dem Hohlweg mit deinen Bauern herauf auf den Rand des Wegs ziehst und ihn in den kleinen Bach legst, sollst du einen Thaler haben.“ Das war der Schulze zufrieden und begab sich mit fünfzig starken Bauern, die mit Stricken und Hacken versehen waren, auf den Rand des Hohlwegs in die Mitte, wo die Heerden zusammentreffen mußten.

Nun redeten die zwei Handelsfreunde ab, was sie thun wollten: jeder sollte zu einem der Herren von Incognito gehen und ihm ein Heumagazin, die Ochsen zu füttern, an dem Ort verkaufen, wo sie die Heerden hintrieben, und jeder sollte von seinem Herrn von Incognito die Ochsen als Geschenk begehren, welche unterwegs sterben würden; das Weitere würde sich finden. Sie trennten sich und gingen rechts und links an die zwei Eingänge des Hohlwegs.

Das Vieh marschirte hinein, die Herren von Incognito gingen nach. Da sagte jeder an seiner Stelle zu seinem Herrn von Incognito: „Kaufen Sie mir 3000 Centner Heu ab, die Ochsen auf dem Markt zu füttern.“ Die Herren waren recht froh darüber und kauften das Heu den Centner zu 1 Louisd'or, also zu 3000 Louisd'or jeder, und mit der Bedingung, jedes Stück Vieh, was unterwegs sterbe, soll ihm gehören. Nun sagten sie: wir müssen zutreiben, damit wir schnell durch den Hohlweg kommen, und prügelten hinten immer auf die Ochsen los, die trafen in der Mitte des Hohlwegs zusammen und wurden wild und stießen mit den Köpfen zusammen, bis sie todt waren, und wurden von den Bauern immer heraufgezogen. Da kamen neue zusammen und stießen sich wieder todt, und immer so fort, bis sie alle todt und heraufgezogen waren, und die beiden Herren von Incognito selbst mit den Köpfen zusammenstießen. Sie kannten sich sehr gut, aber sie stellten sich, als kennten sie sich nicht, und fragten sich um ihre Namen. Da sagte Jeder, er heiße Incognito, worüber sie zu zanken begannen, und der Eine rief dem Risiko, er solle ihm beistehen, der Andere rief den Seligewittibs-Erben um Hülfe.

Da schlug Risiko den jenseitigen Herrn von Incognito mit seinem Stock, und Seligewittib schrie: schlägst du mir meinen Herrn von Incognito, so schlage ich dir deinen Herrn von Incognito, und prügelte auf den andern los, bis die Nacht einbrach und die beiden Herren von Incognito entflohen, jeder nach seiner Hauptstadt zurück.

Die Handelsfreunde umarmten sich nach ihrem wohlgelungenen

Geschäft; sie hatten zusammen 12000 Dukaten für Heu gewonnen und noch 6000 todte Ochsen dazu. Nun ließen sie die Ochsen alle abziehen und das Fleisch einsalzen und in dem Dorf bei dem Metzger liegen, worauf sie mit einander nach der Stadt reisten.

Wie froh war Ladenpeter und Komanditchen, daß der arme Risiko Gesellschafter der Handlung geworden war; aber daß Kreditchen die Freude nicht mitgenießen könne, machte alle sehr betrübt. Man ließ sie vergebens in alle Zeitungen setzen.

Die beiden Herrn von Incognito kamen zu ihren Königen zurück, und klagten über gegenseitige Mißhandlung; da ward Krieg erklärt, und Seligewittib und Risiko verkauften ihre Ochsenhäute sehr theuer zu Soldatenschuhen, und das eingesalzene Fleisch als Proviant. Die Blasen aber aus den Ochsenleibern hoben sie sehr sorgsam auf. Sie wurden hiedurch ganz unermeßlich reich, und da endlich Friede wurde, heiratheten sich der König von Diesseits und die Königin von Jenseits, und es wurden große Hoffeste gegeben, wobei die Ochsenblasen sehr theuer gekauft wurden, um sie statt Kanonen zu zerknallen, weil auch kein Körnchen Pulver von dem Krieg mehr übrig war. Nun wurden Seligewittibs-Erben und Compagnie zum Kommerzienrath ernannt wegen seinen hohen Verdiensten und wurde adelig mit dem Namen Baron von Ochsenglück, Risiko aber blieb, was er war.

Der Baron von Ochsenglück überließ dem Risiko die Handlung ganz, baute sich ein Treibhaus, las von der Unsterblichkeit der Seele und suchte Komanditchen an einen Grafen zu verheirathen.

Der Ladenpeter war nun auch kein armer Lehrbursche mehr, sondern saß in der Schreibstube seinem Vater Risiko gegenüber am Pult und führte die Correspondenz, hatte einen Engländer zum Spazierenreiten, und zwei Kutschenpferde und einen Reitknecht, und war immer so neumodisch gekleidet, daß man hätte glauben sollen, er wäre nicht recht klug im Hirn. Aber er mochte machen, was er wollte, die ganze Stadt nannte ihn doch nur Ladenpeter, und Komanditchen konnte ihn nicht mehr ausstehen;

woraus er sich auch nicht viel machte, wenn er sich nur zu Pferd in der Stadt konnte sehen lassen.

Während alles Dieses vorging, saß Komanditchen alle Tage einige Stunden in ihrer wohlriechenden Faßeinsiedelei und hatte das schöne Buch vom altdeutschen Spritzkuchen aus den Papieren der perfekten Köchin unter bittern Thränen der Erinnerung an ihre gute Mutter beinahe auswendig gelernt.

Da sah sie einstens auf dem Taubenschlag des Nachbars eine wunderschöne Pfauentaube sitzen, es war dieselbe, für welche er dem Risiko das Faß gegeben. Komanditchen war ganz entzückt über die Taube und rief aus: „O du wunderschöne Taube! komm ein wenig zu Komanditchen." Da flog die Taube zu ihr in das Faß und war so freundlich und lieblich, daß Komanditchen eine ungemeine Liebe zu ihr gewann, und wenn sie in ihrer Einsiedelei war, mußte die Taube immer bei ihr sein.

Einstens hörte sie durch das Loch im Faßboden, daß Besuch unten im Zimmer sei; sie legte sich an die Erde und sah hinunter. Es war der alte Graf Vogelleim und sein Sohn; sie warteten auf ihren Vater, und der Graf sagte zu seinem Sohn: „Du sollst dich nur wegen dem Gelde mit dem Fräulein Komanditchen verbinden; der alte Herr von Ochsenglück hat Glück gehabt wie ein Ochs, denn er hat mit einem Maikäfer angefangen."

Nun kam der Vater, und der Graf hielt um die Hand Komanditchens an. Das freute den Vater sehr, und er ließ Komanditchen rufen. Sie kam zu der Stube herein und sagte gleich zu ihrem Vater: „Ich mag den Grafen Vogelleim nicht." Da machte der Graf seinen Diener und zog ab.

Der Vater sagte zu ihr: „Du bist sehr grob;" sie erzählte ihm aber, was die Beiden gesprochen, und fragte: ob es wahr sei mit dem Maikäfer? „Ja," sagte der Vater: „ich war ein Betteljunge und hatte nichts von meinen verstorbenen Eltern erhalten als den Spruch:

Findst du was auf der Gasse,
Was besser als 'ne Laus:
Heb's auf, steck's in die Tasche
Und trag's mit dir nach Haus.

Als ich nun zum ersten Mal hier in die Stadt kam, fand ich unter einem Baume einen Maikäfer. Ich dachte, der ist besser als eine Laus, und hob ihn auf! Da kam eben der Graf Vogelleim, der auch noch ein kleiner Junge war, mit dem Bedienten vorbei, der ihm Bücher und Papier in die Schule nachtrug. Als er meinen Maikäfer sah, wollte er ihn haben und kaufte mir ihn um einen Bogen Papier ab, weßwegen du auch einen Maikäfer in dem Herzschild meines Wappens siehst. Hat nun der Graf sich darüber lustig gemacht, so soll er seine Leimruthe anders wo aufstecken, er soll dich mein Komanditchen nicht dran fangen!" Da küßte Komanditchen dem Vater die Hand und ging wieder in ihre Einsiedelei.

Ueber eine Weile hörte sie unten wieder sprechen; sie guckte, es war der Baron von Hustenleder mit seinem Sohn, der sagte: der Herr von Ochsenglück habe mit Zuckerpapier gehandelt. Komanditchen wurde wieder gerufen, und sie sagte wieder: „Baron von Hustenleder, ich mag Sie nicht." Hernach erzählte sie dem Vater wieder, was der von Hustenleder von dem Zuckerpapier gesagt. Der Vater sprach: „Es ist wahr, ich ging mit meinem Bogen Papier zu einem Zuckerbäcker, welcher gerade Biskuit in den Ofen schieben wollte; er versprach mir für meinen Bogen weißes Papier zwei, worauf Biskuite waren gebacken worden; ich ging den Handel ein und erhielt auf zwei andern Bogen 48 leichte Zuckerrinden, welche von den darauf gelegten Biskuiten waren sitzen geblieben. Ich schnitt die achtundvierzig Biskuit-Schattenrisse auseinander und verkaufte sie an den damals jungen Herrn von Hustenleder, jedes zu einem Kreuzer, macht 48 Kreuzer. Will er mich jetzt darum verachten, so mag er sein Hustenleder anderswo anbringen. Wegen jenem Fall siehst Du auch die 48 Biskuite auf dem Mantel, der um mein Wappen herum hängt!" Komanditchen küßte die Hand und ging in die Einsiedelei zurück.

Ueber eine Weile hörte sie unten den General von Wohlbekomms und seinen Sohn, der sagte zu seinem Sohn: „Ein gerechtes Schicksal führt durch deine Verbindung mit Komanditchen

das Geld des Ochsenglücks wieder in unsere Kasse, denn er hat für Schnupftabak sein Glück an mir gemacht."

Komanditchen ward wieder gerufen und sagte gleich beim Eintreten: „Herr General Wohlbekomms, ich mag Ihren Sohn nicht." Da gingen diese ab, und sie sagte dem Vater, was der General von Schnupftabak gesprochen, und fragte, ob es wahr sei. „Ja," sagte der Vater, „als ich die acht und vierzig Kreuzer hatte, kaufte ich dafür eine schön lakirte Schnupftabaksdose, auf welcher eine Menge Leute abgebildet waren, die auf die verschiedenste Art Tabak schnupften. Mit der Dose ging ich auf der Börse herum, wenn alle Kaufleute beisammen waren, und wo einer dem Andern ein Prischen präsentirte, war ich gleich bei der Hand und wünschte gute Geschäfte und bat mir eine Prise aus, die sie mir gern gaben. Ich that, als wenn ich schnupfte, und und fing entsetzlich an zu niesen, bald wie dieser, bald wie jener Kaufmann, worauf ich mich eingeübt hatte. Da guckten sich immer alle um und sprachen: „Zum Wohlsein, Profit!" und wenn sie sahen, daß ich es war, lachten sie; aber ich sammelte alle meine Prisen, die ich bekam, in die schöne Dose, und man hatte so viele Freude an meinen Possen, daß ich meine Dose bald voll hatte. Diesen Tabak mischte ich nun recht unter einander und ging damit auf die Wachtparade, wo der General Wohlbekomms die Truppen musterte. Da nun damals die Soldatenröcke so knapp gerathen waren, daß keiner eine Prise Tabak, viel weniger eine Dose bei sich tragen konnte, und ich wohl wußte, daß der General gern schnupfte, so stellte ich mich in seine Nähe und drehte meinen Dosendeckel, daß er pfiff. Der General hatte eben Marsch kommandirt, aber als er meine Dose hörte, rief er Halt, kam auf mich zu und sprach: „Junge, hast du Tabak?" Ich zeigte meine schöne Dose; das Bild der Schnupfenden darauf machte ihn noch viel begieriger; er gab mir einen Groschen und nahm eine Prise und fing so an zu niesen, daß das ganze Regiment Wohlbekomms rief. Der König von Diesseits freute sich so über diese treffliche Mannszucht, daß er den Truppen alle Zulage gab und dem General den Namen Wohlbekomms. Dadurch wurde er mir gut

und schnupfte oft und viel bei mir, konnte auch keinen Tabak mehr vertragen als meinen Gemischten, den er sonst nirgends bekommen konnte, wodurch ich jede Wachtparade, besonders wenn er im Feuer exerzirte, wozu er immer nieste, meinen Thaler verdiente.

Ich hatte so schon an zwanzig Thaler zurückgelegt. Als ich einmal wieder auf der Börse war, da ließ ein Kaufmann ein Schiff voll in der See naß gewordener Tabaksblätter an den Meistbietenden verkaufen. Dieser Kaufmann hatte eine ganz wunderbare Art zu niesen, die man auf der ganzen Börse hörte und kannte. Er hatte dem Ausrufer gesagt, wenn er ihn niesen höre, so solle er mit dem Schlüssel auf den Tisch schlagen, das Zeichen, daß Der, welcher gerade geboten, die Waaren haben soll. Dieses hatte ein anderer Kaufmann, der mein Niestalent kannte, gehört, und sprach zu mir: „Bursche, wenn ich dir winke, so niese wie der Herr Gotthelf Prost. Ich verspreche dir eine gute Belohnung.“ Nun wurde ausgerufen 100 Thaler zum ersten, 150 zum ersten, 150 zum zweiten, da sagte mein Kaufmann: „und sechs Groschen!“ und winkte mir, und ich nieste an der andern Ecke des Saales so laut wie der Kaufmann, daß Alles gotthelf, prosit! rief, der Ausrufer ließ den Schlüssel fallen, und mein Kaufmann kriegte das ungeheure Schiff voll Tabak, das wohl tausendmal so viel werth war. Jedermann verwunderte sich darüber, und Herr Gotthelf Prost kam herzugelaufen und sagte: „Es gilt nichts, ich habe nicht geniest!“ Herr P r i s i u s N i s i u s aber sagte: „Was geht mich Das an, zugeschlagen ist zugeschlagen,“ legte sein Geld hin und ging nach seinem ungeheuren Schiff voll Tabak, wohin ich ihm folgte. Kaum waren wir auf dem Schiff angelangt, als Herr Prisius Nisius mich umarmte und mir sagte: „Du hast mein Glück gemacht mit deinem Niesen, sage, was willst du haben?“ Ich bat ihn, er möge mich mit meinen zwanzig Thalern in Compagnie nehmen, und das war er zufrieden.

Da kam auf einmal der Fischminister, Herr von Nintstöhrenstuhr, auf das Schiff und erklärte, das Schiff müsse gleich ausgepackt werden, weil die Fische alle krepirten, weil der nasse Tabak

durch das Schiff ins Wasser rinne. Da mußten wir nun auspacken; aber wir machten es noch besser, wir hingen und nähten alle die feuchten Blätter an die Segel und Masten und das Tauwerk des Schiffes, und da sich eben ein guter Wind erhob, segelten wir nach Amsterdam, wo unser Tabak getrocknet ankam und Prisius Nisius fünfmal hundert tausend Thaler für den Tabak allein erhielt.

Ich heirathete hernach seine Haushälterin, welches eine perfekte Köchin und deine Mutter war, welche melancholisch wurde und, nachdem sie den altdeutschen Spritzkuchen schrieb, starb. Als ich sie heirathete, schenkte mir Prisius Nisius die Handlung, welche ich so lange geführt und durch welche ich zum Ochsenglücksritter geworden.

Will nun der Herr General Wohlbekomms meinen Tabakshandel mir unter die Nase reiben, so bist du, mein Komanditchen, eine zu delikate Prise für ihn, und mag er schnupfen, wo er will. Da küßte Komanditchen ihrem Vater die Hand und ging wieder in ihre Einsiedelei.

Noch sehr viele vornehme Herren kamen und baten den Herrn von Ochsenglück um die Hand Komanditchens; aber sie belauschte sie immer und sagte immer zu ihrem Vater: „Ich mag Diesen und Jenen nicht.“ Da sagte endlich der Vater ungeduldig: „Wenn dir Keiner recht ist, so back dir Einen.“ Das zog sich Komanditchen zu Herzen und saß ganze Tage tiefsinnig in ihrem Faßkabinet und lockte die Pfauentaube zu sich und las in dem altdeutschen Spritzkuchen, worin der Prinz Mandelwandel ihr besonders wohlgefiel.

Nun reiste ihr Vater einstens auf die Messe nach Leipzig und fragte Komanditchen, was er ihr mitbringen sollte. Da sagte sie: „Bringe mir mit: Ein silbernes Nudelbrett, eine goldene Teigrolle, einen silbernen Mörser und einen goldenen Stößel, einen Sack voll von dem feinsten Warschauer Weizenmehl, 50 Eier von Perlhühnern und 50 Eier von Goldfasanen, 50 Pfund frische süße Mandeln, ein Fäßchen voll Rosenöl, ein Fäßchen voll Rosenwasser, ein Fäßchen voll Rosenhonig, ein Fäßchen voll Maibutter,

zwei Pfund feine Vanille, eine Schachtel voll Citronen, eine Schachtel voll verzuckerten Anis, eine Schachtel voll Muskatnüsse, eine Schachtel voll Gewürznägelein, frische Feigen und Traubenrosinen, zwölf Pfund Gerstenzucker, zwölf Pfund Cacaobohnen und ein schönes indianisches Vogelnest.“ Der Vater wunderte sich über diese Bestellung, weil Komanditchen ihn aber sehr bat, so schrieb er sich Alles in sein Büchelchen, versprach es ihr mitzubringen und reiste ab.

Am folgenden Morgen saß Komanditchen in ihrem Hüttchen, und ihre liebe Pfauentaube kam von dem Taubenhaus des Nachbars herüber geflogen und fraß ihr aus der Hand. Da hörte sie auf einmal ein gewaltiges Geklapper auf dem Hof und ein großes Geschrei, und die Pfauentaube flog pfeilschnell zu dem Fenster hinaus. Komanditchen lief hinunter und sah, daß Risiko und sein Sohn Ladenpeter sich mit einem großen Storch herumschlugen, der entsetzlich klapperte und mit dem Schnabel nach ihnen stach. Risiko hatte das große Hauptbuch in der Hand, und Ladenpeter ein Lineal, mit welchem sie auf den Storch zuschlugen, den sie zu dem Thor hinaus jagen wollten. Da stürzte die Pfauentaube aus der Luft gegen den Ladenpeter, und er schlug sie mit dem Lineal so auf den Flügel, daß sie vor Komanditchens Füßen niedersank, und als der Storch dieses sah, verließ er den Streit und lief auch auf Komanditchen zu und schnatterte außerordentlich betrübt. Sie nahm ihn in Schutz und trug mit Thränen die verwundete Taube an ihrem Herzen hinauf in ihr Kabinetchen, wohin ihr der arme Storch sehr traurig nachhinkte und immer sehr betrübt klapperte.

Komanditchen wusch der guten Taube das Blut vom Flügel und verband sie und legte sie in ihren Schoos und fütterte sie aus ihrem Mund und hegte und pflegte sie, daß sie sich bald erholte; aber recht fliegen konnte sie nicht mehr. Der Storch aber stand immer ganz betrübt bei Komanditchen und sah das Täubchen an, das sich sehr freundlich mit ihm zu unterhalten schien. Die Ursache dieses Streites aber war folgende. Als Risiko noch im Dorfe als armer Krämer lebte, hatte der Storch sein Nest auf

seinem alten Stall seit vielen Jahren. Da der Risiko, um das Bächlein zu verschütten, den Stall umwarf, fiel das Nest des Storches, der gerade verreist war, mit herunter und zerbrach.

Im Sommer kam der Storch wieder, er fand sein Nest zerstört und die Hütte leer, da suchte er den Risiko in der Stadt auf; er sah den Ladenpeter, der sehr närrisch geputzt auf der Promenade herum ging und mit allerlei Damen schwätzte. Da flog er zu ihm nieder und fing an zu klappern. Die Damen lachten ihn aus, er wollte ihn verjagen, aber der Storch lief immer neben ihm her. Da strömten viele Leute und Kinder zusammen und riefen Lord Klapperstorch und lachten ihn aus. Da stieg Ladenpeter auf sein Pferd und wollte schnell nach Hause reiten. Aber der Storch flog immer über seinem Kopf und klapperte, bis in seine Wohnung; da er die Hausthüre zumachte, um das nachlaufende Volk abzuhalten, stieß der Storch ein Fenster ein und kam in die Schreibstube geflogen; setzte sich gerade vor Risiko, der an seinem offenen Hauptbuche rechnete; beschmutzte ihm das Buch; stieß ihm die rothe Dinte um und klapperte ganz entsetzlich. Da fiel Herr Risiko auch über ihn, sie jagten ihn auf den Hof, wo Komanditchen ihnen zu Hülfe kam und wo die gute Taube verletzt ward.

Der Nachbar, Herr Vetter und Base, hatte seine Spionen im Hause des Risiko, die erzählten ihm von der Verwundung der Pfauentaube, und er ging sogleich mit einem Advokaten zu Herrn Risiko, auf dessen Reichthum er ohnedies sehr neidisch war, und begehrte seine Pfauentaube frisch und gesund zurück. Risiko konnte das nicht, weil ihr der Flügel zerschlagen worden war, aber er bot ihm viel Geld. Der Nachbar aber begehrte das nämliche echte, alte, aufrichtige Oelfaß, und den Herrn Seligewittibs-Erben darin so wieder, wie er es ihm einstens für die Taube gegeben. Das war nun gar nicht möglich, denn das Faß war lange verbrannt, und Herr von Ochsenglück würde sich nie wieder hineingesetzt haben.

Da ward die Sache vor den König von Diesseits gebracht, und der sagte: „Wenn Herr Risiko das Faß nicht wieder geben

kann, so muß er dem Herrn Vetter und Base Alles geben, was aus dem Fasse entstanden ist.“ Ach! da mußte der arme Risiko all sein Geld hergeben und seine ganze Handlung und zog nun wieder mit dem Ladenpeter auf das Dorf.

Ehe sie fortzogen, kamen sie Beide zu Komanditchen und weinten sehr und Ladenpeter besonders. „Ach!“ sagte er, „warum bin ich ein solcher Narr geworden und habe ein englischer Lord sein wollen; o wo sind die Zeiten hin, da ich als ein unschuldiger Ladenpeter Ihnen dieses Kabinet eingerichtet!“ — Komanditchen weinte mit. „Oh!“ sagte Risiko zu dem Storch, der ernsthaft in der Ecke stand, „warum hab' ich dir aus Handelsspekulation dein Nest mit meinem alten Stall umgeworfen; o wäre ich doch ewig ein armer Krämer geblieben.“ Da er aber die arme, kranke Pfauentaube in Komanditchens Schooß sah, war er noch betrübter. „Ach!“ sagte er, „wo mag Kreditchen, meine Tochter sein, wenn die bei mir wäre, so wollte ich zufrieden wieder auf meinem Dorfe wohnen.“

Komanditchen sagte ihm: „Gehet in Gottes Namen, werdet wieder ruhig und fromm, gewöhnt Euch Eure Eitelkeit und die Vornehmthuerei ab; vielleicht wird Alles wieder gut,“ und da schenkte sie ihm noch ihre Sparbüchse und bat ihn, ihr die kranke Taube dafür zu lassen, worauf Vater und Sohn fortgingen.

Komanditchen sah, daß der Storch und die Taube weinten, und weinte still mit.

Am Abend dieses Tages kam Komanditchens Vater von der Messe zurück und brachte ihr Alles mit, was sie sich ausgebeten hatte: Kuchenbrett, Teigwalze und Mörser von Gold und Silber und das Warschauer Mehl und alle Gewürze und Süßigkeiten und Wohlgerüche. Als sie ihm das Unglück des Risiko und Ladenpeters, die wieder arm geworden, erzählte, war er nicht sehr traurig, sondern sagte nur: „Risiko war nie vorsichtig, hat immer zu viel riskirt.“

Komanditchen trug vor Allem Nudelbrett und Mörser in ihr Kabinetchen und nahm das Warschauer Mehl und die Fasanen- und die Perlhühnereier und die Maibutter und den Rosenhonig und alle die herrlichen Sachen, und schürzte ihren seidenen Aermel

auf und knetete mit ihren weißen Händen den allerköstlichsten Teig auf dem Nudelbrett zusammen, und in den Mörser stieß sie die Gewürze und Mandeln und knetete sie mit in den Teig, dabei half ihr der Storch und die Taube. Der Storch rührte Alles mit seinem Schnabel um, die Taube pickte alles Schlechte weg, was hie und da im Gewürze vorkam, und tauchte die Flügel in das Rosenwasser und besprengte den Teig damit, wovon ihr Flügel bald wieder so heil wurde, daß sie ziemlich fliegen konnte.

Als dieser unschätzbare Teig fertig war, fiel sie in ein tiefes Nachdenken und sah den Teig an, wie ein Bildhauer den Thon, aus welchem er eine herrliche Bildsäule gestalten will. In dem Buche ihrer Mutter, genannt „der altdeutsche Spritzkuchen aus den Papieren einer perfekten Köchin," war die Gestalt eines sehr angenehmen, sanften, schönen und tugendhaften Prinzen Mandelwandels beschrieben, welcher Komanditchen immer vor Augen schwebte, und weil ihr der Vater gesagt hatte: „wenn dir kein Bräutigam recht ist, so backe dir einen," so fing sie nun an, mit großer Aufmerksamkeit und Liebe zur Sache und mit außerordentlicher Geschicklichkeit aus dem Teige sich diesen Prinzen Mandelwandel zu kneten, während welcher ganzen Arbeit sie ununterbrochen folgendes Lied sang, während welchem, wenn sie Dieses oder Jenes, was sie brauchte, nicht zur Hand hatte, z. B. Wachholderbeeren, Himbeeren, Kirschen ꝛc., die Taube oder der Storch immer wegflogen und es ihr aus den naheliegenden Gärten ganz frisch zutrugen. Das Lied aber lautete:

Einen Teig will ich mir rollen,
Ganz nach meinem eignen Sinn,
Daß gleich Alle merken sollen,
Daß ich in der Küch die Tochter
Der perfekten Köchin bin.

O du früh verlorne Mutter!
Schau das Mehl von Warschau an,
Fasaneier, Maienbutter
Rührt mit flinker Hand die Tochter
Der perfekten Köchin dran.

Rosenöl und Rosenhonig,
Rosenwasser, Mandelbrei,
Thränen, Seufzer auch nicht wenig
Mischt dem Teige nun die Tochter
Der perfekten Köchin bei.

Pim, pim, pim der Mörser klinget,
Nelken, Zimmt, Muskatennuß,
Alles bald zu Staub zerspringet,
Wie es von der Hand der Tochter
Der perfekten Köchin muß.

Rein die Hände, blank die Schürze,
Unterm Häubchen fest das Haar,
Knet' ich in den Teig die Würze,
Stelle mich so ganz als Tochter
Der perfekten Köchin dar.

Aus dem edelsten der Teige
Knet' ich einen Zuckermann,
Der den stolzen Herren zeige,
Daß man fechten für die Tochter
Der perfekten Köchin kann.

Sieh, schon knet' ich alle Stücke,
Knie und Bein und Kopf und Wannst,
Rolle, nudle, zerre, drücke;
Munter, zeige, was du, Tochter
Der perfekten Köchin, kannst.

Kugelklös nun werd zum Kopfe,
Zuckerwerk zu Locken kraus,
Gerstenzucker zieht zum Zopfe
Hinten lang die kluge Tochter
Der perfekten Köchin aus.

Mandelzahn im Himbeermunde,
Augen von Wachholderbeer;
Denn das Süße und Gesunde
Liebt im Angesicht die Tochter
Der perfekten Köchin sehr.

Profit! von Pomranzenschaalen
Voll verzuckertem Anis,
Nase, nimmer zu bezahlen,
Wenn dich ab aus Hast die Tochter
Der perfekten Köchin stieß.

Lipp' und Wang' aus Citronate
Schnurr- und Backenbart umziert,
Fein gezackt vom Kuchenrade,
Was geschickt die Hand der Tochter
Der perfekten Köchin führt.

Nun ein Herz von Biskuitteige,
Mit Tokayerwein durchnetzt,
Drauf geschrieben: Lieb und schweige!
In die Brust ihm nun die Tochter
Der perfekten Köchin setzt.

Mit verzuckerten Maronen,
Königsberger Marzipan,
Köstlichsten Cacaobohnen
Füllet ihm den Leib die Tochter
Der perfekten Köchin an.

Und nun form ich an zwei Armen,
Hände zwei, zehn Fingerlein,
Diese sollen voll Erbarmen
Und auch tapfer durch die Tochter
Der perfekten Köchin sein.

Beine werden nun gedrechselt,
Nicht zu grad und nicht verrenkt,
Dick und dünn hübsch abgewechselt,
Wie es angenehm die Tochter
Der perfekten Köchin denkt.

Quittenfleisch wird nun zur Wade
Und zum Fuße Marzipan
Stiefel dann von Chocolade
Zieht dem Zuckerbild die Tochter
Der perfekten Köchin an.

O wie zierlich steht dem Schelme
Das indian'sche Vogelnest!
Auf das Ohr statt einem Helme
Macht es pfiffig ihm die Tochter
Der perfekten Köchin fest.

Orden zwölf von Zuckerkandel
Und Vanille Achselschnur,
Trägst du, Prinz von Mandelwandel,
Durch die Achtung einer Tochter
Der perfekten Köchin nur.

An den Zuckergriff des Degen,
Dessen Klinge ganz von Zimmt,
Soll er seine Rechte legen,
Weil in Schutz er gern die Tochter
Der perfekten Köchin nimmt.

Das Märchen von Schnürlieschen.

Fragment.



Es war einmal ein König, der hieß Talisqualis, und er regierte das Land Soso und die Hauptstadt gleiches Namens Soso, und Alles ging lustiger als überall.

Der gute Talisqualis war sehr vergnügt, sah gerne frohe Gesichter. Wer bei ihm zuerst lachte, lachte gut und erhielt gewiß, was er verlangte; wer aber zuletzt lachte, lachte am besten und erhielt einen Gnadengehalt. Es zogen sich daher alle lustigen Leute nach dem Lande Soso hin, und die Traurigen machten, daß sie herauskamen, denn sie mußten erstaunlich viel Geld bezahlen, wenn sie bleiben wollten, und der König hatte Leute, die überall auflauerten, und wenn ein Betrübter gefunden wurde, ward er sogleich vor den kurzweiligen Rath gebracht und mußte die Ursache seiner Betrübniß sagen. War ihm nun zu helfen, so wurde ihm geholfen, man gab ihm Geld und Gut und Ehre und Liebe, was er nur wollte. Reichte Das alles nicht zu, den Betrübten zu trösten, so brachte man ihn zum Landtrost, welcher Herzwasverlangstdu hieß, konnte ihn der auch nicht muntern, so ward er von dem König zuerst und dann von dem ganzen Volke ausgelacht und aus dem Lande Soso hinausgekitzelt.

In diesem lieben Lande wäre Alles glücklich und fröhlich gewesen, wenn das Weinen nicht wäre verboten gewesen. Aber so geht es; die thörichten Menschen meinen immer, Das schmecke am besten, was sie nicht essen sollen, und gerade, weil der König Talisqualis alle Thränen der Wittwen und Waisen getrocknet hatte, und weil der stille Kummer über die Grenze war gebracht worden, und weil die süße Schwermuth unter der Strafe des

Todtkitzelns verboten war, und weil hier Lachen gar nicht theuer war, sehnten sich allerlei unruhige Leute nach Betrübniß.

Man lud sich heimlich auf eine stille Thräne, auf einen tiefen Seufzer, auf ein leises Ach, auf einen sehnsüchtigen Blick, wie anderwärts auf einen Löffel Suppe, zu Gast und theilte sich die rührendsten Geschichten aus dem Auslande mit.

Alles Dieses geschah aber ganz in Geheim, und wenn irgend ein Fremder in die Stube trat, fing man laut an zu lachen, um nicht verrathen zu werden. Wonach sich aber der ganze Hofstaat und die ganze Hauptstadt sehnte, Das war, einmal ein Trauerspiel zu sehen, und Alles wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, den König Talisqualis darum zu bitten. Die Gelegenheit blieb nicht lange aus. Wir wollen sehen.

Der lustige Talisqualis hatte eine einzige Tochter, das liebste Herzkind von der Welt. Sie sollte nach ihm das Land regieren, Jeden liebte sie wie sich selbst, und da alle Kinder des ganzen Landes sie über die Taufe gehoben hatten, hatten sie ihr den Namen Liebseelchen gegeben.

Als Liebseelchen in die Kirche getragen wurde, stand ein betrübter Stern am Himmel; denn ihre Mutter, die Königin X. Y. Z., wurde auch in die Kirche getragen, aber nicht zur Taufe, sondern ins Grab, sie war gestorben. Das war nun dem guten König Talisqualis gar unangenehm, theils weil er sie sehr lieb hatte, theils weil er die Taufe seines Liebseelchens nicht mit gehöriger Freude konnte halten lassen.

Er ließ lange überlegen, wie man die Kirche austapezieren sollte, ob roth wegen der Freude über Liebseelchens Geburt, ob schwarz wegen dem Tod ihrer Mutter, und endlich entschied der kurzweilige Rath, es solle Alles halb roth, halb schwarz bekleidet werden. Und das geschah an Allem, von den Wänden der Kirche an bis auf die Strümpfe aller Anwesenden, deren einer schwarz, der andere roth war.

Der König hoffte, die Leute sollten dadurch an der Traurigkeit gehindert werden; aber weit gefehlt. Sie waren so froh, einmal eine Gelegenheit zur Betrübniß zu haben, wo sie sich recht

ausweinen konnten, daß sie auch gar nicht zu trösten waren. Es war ein allgemeines Schluchzen, und Liebseelchens feines Stimmchen hörte man mitten durch.

Der gute lustige König Talisqualis ward über diese große Traurigkeit selbst nachdenklich und fürchtete, sein Töchterchen möge ganz aus der Art schlagen und kein lustiges Kind werden. Leider hatte er sich hierin nicht geirrt, denn Liebseelchen wuchs heran, und wer sie nur einmal hätte lachen sehen, der hätte können reich werden, denn Talisqualis hatte bekannt machen lassen, wer ihm zuerst die Nachricht bringe, daß Liebseelchen gelacht habe, der sollte von ihm das beste Trinkgeld erhalten, das es gibt. Aber Liebseelchen lachte nicht, war immer still und sanft und gern allein. O, wenn sie aber unter die Menschen kam, war sie gar sanft und freundlich, fragte immer nach den Armen und Kranken, mit denen sie Alles theilte, was sie hatte.

Aber dies Vergnügen, wohlzuthun und zu trösten, ward ihr nicht oft, weil die Armen und Unglücklichen in der Stadt Soso eine so große Seltenheit waren, als hier zu Land ein grüner Schimmel. Ein einziges Vergnügen hatte sie öfters, nämlich die Sterbenden zu trösten; denn der König hatte entdeckt, daß die Kranken und Sterbenden ruhig und ergeben wurden, wenn Liebseelchen auf ihrem Bette saß und sie freundlich ansah, und da ihm die Freude der Menschen bis in den Tod gar lieb war, so erlaubte er, daß Liebseelchen sie besuchen durfte.

Das gute, sanfte Mägdlein ward darum, so oft man darum bat, in einer Sänfte in solche Trauerhäuser getragen, und da setzte sie sich den Leidenden zu Füßen und sah ihnen so fromm und freundlich in die Augen, daß sie entweder bald wieder gesund wurden, oder mit lächelnder Ergebung ihre Seele dem lieben Gott zurückgaben, von dem sie dieselbe empfangen hatten.

Anfangs war es in der Stadt Soso nur ein Werk der Barmherzigkeit, wenn der König es erlaubte, daß Liebseelchen einem Leidenden eine solche Wohlthat erweisen durfte, und es geschah meistens bei ärmern frommen Leuten, wenn sie selbst darum bat. Bald aber ward es eine hohe Gnade, und alle vornehmen Leute

ließen in Bittschriften darum ansuchen; ja es wurde zuletzt gar eine solche Mode daraus, daß manche Leute sich krank stellten, um nur von Liebseelchen besucht zu werden.

Es lebte in der Stadt Soso eine sehr wunderliche alte Person. Sie hatte sich den Leib mit einer engen Jacke, in der eiserne Stangen waren, so eng zusammen gepreßt, trug einen so breiten Reifrock, daß sie aussah, wie eine Schreibfeder im Tintenfaß. Schuhe hatte sie an mit so hohen Absätzen, daß sie wie auf Stelzen ging; auf dem Kopfe hatte sie eine Perrücke von Ziegenhaaren, hoch wie ein Spitzberg, und oben drauf eine Haube, welche ein großes Kriegsschiff mit vollen Segeln vorstellte.

Sie hielt es für unschicklich, wenn man seine Muttersprache sprach, und glaubte, nichts wäre trauriger, als daß die Menschen durch den Mund und nicht durch die Nase redeten, hatte es auch durch lange Uebung so weit gebracht, daß sie, ohne den Mund zu bewegen, durch ihre lange spitze Nase sehr lange Complimente und besonders deutlich dir das Wort p f u i doch aussprechen konnte, welches aber immer lautete wie fi donc.

Diese gute wunderliche Person nannte sich Mamsell Cephise la Marquise de Pimpernelle und beschäftigte sich damit, junge Mädchen zu erziehen; auch hatte sie eine ganze Heerde kleiner Mopshunde, welchen sie die Ohren abschnitt und die Nase platt drückte, und sie nachher um theures Geld verkaufte, denn sie meinte, der Unterschied zwischen Menschen und Thieren bestehe darin, daß die Menschen durch die Nase sprechen sollten, die Thiere aber durch das Maul.

Als der lustige König Talisqualis sie einmal gesehen und gesprochen hatte, war sie ihm so lächerlich vorgekommen, daß er sie für die lustigste Person der ganzen Stadt erklärte und versicherte, man könnte seine Töchter nicht lustiger erziehen lassen, als bei ihr; deßwegen ward es allgemein Sitte von vornehmen Leuten, ihre Töchter zu Mamsell Cephise la Marquise de Pimpernelle in die Schule zu schicken, und manche Kinder hatte sie ganz und gar im Hause.

Einmal war ihr eine von ihren Schülerinnen krank geworden,

und sie begab sich mit zwei Mopshündchen auf dem Arm zum König Talisqualis, that einen Fußfall vor seinem Thron, und die zwei Hündchen saßen ihr zur Seite auf den Hinterpfoten und machten mit den Vorderpfoten bitte, bitte, wozu sie mit den Zähnen blöckten und alle Augenblicke niesten, da denn die knieende Pimpernelle ihre lange Rede an den König unterbrach und zu ihnen sprach: Venies! Der König kam gar nicht aus dem Lachen heraus und sagte zu seinem kurzweiligen Rath: „Das ist eine unschätzbare Person! Was will sie? Es soll ihr Alles zugestanden sein." Da antwortete der Rath: „Ihro Majestät, sie wünscht, daß Prinzessin Liebseelchen eine ihrer kranken Schülerinnen besuchen möge." Sogleich erlaubte es der König, und es ward der Prinzessin angesagt, daß sie sich bereit halten möge, eine Kranke zu trösten, worauf die Mamsell Pimpernelle nach vielen närrischen Bücklingen abspazierte.

Liebseelchen zog geschwind ihr zimmtbraunes Röckchen an, wickelte sich in ihr schwarzes Mäntelchen und hüllte den Kopf in einen schwarzen Schleier und wurde so nach dem Hause der Pimpernelle in einer Sänfte getragen, und wo sie durch die Straßen vorüber kam, schloßen sich alle Mägdlein aus der Stadt Soso ihrem Gefolge an, um ihr Liebe und Ehre zu beweisen.

An der Hausthüre empfing sie die Pimpernelle, umgeben von allen ihren Hündchen, an der Spitze ihrer Schülerinnen, welche eine französche Arie sangen und sich nach dem Takte verneigten, so oft die Pimpernelle mit dem Fächer winkte, wie ein Regiments-Trommelschläger mit seinem Commandostab. Die kleinen Mädchen waren alle eingeschnürt wie ein Bund Schreibfedern und gerade wie Stricktöcke; sie machten spitze Mäulchen, waren hoch frisirt und schienen mit ihren blassen Gesichtern eben nicht sehr vergnügt zu sein.

Liebseelchen sah sie alle mit großer Liebe an, und da ihr der Gesang zu lange wurde, stieg sie aus der Sänfte und wollte die guten Kinder der Reihe nach umarmen; aber die Pimpernelle winkte ihnen immer mit dem Fächer zurück und sprach immer: „Respekt! Respekt!" so daß sie eine Treppenstufe nach der andern

hinauf zurückwichen, und auf jeder wollte die Pimpernelle ihre französische Rede wieder anfangen; aber Liebseelchen unterbrach sie immer wieder, indem sie eine von den armen Puppen umarmen wollte, und endlich riß ihr die Geduld, und sie schritt durch alle hindurch die Treppe hinauf. Da gerieth Alles in die größte Unordnung. Die Pimpernelle hatte keinen Raum mit ihrem Reifrock, sie stieß die Kinder hin und her und schlug ihnen mit dem Fächer auf die Nase, dazu fingen alle die Hündchen zu bellen an, und das Gefolge der Prinzessin lachte vor der Thüre. Es war eine gewaltige Verwirrung.

Liebseelchen drang endlich mit der Pimpernelle zugleich in die Krankenstube; hier wollte die Mamsell wieder eine Rede anfangen; Liebseelchen aber schritt gerade auf das Bett der Kranken zu und setzte sich wie gewöhnlich zu ihren Füßen.

Welch ein Jammer überfiel Liebseelchen! Die Kranke, ein schönes, blasses Fräulein, lag kerzengerade, eingeschnürt und frisirt wie ein Haubenstock, die eine Hand rechts, die andere links auf der seidenen Bettdecke; sie bewegte sich nicht; sie sprach kein Wort; Liebseelchen sah ihr mit ihren lieben, mitleidigen Augen bis ins innerste Herz.

Die Pimpernelle trat zu ihr und sagte: „Enfin eh bien, comment, quelle mine, parlez, eh bien, etourdie imbecille," und zerrte an ihr, welches auf deutsch heißt: Wohlan! wie! welche Miene! rede! nun! Ungeschickte! Einfältige! Mit diesen Worten wollte sie die arme Kranke zum Reden zwingen, und das gute Kind wollte auch gehorsamen, aber es konnte nicht und sah immer Liebseelchen an, welche auch gar nicht mehr auf die Pimpernelle hörte und die arme Kranke so innig ansah, daß ihr die Thränen aus den Augen stürzten.

Als die Pimpernelle dies sah, ward sie sehr böse und wollte eben auf die Kranke zufahren und ihr ihr unschickliches Betragen verweisen; aber Liebseelchen stand auf und sagte zu ihr: „Mamsell Pimpernelle, setzen Sie meine Geduld nicht länger auf die Probe; ich bin die Tochter und Erbin Ihres Königs; mein Beruf ist, die Leidenden zu trösten; ich befehle Ihnen, nicht mich länger zu

stören; lassen Sie uns allein.“ Mamsell Pimpernelle machte ein sehr wunderliches Gesicht und wollte allerlei Entschuldigungen vorbringen, aber Liebseelchen, welche nie ihre Sanftmuth verlor, drängte sie freundlich zur Thüre hinaus, und da ihr ihre Hündchen nicht gleich folgen wollten, lockte sie diese mit Zuckerbrod zu sich und trug sie der Mamsell Pimpernelle nach, worauf sie die Thüre verschloß und zu der armen Kranken zurückeilte, welche ihr den herzlichsten Dank mit einem zärtlichen Lächeln bezeugte.

„O, du arme liebe Freundin,“ sagte Liebseelchen zu der Kranken, „sage mir, wie heißest du und was leidest du?“ Die Kranke aber konnte sich nicht rühren und flüsterte nur leise: „Ach, ich heiße Schnürlieschen und muß sterben!“ Liebseelchen kam durch den Namen Schnürlieschen auf den Gedanken, das arme Mädchen möge wohl zu enge eingeschnürt sein, und eilte nun gleich, ihr zu helfen. O, du mein Jammer! was war das arme Schnürlieschen eingepanzert; ja sie hatte sogar unter der Halskrause ein eisernes Halsband, daß sie sich nicht rühren und regen konnte. Liebseelchen schnitt ihr alle Nesteln durch, und als Schnürlieschen sich wieder frei fühlte, that sie einen tiefen Athemzug und umarmte Liebseelchen unter einem Strom von Thränen.

„Ach,“ sagte sie leise, „geliebte Prinzessin, was dank ich dir! Seit zehn Jahren habe ich keinen freien Athemzug gethan und nicht durch den Mund gesprochen, immer sollte ich durch die Nase reden. Ach, seit zehn Jahren habe ich mich nicht bücken können, eine Blume zu brechen, wegen dem eisernen Käfig, in dem mein Leib gepanzert war. Ach, nun kann ich doch ruhig sterben und dabei dein liebes Angesicht ansehen!“

„Halte dich ruhig, liebes Schnürlieschen!“ sagte Liebseelchen, „ich will hier zu deinen Füßen sitzen, und wenn es dir wohl thut, in mein Gesicht zu sehen, so thue es nur; ich will dich so freundlich anschauen, als ich nur immer kann. Du thust mir sehr leid, ich habe dich am liebsten von allen Jungfrauen, die ich jemals gesehen. Wenn es dir nicht beschwerlich fällt, so erzähle mir ganz leise, wer deine Eltern sind, und wie du hieher gekommen bist.“

Nach diesen Worten setzte sich Liebseelchen zu Füßen des

armen Schnürlieschens auf das Bett, faltete die Hände, als ob sie für sie bete, und Schnürlieschen schaute nach ihr hin, wie eine Blume, die einschlafen will, nach der untergehenden Sonne, und sagte mit leiser Stimme folgende Reime:

Es ist schon eine lange Zeit,
Mein Röckchen war hübsch bunt und weit,
Klein war ich, ohne Bücken
Konnt ich die Blumen pflicken.

Die Sonn stand tief am Himmelsrand,
Ich ging an meines Bruders Hand
Auf einer grünen Wiese,
Als wie im Paradiese.

Des Schlosses Fenster blitzten fern,
Am Himmel kam der Abendstern,
Wir trugen auf den Hüten
Krönlein von Blum' und Blüthen.

Mein Bruder sprach: „Wir gehn zu weit,
Komm! komm nach Haus! das Käuzchen schreit,
Die Hühner sind schon schlafen,
Der Hirt kommt mit den Schafen."

Ich sprach: „Erst muß ich an den Quell,
Da steht das Kräutchen Pimpernell,
Das muß ich erst ausreißen,
Mir träumt', es wollt mich beißen."

Der Bruder sprach: „Ach! laß das Kraut,
Es wird schon dunkel, daß mirs graut;
Das Kräutlein auf der Weide
Thut dir ja nichts zu Leide."

Ich aber war voll Grimm und Zorn
Und lief durch Distel und durch Dorn
Vom Bruder hin zur Quelle
Und rupft die Pimpernelle.

Da rief das Fräulein: „Ach! und weh!
Gott half mir durch den kalten Schnee,
Nur einmal schaut' ich zur Sonnen
Und muß nun sterben am Bronnen."

Ich war voll Zorn, riß immer zu:
„Du böse Pimpernelle du!"
Rief ich, kratzt in der Erde
Und wußt nicht, was draus werde.

Mein Bruder rief, mein Bruder rief.
Ich hört ihn nicht, mein Zorn war tief!
Ich tobte an der Quelle
Und schimpft die Pimpernelle.

Da sagt das letzte Kräutlein noch:
„Dich kriegt die Pimpernelle doch,
Sie wird mein Sterben rächen,
Den wilden Sinn dir brechen."

„Ach! laß mich stehn, ich bitt dich drum."
Da dreht ich ihm das Hälslein um,
Das Kräutlein thät ich morden,
Sein Spruch ist wahr geworden.

Da kam ein Schatten angerollt:
Ich sah ihn vor dem Abendgold,
War bucklicht wie ein Kater,
Ich dacht', es sei der Vater.

Ich dacht', er holet uns nach Haus,
Er fuhr, uns aufzusuchen, aus
In seiner Königskutsche,
Ach, da kam die Barutsche.

Vier Möpse auf dem Vordersitz
Und zwischen Schachteln eine Nasenspitz
Konnt' ich schon ganz erkennen
Und wollt' zum Bruder rennen.

Und lief und sank da in den Sumpf,
Hielt mich da fest am Weidenstumpf
Und rief da in dem Schilfe:
„Ach, Hülfe, Hülfe, Hülfe!“

Da bellten die Möpse, der Wagen stand,
Der Kutscher naht', bot mir die Hand
Und trug mich in die Kutsche,
In die fatale Barutsche.

Da sprach's heraus, ich heiß Mamsell
Cephise Marquise de Pimpernell,
Sag an, meine Charmante!
Bist du von gutem Stande?

Da fuhr es mir durch Mark und Bein,
Das mag die Pimpernelle sein,
Wovon das Kraut gesprochen,
Das ich so bös gebrochen.

Ich schrie: „Ich bin des Königs Kind,
Zum Vater bringt mich ganz geschwind!“
Sie hob mich in die Kutsche,
Ach, in die böse Barutsche!

Die rumpelte über Stock und Stein
Fort mit mir in die Welt hinein,
Mein Weinen sie nicht rühret,
Sie hat mich fortgeführet.

Weil ich ein Bischen um mich schlug,
Sprach sie: „Dir ist's noch nicht genug,
Der Schneider hat's vermessen,
So gehn nicht die Prinzessen.

„Die Hände fahren dir herum;
Dein Leib wird schief, dein Hals wird krumm,
Als wolltest du mich schlagen;
Es wankt dir auch der Magen.“

Da nahm sie eine Schnürbürst her,
Schnürt mich die Kreuz, schnürt mich die Quer,
So spitz wie eine Spindel,
Wie's Kindlein in der Windel.

Da ward ich still, da ward ich zahm,
Im Herzen ich das Wort vernahm:
Die wird mein Sterben rächen,
Den wilden Sinn dir brechen.

Und so ward ich hierher gebracht
Und ward gepeinigt Tag und Nacht;
Die Antwort war, so bald ich bat:
Nur geh nicht krumm und halt dich grad.

Und zehen Jahr sind nun herum,
Ich bin nicht grad, ich bin nicht krumm,
Zerdrückt nur und zerknicket,
Zerstückelt und zerzwicket.

Vom lieben Gott hört ich nicht viel,
Doch vom Tarock und L'hombrespiel,
Von Tanzen und Manieren
Und auch von Gratuliren.

Weil ich betrübt den Kopf gesenkt,
Ward ich ins Halsband eingezwängt,
Ich mußte auf den Zehen
Und dazu auswärts gehen.

Den Leib hinein! Die Brust heraus!
Die Nase hoch und oben aus!
Ich mußt' mich tief verneigen,
Hoffärt'ge Demuth zeigen.

Kein Apfel, keine Kirsche roth,
Kein Salz, kein Schmalz, nur frisches Brod,
Heißt's, mach' die Säfte stocken,
Ich esse Semmeln trocken.

Kein frisches Wasser aus dem Quell
Erlaubet mir die Pimpernell,
Das, mit Respekt zu melden,
Mich könnte leicht verkälten.

Ich trinke nichts als Fliederthee,
Und keine Milch ich jemals seh,
Sie könnte mich verschleimen
Und innerlich verleimen.

Zur Stärkung der Memorie
Muß ich gar oft Cichorie
Mit braunem Syrup schlucken
Und darf nicht einmal spucken.

Man sperrte mich nun ein darauf,
O du betrübter Lebenslauf!
Ich muß stets stille sitzen,
Um mich nicht zu erhitzen.

Und alle Tage Medicin!
So gingen zehen Jahre hin.
Mein Licht hat ausgeglommen,
Mein Stündlein ist gekommen!

Wie wird so froh die Seele mein
Sich schwingen durch den Himmel rein,
Hin zu dem Paradiese
Auf eine frische Wiese.

Zuerst vor Allem an den Quell,
Wo ich zertrat die Pimpernell,
Verzeihung zu erbitten,
Ich hab' ja drum gelitten.

Dann zu dem lieben Vater mein
Und zu dem lieben Brüderlein,
Sie sollen mir vergeben
Mein wildes Widerstreben.

Und dann an meiner Mutter Brust,
Die lebt schon in der Himmelsluft,
Sie wird an ihrem Herzen
Mir nehmen alle Schmerzen.

Und dann, und dann, wohin Gott will,
Ich bin zufrieden, halte still,
Laß pressen und mich schnüren
Und zu Gerichte führen.

Bin ich hier gleich zum Sterben krank,
So sag' ich doch von Herzen Dank
Der Pimpernell am Quelle,
Und Mamsell Pimpernelle.

Ich war gar heftig und gar wild,
Ich ward durch sie ganz sanft und mild,
Kann nun getröstet sterben,
Das Himmelreich erwerben.

Viel Böses hätt' ich wohl gethan,
Drum that der liebe Gott wohl dran
Und ließ mich binden und schnüren,
Da konnt' ich mich nicht rühren.

So starb in mir der Uebermuth;
So ward ich selbst zum Sterben gut
Und kann dich mit Entzücken,
Liebseelchen! jetzt anblicken.

Ach, grab mein Grab doch an dem Quell,
Wo ich zerriß die Pimpernell,
Und pflanz' mir Pimpernelle
Um meine kleine Zelle!

So weit hatte das arme todtkranke Schnürlieschen mit leiser Stimme seinen Lebenslauf und seine schwere Strafe erzählt, welche es für seine Grausamkeit an dem Kräutlein Pimpernelle erlitten hatte, als auf einmal durch eine Hinterthüre, welche Lieb-

seelchen gar nicht bemerkt hatte, die alte Mamsell Pimpernell theils mit einem großen Kaffeebrett voll Kannen und Tassen, theils mit einem heftigen Zorn, das Schnürlieschen ganz bequem ohne Schnürbrust und Halsband daliegen zu sehen, hereintrat. Sie wußte nicht, ob sie zuerst der Prinzessin das Frühstück anbieten, oder Schnürlieschen zuerst anfahren sollte, und kam darüber in eine solche Verwirrung, daß sie den Präsentirteller mit allem Geschirr unter großem Geklirr an den Boden fallen ließ, worüber das kranke Schnürlieschen so erschrak, daß sein schwaches Lebensfädchen entzweiriß.

Sie streckte ihre dünnen Fingerchen nach Liebseelchen aus und sprach: „Dank, herzlichen Dank! ich muß sterben, mein letzter Wille ist, daß du, gutes Liebseelchen! nichts von Allem, was ich dir gesagt, bekannt machest und der armen Mamsell Pimpernelle verzeihst, wie ich ihr auch von Herzen verzeihe, denn sie hat es gut mit mir gemeint, und ich habe es wohl noch schlimmer verdient, lebe wohl!“ Da sah sie nochmal in die thränenvollen Augen Liebseelchens und schloß die ihrigen auf immer.

Liebseelchen saß ganz still da und weinte und dachte: „Ach, wie gut war das arme Schnürlieschen, und wie geduldig hat es für seinen Jugendfehler gebüßt, und wie menschenfreundlich ist es gestorben!“ So dachte Liebseelchen und sah in das bleiche, müde Schlummergesicht des gestorbenen Schnürlieschens.

Mamsell Pimpernelle hatte sich indessen wieder aufgerafft und stürzte zwischen den zwei stillen Jungfrauen mit Entschuldigungen und Beschuldigungen hin und her wie eine Woge zwischen zwei ruhigen Felsen, und Beide hörten sie nicht. Denn was kümmerte sich Schnürlieschen um ihr Zanken, daß sie ohne Schnürbrust daliege, hatte sie doch die engste Schnürbrust des menschlichen Leibes ausgezogen und bei der andern Schnürbrust liegen lassen, und breitete ihre gute geprüfte Seele doch schon Minuten lang ihre Flügel in einer schönern Welt aus, hinschwebend über ewig blühende Wiesen, wo keine Mamsell Pimpernelle sie zerquälte, wo ihre liebe Mutter und ihr guter Vater sie ans Herz

drückten; denn auch dieser war aus Kummer über ihre Entführung gestorben. Auch Liebseelchen hörte nicht auf Mamsell Pimpernell; denn sie betete mit stillen Thränen für das gute Schnürlieschen und dachte: „Ach Gott! wie blind und verdreht können doch die armen Menschen einander das Leben verbittern und verkrüppeln! Ach, was würden doch für Affen und endlich noch für niedrigere Thiere aus den Menschen werden, wenn sich Gott ihrer nicht erbarmte und die Mittel, welche sie anwenden, sich zu verderben, gerade zu ihrer Besserung wendete! Da hat nun die Mamsell Pimpernell aus dem guten Schnürlieschen eine recht verdrehte Zierpuppe machen wollen, und gerade dadurch ist sie ein recht liebes, geduldiges Lämmchen geworden, das sich jetzt recht wohl bei andern Lämmern im Himmel befinden mag."

Nach diesen Gedanken wurde Liebseelchen von Mamsell Pimpernell gestört, welche mit aller Gewalt die Verstorbene wieder einschnüren wollte und ihr die heftigsten Vorwürfe machte, daß sie sich aus Eigensinn nicht rühre und rege. Liebseelchen konnte es nicht länger mit ansehen und sprach zu Mamsell Pimpernell, indem sie dieselbe sanft zurückzog: „Schnürlieschen hat ausgelitten, hören Sie auf, Ihre Reden an die Ueberreste eines armen Kindes zu verlieren, dessen Seele bereits außer dem Umfange aller Schnürleiber und Halsbänder ist. Ich habe ihren letzten Willen empfangen und werde für ihre Beerdigung sorgen. Ich kenne das unglückliche Schicksal des armen Schnürlieschens in seinem ganzen Umfang. Sie hat Ihnen von Herzen verziehen, und nach ihrem ausgesprochenen letzten Willen rede ich keine Silbe von Allem, was Ihnen, Mamsell Pimpernell, sehr übel bekommen könnte, wenn es bekannt würde."

Mamsell Pimpernell fühlte sich von diesen Worten Liebseelchens so angegriffen, daß sie in Ohnmacht sank. Liebseelchen bekümmerte sich nicht um sie, rief aber ihrem Gefolge und befahl ihnen, das Bett, worauf Schnürlieschen lag, welche sie mit ihrem Schleier bedeckt hatte, nach dem Schlosse zu tragen, und allen andern Jungfrauen und Mägdlein, welche bei Mamsell Pimpernelle erzogen wurden, befahl sie, paarweise dem Zuge nachzufolgen.

Alles eilte, den Willen der geliebten Prinzessin zu vollbringen, und vorzüglich die Zöglinge der Mamsell Pimpernelle, welchen dieses außerordentliche Ereigniß eine große Freude machte. Sie hatten ihre Staatskleider wegen des Empfanges Liebseelchens noch an und waren daher sogleich bereit, ihr zu folgen, und da sie fröhlich durcheinander plapperten, als sie die Botschaft erhalten hatten, und einander fragten, durch welche Straße der Zug wohl gehen und wer von ihnen an dem Hause seiner Eltern oder Freunde vorüberkommen würde, sagte Liebseelchen, die an ihnen vorüberging, indem sie dem Schnürlieschen folgte, das auf seinem Lager die Treppe hinabgetragen wurde: „Meine Kinder, wer hat Schnürlieschen am liebsten gehabt?" Da sagten Alle: „Ich, ich, ich!" Da erwiederte Liebseelchen: „Das wollen wir Alles untersuchen, jetzt aber stellt euch nach der Größe, um ihr nach dem Schlosse zu folgen."

Da gab es wieder eine große Verwirrung, denn Eine klagte über die Andere, sie habe höhere Absätze oder einen höheren Aufsatz. Einige aber standen ganz still im Hintergrunde. Liebseelchen winkte ihnen, vorzutreten, und ordnete die Andern paarweise, wie es ihr gutdünkte, und fragte sie, ob sie nicht ein schönes, frommes Lied singen könnten. Sie konnten aber keine anderen Lieder als französische: Malbrough s'en va-t-en guerre, miron ton ton tonton taire, oder Je ne saurai danser, ma pantoufle est trop étroite, welches auf deutsch heißt: „Ich werde nicht tanzen können, mein Pantoffel ist zu eng" u. dgl. Da sagte Liebseelchen: „Hat denn Schnürlieschen kein Lieblingslied gehabt? — „O ja," erwiederten mehrere, „und wir können es alle; aber wir durften es nicht singen."

